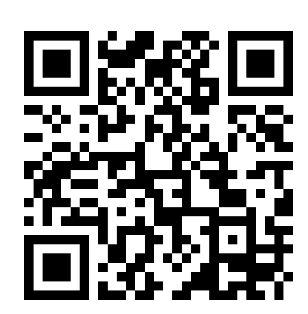
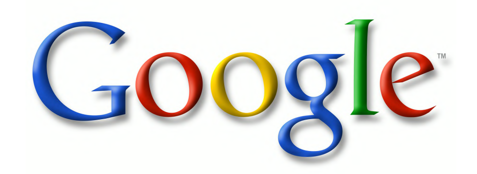
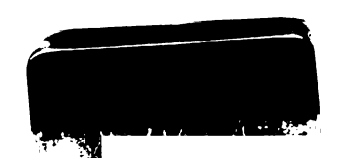










Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie
der Wissenschaften.

Neunzehnter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1844.

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit Ernestus Fridericus Poppo. Vol. 1. Sect. I. et II. Gothae, sumtibus Fridericae Hennings. MDCCCXLIII. (Londini apud Alexandr. Black.)

Unter denjenigen Schriftstellern Griechenlands, welche auch außer dem Bereiche unserer gelehrten Schulen für das reifere Alter und das öffentliche Leben eine vorzügliche Beachtung verdienen und auch wirklich genießen, steht der Geschichtschreiber des peloponnesischen Krieges mit in der vorderſten Reihe. Ebendeßwegen ist es aber auch eine gerechte Forderung der Zeit an die Vertreter der classischen Philologie, nach gewissen Perioden des Fortschritts und der Entwicklung in derselben die gewonnenen wissenschaftlichen Resultate und festgestellten Ansichten zu sammeln, zu ordnen und dem Verehrer des Alterthums zur Kunde und Prüfung vorzulegen, sey es in belehrenden Uebersichten und wohlberechneten Zusammenstellungen, oder in neuen jenen Anforderungen entsprechenden Ausgaben einzelner Classiker.

Zu diesem Endzweck übernahm es Herr Poppo, dem wir den umfassendsten Apparat zu Thukydides in seiner großen Ausgabe dieses Autors verdanken, den Meister der historischen Kunst für die Gothaer Bibliothek zu bearbeiten; bis jetzt liegen uns die beyden ersten Bücher vor, denen das Leben des Thukydides von Marcellinus und eine Uebersicht der diplomatischen, exegetischen und anderweitigen Hülfsmittel, die bis jetzt geboten sind, vorausgeschickt ist. Im Allgemeinen billigt Ref. sowohl die kritische Behandlung als das Maß und den Umfang der erklärenden Noten; denn wozu in solchen Ausgaben eine Aufzählung aller Varianten? wozu weitläufige grammatische Erörterungen oder Vergleichungen? Dennoch gesteht er beym Gebrauche des Buches auf einzelne Uebelstände gestoßen zu seyn. Erstlich fand ich die statt der grammatischen Noten eingeschalteten Citate aus den Grammatiken von Matthiä oder Rost zum Theil ebenso überflüssig, als es jene gewesen wären; überflüssig, sage ich, weil der Schüler sie doch nicht nachschlägt oder oft nicht nachschlagen kann; auch, wenn er an die Lectüre des Thukydides kommt, mit den ausreichenden Kenntnissen der griechischen Syntax versehen seyn muß; überflüssig, weil der Lehrer die etwaigen Belege selbst zu finden im Stande seyn soll und überflüssig, weil jeder andere, der sich mit Thukydides beschäftigt, auf diese freylich an sich wichtigen Erscheinungen wenig oder keine Rücksicht nehmen kann; solchen ist es um etwas anderes zu thun, wie Herr P. selbst richtig bemerkt (Vorrede ab in.): alii sc. in legendis scriptoribus veteribus id unum spectant, ut et verba quam maxime emendata et sententias recte intelligant. Man vergleiche in dieser Beziehung z. B. cap. 89 § 3. In minderem Grade ist dieß an den Hinweisungen auf antiquarische Hülfswerke zu tadeln, wiewohl auch hiebey eher zu viel als zu wenig gethan scheint. So, um auch hier bloß eine Stelle anzuführen, cap. 135 § 3, in den Citaten wegen des Ostrakismus. Anderwärts, wie cap. 56 § 2, wäre vielleicht statt der Anführung von Büchern eine kurze Begriffserklärung vorzuziehen ge-

wesen, oder letztere wenigstens nicht wegzulassen. Ferner glaube ich die Bemerkung gemacht zu haben, daß Herr P. manchmal sowohl in der Erörterung einzelner bedeutungsvoller, aber dunkler oder eigenthümlich gebrauchter Wörter zu kurz oder unbestimmt gewesen, als auch bey Beleuchtung ganzer Sätze weniger genau das Wesen und den inneren Zusammenhang hervorgehoben habe. Dieß zu thun und recht zu thun, ist freylich eine schwierige Aufgabe; dazu kommt, daß der Eine Anstoß findet und Halt macht, wo der Andere leichten Fußes wegschreitet. Bey solchen Schriftstellern, wie Thukydides, ist es immer schon ein lobenswerthes Verdienst, auf manche unter den vielen Dunkelheiten einen neuen Lichtstrahl geworfen zu haben. Dieses Verdienst dem gelehrten und umsichtigen Herausgeber streitig zu machen, wäre Undank. Deßhalb können auch folgende Bemerkungen über einige Stellen des ersten Buches dem Her. nicht zum Vorwurf ausgelegt werden, vielmehr mögen sie ihm dazu dienen, durch abermaliges Ueberlegen derselben oder auch Widerlegen meiner Ansichten seine Verdienste zu steigern.

Ich wähle zuerst mehrere Stellen aus den Reden der Korkyräer und Korinther. Cap. 32 § 3. *τετύχηκε δὲ τὸ αὐτὸ ἐπιτήδευμα πρός τε ὑμᾶς ἐς τὴν χρείαν ἡμῖν ἄλογον, καὶ ἐς τὰ ἡμέτερα αὐτῶν ἐν τῷ παρόντι ἀξύμφορον.* Die Worte *ἐς τὴν χρείαν* sollten erklärt seyn; Dukas hat: *ἐν τῇ παρούσῃ ἡμῶν χρείᾳ*, Herr P. in der größeren Ausgabe fügt bey: potius *πρὸς τὴν παροῦσαν χρείαν* ad praesens negotium auxilii petendi bene perficiendum. Vergleicht man die Beziehung der Korinther auf diese Stelle cap. 37, 1: *τὴν τῶνδε χρείαν κ. τ. λ.* (hier erklärt es Herr P. mit: necessitas, h. e. preces, ad quas hos necessitas cogit), so ergiebt sich für beydemale die Bedeutung: „Verlangen". Daß es auch an unserer Stelle so zu fassen ist, lehrt das sogleich Folgende: *ξύμμαχοί τε γὰρ..... νῦν ἄλλων τοῦτο δεησόμενοι ἥκομεν.* Natürlich ist *χρεία* immer ein „Verlangen aus Noth", wie denn dieser zweyte Begriff zu Anfang des 33. Cap. in den Worten *ἡ ξυντυχία τῆς ἡμετέρας χρείας* verherrscht.

Cap. 33 § 1. *δεξάμενοι ὡς ἂν μάλιστα μετὰ ἀειμνήστου μαρτυρίου τὴν χάριν καταθῆσθε.* Die Aenderung *καταθήσεσθε* scheint mir die einfachste und, um den Sinn der Stelle sogleich sichtbar zu machen, kann man *ὡς ἂν μάλιστα* in Kommata einschließen. Die Ausdrucksweise scheint keineswegs ungriechisch (vergl. Hermann. de partic. *ἄν.* Opusc. IV. p. 33), selbst wenn man keine Ellipse statuirt, wie Herr P. Es ist, ich möchte sagen, eine feine Umschreibung statt der geraden Negation.

Cap. 35 § 4. *ἀλλὰ καὶ ἀπὸ τῆς ὑμετέρας ἀρχῆς δύναμιν προσλαβεῖν περιόψεσθε, ἣν οὐ δίκαιον, ἀλλ' ἢ κἀκείνων κωλύειν..... μάλιστα δὲ ἀπὸ τοῦ προφανοῦς δεξαμένους βοηθεῖν.* Ich führe diese Stelle an, weil ich glaube, sie hätte eine weitere Erklärung verdient, als sie vom Herausg. erfahren hat. Dieser verweist bloß wegen *προσλαβεῖν περιόψεσθε* und *ἀπὸ τοῦ προφανοῦς* auf Matthiä und Rost. Allein eher erwartet man Aufschluß über *ἀπὸ τῆς ὑμετέρας ἀρχῆς*, über die Verbindung *ἣν οὐ δίκαιον — ἀλλ' ἢ..... κωλύειν..... ἢ πέμπειν* und das den Satz schließende *δεξαμένους βοηθεῖν*, indem die hier waltende Kürze zu irrigen Ergänzungen verführen könnte. Ebenso befriedigt keineswegs die bloße Note des Dukas im folgenden § zu *οὐχ ὁμοία ἡ ἀλλοτρίωσις: οὐ ταὐτόν ἐστιν ὑμῖν εἰς ζημίαν ναυτικοῦ τε καὶ πεζικοῦ στέρεσθαι*, worin besonders das *εἰς ζημίαν* stört, wörtlich heißt es: auxilio maritimo et non terrestri prodito non par est deminutio i. e. societatem repudiare civitatis classe multum valentis et quae non est in continenti, haud pari est momento. Ob zum folgenden: *ἀλλὰ μάλιστα μὲν, εἰ δύνασθε, μηδένα ἄλλον ἐᾶν κεκτῆσθαι ναῦς κ. τ. ἑ.* ein Verbum, wie *διαφέρει* oder *ξυμφέρει* zu ergänzen oder mit Burges durch Conjectur *δεῖ* einzuschalten sey, möchte ich bezweifeln; denn ich halte es nach Thukydides Schreibart nicht für zu kühn, aus dem vorausgehenden *οὐχ ὁμοία ἡ ἀλλ.* den in *ὅμοιος* liegenden Begriff für diesen Satz mit herüber zu nehmen, und die Infinitive davon abhängen zu lassen.

Ingleichen vermisse ich zu cap. 39 § 3 eine das Verständniß erleichternde Auseinandersetzung.

Cap. 41 § 1. *Δικαιώματα μὲν οὖν τάδε πρὸς ὑμᾶς ἔχομεν — παραίνεσιν δὲ καὶ ἀξίωσιν χάριτος τοιάνδε, ἥν οὐκ ἐχθροὶ ὄντες, ὥστε βλάπτειν. οὐδ' αὖ φίλοι, ὥστε ἐπιχρῆσθαι, ἀντιδοθῆναι ἡμῖν ἐν τῷ παρόντι φαμὲν χρῆναι.* Die Korinther zeigen hier den Athenern, daß sie nicht nur rechtliche gesetzmäßige Ansprüche auf ihre Unterstützung gegen die Korkyräer haben, sondern auch Gründe der Billigkeit und dankbarer Erkenntlichkeit vorbringen können. Die *δικαιώματα* hatten sie im 40. Cap. auseinandergesetzt, als *παραίνεσις καὶ ἀξίωσις χάριτος* dient ihnen die nachher erwähnte Unterstützung gegen die Aegineten; dieß ist alles klar, nur die nähere Motivirung in den Worten: — *οὐκ ἐχθροὶ ὄντες ὥστε βλάπτειν οὐδ' αὖ φίλοι ὥστε ἐπιχρῆσθαι* — erscheint dunkel, zumeist wegen des *ἐπιχρῆσθαι*, welches fast von jedem Ausleger anders gedeutet wird. Hr. P. begnügt sich mit bloßer Aufzählung der differirenden Deutungen, nachdem er selbst erklärt hat: *ἐπιχρῆσθαι* quid significet obscurum est. Daß nun *χρῆσθαι* und *ἐπιχρῆσθαι* ungefähr so verschieden sind, wie etwa cap. 71 § 3 *ἐπιτέχνησις* von *τέχνησις* ist leicht annehmbar; nicht minder, glaube ich, daß *ἐπιχρῆσθαι* das conträre Gegentheil von *βλάπτειν* ist, wie *φίλοι* von *ἐχθροί* —; Feinde haben die Absicht zu schaden, Freunde sollen nützen, sich gegenseitig benützen. Da aber die Korinther in keinem der beyden Verhältnisse zu den Athenern stehen, allein dennoch Athens Anschluß an ihren Staat fordern, so stützen sie sich rechtens bloß auf einen früheren analogen Fall. So ergiebt sich folgende Deutung: wir verlangen diesen Dienst, weder in der feindlichen Absicht zu schaden, noch nach dem Rechte freundschaftlicher Aushülfe, sondern als billigen Ersatz früherer Leistungen. In *ἐπιχρῆσθαι* liegt also ungefähr unser „einen besondern Dienst haben wollen."

Unter anderen Stellen, welche ich der Besprechung werth gehalten habe, mögen folgende genügen. Cap. 1 § 2 *ἐκ δὲ τεκμηρίων, ὧν ἐπὶ μακρότατον σκοποῦντί μοι πιστεῦσαι ξυμβαίνει.* Das Relativum *ὧν* erklären einige mit *ἐξ ὧν*, andere beziehen es auf *ἐπὶ μακρότατον*, Herr P. ist geneigt, nach Krüger eine Attraction auf das folgende *σκοποῦντι* anzunehmen. Für die erste und dritte Weise finden sich allerdings Analogien, die zweyte ist an sich grammatisch einfach, aber scheint gegen den Sprachgebrauch und stört den Sinn, wie Herr P. richtig bemerkt; daß *ὧν* statt *οἷς*, was man erwartet, gesetzt sey, ist gleichfalls schwer zu rechtfertigen. Wie aber, wenn wir die obigen Wege verlassen wollen, sollte das Wörtchen nicht aus sich vertheidigt werden können? Ich denke, der Genitiv sagt etwa folgendes: aus den Zeugnissen, denen man theilweise nach genauer Prüfung Glauben schenken darf, schließe ich u. s. w.

Cap. 6 § 1: *Πᾶσα γὰρ ἡ Ἑλλὰς ἐσιδηροφόρει..... καὶ ξυνήθη τὴν δίαιταν μεθ' ὅπλων ἐποιήσαντο.* Zu letzterem bemerkt Hr. P.: haec videntur sic jungenda esse, *τὴν δίαιταν (τὴν) μ. ὅπλ. ἐπ. ξυνήθη (δίαιταν)*, nam vix bene copules verba *ξυνήθη μεθ' ὅπλων* = *ὡπλισμένην ἀεί.* Eine eben so sonderbare Note, wie die von Bauer: pro *ξυνήθως* vel pro *ἡ ξυνήθης δίαιτα, ἣν ἐποιήσαντο, ἣν μεθ' ὅπλων.* Das heißt doch nodum in scirpo quaerere.

Cap. 15 § 3: *οὐ γὰρ ξυνειστήκεσαν πρὸς τὰς μεγίστας πόλεις ὑπήκοοι, οὐδ' αὖ αὐτοὶ ἀπὸ τῆς ἴσης κοινὰς στρατείας ἐποιοῦντο.* Thukydides giebt hier die Gründe an, weßhalb die Griechen vor den Perserkriegen keine bedeutenden Expeditionen nach außen unternehmen konnten, erstlich hatten sich an die mächtigsten Städte noch keine Hörigen angeschlossen, zweytens war ihnen selbst ein gemeinschaftlicher Zug unter gleichen Bedingungen ungewöhnlich; nur Fehden der Nachbarn beschäftigten die kriegslustigen Männer. Wenn nun Hr. P. nach dem Vorgang Anderer *ὑπήκοοι* für *ὥστε ὑπήκοοι εἶναι* nimmt und zu *ξυνεστήκεσαν* supplirt *οἱ Ἕλληνες*, so sehe ich nicht ein, warum im zweyten Satzglied letztere noch durch *αὐτοὶ* besonders hervorgehoben werden; daher nehme ich den ersten Satz allgemeiner, so daß *ὑπήκοοι* etwa so viel ist als *ὑπήκοοί τινες*, und als Subjectsnomen zu *ξυνεστ.* gehört; hierauf werden diesen Hörigen die Hel-

lenen als solche, an sich frey, aber als verbundene Mächte gleichen Fußes entgegengestellt. So haben wir doppelte Gegensätze: ὑπήκοοι — αὐτοὶ und ξυνεστήκεσαν πρὸς τ. μ. πόλεις — ἀπὸ τῆς ἴσης κοινὰς στρατείας ἐπ.

Cap. 68 § 1. Die Korinther tadeln hier die Lakedämonier wegen ihres politischen Verfahrens: τὸ πιστὸν ὑμᾶς, ὦ Λακεδαιμόνιοι, τῆς καθ' ὑμᾶς αὐτοὺς πολιτείας καὶ ὁμιλίας ἀπιστοτέρους, ἐς τοὺς ἄλλους ἤν τι λέγωμεν, καθίστησι. So interpungirt Hr. P.; andere hinter ἄλλους, und mit Recht; denn zuvörderst müßte zugleich eine Aenderung eintreten, wie Hr. P. ἐς ἄλλους oder ἐς τοὺς Ἀθηναίους vorschlägt; zweytens hat Haacke ganz natürlich geurtheilt, wenn er behauptet, der eigene Sinn für Rechtlichkeit mache auch geneigt, Andere für weniger schlecht zu halten; wo nicht eine reiche Erfahrung leider! das Gegentheil sich bewährt — und dieß war bey den Spartanern in der Politik nicht der Fall — ist dieß in der Natur der Treuherzigkeit begründet; ferner ist ἄπιστος ἔς τινα „ungläubig gegen Einen, mißtrauisch" wohl nicht ungriechisch, und endlich ἤν τι λέγωμεν im Munde der Korinther statt des allgemeinen ἤν τι λέγωσι oder λέγηται recht gut zu halten, wenn man die Schlußworte des nächsten § herbeyzieht.

Cap. 69 § 2. οἱ γὰρ δρῶντες βεβουλευμένοι πρὸς οὐ διεγνωκότας ἤδη καὶ οὐ μέλλοντες ἐπέρχονται. Zu den manchfaltigen Uebersetzungen dieser Worte giebt Hr. P. diese: ii enim, qui (iniqua) agunt, (qui sunt Athenienses), re deliberata in incertos sententiae, jam nunc, non postea demum invadunt (jam invadunt, non postea demum invasuri sunt.) Das Lästige darin fühlt Herr P. selbst. Um kurz zu seyn, ich interpungire der Anschaulichkeit halber nach διεγνωκότας und übersetze: nam, qui agunt consulto in ambiguos, ii jam aggrediuntur et non sunt aggressuri: i. e. Athenienses semper ad agendum et ad prudenter agendum parati jam adsunt. Das Vorhergehende und Folgende bestätigt diese Auffassung. Wegen δρᾶν vergl. cap. 73 § 3.

§ 4. ἡσυχάζετε γὰρ μόνοι Ἑλλήνων, ὦ Λακεδαιμόνιοι, οὐ τῇ δυνάμει τινά, ἀλλὰ τῇ μελλήσει ἀμυνόμενοι. Herr P. bemerkt: non vi armata, sed minando aliquem ulciscentes, vel nos ab aliquo defendentes. Der Gegensatz von δύναμις „aperta vis" giebt für μέλλησις die gewöhnliche Bedeutung: cunctatio (βραδύτης), inertia, desidia, quae semper expectat, quid sit futurum. Vergl. auch cap. 84 in. Der Begriff des Drohens, wie auch Arnold: by threatening demonstrations, ist hier zur Charakterisirung der Lakedämonier nicht gerade erforderlich; deßhalb stehen sie cap. 70 § 4 als μελλητaὶ den ἀόκνοις, die Zauderer den Unverdroßnen gegenüber. Letztangezogener Stelle geht folgendes vorher § 3. οἱ μὲν καὶ παρὰ δύναμιν τολμηταὶ καὶ παρὰ γνώμην κινδυνευταὶ καὶ ἐπὶ τοῖς δεινοῖς εὐέλπιδες. Im Allgemeinen werden hier die Athener als tollkühne, weder Kraft noch Rath berücksichtigende, im Unglück stets das Beste hoffende Menschen gezeichnet, gegenüber den lässigen, bedenklichen, alles berechnenden Lakedämoniern. Im Einzelnen handelt es sich nur um sichere Deutung von παρὰ γνώμην. „Horum minus certa est sententia. Praeter consilium, i. e. ultra id quod initum consilium suadet, interpretatur Steph. praeter rationem Haas. ihrer Einsicht zuwider. Heilm. Plerumque aut contra animi sententiam aut praeter opinionem valent, quae notiones hic non sunt aptae." So Herr P. Allein damit ist nichts gewonnen. Ich würde folgende Note dafür setzen: Παρὰ δύναμιν τολμηταὶ καὶ παρὰ γνώμην κινδυνευταὶ „supra vires audentes ac supra rationem periclitantes," illud est audacis, hoc celeriter agentis, illud ejus qui non respicit vires, hoc ejus qui non respicit finem nec in longum deliberat. Utrumque in Atheniensibus, contrarium in Lacedaemoniis invenimus.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski. Volumen II. primae decadis partem alteram continens. Berolini sumptibus Ferdinandi Dümmleri. 1843. XVI. 773 p. 8.
2. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ex emendatione Car. Frid. Sigism. Alschefski. Pars I. p. 220. Pars II. p. 184. Berolini sumptibus Ferd. Dümmleri. 1843. 8.

Wenn ein großes, nach umfassendem Plane angelegtes Werk seinem vorgesteckten Ziele mit ununterbrochener, ausdauernder Thätigkeit entgegengeführt wird, so ergiebt sich daraus, abgesehen von der günstigen Meinung, welche man über des Verfassers ernsten Willen und dessen Liebe zu seinem Unternehmen zu hegen berechtigt wird, auch für die Sache selbst ein unbestreitbarer Vortheil. Denn gleichwie wir im Umgange mit den Menschen uns da am freyesten bewegen und den richtigen Takt zu finden wissen, wo wir durch einen längeren Aufenthalt heimisch geworden sind und die Umgebung für uns Leben bekommen hat; so gewährt auch in der Wissenschaft nur ein stetiger Verkehr und ein möglichst ohne Lücke fortgesetztes Studium diejenige Sicherheit, welche bey der Erforschung der Wahrheit mit richtigem Blicke über das Ganze Wesentliches und Unwesentliches, Absichtliches und Zufälliges, scheinbar Unbedeutendes und wirklich Unbedeutendes in dem einzelnen Falle zu erkennen und zu unterscheiden vermag. Von diesem Gesichtspunkte aus mußte die Erscheinung des oben unter Numer 1. verzeichneten Werkes schon im Voraus jedem Freunde der römischen Literatur eine höchst dankenswerthe und erfreuliche seyn; denn daß der zweyte Band dieser kritischen Ausgabe des Livius, an Bogenzahl und Inhalt dem ersten noch überlegen, diesem bereits nach wenig mehr als Jahresfrist nachfolgte, giebt einen Beweis von dem eisernen, unermüdlichen Fleiße, mit welchem der gelehrte Herr Verfasser bemüht gewesen ist, auch den fünf letzten Büchern der ersten Dekade bezüglich ihres Textes diejenige Gestaltung zu geben, welche der ursprünglichen, in so weit dieß nach den vorhandenen Hülfsmitteln möglich ist, am nächsten kommen dürfte. Mit welchem Ernste, zugleich aber auch mit welcher Wärme der Hr. Verfasser hiebey zu Werke gegangen, erhellet unter Anderem aus einer Stelle der Vorrede zu diesem Bande p. VIII, welche hier wiederzugeben wir uns nicht versagen können. Nachdem er nämlich zuvor sich über die Grundsätze der von ihm geübten Kritik ausgesprochen und dieselben an mehreren beygezogenen Stellen zu rechtfertigen versucht hat, fährt er also fort: „si quis tamen opinaretur persuasum mihi esse, nullos inveniri posse mutatos a me locos, quibus aliorum bonorum codicum scripturae nec veriores quam quae a me receptae essent nec fide digniores haberi possent, is sane de his meis laboriosissimis studiis pessime mereretur, quippe quibus

nihil magis assequi voluerim quam ut id unum quod vere integrum haberi posset reperiretur, ut dilectissimo mihi gravissimisque rebus sententiisque uberrimo scriptori ne quid ejus elegantiae venustatisque detraheretur qua videri posset dignissimus qui nocturna diurnaque manu — ut poetae verbis utar — ab studiosis optimarum rerum adolescentibus versaretur." Wir nehmen diese Worte ihrem vollständigen Sinne nach auch für uns in Anspruch, wenn wir bey der nunmehr folgenden näheren Besprechung des Werkes hin und wieder einer dem Hrn. Verfasser entgegengesetzten Ansicht folgen zu müssen geglaubt haben, und wenden uns sofort zur Sache selbst.

Obwohl die besonderen handschriftlichen Mittel, deren sich Hr. A. bey der Bearbeitung dieser fünf Bücher des Livius bedient hat, nach Zahl und Namen genau dieselben sind, welche er bey der Herausgabe der ersten Hälfte der ersten Dekade zu Grunde gelegt hat, nämlich die von ihm eigenhändig gefertigten Collationen des Mediceus (M) und eines Parisiensis (P), so ist doch nicht zu übersehen, daß der Gewinn, welchen die genauere Kenntniß dieser beyden wichtigen mss. gebracht hat, gerade für diese letzten Bücher der ersten Decade in zwiefacher Beziehung besonders hoch anzuschlagen ist. Fürs Erste nämlich sehen wir uns hier von zwey Hauptstützen des Drakenborch'schen Apparates sehr bald gänzlich verlassen, indem die Excerpte des Rhenanus aus dem vortrefflichen Wormser Codex nur bis VI, 28, 7 reichen und der Harlejanus 1. mit dem achten Buche abschließt. Zweytens aber zeigt sich, daß in demselben Maaße, in welchem der Leidensis 1., nächst den beyden eben genannten der beste Codex bey Drkb., gegen die Mitte der Dekade hin nachlässiger und fehlerhafter geschrieben ist (vgl. die sich drängenden Schreibfehler z. B. bey VI, c. 20, § 8, 15, 16; c. 23, 8 und c. 24, § 2, 4, 7, 8 ꝛc.), der Mediceus und Parisiensis im Gegentheil correcter werden und weit weniger durch Verbesserungsversuche späterer Hände entstellt sind, als dieß in den früheren Büchern der Fall ist. Ergiebt sich hiedurch die große Bedeutsamkeit, welche M P für die kritische Herstellung dieses Theils der Livianischen Bücher haben, von selbst, so fühlt man sich um so mehr aufgefordert, Hrn. A. für die Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die Vergleichungen angestellt hat, sehr dankbar zu seyn. Drakenborch hatte für seine Arbeit eine Collation des M, welche von Salvinius besorgt war, aus England erhalten; wie mangelhaft und unzuverläßig diese gewesen, sieht man jetzt zur Genüge, indem sie fast in jedem Capitel durch Hrn. A. berichtigt und ergänzt wird. Von welcher Bedeutung mitunter diese Berichtigungen sind, mögen einige Beyspiele zeigen. Zu VI, 7, 2 hatte Salvinius notirt: „acie m mul instruenti a m. 1. pro quo emendatum aciem multam." Alsch. dagegen: „M m. 1.: acie mī + instruenti Camillo. m. 2.: aciē multā instruenti." Gleich darauf § 5 bemerkt Drkb.: „vocula ut deerat in Flor. a principio, quam a lasciva manu additam judicabat Salvinius." Alsch.: M m. 1.: „ut ne exilium m. 2: at ne cet." c. 14, 13 Drkb.: „differentaque et tempore suo se indicaturum dicente Flor. a m. 1. pro quo differenti itaque et tempore suo a m. 2. emendatum est." Alsch.: M m. 1.: „different + aque et tempore suo se indicaturum dicenti. m. 2.: differentiaque, et supra scriptum it, ut fieret, „differenti itaque." — c. 24, 9 hatte Drkb. angenommen, daß in M neben sentiam omnium noch optimum stehe und hierauf eine Conjektur begründet; durch Hrn. A. erfahren wir, daß jene Annahme falsch und in M omnium einfach statt optimum verschrieben ist u. s. w. Während auf diese Weise durch Hrn. A. an unzähligen Stellen das von Salvinius Uebergangene nachgetragen, das falsch Gelesene verbessert und namentlich durch die Unterscheidung der vier verschiedenen Hände, die an diesem Codex thätig gewesen sind, eine klarere Ansicht von dessen ursprünglicher Gestalt möglich geworden ist, sind andrerseits der Stellen, in denen man annoch über M Aufschluß wünscht, nur wenige und minder bedeutende. Drkb. erwähnt z. B. zu VI, 2, 8 der Vorname A. vor Manlius sey in M ausgekratzt; c. 3, 6 stehe von m. 2. a bono; c. 6, 7. detractatum; c. 11, 7 m. 2. mallet; c. 12, 8. sey vos nach obnixos getilgt und c. 22, 2 fehle et vor caussa; c. 33, 1 stehe cohorta; c. 34, 11

sternuo u. A., worüber uns Herr A. ungewiß läßt. So möchte man auch c. 35, 2 gerne wissen, ob in M und namentlich auch in P ad summa sich vorfindet, und wenn man auch Letzteres aus dem Stillschweigen des Verfassers wohl schließen darf, so wäre doch die ausdrückliche Erwähnung hier ganz am Platze gewesen. Indessen verschwinden natürlich dergleichen Einzelnheiten im Vergleich mit dem, was im Ganzen geleistet ist und nur der Unbillige wird verkennen, wie leicht bey dem ermüdenden Geschäfte des Varianten-Auszeichnens sich Ein und das Andre dem Blicke selbst des sorgfältigsten Arbeiters entzieht.

Nachdem nun, wie bereits oben bemerkt worden ist, als ausgemacht anzusehen ist, daß den beyden mss. M und P. vor allen übrigen, von denen wir Kenntniß haben, Leid. 1. und Harl. 1. nicht ausgeschlossen, ein entschiedener Vorzug gebührt, (m. vgl. die zahlreichen Stellen, in welchen M P bald dem Leid. 1. u. Harl. 1. bald der ganzen Masse der übrigen mss. gegenüber allein das Richtige haben, z. B. VI, 11, 4. eminere und pro ministris; c. 12, 10. alio pavore; c. 19, 1. vociferantur, ebendas. § 6. diem dicere ei; c. 25, 7. commeatus exercitui; c. 26, 1. vestra tutaremini; c. 32, 8. eques immissus ohne sed; ebendas. § 9. ab equite u. s. w.) — folglich auch kein Zweifel darüber entstehen kann, daß jene beyden Handschriften die Grundlage bey der Constituirung des Textes auch für die zweyte Hälfte der ersten Dekade bilden müssen; so entsteht die Frage, auf welche Weise Hr. A., dem bezüglich der Bearbeitung des ersten Bandes eine etwas zu einseitige Vorliebe für einzelne Lesearten seiner mss. wohl nicht ganz mit Unrecht zur Last gelegt wird, dießmal bey der Herstellung des Textes verfahren sey. Wir gestehen unverholen, daß uns in dieser Beziehung der zweyte Band im Vergleich mit dem ersten außerordentlich an innerer Einheit und Consequenz gewonnen zu haben scheint; so daß man im Ganzen und Großen gewiß das von dem Hrn. Verfasser eingeschlagene Verfahren vollkommen gut heißen muß. Im Einzelnen muß der Natur der Sache nach Manches der individuellen Ansicht und Auffassung anheim gegeben bleiben und wir versuchen es deßhalb auch unsrerseits, über einige Stellen, in welchen uns Hrn A's. Verfahren, so weit sich dasselbe auf M und P gründet, minder gelungen scheint, ein Urtheil auszusprechen.

VI, 8, 7. Iam inclinata res erat sed turba hostium et fuga impediebat. So schreibt Hr. A. nach M P, während Harl. 1. Leid. 1. impediebatur bieten, was Drkb. aufgenommen hat. Will man bey der activen Form stehen bleiben, so scheint es nothwendig, wenigstens fugam nach Gronov's Vorschlag mit einigen alten Ausgaben zu lesen. Hr. A. bemerkt: impediebat sc. Romanos, allein es ist nicht ersichtlich, wie dadurch die Schwierigkeit gehoben werden soll. Turba und fuga sind an unsrer Stelle zwey unvereinbare Begriffe; denn wenn die Flucht die Römer an der Vertilgung ihrer Feinde verhinderte, was soll man alsdann unter turba verstehen? — Inzwischen schildern uns die weiter folgenden Worte: „et longa caede conficienda multitudo tanta fesso militi erat" die Lage der Feinde so, daß man anzunehmen hat, ihre Glieder hatten sich in einander verwickelt und ihre eigene Verwirrung hinderte ihre Flucht. Obwohl nun die Aenderung fugam kaum als eine solche zu betrachten ist, so möchte es doch sicherer seyn, bey der Leseart des Leid. 1. Harl. 1. stehen zu bleiben, indem in M P, wie so häufig in den mss. (cf. Drkb. zu X, 10, 1. Kreyssig zu lib. XXXIII, p. 24) an impediebat das die Endung ur bedeutende Zeichen (impediebat̃) aus Versehen weggeblieben zu seyn scheint. — c. 18, 3 hat Hr. A. aus M jam in propincum aufgenommen, übrigens die von Drkb. eingeführte Interpunktion, nach welcher hinter et Manlius ein Punkt gesetzt wird, beybehalten. Früher, z. B. in Gronov's Ausgabe wurde so interpungirt, daß nach aderat ein Kolon eintrat, mit den Worten et Manlius aber ein frischer Satz begann; und zwar, wie wir glauben, vollkommen richtig. Denn daß Manlius bey der Hand war, als es zum Parteyenkampfe kam, versteht sich aus dem Gesagten (recrudescente Manlium seditione, dum tam potentem haberet ducem cet.) so sehr von selbst, daß die Worte aderat et Manlius zu ihrem Vordersatze, der etwas ganz Andres erwarten läßt, in kein rechtes Verhältniß treten. Da nun, so viel wir wissen, nur M jam in prop. hat, alle übrigen mss. in prop., so haben wir anzunehmen, daß in M sich zwey

Lesearten neben einander befinden, von welchen nur die eine richtig ist und diese ist zuversichtlich jam. So erhalten wir den Nachsatz: jam propinquum certamen aderat, der sich dem Vorangehenden sehr passend anfügt: „da beyde Parteyen sich mit gesteigerter Heftigkeit erhoben, stand der Kampf schon ganz nahe bevor."

(Fortsetzung folgt.)

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo.

(Schluß.)

Cap. 75 § 2. *παραμεῖναι πρὸς τὰ ὑπόλοιπα τοῦ βαρβάρου.* Herr P. verweist auf die Parallele II. 10. Was *τὰ ὑπόλοιπα* bedeute, sollte angegeben seyn; ich glaube sustinere, perseverare in iis, contra ea, quae in futurum ab hostibus immineant.

Cap. 77 § 4. *τὸ μὲν γὰρ ἀπὸ τοῦ ἴσου δοκεῖ πλεονεκτεῖσθαι, τὸ δ' ἀπὸ τοῦ κρείσσονος καταναγκάζεσθαι.* Betrachtet man das zunächst Vorhergehende, so kann auch hier eine bestimmte Erklärung gegeben werden: *τὸ μὲν ἀπὸ τοῦ ἴσου* i. e. *τὸ ἀδικεῖσθαι δοκεῖ πλεονεκτεῖσθαι, τὸ δ' ἀπὸ τοῦ κρείσσονος* i. e. *τὸ βιάζεσθαι δοκεῖ καταναγκάζεσθαι.* Die *ἀνάγκη* aber erträgt der Mensch gelassener, als die *πλεονεξία.*

Cap. 81 § 6. *μήτε τῇ γῇ δουλεῦσαι.* Hr. P. beharrt hier auf seiner früheren Deutung: adeo verisimile est Athenienses pro animi magnitudine neque agro servituros (Sclaven von ihrem Lande werden) — allein zwey Gründe bestimmen mich zur Abweichung, erstlich will Archidamas ganz besonders hervorheben, daß ein Verwüstungskrieg ins athenische Gebiet ohne den erwarteten Erfolg seyn werde, *μὴ..... ἐκείνῃ γε τῇ ἐλπίδι ἐπαιρώμεθα,* sagt er, *ὡς ταχὺ πανθήσεται ὁ πόλεμος, ἢν τὴν γῆν αὐτῶν τάμωμεν,* daran schließt sich unmittelbar: *οὕτως εἰκὸς Ἀθηναίους φρονήματι μήτε τῇ γῇ δουλεῦσαι μήτε ὥσπερ ἀπείρους καταπλαγῆναι τῷ πολέμῳ.* Zweytens sehe ich nicht, wozu bey der Erklärung des Herausgebers gerade der Zusatz *τῇ γῇ*; genügt nicht schon *δουλεῦσαι*-? Nein, mit Recht verweisen andere auf die hochherzige Mahnung des Perikles zu Ende des 143. Cap. und *τῇ γῇ δουλεῦσαι* heißt hier: dem Land zu Liebe die Freyheit opfern.

Cap. 90 § 2. *τὸ μὲν βουλόμενον — οὐ δηλοῦντες — ὡς δὲ τοῦ βαρβάρου — οὐκ ἂν ἔχοντος κ. τ. λ.* Die Auflösung dieser schönen Redeweise giebt Hr. P. im Ganzen richtig, wo nicht zu weit; nur hätte angedeutet werden können, daß in dem *ὡς* zugleich der Gegensatz von *δηλοῦντες* verborgen liegt: veram animi voluntatem ac suspicionem haud declarantes coram Atheniensibus, sed praetexentes barbarum non esse habiturum etc. Die schlichte Ausdrucksweise finden wir cap. 102 § 3. *τὴν μὲν ὑποψίαν οὐ δηλοῦντες, εἰπόντες δέ, ὅτι οὐδὲν προσδέονται αὐτῶν ἔτι.*

Cap. 122 § 3. *ὃ καὶ λόγῳ ἐνδοιασθῆναι αἰσχρὸν τῇ Πελοποννήσῳ καὶ πόλεις τοσάσδε ὑπὸ μιᾶς κακοπαθεῖν.* Herr P. führt hier Haackes Note an, der folgenden Sinn annimmt: turpe est Peloponnesiis de servitute tanquam de re, quae possit ex clade ipsis accidere, vel oratione ambigere, i. e. dubitanter loqui, und die Weisung Arnolds: tecte opponuntur haec: nedum ἔργῳ γενέσθαι. So scheinbar dieß ist, so kann ich bey mehrfacher Ueberlegung des Zusammenhangs nicht vollkommen beystimmen. Die Korinther warnen die Lakedämonier, bey ihrem bisherigen Verfahren drey Hauptübel von sich fern zu halten: die *ἀξυνεσία, μαλακία, ἀμέλεια.* Alle drey deuten sie in ihrer Rede an; allein wo fände sich die *ἀξυνεσία*, wenn wir nicht die Worte *ὃ..... ἐνδοιασθῆναι* also erklären: quod sc. num cladem illico (*ἄντικρυς*) sequatur servitus vel mente ambigere turpe est Peloponnesiis, i. e. haud intelligere sive prospicere huncce rerum eventum nobis opprobrio *ἀξυνεσίας* cum ignominia nostra verteretur.

Th.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski.

2. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ex emendatione Car. Frid. Sigism. Alschefski.

(Fortsetzung.)

Diese Anordnung wird auch durch ähnliche Stellen gerechtfertigt, z. B. III, 10, 7 ingensque aderat certamen; VI, 15, 2; XXX. 32, 3. Carthagini — adesse videbatur praesens excidium, wo praesens dem Sinne nach dasselbe nur noch viel stärker ausdrückt, wie an unsrer Stelle propinquum. Mit Et Manlius beginnt sodann die nähere Ausführung dessen, was von Seite der Plebejer geschah, während von den Worten an: At in parte altera am Anfange des nächsten Cap. die Maaßregeln der Patricier geschildert werden. — c. 20, 16 schreibt Hr. A. nach M m. 1. und P. erepta manibus hostium ohne die Präposition e. Indessen scheint es angemessener, diese beyzubehalten; denn obwohl im Allgemeinen Beydes gesagt werden kann, eripere manibus und eripere e manibus, so ist doch Letzteres stärker und nachdrücklicher, da es darauf hindeutet, daß die Feinde gewissermassen schon im Besitze gewesen sind. Da überdieß nach Drkb. Harl. 1. die Präposition wirklich hat und aus der Leseart des Leid. 1. ereptae der Weg sich nachweisen läßt, wie dieselbe aus den andern mss. verschwand, so tragen wir kein Bedenken, dieselbe hier zu vindiziren. Unsre Ansicht wird übrigens durch Stellen, wie V, 51, 3. XLI, 14, 3 eben so sehr bestätigt, als die von Hrn. A. angeführten I, 14. XXIX, 32. mit der unsrigen gar Nichts gemein haben, indem eripere se hosti in dem Sinne „sich dem Feinde durch eilige Flucht entziehen" die Präpos. gar nicht zulassen würde. So ist wohl auch VI, 5, 3 infestiorem agrum ab nobilitate esse, quam a Vulscis fuerit die Präp. a vor Vulscis mit Unrecht von Hrn. A. nach M P getilgt. Denn an der Stelle I, 58, (6) auf welche wir verwiesen werden, ist die Aenderung des Hrn. Verfassers, welcher die Präpos. cum vor L. Junio gestrichen hat *), nicht minder bedenklich. Daß dagegen die Präposition von den Abschreibern an der zweyten Stelle häufig ausgelassen wurde, ist bekannt, vgl. Drkb. zu III, 6, 8. — c. 31, 8, wo Hr. A. aus P. allein omnique quae aufgenommen hat, scheint uns die Leseart dieser einzigen Handschrift eben so wenig Rücksicht zu verdienen, als VI, 3, 3 vulneribusque nach Lov. 2 Gaertn. Das Asyndeton ist an unsrer Stelle absichtlich und in P ist sehr wahrscheinlich (wie c. 28. 8 cladis dedecoris) nur die doppelte Leseart neben einander gesetzt. In ähnlicher Weise befremdet es, daß Hr. A. c. 23, 12 im Widerspruch mit den übrigen bessern mss. nach P allein, in welchem noch dazu ursprünglich ad diis stand, ab diis aufnimmt; was wohl nicht besser begründet ist, als wenn wir zwey Zeilen vorher mit Harl. 2. Port. Hav. ab diis schreiben wollten.

*) In der Schulausgabe hat Hr. A. die Präp. cum wieder in den Text aufgenommen.

Im Gegensatz zu den bis jetzt besprochenen Stellen scheint uns Hr. A. in mehreren andern ohne hinreichenden Grund von M P abgewichen zu seyn. VI, 18, 1 hat Hr. A. zwar in Bezug auf den Servius Cornelius Maluginensis seine frühere Ansicht (cf. V, 36, 12) stillschweigend zurückgenommen und in Uebereinstimmung mit M P iterum geschrieben. Denn eigentlich mußte er, wenn die Gründe, welche ihn V, 36, 12 bewogen, mit Sigonius (gegen M P) Ser. Cornelius Mal. statt P. Servilius Mal. aufzunehmen *), ihre Richtigkeit hatten, consequent sowohl an unsrer Stelle tertium, als VI, 22 quartum schreiben. Ist aber hier der Hr. Verfasser, und wie es scheint mit Recht, nunmehr seinen Handschriften treu geblieben, so befremdet es, daß er nicht ein Gleiches rücksichtlich des Camillus gethan. Nachdem er freylich V, 14, 5 trotz der Uebereinstimmung der besten mss. sich nicht hatte entschließen können, iterum aufzunehmen, schrieb er oder mußte er vielmehr auch VI, 18, 1 und c. 22, 5 sextum und respective septimum schreiben, obwohl die mss., deren Auctorität ihm sonst vorzugsweise Geltung hat, quintum und sextum geben. Gleichwohl scheint es uns folgerichtiger, auch hier bey dem, was M P bieten, stehen zu bleiben und bey V, 10, 1 die Hinzusetzung von iterum entweder einem vorwitzigen Abschreiber, oder wahrscheinlicher noch einem Irrthum des Livius selbst zuzuschreiben, welcher, nachdem er V, 1 Camillus mit unter den Tribunen erwähnt hatte, obwohl er, wie Perizonius nachgewiesen hat, gleich dem M. Postumius Albinus Censor war, bey V, 14 das erste Tribunat des Camillus irrthümlich als zweytes betrachtete, an den späteren Stellen aber die richtige Zählung gab, wie er sie wahrscheinlich in seinen Quellen fand, vgl. Lachmann de fontibus Livii I. p. 60. — c. 23, 12 geben M P und mit diesen alle mss. bey Drkb., den sehr verderbten Gaertn. ausgenommen, in eventu. Dessen ungeachtet hat sich Hr. A. für die Leseart des letzteren in eventum entschieden. Daß der den Buchstaben m bezeichnende Strich unzähligemal auch in den besten mss. weggeblieben oder falsch hinzugefügt worden ist, ist bekannt (vgl. Kreyssig zu Liv. XXXIII, p. 21 und 104; besonders häufig ist dieser Fehler in Leid. 1. cf. Drkb. zu II, 3, 1; c. 11, 7. c. 20, 1 u. s. w.); allein an unsrer Stelle ist die Uebereinstimmung der mss. so constant und die Auctorität des Gaertn. dagegen so gering, daß wir dadurch zu einer genaueren Prüfung der Stelle aufgefordert werden. Hr. A. legt besonderes Gewicht darauf, daß Camillus, wenn er für das Wohl des Staates bedacht war, auf den Ausgang der Sache gespannt seyn mußte, und folgert daraus, daß in eventu nothwendig sowohl dem Sinne nach, als grammatisch mit intentus in Verbindung zu setzen sey. Die Prämisse ist gewiß wahr, ja es könnte, wenn auch die Worte in eventu alieni consilii gar nicht dastehen würden, der Sinn dennoch kein andrer seyn. Aber eben deßhalb scheint uns die gezogene Folgerung nicht ganz richtig und wir vermuthen, daß die Worte in eventu al. c. noch Etwas mehr enthalten, als was sich ohne sie von selbst verstünde. Der Sinn der Stelle ist aber offenbar folgender: Camillus nahm auf einer Anhöhe seinen Standpunkt, als ein gespannter Beobachter, da es den Ausgang eines fremden Planes galt (über diesen Gebrauch von in vgl. Zumpt Gr. §. 317, Weissenborn Gr. §. 274 A. 4) d. h. bey einem Plane, der seine Zustimmung nicht hatte, beschränkte Camillus seine Thätigkeit auf die eines aufmerksamen Beobachters; cf. XXX, 30, 9 in meliore vestra fortuna de pace agitur; ibid. c. 44, 5 cujus quum Hasdrubal risum increparet in publico fletu etc.; XXIII, 12, 7 veta in tam prosperis rebus grates diis immortalibus agi. In gleicher Weise ist vielleicht der schwierigen Stelle VI, 24, 10 beyzukommen und in fluctuante acie zu lesen; acie hat wenigstens M von erster Hand. — Vorliebe für die älteren Formen ist es wohl, die Hrn. A. bestimmt c. 27, 10 profectos hostis nach Harl. 1. Leid. 1. zu schreiben *)

*) In der Schulausgabe ist nunmehr P. Cornelius Maluginensis abgedruckt.

*) So schreibt Hr. A. auch in der ganz ähnlichen Stelle VIII, 26, 7 domitos hostis, obwohl M P hostes haben und er selbst die Entstehung der Leseart hostis ganz richtig erläutert. An an-

(ebenso c. 15, 7 nach P allein), während M P einstimmig profectos hostes haben, noch befremdlicher aber der Beysatz, profectos hostis könne auch Nominativ Sing. seyn, da die Nominativ-Form profectos wohl noch weit unsichrer ist, als equos, Romanos u. A., was Hr. A. im ersten Bande aufgenommen hat. Als eine gewagte Neuerung muß es gelten, daß er c. 35, 6 cupido als Masculinum bey Livius einführt; da der Gebrauch wohl nur für den dichterischen Ausdruck bey diesem Worte das genus masc. zuließ (vgl. Reisig Vorl. §. 99.), jedenfalls für Livius erst anderweitige Beyspiele beygebracht werden müßten *). Nach Drkb. steht immodicus cupido nur im Leid. 1. und Harl. 1. m. 1., im M P dagegen stand anfänglich immodicas, das s ist aber wieder ausgekratzt.

Was nun hiernächst die große Zahl der übrigen von Drkb. angeführten Handschriften anlangt, so hat Hr. A. bey der Bearbeitung dieses zweyten Bandes, wie es scheint, mehr Rücksicht darauf genommen; Pal. 1. 3. Voss. 2 werden im Ganzen häufiger erwähnt, hin und wieder auch Voss. 1 und Leid. 2; dagegen wird vom siebenten Buche an den Lov. 2 und 4 eine größere Aufmerksamkeit gewidmet, indem, wie der Herr Verfasser zu VII. 36 (p. 259) bemerkt hat, vorzugsweise Lov. 4 aus einer sehr alten Quelle geflossen zu seyn scheine, die nur durch die willkührliche Behandlung des Abschreibers häufig getrübt werde. Wir benützen diese Gelegenheit zu einigen Bemerkungen über die Classifikation der Drkb.'schen mss., hauptsächlich in der Absicht, dadurch einen Beytrag zu liefern, wie die große Masse des kritischen Materials, was man sich trotz der neuen Ausgabe von Hrn. A. immer noch aus Drkb. mühsam zusammenlesen muß, vielleicht unter eine bessere Uebersicht zu bringen seyn dürfte. Nach unserer Ansicht zerfallen nämlich die Drkb.'schen mss. in vier Classen, von denen je zwey einander näher stehen und bald mehr, bald weniger zusammenkommen. In erster Reihe stehen natürlich Harl. 1 Leid. 1, zugleich aber mit diesen der zwar viel jüngere, aber aus ähnlicher Quelle (cf. VI, 4, 1. c. 25, 6) hervorgegangene Lov. 2. Die zweyte Reihe bilden Pal. 1. 3. Voss. 2. Lov. 3 (vergl. Drkb. zu VI, 14, 13) und neben diesen, aber mit geringerer Uebereinstimmung Fragm. Hav. m. 1, Gaertn. u. Lov. 4, wobey jedoch rücksichtlich der beyden letztern zu bemerken ist, daß sie durch eine Unzahl von Interpolationen, Glossen und willkührlichen Veränderungen bereits den Uebergang zu den folgenden beyden Classen bilden und insbesondere mit den weiter zu bezeichnenden mss. der vierten Classe sehr Vieles gemein haben. In dritter Linie stehen Voss. 1. Leid. 2. Lov. 1., Handschriften, welche namentlich auch durch eine öfters abweichende Wortstellung von den ebengenannten codd. sich unterscheiden. Die vierte und auch bezüglich ihres Werthes letzte Classe bilden ms. Sigonii, Pal. 2. Harl. 2. Hav. Port. und mit diesen Lov. 5, der von Stroth benützte Veith. und manus altera des fragm. Hav. Die beyden ersten Classen stehen offenbar in sehr nahem Verhältniß zu einander, wie dieß aus der Uebereinstimmung der Glossen (cf. VI, 8, 9. c. 14, 12) und der sehr zahlreichen Lücken (cf. VI, 9, 3 und 8. c. 11, 9 *); c. 14, 8; c. 18, 4. c. 26, 3. VIII, 30, 3. c. 33, 4 und 19; IX, 6, 12; c. 14, 4; c. 22, 9; c. 32, 8; c. 36, 11 u. a.) ersichtlich ist. Auch zwischen der dritten und vierten Classe zeigt sich bey etwas genauerer Vergleichung der Lesearten eine nicht zu verkennende Verwandtschaft (vgl. die Glosse bey VI, 22, 9), die aber natürlich bey der Art und Weise

---

dern Stellen ist die Form hostes wieder beybehalten.

*) In der Schulausgabe ist immodica cupido abgedruckt.

*) Schon aus dieser Zusammenstellung mag sich ergeben, mit wie viel Recht Hr. A. an dieser Stelle annehmen zu können glaubte, es möchten die in den übrigen mss. sich vorfindenden Worte zu streichen seyn. Die Lücke ist einfach dadurch entstanden, daß in dem Urexemplar, aus welchem jene mss. geflossen sind, der Abschreiber von jactatum auf senatum abgesprungen war. Uebrigens begreift man auch nicht wohl, wie nach Tilgung jener Worte ad dictatorem creandum mit in speciem caussae verbunden werden soll.

der Ueberarbeitung, welche jene codd. erfahren haben, bald mehr, bald weniger hervor tritt. Interessant ist es, an einigen Stellen zu beobachten, wie sich öfter aus einem ganz einfachen Fehler durch diese Classen herab das Verderbniß ganz genetisch entwickelt; so hat z. B. VI, 4, 12 Leid. 1. (in welchem sehr häufig die einzelnen Buchstaben mehrerer Wörter in eines zusammengezogen oder auch falsch vertheilt sind, cf. I, 18, 4; II, 18, 11; VI, 23, 6; c. 25, 11) saxo quadratos obstructum est. Daraus ist in den mss. der zweyten Classe s. quadrato obstr. est geworden, in denen der vierten Classe bereits s. q. constructum est. VI, 5, 4 steht statt praecipiant im Harl. 1. praecipitant. Die mss. der dritten Classe machen daraus praecipitarent (vgl. auch c. 22, 6). c. 24, 7 hat Leid. 1. etiam acta venerabilis (M. aeta), Lov. 2. etiam acta aetas venerabilis, woraus in den mss. der zweyten Classe etiam et exacta aetate v. entstanden ist. Wir glauben, daß Hr. A., ohne daß er sich darüber ausdrücklich erklärt hat, dennoch bey der Angabe Drkb.'scher Lesearten einem der von uns so eben gegebenen Eintheilung nicht wesentlich widersprechenden Plane gefolgt ist, indem er von den drey ersteren Classen in der Regel nur die Repräsentanten (Harl. 1. Leid. 1. Voss. 2. Voss. 1) citirt *), die letzte Classe aber meist mit dem allgemeinen Ausdrucke recentiores codices bezeichnet.

In der Conjectural-Kritik hat Hr. A. seinen bereits in der Vorrede zum ersten Bande p. XVIII sq. ausgesprochenen Grundsätzen getreu, genau diejenigen Schranken beobachtet, welche uns eben so sehr die Erfahrung, als die Ehrfurcht für die großen Werke des Alterthums einzuhalten gebietet. So ist VI, 30, 6. die höchst geistreiche, von Becker mit unwesentlicher Abänderung in den Text genommene Conjectur J. Fr. Gronov's zwar gewürdigt, aber dennoch die Vulgate beybehalten, mit Recht, wie wir glauben, da die mss. constant dasselbe geben und die Stelle einer passenden Interpretation zugänglich ist. Die letztere betreffend möchte es aber vorzuziehen seyn, fortunae mit Heusinger für den Dativ zu nehmen, zu quidquid aber nicht, wie gewöhnlich, militum oder exercitus zu ergänzen, sondern vielmehr rerum. Nach Livianischer Anschauungsweise erscheint jeder Erfolg im Kriege als Ergebniß zweyer Factoren, nämlich der Thatkraft der Handelnden auf der einen Seite, und des Glückes bald des ganzen römischen Volkes bald des Einzelnen auf der andern Seite. Im vorliegenden Falle hatten die beyden Tribunen, was an ihnen lag, die Sache verdorben; der Antheil, der dem Glücke des römischen Volkes noch übrig blieb, wurde durch die brave Haltung der auch ohne Führer ihre Schuldigkeit thuenden Soldaten gewahrt (fortes fortuna juvat VIII, 29. IV, 37. V, 19). — An einigen andern Stellen konnten wir die Ansicht des Hrn. Verfassers weniger theilen. VI, 23, 6 schreibt Hr. A. nach eigener Conjectur: „quem insidiis instruendis quaerentem locum"?; M P Harl. 1. Leid. 1. haben quem ins. instruentem l., wornach J. Fr. Gronov vermuthete quem ins. instruendis l. Es ist nicht zu läugnen, daß die von Hrn. A. in den Text genommene Conjectur sehr scharfsinnig ist und aus ähnlichen Fällen, wo in den mss. nach Ausfall einzelner Sylben zwey nicht zusammengehörige Wörter von den Abschreibern in eines verbunden worden sind, Wahrscheinlichkeit erhält. Indessen scheint uns dennoch Gronov's Verbesserung weniger umständlich und dem Sinne der Stelle vollkommen angemessen. Da die besten mss. ohne Abweichung instruentem haben, so ist die Leseart ingruentem bey Sig. und Hav. ganz ohne diplomatische Bedeutung und lediglich als ein in diesen mss. so häufig vorkommender Verbesserungs-Versuch des interpolirenden Abschreibers zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es läßt sich mit ziemlicher Evidenz nachweisen, daß Voss. 1 der ursprünglichen Quelle näher steht, als Leid. 2. und Lov. 1.; und ebenso dürfte Voss. 2. unter den mss. der zweyten Classe die meiste Bedeutung haben.



Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	5. July.
Nro. 134.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1844.

1. **Titi Livi** rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. **Alschefski.**

2. **Titi Livi** rerum Romanarum ab urbe condita libri ex emendatione Car. Frid. Sigism. **Alschefski.**

(Fortsetzung.)

Die Aenderung instruendis ist keineswegs so gewaltsam, als man auf den ersten Blick denkt; man vgl. VI, 20, 9, wo die mss. zwischen protegenti, protegendi (Leid. 1) und protegentem (Port. Hav.) schwanken. Nimmt man demgemäß an, es habe in einer älteren Handschrift irrthümlich instruentis locum gestanden, so lag die Aendrung instruentem locum sehr nahe, da die Abschreiber so oft willkührlich zwey nebeneinander stehende Wörter in Bezug auf Casus, Numerus, Genus sich einander gleich machten (so gleich darauf § 9. aetatem praestantem Lov. 2; vergl. Drkb. zu II, 60, 5). Daß ferner quaerentem nicht unmittelbar nothwendig ist, sondern aus dem Vorhergehenden sehr leicht sperantem herübergezogen werden kann, bedarf wohl keines Beweises; dagegen glauben wir, daß quaerentem, wenn es stünde, Livianischer Wortstellung gemäß, nach den Worten quod tempus gesetzt seyn würde. — Ueberflüssig erscheint gleich darauf § 7. die Conjectur Hrn. A's. ecquid attinere, die bloß auf den Umstand gegründet wird, daß in M kurz zuvor esset st. esse geschrieben steht, ein Fehler, der auch in den besten mss. nicht selten ist. Hr. A. übersetzt: „Sey es wohl aber recht" und bemerkt ecquid müsse hergestellt werden, „cum interrogatio negativa esset." Indessen heißt wohl attinet nicht es ist Recht (vgl. Fabri zu XXIII, 3, 13), sondern es gehört zur Sache, es hat einen Zweck; und die Frage bleibt nach wie vor negativ, auch wenn quid steht, wobey wir übergehen, daß ecquid eben sowohl positiv als negativ fragt, vergl. Weissenborn Gr. §. 192. A. 4. Zumpt Gr. §. 351. A. Die Redensart quid attinet kommt ziemlich häufig bey Livius vor; vergl. die Stellen, welche Gronov zu X, 13, 10 gesammelt hat, in welchen wir einen Unterschied von der unsrigen nicht zu erkennen vermögen. — c. 18, 6 hat Hr. A. die Conjectur von Conr. Heusinger etsi si aufgenommen, welche, wie wir glauben, sowohl wegen der Kakophonie etsi si singuli singulos anstößig ist, als auch die obwaltenden Schwierigkeiten nicht vollkommen beseitigt. Denn obwohl die Worte etsi si — certaturos durch diese Aendrung dem vorangehenden Satze untergeordnet werden, so wird man dennoch immer versucht seyn, den mit quot enim folgenden Grund auf das zunächst Vorhergehende zu beziehen, und nicht mit Ueberspringung desselben auf numerate saltem. Die mss. geben weder für etsi, noch für eine Umstellung der Gedanken, welche Crevier in Vorschlag brachte, den geringsten Anhaltspunkt. Die Lücke in Harl. 1., Leid. 1. entstand offenbar dadurch, daß zwey Zeilen hintereinander mit der Sylbe tis anfiengen (habea-tis, esse-tis), wovon im Leid. 1. his vor tamen noch Zeugniß giebt; hat somit auf die Entscheidung unsrer Frage keinen

Einfluß. Wollte man auch wirklich auf eine Umstellung eingehen und die Worte quot enim — eritis nach habeatis eintreten lassen, so würde man dennoch vor si singuli etc. eine Partikel vermissen, welche die Steigerung andeutete, etwa verum enimvero. Da indeß die Stelle, wie sie gewöhnlich gelesen wird, kaum für richtig angenommen werden kann, so wollen wir behufs ihrer Erledigung ebenfalls wenigstens einen Versuch machen, der freylich nur als solcher und Nichts mehr gelten soll. Enim findet sich in den mss. zuweilen mit autem verwechselt, vergl. Kreyssig zu Liv. XXXIII, p. 264. Hand Tursell. I. p. 588. Würden wir nun quot autem lesen, so würden die Sätze in eine Beziehung zu einander treten, die sich griechisch etwa so würde ausdrücken lassen: εἰ μὲν καθ' ἑκάστους — ὅσοι δὲ δή, und zugleich den beyden vorangehenden Sätzen quo usque tandem ignorabitis vires vestras und numerate saltem gut entsprechen. — c. 14, 10 vermuthet Hr. A., weil P praeconii hat, möge in einem ältern Codex praeconio geschrieben gewesen seyn. Indessen ist diese Leseart wahrscheinlicher dadurch entstanden, daß der Abschreiber die Endung des kurz vorhergehenden patrimonii auch auf praeconi übertrug. Auch c. 22, 9 hat die Annahme, daß in einer alten Handschrift c. 23 mit den Worten Et idem ardor begonnen habe, weil in P c. 22 mit profuturas esset schließt, wenig für sich, da dieser Schreibfehler nicht selten ist, et aber an jener Stelle ganz müßig stehen würde. c. 29, 2 zweifelt Hr. A., ob nicht statt der Vulgate armis animisque zu lesen sey armisque et animis, weil in M armisque animis sich findet. Bey II, 57, 3 hat er aus ähnlichen Gründen tribunique et consules in den Text aufgenommen und bey V, 30, 4 senesque et juvenes vermuthet. Indem wir die Zulänglichkeit solcher Aenderungen dahin gestellt seyn lassen, scheint uns dagegen aus den eben angeführten Stellen (VI, 29, 2. II, 57, 3. V, 30, 4, wozu man noch VI, 33, 11 molientes obicesque nach Leid. 2. Lov. 1. vergleiche) ziemlich sicher hervorzugehen, daß man I, 43, 13 von der Leseart regionibusque collibus (M P), deren Vertheidigung Hr. A. in der Vorrede zu diesem Bande p. XIII noch einmal versucht hat, unbedenklich zu Gunsten der Vulgate abzugehen berechtigt sey.

An mehreren Stellen ist Hr. A. bey der Leseart der mss. stehen geblieben, ohne die daran haftenden Schwierigkeiten genügend beseitigt zu haben. VI, 30, 7 steht in fast allen mss. otiumque quantum a Vulscis fuisset. id modo cet. Die Herausgeber hatten bis jetzt mit Frob. 2 fuit geschrieben; Hr. A. bemerkt zur Vertheidigung der von ihm aufgenommenen handschriftlichen Leseart, Livius schließe oft einen hypothetisch begonnenen Gedanken anders ab, als man nach der gewöhnlichen Sprachweise erwarten sollte; wenn er daher hier nach fuisset fortgefahren hätte „nisi a Praenestinis rebellatum esset," so würde man Nichts vermissen. Dieser letzteren Behauptung müssen wir jedoch widersprechen, da der Sinn der Stelle die hypothetische Einkleidung geradezu ausschließt: Präneste war eine latinische Stadt und empörte sich mit den Latinern, wir verstehen also nicht, wie dadurch der Satz otium quantum a Vulscis fuit bedingt werden kann. Uns erscheint in dieser Stelle die Corruptel im Harl. 1., der fuit Seti id hat, von großer Bedeutung. Vor fuit sind in derselben Handschrift mehrere Zeilen ausgelassen, ein Beweis, daß der Abschreiber die Wörter: fuit. Seti id aus seinem Exempler gewiß so abschrieb, wie er sie fand, ohne daß er zu emendiren versuchte. Haben wir demnach anzunehmen, daß Harl. 1. hier dem Ursprünglichen näher steht, als die übrigen mss., so dürfte vielleicht dessen Corruptel aus „fuit. Semel modo" entstanden seyn. So wurde XXXIII, 36 med. in den alten Drucken ne moti se inde pellerent statt des im cod. Bamb. erhaltenen moti semel pellerentur gelesen, bis Gelenius das Richtige hergestellt hat. Uebrigens ist bekannt, wie oft el und d (vgl. Drkb. zu II, 2, 8. VI, 8, 9) und ebenso m, tñ (tamen) und iñ (inde) in den mss. verwechselt werden (vergl. Drkb. II, 32, 1. c. 11, 7. c. 45, 13 u. s. w.). — c. 9, 9 hat Hr. A. die Vulgate non tanta spe beybehalten, obwohl M montana hat, welches unsrer Ansicht nach unbezweifelt auf non tam a spe führt, vgl. Drkb. zu XXVI, 1, 3. Hr. A. vermuthete Anfangs non tam spe, weißt dieß

aber dann mit der Bemerkung zurück, dieß gebe den Sinn, als ob Camillus an der Einnahme der Stadt vermittelst Leitern von dieser Seite aus verzweifelt hätte. Es ist uns nicht recht klar, wie dieß gefolgert werden kann; im Gegentheil würde non tam ebenso erläutert werden können, wie Hr. A. non tanta erläutert, nämlich: „non quod illo potissimum impetu urbem capi vellet," wodurch inzwischen gerade die Bedeutung von tanta keineswegs klar gemacht wird, obwohl dieses Wort allein Schwierigkeit hat und vielleicht auch in sprachlicher Beziehung anstößig ist.

Doch wir wenden uns, um den diesen Bemerkungen verstatteten Raum nicht allzusehr zu überschreiten, zu einer andern Seite des bisher von uns besprochenen Werkes. Gleichwie nämlich der Hr. Verfasser bereits im ersten Bande neben der vorherrschenden kritischen Richtung Grammatik und Interpretation besonders in den spätern Büchern nicht selten in sein Bereich hinübergezogen hat; so finden wir den beyden genannten Gegenständen in diesem zweyten Bande noch weit häufiger Rücksicht gewidmet. Bemerkungen zur Beleuchtung des Livianischen Sprachgebrauchs, geschichtliche Citate, Erläuterungen des Gedanken-Zusammenhanges, Widerlegungen früherer Erklärer und Uebersetzungen einzelner Stellen sind im Ganzen zahlreicher beygebracht, als man dieß von einer kritischen Ausgabe erwarten kann; und es verdient daher dieser Zuwachs jedenfalls dankbare Anerkennung, wenn wir auch nicht gerade behaupten wollen, daß Hrn. A. dieser Theil der Bearbeitung in gleichem Grade gelungen sey, wie der kritische. Fassen wir zunächst einige grammatische und sprachliche Bemerkungen des Hrn. Verfassers näher ins Auge. VI, 23, 11 bemerkt Hr. A., die Leseart einiger mss. aetatis suae sey grammatisch eben so gut, als der Dativ. Daß Livius veniam petere (dare) mit Genitiv und Dativ verbindet, ist allerdings bekannt; daß aber der Genitiv nie etwas Anderes bezeichnen könne, als den Gegenstand, die Handlung, die Eigenschaft, welche an einem Individuum einer Nachsicht oder Verzeihung bedarf, ist in der Natur dieses Casus, der in dieser Redensart nur als von veniam abhängig gedacht werden kann, wohl nicht minder begründet; gleichwie andrerseits der Dativ der Casus für die Person ist, die einer Verzeihung bedarf. Nun beweisen aber die von Hrn. A. angeführten Beyspiele nur so viel, daß statt des Dativs der Person nicht selten metonymisch der Dativ des Gegenstandes eintrete; so steht z. B. III, 12, 8 errori atque adolescentiae offenbar statt erranti atque adolescenti und an unsrer Stelle aetati suae für seni sibi (vgl. Fabri zu XXIV, 22, 13). Demgemäß wird sich allerdings in den meisten Stellen, in welchen sich der Genitiv mit veniam petere (dare) verbunden findet, mit einer leichten Schattirung des Ausdrucks der Dativ substituiren lassen, aber nicht umgekehrt für den Dativ der Genitiv, an unsrer Stelle um so weniger, weil der Gegenstand der Verzeihung in den Worten ne in prima acie esset enthalten ist. — Bey der weitläuftigen Digression (VI, 11, 4) über cum interim scheint Hr. A. zu ängstlich an der zu Grunde gelegten Bedeutung der continuirlichen Gleichzeitigkeit zu haften, welche doch selbst in den von ihm angeführten Beyspielen nicht durchweg anwendbar ist. So ist z. B. IV, 51, 4 cum interim schwerlich mit dem Hrn. Verfasser zu übersetzen „während zu derselben Zeit," indem hier der schnelle Vollzug der ganz kürzlich erlassenen lex über die Verfolgung der Urheber des Postumischen Mordes zusammengestellt wird mit der langen Zeit, die verstrichen war, ohne daß es die Plebejer in ihren Bemühungen um die Ackervertheilung vorwärts gebracht hatten. Interim deutet gemäß seiner dem Accusativ entsprechenden Bildung (vergl. Weissenborn Gr. §. 332, 5) auf den Zeitpunkt hin, bis zu welchem eine Handlung gediehen ist, keineswegs auf ihre Zeitdauer.

(Fortsetzung.)



K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

J. A. C. Buchon, Choix de chroniques et mémoires sur l'histoire de France. Oeuvres historiques inédites de Sir G. Chastellain. Paris 1837.

Compte de l'emploi du crédit affecté pour l'année 1839 à l'inscription des pensions militaires au trésor public. Paris 1840. 4.

Caisse d'épargne et de prevoyance de Paris fondée en Novembre 1818. Paris 1842.

Histoire général du Languedoc, par Dom Claude de Vic et Dom Vaissete, réligieux bénédictins de la congrégation de Saint-Maur, commentée et continuée jusqu'en 1830 et augmentée par M. Al. Du Mège. T. I — V. Toulouse 1840 — 43.

Ch. Dupin, Tableau des intérêts de la France. Paris 1841.

Dr. Ad. Brönenberg, Urkundliche Beyträge zur Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt Hannover. Hannover 1842.

Dr. R. Dietsch, Das Leben Herzog Albrecht's des Beherzten. Grimma 1843.

Ch. v. Rommel, Geschichte von Hessen. Bd. 8. Neue Folge Bd. 4. Cassel 1843.

Lud. Bechstein, Deutsches Museum für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthumsforschung. Bd. 1. 2. Jena 1843.

Böhmens Zukunft und Oesterreichs Politik vom Standpunkte der Vergangenheit und Gegenwart. Bd. 1. 2. Leipzig 1843.

J. v. Csaplovics, Ungarn's Industrie und Cultur. Leipzig 1843.

Dr. J. P. Jordan, Böhmen. Geschichte des Landes und seines Volkes von der frühesten bis auf die neueste Zeit. Bd. 1. 2. Leipzig 1843.

J. Haeufler, Historisch-geographisches Tableau des österreichischen Kaiserstaates. Wien 1840. F.

Bülow-Cummerow, Ueber Preussens landwirthschaftliche Creditvereine, die Reformen, deren sie bedürfen und über ein richtiges System der Bodennutzung und Schätzung. Berlin 1843.

H. J. Jäck, Zweytes Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs vom 11. Jahrhundert bis 1844. Bamberg 1844.

E. Desor, Die Besteigung des Jungfrauhorns durch Agassiz und seine Gefährten. Solothurn 1842.

Die Kommunisten in der Schweiz nach den bey Weitling vorgefundenen Papieren. Zürich 1843.

Compte rendu des travaux de l'administration des mines pend. l'année 1840. Bruxelles 1841.

Historische Denkwürdigkeiten und Aktenstücke aus dem Leben und über den Proceß der Königin Caroline von England. Heft 1 — 4. Leipzig 1821.

F. C. Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution. Leipzig 1844.

Rapin de Thoyras, The history of England, written in French, translated into English with additional notes by N. Tindal. The third edition, illustr. with Maps, genealogical tables and the Heads and Monuments of the Kings, engraven on seventy copper plates. Vol. 1 — 4. 1. 2. Lond. 1743 — 45. fol.

The annals of King James I. and Charles I. Lond. 1681. fol.

Dr. Ph. A. Dethierus, Epistola inedita, Mathildis Suevae, dato anno 1027 aut 1028 ad Misegonem II. Poloniae regem et commentarius critico-historico-exegeticus in eam epistolam. Berl. 1842.

Annaler for Nordisk Oldkyndighed, udgivne af det Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab. 1840 — 1843. Kjöbenhavn.

C. Adlersparre, Historiska Samlingar. D. 1—5. Stockh. 1793—1822.

C. A. Kuch, Moldauisch-Walachische Zustände in den Jahren 1828 — 1843. Leipzig 1844.

Jos. Martinez de la Puente, Compedio de las historias de los descubrimientos, conquistas y guerras de la India oriental. Madr. 1681. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski.
2. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ex emendatione Car. Frid. Sigism. Alschefski.

(Fortsetzung.)

Daher kommt es, daß dieses Wort häufig dazu dient, die Erzählung über einen einstweilen abgebrochenen Gegenstand wieder aufzunehmen, cf. I, 8, 4. c. 17, 1. V, 37, 4. c. 40, 7. c. 46 1 und 4 etc.; wobey häufig weit weniger der Begriff einer Zeitbestimmung, als die rhetorische Gegenüberstellung in Betracht genommen werden muß. So vermittelt denn auch an unsrer Stelle interim den Sprung, welchen die Rede des Manlius von Camillus auf dessen eigene Person macht (ähnlich c. 27, 11 den Sprung von patres auf tribuni), ohne daß jedoch das zeitliche Moment deßwegen ganz verschwindet, indem durch interim die Vergleichung mit Camillus lediglich auf den Kreis seiner bis dahin vollbrachten Thaten beschränkt wird. — c. 34, 4 findet Hr. A. in den Worten capessendos petendosque ein Hysteron-proteron und bemerkt dabey, Livius habe sich solcher Redeweise nur dann bedient, „cum cavendum esset, ne minus libera constructione oratio frigida esset.“ Der hier angegebene Grund für eine Hysterologie scheint uns sehr schwankend und unbestimmt, die Annahme einer solchen aber an unsrer Stelle deßwegen unstatthaft, weil es sich hier nicht um den Fortschritt in der Zeit, sondern um die Steigerung der Begriffe handelt. Nun ist aber klar, daß bey demjenigen, der nicht den Muth hat, sich um ein Amt zu bewerben, an eine Bekleidung desselben nicht mehr gedacht werden kann, daß demnach Livius, wenn er petendos voranstellte, füglich capessendos weglassen konnte, da sich dieß schon von selbst verstand. Folglich tritt hier ganz passend und keineswegs deßwegen, ne oratio frigida esset, der stärkere Begriff petendos nach. Ganz ähnlich sagt Livius XXXVII, 54, 16. Quae parare et quaerere arduum fuit, nescio an tueri difficilius sit. — c. 2, 11 findet Hr. A. in den Worten: ut minor moles superantibus vallum — Romanis fuerit, quam transcendentibus saepem — fuerat eine Attraction, ohne daß es recht klar wird, worin selbige bestehen soll, da quam einfach statt quam quanta steht. Passender wäre eine solche Bemerkung gewesen zu c. 14, 2 non enim jam orationes modo M. Manli sed facta, popularia in speciem, tumultuosa eadem, qua mente fierent, intuenda erant, welche Stelle offenbar nach Analogie des bekannten Beyspiels οἶδα γῆν, ὁπόση ἐστὶ zu erläutern ist. Unstreitig ist mithin folgendermaßen zu verbinden: non orationes modo — sed facta (popularia in sp., tumultuosa eadem als Apposition) intuenda erant, qua mente fierent, so daß also intuenda keineswegs, wie Hr. A. will, auch auf tumultuosa bezogen werden darf, qua mente fierent aber ebensowohl zu orationes als zu facta gehört. — c. 4, 1 werden wir wegen der Wortstellung trium simul bellorum victor auf praef. §. 2. dum novi semper scriptores

verwiesen, ohne daß es recht klar wird, was wir dadurch gewinnen, indem an beyden Stellen die Wortfolge kaum eine andere seyn konnte und dennoch beyde Beyspiele verschieden sind. Wenn ein Citat nöthig schien, lag VI, 35, 6 näher. Dagegen wäre es c. 17, 1 nicht unstatthaft gewesen, nachzuweisen, warum die Wortstellung, wie sie sich in einigen mss. findet, in praecipitem semper locum nicht Platz greifen darf. Auch c. 25, 11 wäre es nicht überflüssig gewesen, die Wortstellung sed ita omnia constanti tranquilla pace mit einigen Beyspielen zu belegen oder wenigstens auf Fabri zu XXI, 17, 9 zu verweisen. Ueberhaupt nimmt es Wunder, daß Hr. A. sich nirgends auf die gründlichen Bemerkungen dieses genauen Kenners der livianischen Sprache bezieht. Sehr oft hätte durch eine einfache Verweisung auf dessen Bearbeitung der vier ersten Bücher der dritten Dekade bedeutend an Raum erspart werden können, ohne daß deßwegen Hr. A. befürchten durfte, der Selbstständigkeit der eigenen Leistungen dadurch Eintrag zu thun; so z. B. VI, 26, 2 precibus eventum vestris senatus, quem videbitur, dabit über die Construction Fabri zu XXI, 62, 7, welches Citat auch bey IV, 39, 9 wohl angebracht gewesen wäre; c. 27, 10 über nuntiatur mit Acc. c. Inf. statt des wenig geeigneten Beyspiels III, 10, (6) Fabri zu XXII, 54, 9 oder Weissenborn Gr. §. 321. Anm.; c. 30, 5 über restare Fabri zu XXIII, 45, 9. Kreyssig zu XXXIII, p. 199; c. 33, 2 nihil per alteros stare statt der unzureichenden Erklärung nihil alteros prohibituros und der dem Glossarium entnommenen Beyspiele Fabri zu XXIV, 17, 7; c. 30, 8 id modo extremo anno tumultuatum statt der ungenauen Uebersetzung: „Nur das veranlaßte gegen das Ende des Jahres zu Gegenvorkehrungen“ Fabri XXII, 28, 13; c. 34, 8 statt der gleichfalls entbehrlichen Uebersetzung: „er brachte sie — durch freundliches Eingehen auf ihren Zustand (?) allmählig dahin, daß sie gestand, das sey die Ursache ihres Schmerzes“ lieber Fabri zu XXIII, 10, 3 oder Weissenb. Gr. §. 312. Anm. 1. Ebenso hätte c. 20, 8 über aequare genügt, auf Zumpt Gr. §. 388. Anm. zu verweisen; c. 34, 10 statt der langen Bemerkung über die Tempus-Folge auf Weissenborn Gr. §. 478, 2, woselbst der Sprachgebrauch vortrefflich beleuchtet wird; c. 27, 8 statt der längern Erläuterung über invidia auf Walch emendatt. Liv. p. 226. An andern Stellen scheinen uns die citirten Beyspiele nicht stringent genug zu seyn; c. 32, 8 wird über gradu demoti neben den übrigen bereits von Drkb. allegirten Beyspielen auch IX, 29 beybehalten, obwohl dort Hr. A. dimovendis liest; c. 35, 8 wird neben der bereits von Ruperti angeführten Stelle IV, 58, 14 auch II, 42, (8) erwähnt, ohne daß es klar ist, was dadurch eigentlich erläutert werden soll; c. 28, 2 könnte über die Bedeutung von agmine facto statt der Stelle aus Virgil (Aen. I, 82) passender Liv. V, 30, 4 und XXXVIII, 33, 6 citirt werden.

Auch in Betreff der geschichtlichen Citate ist uns Aehnliches aufgefallen. So wird VI, 29, 8 Cic. Verr. IV, 58, 129 beygezogen, obwohl unter den drey von Cicero namhaft gemachten Statuen des Juppiter Imperator gerade die unsrige nicht enthalten ist. Wenigstens hätte bemerkt werden müssen, daß Niebuhr (R. G. II, Anm. 1298) mit Lipsius annimmt, es finde eine Verwechselung Statt und diese von Livius erwähnte Statue sey nicht durch T. Quinctius Cincinnatus aus Präneste, sondern durch den ebenso genannten (T. Quinctius) Flamininus aus Macedonien nach Rom auf das Capitol gebracht worden. — c. 4, 5 wird wegen des Inhalts auf V, 38, 39 verwiesen; richtiger wohl auf V, 50 extr.; denn daß die Soldaten, welche aus der Schlacht am Alliaflusse nach Veji geflohen waren, gleich dort sich angesiedelt haben sollten, ist nicht wahrscheinlich, da ja das Heer von Veji (c. 48) von Valerius, dem magister equitum, abgeführt wird; daß aber viele sich durch die Lockungen der Tribunen verleiten ließen, auszuwandern, ist klar. — c. 16, 4 scheint uns die Anführung von V, 41, um Livius eines Widerspruchs zu bezüchtigen, überflüssig. Schon der Umstand, daß hier und II, 23, 4 die capilli miterwähnt werden, beweist zur Genüge, daß es sich um etwas Andres handelt, als bey V, 41. Ueberdieß hat Drkb. zu II, 23, 4 die angeregten Zweifel hinreichend beseitigt. — Auch c. 14, 12 thut Hr. A., wie es scheint, dem Livius Unrecht, wenn er behauptet,

die Worte tributo conlationem factam cet. seyen nur um den Haß gegen die Patricier zu erhöhen gesagt; das Gold sey ja von den Frauen zusammengeschossen und diesen auch bereits wieder ersetzt gewesen. Indessen besagt doch die Stelle V, 50, 7 (quum in publico deesset aurum, ex quo summa pactae mercedis Gallis conferet) wohl nicht mehr, als daß im Schatz zur Befriedigung der Gallier das Gold nicht vollständig vorhanden war; daß übrigens eine Collation Statt gefunden, ist nach Niebuhr (R. G. II, p. 679) nicht zu bezweifeln, wenn auch die näheren Umstände, unter welchen sie geschah, dem Felde der Vermuthung angehören. Nach der Annahme des Hrn. A. würde sich Livius einer wahren Entstellung der Thatsachen schuldig machen, welche nicht einmal vom rhetorischen Gesichtspunkt aus zu rechtfertigen wäre.

Für die Erläuterung des Sinnes und Zusammenhangs hat Hr. A. in diesem zweyten Bande manchen schätzbaren Beytrag geliefert, indem er frühere Erklärungsversuche theils widerlegt, theils mit Glück berichtigt und vervollständigt. So wird VI, 6, 8 Dukers Bemerkung, creasset stehe für creaturus fuisset mit Recht zurückgewiesen und darauf hingedeutet, wie Camillus mit diesen Worten nur ausspricht, daß das unbedingte Vertrauen des Volkes zu ihm ebenso verpflichtend für ihn sey, wie eine wirklich übertragene Dictatur. c. 10, 8 verbindet Hr. A. richtig gegen Drkb. bellis als Ablat. instrumenti mit exhauriri; doch möchten wir statt der beygegebenen Uebersetzung folgende in Vorschlag bringen: „denn diese ihnen an der Seite lagernde Pest habe sich durch (trotz) Kriege über Kriege (welche sie, nämlich die Vulsker, geführt) bis jetzt nicht erschöpfen können." c. 14, 11 wird die Vulgate gegen Gronov's und Drkb.'s Aendrungen durch richtige Darlegung der Construction geschützt (vergl. Fittbogen observatt. Liv. p. 47, der sehr treffend Liv. II, 54, 7 citirt). c. 15, 10 wird die im Wesentlichen schon von Stroth gegebene Erklärung durch Ergänzung von acceptam zu ferre gut vervollständigt u. A. m. Dagegen ist Hr. A. bey Anführung der Ansichten früherer Erklärer hie und da nicht genau genug gewesen, so daß man, um ganz sicher zu gehen, an Ort und Stelle selbst nachsehen muß. So sagt Duker zu VI, 24, 7 nur: „suppleri potest erat — si hoc non placet, tollendum videtur quod. Hr. A.: Dukerus aut quod delendum aut erat addendum censuit, wonach man meinen sollte, Duker habe erat in den Text nehmen wollen. Auch c. 27, 3 sagt Duker nur: si dixisset (Livius): „adgravantibus summam etiam invidiose tr. pl.," nihil haererem, während Hr. A. sagt Dukerus scribi voluit. c. 12, 8 wird die Leseart ratesque mit Unrecht dem Rhenanus zugeschrieben, da dessen Bemerkung zu der Stelle sich bloß auf si quid Dii bezieht. In demselben cap. §. 9. dachte Gronov, als er jecerint statt injecerint zu lesen vorschlug, gewiß nicht an die Möglichkeit, daß man dieß so auslegen könne: Camillus hätte die Zuversicht gehabt, die Feinde würden die Geschoße nur wegwerfen und gleich an die Flucht denken. Wenn die codd. wirklich das einfache jecerint enthielten, wäre die Supplirung in Romanos gewiß unbedenklich, da noch dazu effusi — se intulerint darauf folgt. Auch c. 17, 3 hat Hr. A., wie es scheint, Dukers Bedenken gegen populares suos mißverstanden, indem er II, 27, (2) civibus suis citirt, was gar keine Anwendung auf unsre Stelle hat. Popularis ist hier derjenige, der die Interessen der Plebs vertritt (vgl. Beier zu Cic. off. I, 25, 85 und II, 12, 43) und also suos allerdings anstößig (vgl. Bauer excerptt. Liv. p. 177.). c. 29, 3 war die Vermuthung des Sigonius „perlati," (die überdieß als erst nach dessen Tode veröffentlicht geringe Auctorität hat vgl. Drkb. tom. XV. p. LXXVI) füglich wegzulassen oder wenigstens vollständig anzuführen; Sigonius nahm nicht an praelati an sich Anstoß, wie man nach Hrn. A. zu glauben berechtigt wird, sondern bloß an der Verbindung mit praeter castra, weßhalb nach seiner Ansicht entweder praeter castra perlati oder castra praelati zu schreiben wäre, für welches Letztere er V, 26, 7 citirt.

(Fortsetzung folgt.)



K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Real Compañia Guipuzcoana de Caracas: Noticias historiales practicas de los sucessos y adelantamientos de esta Compania desde 1728 hasta el de 1764. Madr. 1765. 4.

Dr. Ed. Blaschke, Topographia medica portus novi-archangelscensis, sedis principalis Coloniarum Rossicarum in Septentrionali America. Petropoli 1842.

Balth. Tellez, Historia geral de Ethiopia. Coimbra 1660. fol.

Leonardo de Argensola, Conquista de las islas Malucas al Rey Felipe III. s. l. s. a.

Jul Ursin. Niemcewicz, Notes sur ma captivité à Saint-Petersbourg en 1794 — 1796. Paris 1843.

Dr. M. Castle, Phrenologische Analyse des Charakters des Herrn Dr. Justinus Kerner zu Weinsberg. Heidelberg 1844.

Benj. H. Coates, A biographical sketch of the late Thomas Say. Philad. 1835.

M. Capefigue, Les diplomates Européens. Paris 1843.

Wilh. Danzel, Ueber Göthe's Spinozismus. Hamb. 1843.

George Croly, A memoir of the political life of the right honourable Edmund Burke, with extracts from his writings. Vol. 1. 2. London 1840.

Aantekeninge van eenige merkwaardige voorvallen, in het leeven van de Kluyzenaar Joannes Genuwit. Amst. 1701.

Gr. G. von Buquoy, Prodromus zu einer neuen verbesserten Darstellungsweise der höhern, analytischen Dynamik. Prag 1842. 4.

Dr. B. Bolzano, Versuch einer objectiven Begründung der Lehre von der Zusammensetzung der Kräfte. Prag 1842.

Dr. E. F. August, Zur Kenntniß der geometrischen Methode der Alten. In besonderer Beziehung auf die Platonische Stelle im Meno 22. d. Berlin 1843.

C. H. A. Kayser, Handbuch der Mechanik. Karlsruhe 1842.

W. Fardely, Der electrische Telegraph. Mit erläuternden Zeichnungen. Mannh. 1844.

G. W. Bannasch, Der Stand der Nautik zu Zeiten des Columbus im Vergleich mit unserer heutigen Schifffahrtskunde. Königsberg 1843.

Christ. Doppler, Ueber das farbige Licht der Doppelsterne u. s. w. Prag 1842.

Nuova cometa di breve periodo ossia memoria intorno alle perturbazioni cagionate dall' azione di Giove nell' orbita d'una delle comete comparse il 1819 creduta, identica coll' osservata il 1743 e di cui si attende probabilmente il ritorno verso la fine del presente anno 1836. Roma 1836. 4.

Arsberättelse om technologiens framsteg till kongl. Vetenskaps-academien afgieven den 31. Mars 1838, af G. C. Pasch. Stockholm 1839.

Arsberättelse om framstegen i fysik och kemi, afgieven den 31. Mars 1838, af Jak. Berzelius. Stockholm 1838.

Arsberättelser om nyare Zoologiska Arbeten och upptäckler till kongl. Vedenskaps-Academien afgifne for åren 1837 — 1840. af C. J. Sundewall. Stockh. 1841.

H. W. Dove, Ueber die nicht periodischen Aenderungen der Temperaturvertheilung auf der Oberfläche der Erde in dem Zeitraume von 1789 — 1838. Berl. 1840. 4.

H. Burmeister, Geschichte der Schöpfung. Leipzig 1843.

Dr. B. Bolzano, Versuch einer objectiven Begründung der Lehre von den drey Dimensionen des Raumes. Prag 1843.

H. Schröder, Die Molecularvolume der chemischen Verbindungen im festen und flüßigen Zustande. Mannheim 1843.

B. C. Dumortier, Recherches sur la structure comparée et le développement des animaux et des végétaux. Bruxelles 1832.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski.
2. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ex emendatione Car. Frid. Sigism. Alschefski.

(Fortsetzung.)

Hiernächst müssen wir noch eine Reihe von Stellen zur Sprache bringen, in welchen uns Hrn. A.'s Erklärungsversuche minder glücklich, ja oft gezwungen und unnatürlich vorgekommen sind, wobey wir bedauern, das harte Urtheil, welches Madvig in der Vorrede zu dem zweyten Bande seiner opusc. acad. p. IV. V. mit einem Seitenblick auf den ersten Band dieser Bearbeitung des Livius ausgesprochen hat, in Beziehung auf diesen zweyten Band nicht entkräften zu können. VI, 2, 3 verbindet Hr. A. fide mit in amicitiam, indem nach Drkb.'s Auffassung „nunquam ambigua fide esse" und „in amicitia p. r. esse" sich in Nichts unterscheide. Inzwischen erledigt sich die Bedenklichkeit wegen einer Tautologie einfach dadurch, daß in einem andern Falle ja recht gut gesagt werden konnte ambigua fide in amicitia p. r. fuerant, warum also beym Gegentheil nicht nunquam ambigua f.? Uebrigens faßt Hr. A. amicitia r. p. als „freundschaftliche Gesinnung der Römer für die Latiner und Herniker" offenbar zu einseitig, da amicitia das wechselseitige Verhältniß andeutet, vgl. X, 45, 6. XLIII, 21, 2. quae in amicitia cum fide permanserant. — c. 6, 4 soll summisisse seyn clam misisse, wobey Hr. A. bemerkt, die Latiner hätten ja Niemand überreden können, daß nicht publico consilio ihre junge Mannschaft zu diesem Kriege ausgezogen sey, wenn man sie mit Wahrheit beschuldigen konnte, daß sie dieselbe geschickt hatten. Allein summisisse ist ja der Ausdruck nicht der Latiner selbst, sondern der Flüchtlinge, welche die Nachricht von dem Antiatischen Ueberfall bringen und daher keinen Grund haben, den Latinern eine Entschuldigung gleichsam in die Tasche zu schieben. Ueberdieß macht es für die Latiner und ihre Strafbarkeit gar keinen Unterschied, ob sie heimlich oder offen die Hülfe schickten, sobald das Schicken selbst factisch fest stand. c. 7, 2 wird der Leseart resistentes vor der Conjectur Gronov's restitantes der Vorzug gegeben aus dem unverständlichen Grunde, „cum milites quamquam cunctabundi tamen imperio obtemperasse castrisque egressi dicantur, resistentes rationi hujus loci aptius videtur." Nun ist aber restitantes, wie Gronov richtig erklärt, identidem subsistentes, folglich schwächer, als resistentes und paßt also zu dem von Hrn. A. angegebenen Grunde viel eher, als resistentes. Auch das citirte V, 29 erläutert Nichts. Fände sich restitantes in den guten mss., so müßte es aufgenommen werden; da dieß nicht der Fall ist, so erscheint die richtige Auffassung von resistentes durch das vorangehende cunctabundi vorbereitet und vermittelt. — c. 9, 4 trägt Hr. A. offenbar zu viel in die Worte des Livius hinein, wenn er bemerkt: verba opposita Etruriae spectant ad Romanos, atque inde ad Etruscos etc. Es bedeutet aber opposita lediglich die natürliche Lage

der genannten Städte (cf. V, 34, 6 Alpes inde oppositae erant), welche in ihrer strategischen Wichtigkeit noch weiterhin durch die Wörter claustra und portae bezeichnet wird. Daß aber diese beyden Wörter die wechselseitige Beziehung involviren und keineswegs bloß auf die Etrusker gehen, erhellet von selbst; denn der Schlüssel dient ja, je nach der Intention des Besitzers, eben sowohl dazu, den Eingang zu versperren, als sich denselben zu öffnen, cf. XLV, 11, 5 apparebat claustra Aegypti teneri, ut quum vellet rursus exercitum induceret. — c. 14, 9 wird statt der einfachen und durch Beyspiele gerechtfertigten Erklärung Ernesti's eine neue versucht, die hauptsächlich dahin geht, daß die Worte ad omnia turbanda nicht mit commotionis zu verbinden, commotum consilium aber als „cons. perturbatum et ab justa rerum ratione prorsus aberrans" zu fassen sey. Uns scheint es sehr bedenklich, die Absichtlichkeit der Wortstellung commotionis ad omn. t. consilii läugnen zu wollen; da überdieß das Participium hier (gleichwie Cic. off. I, 17, 56 copulatius) ohne Zweifel im activen Sinne gefaßt werden kann und der Comparativ nicht, wie Hr. A. sagt „ad vim rei describendae augendam," sondern in seiner eigentlichsten Bedeutung gesetzt erscheint, indem der Sinn einfach der ist: „hatte schon die Geschichte des alten Centurio Aufsehen gemacht, so erregte der Verkauf des Landgutes noch mehr die Gemüther;" — so möchte es wohl gerathener seyn, bey Ernesti's Erklärung stehen zu bleiben. — c. 15, 1 sagt A., Livius habe den Ausdruck periclitatus gewählt, „ut timidiorem vel minus audacem hominis (Cossi dictatoris) animum exprimeret." Wie dieß in dem Worte liegen soll, begreifen wir nicht, indem nach Döderlein (Synonyme V, p. 263) periclitari gerade von einem Versuch gesagt wird, der mit Muth und Verachtung der Gefahr unternommen wird. Uebrigens ist an unsrer Stelle periclitatus vol. gewiß ganz gleichbedeutend mit tentatis vol., und höchstens von einer sehr vernünftigen Vorsicht, keineswegs aber von Mangel an Entschlossenheit oder von Zaghaftigkeit zu deuten. — c. 23, 11. Hr. A. will an dieser Stelle etiam mit ne in prima acie esset verbunden wissen und übersetzt: „für sein Alter bitte er auch insoferne um Entschuldigung, daß u. s. w.," was unpassend scheint, da sich Camillus noch wegen keiner andern Sache entschuldigt hat, worauf dieses auch bezogen werden könnte und überdieß, wenn Livius jenen Gedanken aussprechen wollte, etiam vor ne gestellt seyn würde (cf. XXIV, 1, 2). Deßhalb ziehen wir vor, etiam mit veniam zusammen zu nehmen (vgl. Fabri zu XXI, 1, 5). Camillus sagt: „Weit entfernt, dich hindern, oder durch meine Einmischung deine Thätigkeit beengen zu wollen, erbitte ich mir für mein Alter sogar die Erlaubniß, daß ich nicht im Vordertreffen zu seyn brauche." — c. 23, 12 scheint die zu den Worten subsidia Camillus firmat gegebene Erklärung in subsidiis locat validiores milites minder richtig. Firmare subsidia ist nach Analogie von firmare aciem (cf. II, 31, 2 und daselbst Gronov, XXIII, 29, 4), cornua (XXI, 46, 5) portarum stationes (IV, 27, 7) nichts Anderes, als der Nachhut Festigkeit geben, nämlich durch die Masse der Truppen, insbesondere aber durch die Art der Aufstellung, wie dieß schon durch das vorangehende instruit angedeutet wird. — c. 24, 4. Die neue von Hrn. A. gegebene Erklärung der Worte jam non recipiebat se Romanus miles („nicht vermochte der Römer sich von dem plötzlichen Schrecken wieder zu erholen") ist, wenn auch von Seite der Sprache zulässig, dennoch für den Zusammenhang dieser Stelle gewiß nicht natürlich. Wie war in dem Augenblick, wo von allen Seiten Feinde hervorbrachen, daran zu denken, daß sich der römische Soldat von seinem Schrecken fassen sollte; die Bemerkung, daß er es nicht that, wäre, wenn nichts Anderes, mindestens sehr überflüssig. Was se recipere bedeute, ist durch das vorausgehende terror inclinavit aciem genugsam angedeutet; es ist das einfache Zurückgehen, wobey noch Reihe und Glied eingehalten wird; daß alsdann mit terga passim dabat und effuso cursu castra repetebat die eilige, alle Ordnung auflösende Flucht geschildert wird, bedarf keiner weiteren Ausführung. Ein ähnlicher Fortschritt in der Erzählung findet sich XXXIII, 15, 12 (Macedones) re inclinata, primo retulere pedem (dasselbe, was an unsrer Stelle se recipiebant) deinde impulsi terga vertunt. — c. 34, 1 versucht Hr. A. eine neue, aber, wie es scheint, unhaltbare Er-

klärung der Worte: cum eo ipso quod necesse erat solvi facultas solvendi impediretur. Indem er quod nicht, wie bisher die Ausleger, als Caussalpartikel, sondern als Neutrum des Pronomens nimmt, versteht er unter eo ipso, quod n. e. solvi, die Zinsen, durch deren nothwendige Bezahlung die Abtragung des Capitals (facultas solvendi) für die Plebejer unmöglich geworden sey. Wir begreifen nicht, wie man diese Scheidung von Capital und Zinsen wird in die Stelle hinein bringen können; da selbst, wenn man quod als Relativum faßt, nicht abzusehen ist, warum id quod n. e. solvi nur die Zinsen und nicht auch das Capital bedeuten soll. Und selbst angenommen, dem wäre also, wie konnte Livius, wenn die Plebejer doch die Zinsen wirklich bezahlten, fortfahren itaque cum jam ex re nihil dari posset? — Es ist offenbar, daß facultas solvendi nichts Andres ist, als Zahlungsfähigkeit gleichviel in Bezug auf Zinsen, wie auf Capital. Steht dieß fest, so kann quod nur Caussalpartikel seyn und der Sinn ist: weil man zahlen d. h. augenblicklich zahlen sollte, war dem Schuldner die Möglichkeit seinen Gläubiger zu befriedigen überhaupt benommen. Denn gerade darin lag die Härte der Patricier, daß sie sich auf keinen Vergleich, auf keine Fristen einlassen wollten. Die Plebejer konnten damals weder Zinsen noch Capital bezahlen, und weil sie also ex re ihre Schuld nicht tilgen konnten, verfielen sie mit Leib und Ehre ihren Gläubigern.

Zuweilen hat Hr. A. bey Erläuterung des Zusammenhangs einzelnen Partikeln, wie et, que, nec eine Bedeutung unterlegt, welche sie nach den Gesetzen der Sprache nicht haben können. So wird bey VI, 4, 10 laborque continuus, c. 16, 5 invidiaeque, c. 21, 9 arguentibusque bemerkt, que bedeute „aber.“ Daß man bey der Uebersetzung die Partikel „aber“ gebrauchen könne, geben wir gerne zu; doch wäre es vielleicht nicht überflüssig gewesen, darauf hinzudeuten, daß in derartigen Stellen theils der Gedanke eben sowohl die copulative, wie die adversative Auffassung zuläßt (z. B. wenn que nach einem negativen Satze eine nähere Erläuterung einführt vgl. Fabri zu XXI, 6, 7. XXIII, 7, 11), theils eine Zusammenziehung der Sätze angenommen werden muß, welche in dem ersten der angeführten Beyspiele (VI, 4, 10) leicht in folgender Weise veranschaulicht werden kann: Contenebra hielt sich einige Tage und die Belagerten hatten Tag und Nacht unausgesetzt die Mühseligkeiten der Vertheidigung zu ertragen. Allein eben dieß führte die Einnahme herbey. Eine ähnliche Zusammenziehung der Gedanken ist c. 22, 7 comitiisque von Hrn. A. richtig erkannt worden; auch hier wollte Livius sagen: comitiisque jurare paratus erat, sed consensus populi restiterat. Nach restiterat würden wir übrigens lieber die alte Interpunction, Kolon, beybehalten, als mit Hrn. A. Komma setzen; indem durch das folgende sed nicht das zunächst Vorhergehende, sondern vielmehr der Ausdruck exactae aetatis eine Beschränkung erhalten soll. — c. 10, 8 wird nec quemquam ex his reducem esse erläutert cum neminem ex his reducem viderent, richtig dem Sinne nach, aber ohne daß man deßwegen anzunehmen braucht, nec stehe statt einer Caussal-Conjunction. Es ist ja auch im Deutschen nicht durchgehends nothwendig, Sätze, die in caussalem Verhältniß stehen, gerade nur mit caussalen Conjunctionen zu verbinden, vgl. Weissenb. Gr. §. 345. — c. 19, 4. Die Erklärung von nam et quia durch et quidem ob hanc casusam ist ebenso unzuläßig, (vgl. die Stellen, wo et in dem Sinne von et quidem steht, VI, 11, 9. XXXII, 34, 3. XXXVIII, 29, 5. c. 17, 9. XXXIX, 15, 9. Fabri zu XXII, 1, 19), als Heusingers und Klaibers Uebersetzungen nicht mit den Worten des Textes übereinstimmen. Denn sobald man übersetzt: denn auch diese u. s. w., muß Livius geschrieben haben nam et hi oder nam et ipsi, was allerdings, wenn es stünde, dem Sinne der Stelle am angemessensten seyn würde. So lange man indessen keine Aenderung in den Worten für gut findet, ist nur Eines möglich, nämlich et mit dem ganzen Caussalsatze zu verbinden, „denn (neben andern Gründen) hatten sie auch deßhalb sich an den Senat angeschlossen, weil sie bey der Gefahr für die allgemeine Freyheit auch das Ende ihrer eigenen Macht voraussahen.“ — Auch c. 15, 7 nec se fefellisse ist die Erklärung von nec durch ne se quidem unstatthaft, da keine Steigerung Statt findet und die Beyspiele

(wie V, 33), in welchen nec mit is oder ipse verbunden ist, auf unsre Stelle gar nicht angewendet werden können. Der Sinn ist: Der Dictator und die Väter wissen wohl, und auch mir ist es nicht entgangen, daß u. s. w. — c. 19, 1 wird nec durch nec enim erläutert, während doch nec illis Di — dederint einfach den Wunsch enthält: „und mögen ihnen die Götter keine gewissere Zuversicht eingeben." Daß nec statt neve steht, kann doch wohl Niemand an dieser Fassung hindern, vgl. Fabri zu XXII, 10, 5. Die Vermuthung des Hrn. A., in der Leseart des Leid. 1. Voss. 2. nec in illis liege nec enim illis wird dadurch unwahrscheinlich, weil die Anführung eines so problematisch ausgesprochenen Caussalsatzes die ganze Wirkung der vorangehenden an den A. Sempronius gerichteten Frage vollständig vernichten würde.

Die Uebersetzungen, welche Hr. A. fast häufiger, als es nothwendig schien, den einzelnen Stellen beygegeben hat, sind mitunter sehr weitschweifig und schwerfällig, bisweilen sogar ungenau und unrichtig und füllen eben deßwegen weder als Uebersetzungen noch als Erklärungen ihre Stelle aus. So wird z. B. zu VI, 17, 6 die wenig concinne Uebersetzung gegeben: „als — nachdem das, was sie im Begriff waren, sich mit Gewalt zu verschaffen, nachgegeben worden — Manlius nach einem Senatsbeschlusse aus seiner Haft entlassen wird; deßgleichen c. 24, 3 „die Römer den weichenden Feind mit stürmischer Gewalt (effuse) verfolgend, als sie sich an jene gefährlichen Stellen hatten verlocken lassen, standen gegen den nun hervorbrechenden Feind in großem Nachtheile." Ungenau ist die Uebersetzung c. 17, 3 „habe ein Mann, der das Consulat bekleidet, eine so harte Strafe verdient" statt: „hätte man sich das gefallen lassen sollen, (nämlich: daß ein Consular in das Gefängniß geführt werde) wenn er auf den Wink des Dictators nicht geantwortet u. s. w. c. 19, 1 übersetzt Hr. A.: (der Senat berieth sich) „über die geheimen Zusammenkünfte des Volks in einem Privathause, was noch dazu (forte) sogar auf der Burg gelegen wäre und über die furchtbare der Freyheit drohende Gefahr." Indeß sind die Worte forte etiam in arce positam nicht als Gedanke der Senatoren, sondern als Beysatz des Livius zu fassen. Die Plebejer versammelten sich in dem Hause des Manlius deßwegen, weil er der Führer ihrer Bestrebungen war, nicht weil sein Haus auf der Burg lag. Das Letztere war daher zufällig, wenn es auch vielleicht von den Patriciern in anderem Sinne gedeutet werden mochte. Moles libertatis ist übrigens im objectiven Sinne wohl schwerlich nachzuweisen und nach der Analogie von moles belli, invidiae u. a. als der drohende Andrang der Freyheit d. h. der ihre Freyheit verlangenden Plebejer zu verstehen. — Ob sich die Uebersetzung (c. 24, 10) in fluctuantem aciem „für die noch nicht abzusehende, für die noch nicht zu berechnende Entscheidung der Schlacht" rechtfertigen läßt, möchten wir sehr bezweifeln. Sehr auffällig ist die Uebersetzung c. 26, 7 etsi revicta rebus verbis confutare nihil attinet „abgesehen davon, daß das, was durch die That bewiesen ist, durch Worte entkräften zu wollen zu Nichts führt." Den Tusculanern konnte es doch wohl nicht in den Sinn kommen, das, was sie durch die That bewiesen hatten — nämlich ihre friedliche Gesinnung — durch Worte entkräften zu wollen. Auch der weiter folgende Theil der Periode ist ungenau übersetzt: „daß dennoch, auch wenn sie (die Beschuldigungen) gegründet sind, schon das offene Geständniß uns schützen werde, da u. s. w." und dürfte wohl so zu ändern seyn: „auch wenn diese Beschuldigungen wahr seyn sollten, halten wir sogar das Eingeständniß derselben für sicher, da u. s. w." —

(Schluß folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.



1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski.
2. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ex emendatione Car. Frid. Sigism. Alschefski.

(Schluß.)

Ungenügend ist c. 28, 8 „daß es irgend ein Land gebe, wo ihrer Tapferkeit der Sieg nicht beschieden seyn solle.“ Bey dieser Uebersetzung verschwindet gerade die Hauptsache, welche in der Verbindung von terra mit nefasta liegt, nämlich daß sich an ein Land selbst vom Schicksale aus die Bestimmung knüpfe, die Römer nicht siegen zu lassen; treffender daher Klaiber: „es möchte irgend eine Stätte für ihre Waffen ein Unglücksboden seyn.“ Wie c. 31, 8 non satis in spem frugum relictis übersetzt werden könne „ohne die zur Aussaat nöthigen Feldfrüchte zu verschonen“ u. c. 14, 7 restituentem eversos penates „in Folge des Wiederaufbaues seines zerstörten Grundstückes,“ möchte wohl gleichfalls schwer nachzuweisen seyn.

Ueberzeugt, daß Hr. A. bey einer erneuten Durchsicht seines Werkes gewiß selbst manche seiner Erläuterungen streichen oder anders gestalten würde, unterlassen wir eine weitere Anführung des etwa noch hieher Gehörigen, indem ohnedieß, wie wir glauben, die stärkere Seite dieses im Ganzen so bedeutenden Werkes nicht sowohl in dem exegetischen Theile, als in dem kritischen zu suchen ist. Keinesfalls wünschten wir die von uns eben gemachten Ausstellungen in dem Sinne gedeutet zu sehen, als ob dieselben dem von uns lebendig anerkannten Verdienste des Hrn. Verfassers irgendwie Eintrag zu thun bestimmt wären.

In der Orthographie hat Hr. A. in diesem zweyten Bande eine größere Gleichförmigkeit beobachtet, wie er selbst in der Vorrede p. XVI bemerkt, woselbst wir zugleich in Bezug auf die dabey befolgte Richtschnur auf die Ergebnisse des Puteaneus und der Lorscher Handschrift hingewiesen werden, deren Veröffentlichung bey Hrn. A.'s großem Fleiße wohl demnächst erwartet werden darf. Daher schreibt jetzt Hr. A., ohne sich wie im ersten Bande an den einzelnen Stellen genau an M P anzuschließen, constant Alia (V, 37 Alliam, V, 39 Aliam), Vulsci, Cerceji, Horatius (im ersten Bande öfter Oratius), opportunus (IV, 31, 15 oportunus), adulescens, summittere, venundare (IV, 29 venumdati), belua, paene, fenus, obtinere (I, 16 optinuit), nequiquam u. A.; dagegen noch abwechselnd vinclum und vinculum, volgus und vulgus, percontari und perconctari und A.

Was die Interpunction anlangt, so hat Hr. A. abgehend von der alten, das richtige Verständniß sehr oft mehr störenden als vermittelnden Methode, sich nur auf die allernothwendigsten Andeutungen beschränkt. Es ist freylich mitunter schwierig, die richtige Mitte zwischen dem zu Viel und zu Wenig einzuhalten; inzwischen müssen wir dennoch

im Wesentlichen dem Hrn. Verfasser ganz beypflichten. An einigen Stellen möchten wir eine andre Anordnung in Vorschlag bringen, z. B. VI, 14, 12 würden wir nach fieri Kolon setzen; zu den darauf folgenden Infinitivsätzen aber aus dem Zusamenhange fremebant oder etwas Aehnliches ergänzen. Auf diese Weise treten alsdann die Gegensätze tributo-collationem factam und in paucorum praedam cessisse bestimmter einander gegenüber. Auch c. 34, 7 würden wir es vorziehen, statt mit Becker nach subdidit Komma und nach vellet Punct zu setzen, bey subdidit den Satz durch Punct zu schließen, das Folgende aber von frequentia an bis paenituisse als ein Ganzes zu nehmen. Frequentia gehört nach unsrer Ansicht als Ablativ des Grundes (vergl. Fabri zu XXI, 10, 2) zu credo fortunatum matrimonium — visum; das Lachen ihrer Schwester hatte die jüngere Fabia verletzt, als Spott über ihre Unwissenheit; Kenntniß des menschlichen Herzens läßt indessen den Livius vermuthen, daß bey dem Anblick des zahlreichen Cortege des Consulartribuns in ihrer Brust noch ein andres Gefühl rege wird, nämlich der Neid. So stehen also die Begriffe frequentia und credo in einer nothwendigen Beziehung auf einander und dürfen also durch die Interpunction nicht getrennt werden.

Druck und Papier sind vortrefflich; Druckfehler sind von uns nur folgende bemerkt worden: p. 5 n. 5 l. er ita st. erita; p. 20 n. 4 gehört „cod. Rhenan." hinauf hinter Leid. 1.; p. 34 Z. 1 v. u. l. solutis st. resolutis; p. 37 n. 1 ist Leid. 1. entweder in Leid. 2. zu verändern, oder wahrscheinlicher ganz zu streichen; p. 39, 9 l. 5, 34 st. 4, 35; p. 52, 17 ist bey der Lesart des Harl. 1. nach obversatam das Theilungszeichen zu tilgen; p. 53 n. 11 sind die Worte „et sic scriptum est m. 2 in Harl. 1." wahrscheinlich zu streichen, da nach Drkb. im Harl. 1. turba aliena steht; p. 61 n. 13 ist entweder Leid. 2. zu lesen oder Leid. 1. ganz zu streichen; p. 68 n. 2 scheint bey der Lesart von M P. nach ne quis das Wort patricius vergessen zu seyn; p. 74 n. 15 steht nach et qui adveniens: „cod. Rhenanus.," wohl irrthümlich, denn Rhenanus hat in seinen Excerpten Nichts angemerkt; p. 89 n. 5 ist entweder Lov. 1. zu lesen, oder wahrscheinlicher Leid. 1. ganz zu streichen; p. 90 n. 9 l. jusserunt; p. 96 n. 9 l. „usque ad Frob. 2.," denn in Frob. 1. steht noch resistentes; p. 104 n. 1 ist nach „Harl. 1." einzuschalten „qua;" p. 110, 6 fehlt bey Harl. 1. der Zusatz „a man. 1."

Die unter Numer 2. von uns aufgeführte Ausgabe der ersten Dekade des Livius, welche nur den Text der hieher gehörigen Bücher enthält, ist von Hrn. A. offenbar für den Schulgebrauch ausgearbeitet worden; ist aber auch abgesehen von dem eben genannten Zweck für diejenigen, denen unser Historiker theuer und werth geworden, ohne daß sie deßwegen Lust und Beruf fühlten, sich über die Fortschritte der Livianischen Kritik durch das Studium eines weitschichtigen kritischen Commentars zu belehren, gewiß eine höchst willkommene Gabe. Indessen würde man sich sehr irren, wenn man annehmen wollte, Hr. A. habe hiemit lediglich einen Textesabdruck seiner größeren Ausgabe geben wollen; im Gegentheil bildet diese Ausgabe eine selbstständige, in mehr als einer Beziehung von jener größeren verschiedene Arbeit. Nicht unerwünscht wäre es daher gewesen, wenn Hr. A. nur mit wenigen Worten hätte andeuten wollen, welche Grundsätze ihn bey der Anfertigung vorliegender Handausgabe geleitet haben. Denn wenn sich auch auf den ersten Blick ergiebt, daß gewisse Abweichungen von der kritischen Ausgabe, namentlich in Bezug auf einzelne Singularitäten der Etymologie und Orthographie im Interesse derer Platz greifen mußten, für welche diese Handausgabe ursprünglich bestimmt ist; so sind doch auch im Texte selbst hin und wieder nicht unwesentliche Aendrungen eingetreten, welche als Berichtigungen des Hrn. Verfassers bezüglich der in seiner kritischen Ausgabe ausgesprochenen Ansicht müssen betrachtet werden. Ein Theil dieser Aenderungen ist nun zwar in einer am Schlusse des sechsten und zehnten Buches angehängten brevis adnotatio critica näher motivirt; allein eine nicht unbeträchtliche Zahl Stellen (besonders in den ersten fünf Büchern) findet sich anders abgedruckt, als in der größeren Ausgabe, ohne weitere Rechtfertigung, als daß Hr. A. am Schlusse be-

merkt: „quae praeter haec cum in nominibus propriis tum in reliqua oratione Liviana emendavimus, ea meliorum codd. mss. auctoritate scribere jussi sumus.“ Hiedurch gewinnt dieser Textesabdruck auch vom Standpunkte der Kritik aus betrachtet Interesse, um so mehr, als man nicht umhin kann, dem größten Theil der getroffenen Abänderungen volle Zustimmung zu ertheilen; so ist z. B. I, 9, 10 rapiendas (gr. A. capiendas nach P); c. 12. 6 monumentum (gr. A. monumento nach P); c. 13, 5 equum Curtius; c. 19, 5 praeficere (gr. A. perficere nach M); c. 22, 5 res acta (gr. A. res actae); c. 33, 6 in Tiberi (gr. A. in Tiberim nach M); c. 39, 1 visum, §. 4. despondet (gr. A. despondit nach P) gewiß mit allem Rechte hergestellt und ebenso sind mehrere früher (vgl. Gelehrte Anz. 1843 p. 652 ff.) von uns besprochene Stellen (z. B. II, 30, 11; c. 36, 4; c. 47, 10; III, 2, 12) nunmehr abgeändert und erledigt. Andres freylich, wogegen sich nicht minder noch Bedenken erheben lassen dürften, ist geblieben z. B. I, 7, 12 ibidum; c. 11, 9 de recto; c. 14, 9 equites erant; c. 19, 6 intercalares mensibus interponendo; c. 21, 2 violare (cf. I, 17, 3 u. VI, 26, 1 regnare) und Aehnliches. Indeß versteht es sich wohl aus der Natur des Gegenstandes von selbst, daß auch nach der gewissenhaftesten Bearbeitung eines Schriftstellers immer noch Zweifel zu lösen und Fragen zu erörtern seyn werden. Indem wir es daher vermeiden, diese Anzeige noch durch Besprechung mehrerer in Frage kommender Stellen zu überbürden, möge es uns nur noch gestattet seyn, um nicht gänzlich ohne eigenen Beytrag hier abzuschließen, eine einzige Stelle auszuheben, in welcher, obwohl sie bereits vielfach besprochen worden ist, dennoch, wie wir glauben, Schwierigkeiten obwalten, die noch nicht erledigt sind. Wir meinen V, 39, 4: Romani, cum pars major ex acie Vejos petisset quam Romam, nemo superesse quemquam praeter eos qui Romam refugerant crederent, complorati omnes pariter vivi mortuique totam prope urbem lamentis impleverunt. Hr. A. hat zwar die mit Unrecht von Sigonius und Gronov verworfenen Worte quam Romam zuerst wieder richtig in den Text genommen und nach der Auctorität der besten mss. crederent hergestellt, allein dadurch keineswegs die Schwierigkeiten beseitigt. Diese bestehen aber, wie bekannt, in Folgendem. Romani, was als Subject der ganzen Periode an der Spitze steht, kann, nachdem im Vorhergehenden von dem, was bey den Galliern vorgieng, die Rede war, dem ganzen Zusammenhange gemäß nur die Römer im Ganzen und vorzugsweise die in der Stadt bezeichnen, keineswegs aber nur die, welche in dem Treffen gekämpft hatten. Nun paßt aber complorati omnes — impleverunt gerade nur auf die Letzteren und selbst auf diese nicht vollständig, weil ja ein Theil derselben nach Rom geflohen war. Ein zweyter Uebelstand ist das Asyndeton der beyden Nebensätze: quum pars major — petisset und nemo crederent. Die von Gronov hieher bezogene Stelle XXXIV, 13, 8 paßt um deßwillen nicht, weil dort der Gegensatz von Romani und Carthaginiensium ein Verbindungspartikel überflüssig macht. An unsrer Stelle kommt aber noch der Umstand hinzu, daß die beyden Nebensätze nicht einmal coordinirt sind, sondern im Gegentheil sich wie Grund und Folge zu einander verhalten. Nach unsrer Ansicht bedarf es nur einer sehr einfachen Aenderung, um die eben hervor gehobenen Schwierigkeiten zu lösen. Crederent scheint uns entstanden aus credere et, gleichwie VI, 23, 4 in Voss. 2. Lov. 3. vigerent steht st. vigere et. Ueber Romani — nemo statt Romanorum nemo vgl. Fabri zu XXI, 15, 5. XXIV, 7, 7. Perizon. ad Ael. X, 16 (οἱ δὲ οὐδεὶς αὐτῷ προσεῖχον). Der Infinitivus historicus credere ist dem Sinn der Stelle angemessen; und daß bald darauf das tempus finitum impleverunt folgt, stört nicht, wie bereits Drkb. zu II, 23, 11; Fabri zu XXII, 47, 6 und Weissenborn lectt. Liv. I. p. 15 gezeigt haben.

Was die Interpunction anlangt, so scheinen die bey der Handausgabe beobachteten Grundsätze von den in der großen Ausgabe befolgten ebenfalls verschieden zu seyn. Wir vermuthen, daß es Hrn. A.'s Absicht gewesen ist, die Schüler schon durch dieses äußere Hülfsmittel zu gewöhnen, bereits im Lesen sich den Ueberblick über ein größeres Ganze zu verschaffen. Deßhalb findet sich vielfältig da, wo die größere Ausgabe Punct hat, in der Schul-

ausgabe ein schwächeres Zeichen gesetzt. Bey der Aufzählung einzelner Namen, auch bey der Anaphora ist das Komma, welches in der größern Ausgabe noch steht, ganz getilgt, bezüglich der Anaphora freylich nicht gleichförmig, so steht es noch I, c. 15 bey non; c. 26 bey oblita; c. 35 bey Romanos. Dagegen findet sich im Gegensatz zur größern Ausgabe das Komma vor si, cum, qui, ut u. s. w. An einigen Stellen ist die Interpunction der größeren Ausgabe wirklich verbessert, z. B. am Schlusse der praefatio, wo nach poëtis das Komma getilgt ist; I, c. 25, 8, wo nach rediit statt des Puncts nun Komma gesetzt ist u. A. Das von Hrn. A. häufig zur Andeutung eines Parenthese-Satzes benützte Zeichen, der Gedankenstrich, hätte vielleicht auch I, 19, 2 rücksichtlich der Worte quippe efferari militia animos Anwendung finden können; wenigstens halten wir diese Art der Auffassung, nach welcher jene Worte als Gedanke des Numa erscheinen (vgl. VI, 11, 8 acriores quippe stimulos esse; XXXV, 28, 4 plurimum enim interesse) und mit mitigandum der Nachsatz beginnt, für natürlicher, als wenn man zu dem Infinitiv efferari aus dem Folgenden ratus ergänzt.

Die äußere Ausstattung des Buches läßt Nichts zu wünschen übrig; nur hätten wir zur leichteren Handhabung desselben gewünscht, daß an den einzelnen Capiteln statt der Zeilenzahl der ganzen Pagina lieber mit Beybehaltung der einmal hergebrachten Eintheilung die Paragraphen wären angezeigt worden; denn es ist nicht zu läugnen, daß durch jene Art der Zählung, wie sie auch in der größern Ausgabe angewendet worden ist, das Suchen einzelner Stellen nicht nur nicht erleichtert, sondern sogar erschwert wird. Druckfehler sind uns nur sehr wenige bemerklich geworden: p. 8 Z. 38 l. suscepit; p. 29 Z. 4 l. nuntiari; p. 30 Z. 44 l. concursusque; p. 31 Z. 11 l. „sequere;“ p. 38, 2 l. colonis, da nicht anzunehmen, daß Hr. A. mit dem einzigen Leid. 2. coloniis lesen wollte; p. 41 Z. 2. l. ingenii.

Dr. Heerwagen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Dr. H. G. Bronn, Handbuch einer Geschichte der Natur. Th. 1. 2. Stuttgart 1842.

Ph. Fr. de Siebold, Fauna japonica. Pisces elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel. Decas 1 — 4. Lugd. Bat. 1842. fol.

Revue zoologique par la société Cuvierienne. Publié sous la direction de M. F. C. Guerin-Méneville. T. VII. Année 1844. Paris 1844.

W. v. Rapp, Anatomische Untersuchungen über die Edentaten. Tübingen 1843.

Dr. Ferd. Krauß, Die südafrikanischen Crustaceen. Stuttgart 1843.

Zeitschrift für Malakozoologie, herausgegeben von K. Th. Menke. Hannover 1844.

Ad. Brongniart, Considerations sur la nature des végétaux qui ont couvert la surface de la terre aux diverses époques de sa formation. Paris 1838.

Dr. J. G. Kurr, Grundzüge der ökonomisch-technischen Mineralogie. Leipzig 1844.

Leop. v. Buch, Ueber Productus oder Leptaena. Berlin 1842. 4.

M. J. Desnoyers, Sur les cavernes et les brèches à ossements des environs de Paris. Paris 1842.

Dr. A. v. Klipstein, Beyträge zur geologischen Kenntniß der östlichen Alpen. Mit geognostischen und petrefactologischen Tafeln. Gießen 1843. 4.

C. Hartmann, Grundzüge der Geologie. Leipzig 1843.

L. v. Groß, Geologie, Geognosie und Petrefactenkunde. Weimar 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Philoxeni, Timothei, Telestis Dithyrambographorum Reliquiae. De eorum vita et arte commentatus est, carminum fragmenta collegit et explicuit Dr. Georgius Bippart, Societatis Graecae Lipsiensis sodalis. Commentatio de sententia Amplissimi Ordinis Philosophorum Jenensis primario praemio ornata est III Septbr. MDCCCXXXVIII. Lipsiae, MDCCCXLIII. Sumptibus C. Fr. Koehleri. 8. XII. u. 98.

Der Verfasser dieser, wie der Titel meldet, gekrönten Preisschrift hat sich an ein Thema gewagt, welches zu den dunkelsten Parthien der griechischen Litteratur gehört. Die Beurtheilung der Dithyrambendichter wird besonders dadurch sehr schwierig, daß bey ihnen mehr als sonst in den Schöpfungen lyrischer Poesie die Musik vorwaltete; diese ist aber, wie bekannt, unter den Künsten, welche die Griechen pflegten, am wenigsten zu klarer Anschauung zu bringen, da mit den Instrumenten und den ihnen entlockten Tönen auch die Möglichkeit, sich einen Begriff von dem wahren Eindruck derselben zu bilden, verschwunden ist. Zerstreute Notizen von mehr oder weniger musikalischen Zeitgenossen uns mitgetheilt vermögen nur eine ganz allgemeine und vage Idee zu geben, durch die man sich über die Dunkelheit des Gegenstandes nicht täuschen lassen möge. Wir wissen zwar, daß der Dithyrambus durch seine mimische Haltung das große Publikum eben so sehr anzog, wie in unsern Tagen die Oper, und dadurch hier wie dort weniger Prunkendes, aber Geistigeres und Gediegeneres zurückstehen mußte; wir wissen ferner, daß den bessern Dichtern dieser Gattung die Anmaßung der Musiker, die sich zum Nachtheile des poetischen Gehaltes vordrängten und breit machten, zuwider war — man erinnere sich der mächtigen Worte des Pratinas, womit er die übermüthigen Flötenspieler in ihre Schranken verweist — wir bemerken endlich in den über Lasus, Melanippides, Philoxenus, Thimotheus und Telestes gegebenen Nachrichten eine steigende Entartung ihrer Kunst, aber es fehlt viel darin, daß wir von dem Charakter der genannten Dichter und ihren Werken eine Schilderung wagen könnten, die in klaren und festen Umrissen das Verdienst und auch die Schattenseite dieser Männer vor Augen stellte. Die Fragmente sind nicht zahlreich, die Urtheile alter Schriftsteller aber, abgesehen von der Schwierigkeit, in solchen Abbildern das Urbild zu erkennen, meistens nur auf Einzelnheiten beschränkt oder auch zu unbestimmt und allgemein, um diesen Theil der griechischen Poesie so zu verstehen, als es bey seiner großen Wichtigkeit zu wünschen wäre. Denn aus dem Dithyrambus erwuchs bekanntlich die Tragödie, er ist überdieß die Gattung der Lyrik, welche am längsten cultivirt wurde, so daß Aristoteles, wenn er von der lyrischen Dichtkunst spricht, gewöhnlich nur Dithyramben und die sehr verwandte Gattung der Nomen anführt; in dem Dithyrambus hat ferner die Musik der Alten, was Technik und selbstständige Gestaltung betrifft, ihre höchste Stufe erreicht. Vom Ueberhandnehmen der Musik im Dithyrambus datirt sich aber auch der Verfall der Poesie in Gehalt und Form her, der poetische Rhythmus unterwarf sich

dem musikalischen, und die Feinheiten des Ausdrucks durch den Wechsel der Sylben hervorgebracht giengen in dem Brausen der Instrumentalmusik verloren, durch die künstlichen Productionen, die der Dithyrambus erforderte, wurde der Stand der Virtuosen nöthig, die alten Chöre waren auf müssige Kräfte berechnet; jetzt wurden bedeutendere Leistungen verlangt, welche Fähigkeit und Geschick der Choristen überstiegen. Das hatte den Nachtheil, daß die Kunst im Volk weniger geübt wurde, und das Interesse für das Classische abnahm.

Ueber die Geschichte dieser Gattung handelt der Verfasser in einer fleißig gearbeiteten Einleitung p. 1 — 19. Einzelnes bleibt zu berichtigen und nachzutragen. So scheint ihm Schneidewin's wichtige Abhandlung über Lasus (Index Scholar. Univ. Gotting. 1842 — 43) unbekannt geblieben zu seyn, woraus er unter andern die richtige Deutung der dem Dithyramb ganz fremden ἐριστικοὶ λόγοι entnehmen konnte. Er meint p. 8 „Fortasse ad actionem dithyrambis illatam referri possunt. Quae sententia stabiliri videtur loco Aristotelis, quo dithyrambum dicit antistrophas non amplius habuisse, ubi μιμητικός factus sit. Die Aristotelische Stelle Probl. XIX, 15 ist allerdings eins der bedeutendsten Zeugnisse über den Charakter des Dithyramben, aber zu den angeführten Worten steht sie durchaus in keiner Beziehung. Auf p. 12 ist die Erklärung von den ἀναβολαὶ nicht deutlich, wenn Hr. Bippart angiebt, es seyen plures metricae partes gewesen, die über den Umfang der Strophen hinausgiengen und sich nach einem andern Gesetz als die Strophen von einander unterschieden; vielmehr scheint ἀναβολή das musikalische Vorspiel gewesen zu seyn, welches vor jeder neuen Strophe eintrat; da es die Abtheilung machte, gieng der Name auf die dadurch aus einander gehaltenen Strophen selbst über, vgl. Aristot. Rhet. III, 9. Auch die in der Note dazu aufgestellte Definition vom Unterschied der Anabolen und Antistrophen, daß dort plures easque diversas deinceps positas par numerus ejusdem metri exciperet, hier binae strophae sibi responderent ermangelt der nöthigen Klarheit; was soll par numerus ejusdem metri bedeuten? Uebrigens mögen manche Stellen in den neuern Monodieen des Euripides, z. B. die im Orestes vs. 982. sqq. (μόλοιμι τὰν οὐρανοῦ) eine Vorstellung von den ἀναβολαὶ in den Dithyramben zu geben, geeignet seyn. Euripides, der vertraute Freund des Timotheus, hat zuerst unter den Tragikern die musikalischen und poetischen Neuerungen der Dithyrambiker auf die Bühne verpflanzt. Das Aufgeben der antistrophischen Form, welche Lasus und Pindar noch beybehielten, zeigt, daß der Sinn für Symmetrie, Harmonie und Strenge der Ausführung sich bereits verlor, und unkünstlerische Willkühr, ungebundenes Spiel der Phantasie, eitles Gepränge mit glänzenden Einzelnheiten den gesunden Geschmack besserer Zeiten mehr und mehr verdrängten.

So viel über die Einleitung. In den darauf folgenden drey Capiteln über Philoxenus, Thimotheus und Telestes handelt der Verfasser zuerst vom Leben des Dichters, dann von seinen poetischen und musikalischen Verdiensten, zuletzt führt er die Fragmente auf und begleitet sie mit kritischen und exegetischen Anmerkungen. Das längste Fragment, welches indeß schwerlich aus einem Dithyramben genommen ist, wenigstens sich in der Darstellung dieser Gattung kaum denken läßt, ist das δεῖπνον des Philoxenus. Bergk nimmt in den Reliquiae Comoediae Atticae antiquae p. 211 keinen Anstand, dieses Stück dem berühmten Philoxenus aus Cythere zuzuschreiben, indem er sagt: Scripserat Philoxenus carmen lyricum, in quo lautissimas epulas magna cum festivitate ingeniique ubertate descripsit, in qua quidem descriptione Siculas dapes, quibus apud Dionysium Syracusarum tyrannum perfructus erat, ante oculos habuisse videtur; Hr. Bippart hat keine so glänzende Meinung von diesem Product, er möchte daher gerne es dem sonst unbekannten Leukadier gleiches Namens vindiciren, von welchem es bey Athen. I, 5 heißt τοῦ Φιλοξένου δὲ τοῦ Λευκαδίου Δεῖπνου Πλάτων ὁ κωμῳδιοποιός μέμνηται. Indeß die Bestimmtheit, mit der Athenäus sich weiterhin, IV, 146 f. erklärt, wahrscheinlich nachdem er etwas Zuverlässigeres darüber vernommen hatte: Φιλόξενος δ' ὁ Κυθήριος ἐν τῷ ἐπιγραφομένῳ Δείπνῳ, εἴπερ τούτου καὶ κωμῳδιοποιὸς Πλάτων ἐν τῷ Φάωνι ἐμνήσθη καὶ μὴ τοῦ Λευκα-

δίου Φιλοξένου entzieht der Annahme von dem Leukadier, der sonst nirgends als in diesen beyden Stellen der Deipnosophisten vorkömmt, jede Stütze. Auch späterhin nennt Athen. (XI, 487, a) den Dithyrambendichter als Verfasser des δεῖπνον. Sollten etwa gar zwey Leute gleiches Namens in demselben genere sich hervorgethan haben? Das würde gewiß von den Alten bemerkt und der Leukadische Dithyrambiker vom Cytherischen ausdrücklich jedesmal unterschieden worden seyn. Wie aber, wenn der ganze Streit darüber unnütz, und die Bezeichnung „der Leukadier“ nur eine minder gebräuchliche für dieselbe Person, die des Cytherischen Philoxenus, gewesen wäre, wie mit großer Wahrscheinlichkeit Wyttenbach (Opusc. II, 294 sqq.) vermuthet? Die Vertheilung der Anekdoten auf den Dichter und den athenischen Wüstling Philoxenus, den Sohn des Eryxis, kann man, als für die Litteratur minder wesentlich, schon eher bey Seite lassen.

Das zehnte Fragment, angeblich aus Aristoph. Nub. 334, wie der Scholiast daselbst meint, entnommen verträgt sich mit der Chronologie des Philoxenus nicht; Aristophanes konnte weder in der ersten noch in der zweyten um 418 vorgenommenen Bearbeitung der Wolken den Dithyrambiker parodiren, der noch nicht das 18. Jahr erreicht hatte.

Unter den zahlreichen Werken des Timotheus werden auch νόμων κιθαρῳδικῶν βίβλοι ὀκτωκαίδεκα εἰς ἐπῶν ὀκτακισχιλίων τὸν ἀριθμὸν καὶ προνόμια ἄλλων χίλια angeführt. Hier ist weder mit Salmasius ἄλλων εἰς χίλια ἔπη zu lesen, noch aus dem Vorhergehenden ἔπη zu suppliren, sondern ἄλλων ist verdorben, vielleicht aus μελῶν. Die Mimik soll dieser Künstler so weit getrieben haben, daß er sogar die Wehen der Semele darzustellen suchte. Freylich wissen wir dieß nur aus dem übel fingirten Decret der Spartaner gegen den Timotheus. Es käme hier darauf an, die Art der Nachahmung zu kennen, um zu beurtheilen, ob Thimotheus einen Verstoß gegen die Kunst begieng oder ob die Behandlung des Gegenstandes einen Beweis von seiner Gewandtheit und seinem Geschmack gab.

Rechnet man das δεῖπνον des Philoxenus ab, so ist uns am meisten von Telestes erhalten, über dessen Lebensgeschichte uns sehr wenig Nachrichten vorliegen. Das bedeutendste Fragment von ihm hat Athenaeus XIV, 617. Telestes nimmt sich hierin des Flötenspiels gegen Melanippides an und bekämpft den Mythus, welcher berichtete, daß Athene das Instrument, welches ihre Gesichtszüge entstellte, mit Entrüstung weggeworfen hätte. Die Schlußworte dieses Bruchstückes sind sehr verdorben; bey Bergk Poetae lyrici graeci, p. 865 lauten sie so: τὰν οὐ μεριθοτάταν Βρομίῳ παρέδωκε σεμνᾶς δαίμονος ἀερθὲν πνεῦμ' ἀελλοπτερύγων σὺν ἀγλαᾶν ὠκύτατι χειρῶν, mit dem Zusatz τὰν οὐ μεριθοτάταν corruptum reliqui.“ Herr Bippart, der sich sonst von Bergk selten entfernt, hat in diesem und dem folgenden Fragment einen eigenen Weg eingeschlagen, er schreibt τὰν οὖν ἐριβρομωτάταν statt des Casaubonischen περιθειοτάταν oder der Schweighäuserischen Correctur ἐριθειοτάταν — vocabulum, wie er glaubt, non modo satis usitatum, sed etiam solitum tibiarum epitheton atque ceteris illis Telestis verbis convenientissimum. Er bedachte nicht, daß bey einem so bekannten Worte die starke Verderbniß kaum denkbar ist und außerdem, da sogleich Βρομίῳ folgt, ein unwillkührlicher lusus verborum entsteht. Auch οὖν kann Telestes nicht gesetzt haben, das wäre eine zu prosaische Verbindung. Wir vermuthen eher τὰν θυμαρεστάταν (sc. τέχναν), oder wenn die Composition durch die Analogie von αὐτάρεσκος sich halten ließe, τὰν θυμαρεστοτάταν. In dem unerklärlichen ἀερθὲν πνεῦμ', was mit elatus spiritus zu übersetzen, weder der Sprachgebrauch noch der Sinn der Stelle erlaubt, fand Bergk ἀερόεν πνεῦμ'. Wir bekennen, das nicht recht zu verstehen. Offenbar muß hier das Subject des Satzes enthalten seyn, woraus schon erhellt, daß der Dichter etwas ganz Anderes gesagt habe; etwa παρθένευμ', (vgl. Eur. Jon. 1425, Phoeniss. 1280), womit ausgedrückt würde, daß die Jungfrauschaft der hehren Göttin sich nicht recht vertragen habe mit dem üppigen Spiel des Instrumentes, welches sie daher lieber dem Bacchus überläßt.

Kayser.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Ch. Dupin, Observations exposées au conseil général d'agriculture. Paris 1842.

Dr. C. Hartmann, Grundriß der Eisenhüttenkunde. Berlin 1843.

Fr. Chr. Buschbeck, Ueber Böhmens Schafwollhandel und Industrie. Prag 1843.

Dr. W. Hoffmann, Die Geschichte des Handels, der Erdkunde und Schifffahrt aller Völker und Staaten. Lief. 1. 2. Leipzig 1843.

J. Cheyne, Essays on partial derangement of the mind in supposed connexion with religion. Dublin 1843.

Dr. G. W. Fink, Geschichte und Wesenheit der Religionen. Heft 1 — 5. Leipzig 1844.

C. A. Lilie, Die Emancipation der Schule von der Kirche in ihrer geschichtlichen Entwicklung betrachtet. Kiel 1843.

Dr. H. C. W. Siegwart, Geschichte der Philosophie vom allgemeinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt. Bd. 1. Stuttgart 1844.

D. B. Bolzano, Abhandlung zur Aesthetik. Lief. 1. Prag 1843.

Ant. de Campmany, Filosofia de la eloquencia. Madr. 1842. 4.

Ramon Valvidares y Longo, La Iberiada. T. 1. 2. Cadiz 1843.

Luis de Camoës, Obras. T. 1 — 4. Lisboa 1782.

Fern. Alvia de Castro, Panegirico genealogico y moral del excelent. duque de Barcelos. Lisboa 1628.

Christob. de Virues, El Monserrate. Madr. 1805.

Jos. de Valdivielso, Sagrario de Toledo. Barcelona 1618.

Eug. de Tapia, Poesias. Vol. 1. 2. Madr. 1832.

Thom. Sebastian y Latre, Ensayo sobre el teatro español. Madr. 1773. 4.

M. Breton de la Herreros, Poesias. Madr. 1831. 4.

Fr. Mosquera de Barnuevo, La Numantina. Sevilla 1612. 4.

D. G. Gomez de Avellaneda, Poesias. Madr. 1841.

Don Ramon Fernandez, Coleccion de poetas Castellanos. Vol. 1 — 20. Madr. 1789 — 1804.

M. Raynouard, Lexique roman, ou dictionnaire de la langue des Troubadours, comparée avec les autres langues de l'Europe latine. Vol. 5. Schluß des Werkes. Paris 1843.

W. Wackernagel, Zeitgedichte. Basel 1843.

Fr. Rückert, Herodes der Große. Stück 1. Herodes und Mariamme. Stuttg. 1844.

Detmold, Randzeichnungen. Braunschweig 1844.

Fr. Baader, Die Sagen der Pfalz. Stuttgart 1842.

Fel. Bogaerts, Esquisse d'une histoire des arts en Belgique depuis 1640 jusqu'à 1840. T. I. Anvers 1841.

C. J. Milde, Denkmäler bildender Kunst in Lübeck, begleitet mit erläut. historischem Text von Dr. E. Deecke. Heft 1. Lübeck 1843.

F. C. Dahlmann, Erster Vortrag an der rheinischen Hochschule den 28. November 1842. Bonn 1842.

Fr. Bülau, Die Behörden im Staat und Gemeinde. Leipzig 1836.

Nic. Steph. de Comnène, Résurrection de la liberté grecque etc. Paris 1843.

E. Wippermann, Beyträge zum Staatsrechte. Erster Beytrag. Ueber die Natur des Staats. Göttingen 1844.

Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. Herausgegeben von den Professoren Mohl, Knaus, Volz, Schüz, Fallati und Hoffmann. Jahrgang 1844. Tübingen 1844.

Dr. G. Bernoulli, Neuere Ergebnisse der Bevölkerungsstatistik. Ulm 1843.

M. Borgialli, Risposta alla rivista critica del Med. Coll. A. C. Maffoni sulla Patogenia dell Idrope. Ivrea 1839.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 31.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 20. April 1844.

1. Hr. Geheime Rath Dr. v. Walther las: Ueber die Ernährung des menschlichen Körpers, zumal durch Wasser und Luft, mit Bezugnahme auf den Krankheitsfall der A. M. Furtner im allgemeinen Krankenhause zu München.

Schon seit längerer Zeit erregte die Aufmerksamkeit der Aerzte und Naturforscher ein jetzt 20jähriges Bauernmädchen, Anna Maria Furtner aus Weizenreuth in dem Landgerichte Rosenheim, von welcher behauptet wird, daß sie seit 11 Jahren nur Wasser, und bloß im Frühjahr kurze Zeit lang frisch ausfließenden Birkensaft, außerdem aber keine Speise genieße, und eben so lange schon keine Stuhlentleerung gehabt habe, jedoch Urin lasse und regelmäßig, obgleich etwas sparsam menstruirt sey. Zeugnisse von Aerzten, Geistlichen und Beamten bestätigen die Richtigkeit der Thatsache. Zur näheren Beobachtung und Untersuchung wurde sie 1843 in das allgemeine städtische Krankenhaus in München aufgenommen, und in demselben 5 Wochen lang in einem abgesonderten wohl verwahrten Zimmer genau beobachtet: worauf der Herr Krankenhausdirector ihr das Zeugniß ertheilte, „daß sie diese 5 Wochen lang bloß von Wasser gelebt und keine Fäcalausleerungen gehabt habe."

Glücklicher Weise ist bisher dieser Fall von Ostentation, und von miraculoser Zuthat rein gehalten worden, und es besteht kein näherer Grund, Betrug und Täuschung aus Gewinnsucht rc. anzunehmen.

Wird die Richtigkeit des Thatbestandes vorausgesetzt, so entsteht die Frage, ob und auf welche Weise die Ernährung der A. M. Furtner bloß aus Wasser und Luft möglich sey?

Ueber diesen schwierigen Gegenstand erlaube ich mir folgende vorläufige Andeutungen, welche weit davon entfernt sind, als eine erschöpfende und vollständige Lösung des Problems sich geltend machen zu wollen.

Der menschliche Körper bedarf zu seiner Ernährung und Erhaltung bey dem beständigen Stoffwechsel besonders der äußern Zufuhr des Sauerstoffes, Wasserstoffes, Kohlenstoffes und Stickstoffes. Diese machen die Hauptmasse aller Säfte und Weichgebilde aus. Calcium ist zur erstmaligen Bildung der Knochen in beträchtlicher Menge erforderlich. Später mindert sich dieses Bedürfniß bey der sehr langsamen Substanzerneuerung im Knochengewebe. Woher das Calcium zur ersten Knochenerzeugung komme, ist noch etwas dunkel. In dem Käsestoff der Muttermilch und in den Nahrungsmitteln der frühesten Kindheit ist dasselbe kaum in der hiezu erforderlichen Quantität enthalten.

Phosphor und Schwefel sind Bestandtheile vieler flüssiger und fester Theile, aber doch schon in geringen Gewichtsmengen, — in noch geringern Chlor und Fluor. Endlich sind außer dem Calcium

andere Metalloide, Kalium, Natrium, Magnium, Silicium, Aluminium, und Metalle, Eisen, Mangan und Titan nur in äußerst geringen Quantitäten darin enthalten, zum Theil ist ihr Vorkommen noch zweifelhaft und nicht genügend dargethan.

Bey der Erklärung des Ernährungsprozesses der M. A. Furtner bloß aus Luft und Wasser ist auf diese Metalloide und Metalle weniger Rücksicht zu nehmen, und von ihnen könnte keine besondere Schwierigkeit dieser Erklärung hergenommen werden. — Gleiches gilt in noch höherem Grade von dem Fluor.

Kohlensaure, phosphorsaure, schwefelsaure und salzsaure Salze, sowohl Kali- und Natrum-, als auch Kalksalze finden sich in vielen Trinkwassern, nicht allein in den sogenannten Mineralwässern, und man kann annehmen, daß die A. M. Furtner die erforderliche geringe Quantität dieser Salze, ihrer Basen und Säuren, und der Radicalen dieser letzten, somit auch des Phosphors und Schwefels in hinreichender Quantität aus dem Trinkwasser beziehe. Sauerstoff und Wasserstoff erhält sie aus Luft und Wasser.

Es besteht daher die vielleicht einzige Schwierigkeit der Erklärung ihres Nutritionsprozesses in der Art und Weise, wie sie sich den Kohlenstoff und den Stickstoff verschafft, welche Hauptbestandtheile organischer, besonders thierischer Körper in präponderirendem Verhältnisse bilden.

Was zuerst den Kohlenstoff betrifft, so ist kein anderer Weg bekannt, auf welchem M. A. Furtner denselben beziehen könnte, als der Gehalt an Kohlensäure, sowohl der eingeathmeten Luft, als des Trinkwassers. Hiezu aber wäre eine Reduction der Kohlensäure durch Desoxydation ihres Radicales erforderlich, welche zwar erwiesener Massen im vegetabilischen, aber keineswegs im animalischen Lebensprozesse statt findet, indem in diesem vielmehr der umgekehrte Prozeß, nämlich Verbrennung des Kohlenstoffes im venösen Blut durch das Sauerstoffgas der eingeathmeten athmosphärischen Luft, und seine Verwandlung in kohlensaures Gas nothwendig und immerwährend vor sich geht. Es ist auch eine Umkehrung dieses Prozesses auf den Typus des vegetabilischen Lebens bey A. M. Furtner darum nicht anzunehmen, weil sie kohlensaures Gas ebenso, wie jeder andere Mensch (ob aber in gleichem quantitativem Verhältnisse?) ausathmet. Als Respirationsmittel bedarf vielleicht A. M. Furtner des Kohlenstoffes weniger, weil in ihrem Körper muthmaßlich ein Ueberschuß von Wasserstoff ist, welcher im Athmungsprozesse den athmosphärischen Sauerstoff hinreichend zu sättigen vermag; da überhaupt nach Liebig nur relativer Wasserstoffmangel die Ursache ist, warum sich bey demselben Kohlensäure bildet, und da bey der Temperatur des menschlichen Körpers die Verwandtschaft des Wasserstoffes zum Sauerstoff jene des Kohlenstoffes weit übertrifft. — Jedenfalls wird der Hungertod auch in andern gewöhnlichen Fällen durch den reichlichen Wassergenuß sehr verspätet.

Ein anderes, als das oben Gesagte, möchte bezüglich auf die im Trinkwasser enthaltene Kohlensäure gelten; und eine Reduction derselben durch den Verdauungsproceß, die Aneignung des Kohlenstoffes, das Freywerden und die Ausscheidung des Sauerstoffes, wohl statt finden können.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß bey derselben das ganze Quantum der im genossenen Trinkwasser in so großer Menge enthaltenen Kohlensäure, als solche, oder daß, nach ihrer Reduction der Kohlenstoff vollständig durch die drey einzig bey ihr offenen Excretionswege, Lungen, äußeres Haut- und Harnsystem ausgeschieden werden, und solches wäre durch eine Reihe dahin abzweckender und speciell darauf gerichteter Versuche und quantitativer Analysen der ein- und ausgeathmeten Luft, des Productes der Hautausdünstung und des Urins zu ermitteln.

Wichtig ist hiebey, daß bey der permanenten Stuhlverhaltung die in dem thierischen Körper wichtigste und reichhaltigste Kohlenstoffausscheidung durch die Absonderung und Entleerung der Galle fehlt. Durch die Gallenabsonderung wird nicht nur der durch den organischen Stoffwechsel und den Umsatz der Gebilde gewonnene, sondern auch der aus den Nahrungsmitteln etwa in zu großer Menge extrahirte, im Pfortaderblut vorherrschende Kohlenstoff ausgeschieden. Wo keine Galle entleert wird, ist

zuverläßig das Bedürfniß der Aufnahme des Kohlenstoffes aus den Nahrungsmitteln viel geringer, und auch der Umsatz der Gebilde muß unter diesen Verhältnissen verlangsamt und folglich der Bedarf des Ersatzes gemindert seyn. Unter die wichtigsten veranlassenden Ursachen des Hungers gehört die Anhäufung der Galle, und bey träger oder ganz unterdrückter Gallenabsonderung tritt jedesmal sogleich Verlust des Appetites und Widerwillen gegen die Speise, wie dieser bey A. M. Furtner habituel ist, ein. Die bisher unterlassene Ausdehnung der Untersuchungen auf die Leber und Gallenblase ist bey derselben vor allem nöthig. Die Leber der A. M. Furtner muß nothwendig krank seyn.

Um nun auf ihren Stickstoffbezug aus der Außenwelt überzugehen, erlaube ich mir folgende Andeutungen.

Vor noch nicht langer Zeit hielten die Chemiker und Physiologen dafür, daß ein Theil des mit der atmosphärischen Luft eingeathmeten Stickgases in den Lungen zurückbleibe, in das Blut übergehe und dort zur Bildung seiner azothaltigen Bestandtheile verwendet werde. Gegen diese Annahme sind in neuerer Zeit wichtige Gegengründe erhoben worden, und sie hat gegenwärtig keine Anhänger mehr. Liebig sucht darzuthun, daß der Stickstoff aus der atmosphärischen Luft in dem Lebensprozeß nicht verwendet werde, daß vielmehr umgekehrt Stickgas, welches, wie immer im Magen und Darmkanal, z. B. mit den Bläschen des schaumigen Speichels verschluckt, sich vorfindet, aus diesen vermöge der Permeabilität thierischer Häute, nicht bloß für Dünste, sondern auch für gasförmige Flüssigkeiten, in die Lungen übergehe, und durch dieselben ausgeathmet werde.

Wenn gleich diese Lehre viele und wichtige Wahrscheinlichkeitsgründe für sich hat, so ist sie doch noch keineswegs zur Evidenz geführt, und die alte Lehre von der Aufnahme von Stickstoff aus der atmosphärischen Luft in das Blut in den Lungen kann gerade bey vorkommenden Fällen, wie jener der M. A. Furtner ist, einigermassen wieder in Erinnerung gebracht, und einer nochmaligen Prüfung und Erörterung unterworfen werden.

Ebenso verhält es sich mit der freylich noch sehr problematischen, aber keineswegs widerlegten, vielmehr sehr wahrscheinlichen Aufnahme von atmosphärischen Gasarten durch die äußere allgemeine Bedeckungshaut in das Innere thierischer und menschlicher Organismen.

Daß Sauerstoffgas auch durch die äußere Bedeckungshaut in das Blut aufgenommen werde, wird von allen Chemikern behauptet. Warum sollte nicht auch eine Aufnahme von Stickgas auf demselben Wege stattfinden?

Liebig nimmt eine solche an, lehrt aber seine Ausscheidung durch die Lungen.

Ein wichtiger Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen an M. A. Furtner wird jedenfalls die Aufnahme und Ausstossung von Gasarten und Dünsten durch ihre Haut und Lungen seyn, wozu bereits ein guter und beyfallswürdiger Anfang gemacht worden ist.

Eine sichere Thatsache ist es, daß bey jedem Menschen eine bedeutende Quantität von atmosphärischer Luft und daher auch von Stickgas mit dem Speichel verschluckt werde. Welche Veränderungen dieses Gas im Magen und im obern Theile des Darmkanales erleidet, und welche Verwendung es erfährt, ist noch ganz unbekannt. Liebig behauptet, daß es auf die oben bemerkte Weise wieder ausgeathmet werde, indeß das Sauerstoffgas der mit dem Speichel verschluckten atmosphärischen Luft mit den Speisen bey der Digestion eine Verbindung eingeht. Abgesehen davon, daß diese Behauptung, obgleich von ihm mit den wichtigsten Gründen unterstützt, doch noch der Controverse unterworfen ist, so könen, wenn auch zugestanden wird, daß dieß in der Regel und im normalen Zustande also geschehe, bey M. A. Furtner und in analogen Fällen ausnahmsweise andere Verhältnisse und Verwendungen statt finden, um so mehr, als der ganze Ernährungs- und Verdauungsprozeß zuverläßig bey derselben ein abnormer ist.

(Schluß folgt.)

Aufzählung sämmtlicher dermalen in Frankreich bestehender literarischer Vereine.

(Vortrag des Hrn. Classensecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.)

(Fortsetzung.)

Abbeville (Département de la Somme). Société d'émulation, gegründet 1797, zur Hebung des Studiums der Wissenschaften, Künste und Belletristik; sie besitzt ein archäologisches Museum und giebt Rechenschaftsberichte und Memoiren heraus. Präsident: Boucher de Perthes.

Agen (Dép. de Lot-et-Garonne). Société d'Agriculture, sciences et arts d'Agen, vornämlich für Landwirthschaft und Industrie, gegründet 1776, aufgelöst 1791, wieder hergestellt 1799.

Aix (Dép. Bouches-du-Rhône). 1) Académie des sciences, arts et belles-lettres, seit 1808, vor der Revolution als Société d'Agriculture bestehend. Die Akademie hat Comptes-rendus ihrer öffentlichen Sitzungen publicirt und läßt Mémoires seit 1819 drucken; bis 1840 sind 4 Bände erschienen, die wichtige historische Arbeiten enthalten.

2) Société de statistique provençale, gegründet 1823, bestätiget 1825. Präsident: Bouchon Guignes.

3) L'institut religieux et littéraire, giebt Annales religieuses, philosophiques et littéraires heraus. Bis jetzt sind zwey Bände erschienen.

Alby (Dep. du Tarn). Société d'agriculture, sciences et arts.

Alençon (Dép. de l'Orne). Société d'agriculture, bestand noch 1786, wurde 1793 aufgelöst, im Jahre 1800 wieder hergestellt; ist schon seit langem gänzlich unthätig.

Eingegangen ist: Lycée, später Société d'émulation, gestiftet 1797.

Amiens, (Dép. de la Somme). 1) Académie des sciences, belles lettres et arts, gestiftet 1746, in der Revolution aufgelöst, 1799 als Société libre d'Agriculture wieder hergestellt und endlich im Jahre 1802 unter dem alten Namen erneuert, nachdem die 1800 gebildete Société d'émulation sich damit vereinigt hatte. Sie läßt von Zeit zu Zeit einen Band Mémoires drucken. Präsident: Barbier.

2) Société des Antiquaires de Picardie, gegründet 1836, publicirt Mémoires; drey Bände sind erschienen.

Angers (Dép. de Maine et Loire). 1) Société d'Agriculture, sciences et arts, gegründet 1828, giebt ein monatliches Bulletin heraus. Präsident: Boreau.

2) Société industrielle, gegründet 1830. Alle zwey Monate erscheint ein Bulletin; die bereits erschienenen bilden eine Sammlung von 9 Bänden.

Eingegangen ist die: Académie royale, gegründet 1685, wurde 1793 aufgelöst und nicht wieder erneuert.

Arcueil (Dép. de la Seine). Société d'Arcueil, gegründet 1807 von Berthollet, für Physik und Chemie. Von 1807 bis 1817 sind drey Bände Mémoires mit trefflichen Abhandlungen erschienen.

Arles (Dép. des Bouches du Rhône). 1) Société de statistique.

1) Commission archéologique, begründet 1827, veröffentlicht gar nichts. Präsident: Jean Boulouvard.

Eingegangen sind: 1) Académie royale, gestiftet 1666, nach dem Muster der Académie française; sie bestand vornämlich aus dem Provinzialadel und nur kurze Zeit.

2) Die Société d'agriculture.

Arras (Dép. du Pas de Calais). Société royale pour l'encouragement des sciences, des lettres et des arts; gestiftet 1738 als Société littéraire, 1773 in eine Académie royale des belles lettres umgewandelt, während der Revolution mit allen übrigen gelehrten Gesellschaften vom Convent aufgehoben, und 1817 unter obigem Titel wieder hergestellt. Sie publicirt jährlich einen Band Mémoires. Von 1822 — 1830 5 Bde. in 8.

Société des amis des arts, gegründet 1833.

Auch (Dép. du Gers). Société d'agriculture, gegründet 1761, erneuert 1800, hat im J. VIII. die Herausgabe eines Bulletins begonnen, dessen Fortsetzung aber unterbrochen worden ist.

Aurillac (Dép. du Cantal). Académie centrale d'agriculture, arts et commerce, gegründet vor 1810, erneuert 1819, hat im J. 1820 einen Band Mémoires herausgegeben, beschäftigt sich aber wenig mit wissenschaftlichen Arbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. July.
Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 20. April 1844.

1. Hr. Geheime Rath Dr. v. Walther las:

Ueber die Ernährung des menschlichen Körpers, zumal durch Wasser und Luft, mit Bezugnahme auf den Krankheitsfall der A. M. Furtner im allgemeinen Krankenhause zu München.

(Schluß.)

Außer der mit dem Speichel verschluckten Luft ist nun auch bey jedem Menschen, seit seinem ersten Eintritte in die Atmosphäre bey der Geburt, beständig atmosphärische Luft und darin Stickgas in dem Magen und in dem obern Theile des Darmkanals enthalten; die Verwendung dieses Stickgases aber ist noch ganz unbekannt, und hat die Aufmerksamkeit und nähere Erforschung der Chemiker und Physiologen noch in keiner Art auf sich gezogen.

Die sicher constatirte Thatsache, daß die vorherrschende Gasart im Magen und im obern Theile des Darmkanales in der Regel kohlensaures Gas, im untern Darme Wasserstoffgas (im gekohlten, geschwefelten rc. Zustande) ist, scheint darauf hinzudeuten, daß von den drey Bestandtheilen der beständig durch die Rachenhöhle, den Pharynx und Oesophagus eindringenden atmosphärischen Luft das Sauerstoff- und das Stickgas eine Verwendung im Verdauungsproceß erleiden, das kohlensaure Gas aber unverändert dort zurückbleibt.

Wenn schon aus den bisherigen Andeutungen mehrere Arten und Weisen, wie bey M. A. Furtner möglicher, ja muthmaßlicher Weise Azot in den Körper aufgenommen werden kann, sich ergeben, so liegt doch die Wirklichkeit einer solchen Aufnahme desselben in der Beschaffenheit des Trinkwassers selbst klar am Tage. Jedes Wasser enthält durch Absorption bey dem gewöhnlichen Luftdrucke eine sehr bedeutende Quantität atmosphärischer Luft, und zwar diese nicht als solche, sondern ihre drey Hauptbestandtheile sind darin gesondert in verschiedenen quantitativen Verhältnissen der Raumtheile enthalten. Stickstoff kömmt im Wasser zu $4\frac{1}{2}$ Procent des Volums vor — was bey 3 bis 4 Pfund täglich genossenen Trinkwassers ein nicht unbedeutendes Quantum ausmacht. Ueberhaupt muß man sehr in Anschlag bringen, daß A. M. Furtner kein chemisch reines, sondern ein Trinkwasser genießt, in welchem außer den oben genannten Gasarten auch Salze aufgelöst, ein organischer Bestandtheil und Extractivstoff enthalten sind, und in welchem Myriaden von lebenden Infusorien vorkommen.

Abgesehen von diesen letzten, welche freylich eine im Gewichtsbetrag sehr unbedeutende, aber darum doch nicht in Nichts verschwindende und ganz außer Rechnung zu lassende Masse ausmachen, kann nun aber nach den gegenwärtig geltenden organisch-chemischen Lehrsätzen über die Ernährung, die Kohlenstoff- und Stickstoffaufnahme, auch wenn sie wirklich statt findet, nichts helfen, denn es handelt sich

bezüglich auf Ernährung vorerst von der Bildung und beständigen Wiedererzeugung der Protein-Verbindungen im Blute; — und diese wesentlichen Blutbestandtheile, welche zur Ernährung der einzelnen organischen Gewebe dienen, soll der thierische Körper nicht selbst aus ihren Grundstoffen durch deren Zusammensetzung hervorbringen, sondern nur aus den Nahrungsmitteln, als darin schon enthaltene extrahiren und sich aneignen können.

Pflanzenfressende Thiere bilden gemäß dieser Theorie ihr Blut aus dem Pflanzenfibrin, Albumin und Casein, welches dem in ihrem Blut enthaltenen Faser- und Eyweißstoff identisch ist; und Fleischfresser aus dem Faser- und Eyweißstoff der animalischen Substanzen, welche sie verzehren. Die stickstofffreyen Materien, welche in den Nahrungsmitteln vorkommen, wie Zucker, Gummi, Amylum, Fett u. a. sind wenigstens schon organische (zum mindesten ternäre) Verbindungen, nicht Elementarstoffe oder einfache, binäre, unorganische Verbindungen derselben. Um von diesen letzten, den sogenannten Respirationsmitteln, d. h. den zur Unterhaltung der Respiration dienenden Bestandtheilen der Nahrungsmittel, Umgang zu nehmen und uns bloß auf die stickstoffhaltigen, welche zur beständigen Wiedererzeugung der Proteinverbindungen im Blut verwendet werden, zu beschränken, ist anzuerkennen, daß A. M. Furtner aus Wasser und Luft keine solchen Proteinverbindungen beziehen könne, außer den in jenen lebenden Infusorien, und den in diesen schwebenden sogenannten Sonnenstäubchen. Gemäß der von Hrn. Dr. A. Buchner vorgenommenen Analyse des Trinkwassers aus Weizenreuth sind in 1 Pf. desselben nur gr. $\frac{8}{100}$ — $\frac{9}{100}$ einer organischen Substanz enthalten, was bey täglich genossenen drey Pf. Trinkwassers kaum gr. $\frac{1}{4}$, also erst in 4 Tagen gr. 1 ausmacht. Davon kann freylich ein junges, doch ziemlich frisches Bauernmädchen nicht leben; sie konnte dabey nicht wachsen und gedeihen, und sie kann bey dieser Zufuhr, ohne sich materiell zu consumiren, nicht durch die periodisch eintretende Menstruation und durch die täglich sich wiederholende Harnentleerung (wodurch der so sehr azotreiche Harnstoff ausgeschieden wird) — nicht so viele Proteinverbindungen im Menstrualblut und so viel Stickstoff im Harnstoff abgeben.

Gemäß jener Theorie des animalischen Nutritionsprozesses würde daher die fortdauernde Ernährung, das Wachsthum ꝛc. der M. A. Furtner als unmöglich erscheinen. Wenn aber die Thatsache derselben als constatirt angenommen wird, so würde umgekehrt jene Theorie als neu in Frage gestellt zu betrachten seyn. Ehemals glaubte man, daß durch den Lebensprozeß Stoffe, welche unzerlegbar sind und daher für elementare gehalten werden, neu hervorgebracht, oder daß ein solcher einfacher Stoff in einen andern umgewandelt werden könne. Wenn auch diese Annahme unstatthaft ist, so bleibt doch die Frage: ob der organische Körper nicht wenigstens seine nächsten Bestandtheile, z. B. die Proteinverbindungen im Blute, aus jenen ihm von außen dargebotenen einfachen Stoffen zusammensetzen könne.

Zuverläßig vermag er eine Proteinverbindung in die andere z. B. Albumin in Fibrin überzuführen, und aus Proteinverbindungen solche Substanzen zu erzeugen, welche aus Proteinverbindungen entstehen, aber keine solche mehr sind, z. B. Gallerte, Harnstoff.

Wenn er nun Proteinverbindungen zu zersetzen vermag, so besteht die Wahrscheinlichkeit, daß er sie auch aus Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Phosphor und Schwefel erzeugen könne. Mit diesem Zugeständnisse und der oben angedeuteten Zufuhr von Kohlenstoff und Stickstoff aus dem Trinkwasser ließ sich die Möglichkeit der Ernährung bey A. M. Furtner wohl begreifen.

Es ist außerdem noch zu bemerken, daß die gegenwärtig von den Chemikern angenommene Theorie des Ernährungsprozesses vielleicht für den gesunden Zustand wohl begründet und giltig sey, aber doch die Sache in krankhaften Zuständen sich anders verhalten könne.

Daß aber der Zustand der A. M. Furtner ein krankhafter sey, kann nicht bezweifelt, und müßte selbst dann, wenn sie eine Betrügerin wäre, angenommen werden, da er als Folge einer voraus-

gegangenen fieberhaften Krankheit zurückgeblieben ist, und sich auch gegenwärtig manche auffallende Krankheits-Symptome, Muskelschwäche, verminderte Blutwärme, größeres Schlafbedürfniß bey ihr äußern.

---

2. Hr. Dr. Vogel jun., Adjunct am chemischen Laboratorium:

Ueber die Verschiedenheit der Aschen aus den einzelnen Theilen der Pflanzen.

Das Verhältniß der animalischen und vegetabilischen Stoffe zu ihren Aschen, ein Verhältniß, welches Prof. Liebig zuerst in den Kreis chemischer Untersuchung gezogen, ist unter seiner Hand schon jetzt zu einer bedeutenden Erklärung der wichtigsten Naturprozesse geworden; die Analyse der Asche des Blutes, in welcher Liebig die Abwesenheit aller kohlensauren Salze nachwies, die Analysen der meisten zur Nahrung dienenden Pflanzen, haben zum Verständniß der Ernährung, des Wachsthums der Pflanzen, der Organisation überhaupt den wichtigsten Beytrag geliefert. Die Gesetzmäßigkeit, die in der ganzen Natur herrscht, macht es mehr als wahrscheinlich, daß die unorganischen Bestandtheile in der Pflanze nach bestimmten chemischen Gesetzen geordnet sind. Wenn wir die Pflanzenaschen auch nicht als chemische Verbindungen betrachten können, sondern als Gemenge, so dürfen wir doch annehmen, daß diese scheinbar willkührlich an einander gereihten Bestandtheile aus einer chemischen Verbindung entstanden sind, welche durch die Operation der Einäscherung aufgehoben wurde.

Da die Analyse der Aschen uns die Quantität der einzelnen Bestandtheile kennen lehrt, so scheint es nicht undenkbar, aus ihren Mengenverhältnissen Schlüße auf ihre Verbindung in der lebenden Pflanze zu ziehen und sie vielleicht in bestimmte Ausdrücke oder chemische Formeln zu bringen. Zur Erreichung dieses Zweckes wäre es indeß nothwendig, eine große Menge genauer Bestimmungen von Pflanzenaschen vorliegen zu haben, um zuletzt daraus ein Schema zu bilden.

Die unorganischen Bestandtheile sind nicht durch die ganze Pflanze gleichmäßig vertheilt, sondern in ihren verschiedenen Organen sehr verschieden gruppirt. Die Asche der Wurzel, des Stammes unterscheidet sich qualitativ und quantitativ von der Asche der Blätter, Blüthen und Früchte. Hartwig hat auf Liebig's Veranlassung dieß schon an einigen Pflanzen nachgewiesen; so z. B. ist die Asche der Kartoffelknollen wesentlich verschieden von der Asche des Kartoffelkrautes.

Ueber die Aschen einzelner Pflanzenorgane habe ich mehrere Versuche angestellt in der Hoffnung, zu einer dereinst aufzufindenden gesetzmäßigen Vertheilung der feuerbeständigen Substanzen nach den einzelnen Organen einer Pflanze einen Beytrag zu liefern. Da es sich bey diesen Versuchen eigentlich nicht um die Asche selbst, sondern nur um ihre vergleichende Betrachtung handelt, so war es natürlich ganz gleichgiltig, mit welcher Pflanze die Untersuchung vorgenommen wurde. Ich wählte daher solche Pflanzen, welche leicht und vollständig eingeäschert werden können. Denn die Analyse von Aschen, welche auch nach anhaltendem Glühen noch 4 bis 5 Procent Kohle enthalten, ist stets großen Irrthümern ausgesetzt.

Durch die Güte des Herrn Hofrath von Martius erhielt ich aus dem botanischen Garten mehrere Bündel von Pflanzen, welche, nachdem ihre einzelnen Organe sorgfältig von einander getrennt und ausgesucht waren, eingeäschert wurden. Zu dem ersten Versuche wählte ich die Asche von Pyrus spectabilis und analysirte die Asche des Stammes, der Blätter und Früchte einzeln.

(Schluß folgt.)

Aufzählung sämmtlicher dermalen in Frankreich bestehender literarischer Vereine.

(Vortrag des Hrn. Classensecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung vom 16. März l. J.)

(Fortsetzung.)

Autun (Dép. de Saône et Loire). 1) Société éduenne des lettres, sciences et arts, beschäftigt sich vorzugsweise mit Erforschung der Alterthümer.

2) Société d'agriculture, publicirt Notes agricoles.

Auxerre (Dép. de l'Yonne). Die im Jahre 1749 gestiftete Société des sciences, arts et belles lettres, die sich hauptsächlich mit Welt- und Kirchengeschichte befaßte, existirt gegenwärtig nicht mehr.

Avesnes (Dép. du Nord). 1) Société d'agriculture, gestiftet 1809, ausschließend für landwirthschaftliche Zwecke.

2) Société d'archéologie. Präsident: Lebeau.

Avranches (Dép. de la Manche). 1) Société d'archéologie de l'arrondissement d'Avranches, seit 1834.

2) Société d'agriculture, seit 1836; sie giebt Notices heraus.

Avignon (Dép. Vaucluse). Académie de Vaucluse, gestiftet 1801, früher unter dem Namen Athénée d'agriculture, sciences et arts, hat 2 Bände Mémoires publicirt. Präsident: Mahul.

Die 1658 gegründete Académie des émulateurs bestand nur kurze Zeit.

Bavay (Dép. du Nord). 1) Société des fouilles de Bavay, zur Erforschung der Ruinen von römischen Niederlassungen in der Umgegend.

2) Société archéologique, seit 1831, publicirt nichts.

Bayeux (Dép. du Calvados). 1) Société d'émulation de Bayeux.

2) Société vétérinaire des départements du Calvados et de la Manche, bestätigt 1830, hat 4 Bände Mémoires herausgegeben.

Beauvais (Dép. de l'Oise). Société d'agriculture, bestand schon vor der Revolution und wurde im Jahre 1800 wieder hergestellt. Zweck der Gesellschaft ist alleinig Hebung der Landwirthschaft. Alle Monate erscheint ein Bulletin.

Besançon (Dép. du Doubs). 1) Académie des sciences, belles lettres et arts, gegründet 1752, wieder hergestellt 1802, publicirt Comptes rendus und beschäftigt sich mit der Erforschung der unedirten Monumente der Geschichte der Franche Comté; 1 Band ist bereits erschienen.

2) Société d'agriculture, sciences naturelles et arts du département du Doubs, seit 1819, publicirt Mémoires.

Béziers (Dép. du Hérault). Société archéologique, seit 1834, giebt Mémoires heraus; bis jetzt sind zwey Octavbände erschienen. Präsident: Azaïs.

Die 1723 gestiftete Académie de Béziers besteht nicht mehr; sie hat Mémoires in 4. publicirt, die ersten im Jahre 1736.

Blois (Dép. Loire et Cher). 1) Société des sciences et des lettres, seit 1832, publicirt Mémoires; zwey Bände sind erschienen. Präsident: du Plessis.

2) Société d'agriculture du département, um das Jahr 1800 gegründet, giebt ein Recueil périodique heraus.

1) Bordeaux (Dép. de la Gironde). 1) Académie royale des sciences, belles lettres et arts, gestiftet 1712, 1793 aufgelöst und 1795 wieder hergestellt. Sie hat von 1715 bis 1735 in fünf Duodezbänden eine Sammlung der von der Academie mit Preisen gekrönten Abhandlungen erscheinen lassen; seitdem publicirt sie alle Jahre Actes de l'Académie, einen Bericht über die öffentlichen Sitzungen.

2) Société Linéenne, gestiftet 1818, hat seit 1826, in regelmäßiger Aufeinanderfolge, sehr geschätzte naturwissenschaftliche Abhandlungen herausgegeben; sie erschienen anfangs als Bulletin, später unter dem Titel Actes, in zehn Bänden, jeder von sechs Lieferungen. Auch publicirt die Gesellschaft ein Annuaire. Secretär ist der geschätzte Zoologe Bazin.

3) Société de médecine ou d'instruction médicale, gestiftet 1796.

4) Société médicale d'émulation, um die nämliche Zeit gegründet.

Diese beyden Gesellschaften haben in den Jahren 1797 und 1798 unter dem Titel Journal de santé et d'histoire naturelle eine Sammlung ihrer Arbeiten drucken lassen; es erschienen drey Bände davon.

5) Société medico-chirurgicale, publicirt von Zeit zu Zeit Einiges.

(Fortsetzung.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 20. April 1844.

2. Hr. Dr. **Vogel** jun., Adjunct am chemischen Laboratorium:

Ueber die Verschiedenheit der Aschen aus den einzelnen Theilen der Pflanzen.

(Schluß.)

Der in kleine Stücke zerschnittene Stamm verbrennt leicht und giebt zuletzt über der Weingeistlampe geglüht eine weiße Asche, welche kaum $\frac{1}{10}$ Procent Kohle enthält. Um die durch die Hitze entwichene Kohlensäure zu ersetzen, mußte sie nach dem Glühen mit kohlensaurem Ammoniak benetzt werden. Wasser löst aus der Asche nur wenig auf; in der wäßrigen Lösung, welche schwach alkalisch reagirt, sind keine phosphorsauren Alkalien, sondern nur kohlensaure enthalten. Die in Wasser löslichen Bestandtheile betragen 4 Procent. Der Hauptbestandtheil dieser Asche ist kohlensaurer Kalk, welcher 82 Procente ausmacht. Magnesia ist nur als geringe Beymengung von wenigen Procenten zugegen. Im Wasser unlösliche phosphorsaure Salze, nämlich phosphorsauren Kalk mit phosphorsaurer Magnesia enthält die Asche 8 Procente.

Die Asche der Blätter ist vollkommen weiß, in Wasser wenig löslich, welches daraus 6 Procente kohlensaure Alkalien mit Spuren von schwefelsaurem Kali und Chlornatrium aufnimmt. Die in Wasser löslichen Bestandtheile betragen 7 Procente. Der Hauptbestandtheil ist auch hier noch, wie in der Asche des Stammes, der kohlensaure Kalk. Die phosphorsaure Kalk- und Bittererde machen in dieser Asche schon 10 Procente aus. Die Magnesia hat sich beynahe um das Doppelte von 4,9 bis 9,7 Procente vermehrt.

Ganz verschieden von den Aschen des Stammes und der Blätter ist die der Früchte. Während die beyden beschriebenen Aschen 4 und 7 Procente in Wasser löslicher Bestandtheile enthielten, enthält diese 33 Procente, also ein Dritttheil der ganzen Menge. Die 33 Procente bestehen aus kohlensauren und phosphorsauren Alkalien zu gleichen Theilen. Die Quantität des kohlensauren Kalkes hat sich auf 37 Procente vermindert, während die phosphorsaure Kalk- und Bittererde auf 18 Procente gestiegen ist. Die phosphorsauren Verbindungen machen also über ein Dritttheil, nämlich 36 Procent aus. Auffallend ist es, daß nur in dieser Asche Kieselerde in einigen Procenten sich findet.

Die Menge des Eisens vermindert sich vom Stamm bis zur Frucht. Der Gehalt an Eisen ist aber in den Aschen dieser Pflanzen ein ganz unwesentlicher, und beträgt im Stamm kaum $\frac{1}{2}$ Procent.

Vergleicht man die Zusammensetzung dieser 3 Aschen, so lassen sich folgende Schlüsse daraus ziehen:

1) Die Menge der in Wasser löslichen Salze mehrt sich vom Stamm bis zur Frucht, und zwar fast genau um das 8fache. Die in

Wasser löslichen Salze des Stammes, der Blätter, der Frucht verhalten sich in der untersuchten Pflanze wie 1 : 2 : 8. Es fehlt hier offenbar eine Uebergangsstufe von 2 zu 8, welche vielleicht durch die Blüthen gebildet wird.

2) Die phosphorsauren Salze nehmen vom Stamm bis zur Frucht um das 4fache zu und zwar auf Kosten der kohlensauren Verbindungen, welche von 86 Procenten im Stamm bis auf 45 Procente in der Frucht sich vermindern.

Um die Zunahme der Phosphorsäure vom Stamme bis zur Frucht noch in einem andern Beyspiele zu beweisen, untersuchte ich die drey Aschen von Sambucus niger speciell auf Phosphorsäure. Die Phosphorsäure wurde nach einer mir durch Prof. Liebig mitgetheilten Methode bestimmt, einer Methode, welche ihrer leichten Ausführbarkeit und Genauigkeit wegen vor andern den Vorzug verdient. Die auf Phosphorsäure zu untersuchende Asche wird in Salpetersäure gelöst und die Lösung mit Bleyessig im Ueberschuß gefällt. Der Niederschlag enthält phosphorsaures Bleyoxyd, schwefelsaures, wenn Schwefelsäure zugegen war, und basisch salpetersaures Bleyoxyd. Er wird geglüht und gewogen. Nunmehr besteht er aus:

schwefelsaurem Bleyoxyd,
phosphorsaurem Bleyoxyd und
reinem Bleyoxyd.

Man löst ihn jetzt in Salpetersäure wieder auf, versetzt mit Schwefelsäure, dann mit Alkohol und wägt das erhaltene schwefelsaure Bleyoxyd wieder. Aus demselben berechnet man das Bleyoxyd und zieht dieses sammt der Schwefelsäure, welche man durch Baryt zuvor in einem Theil der Asche bestimmt haben muß, von dem erst gefundenen Gewicht des phosphorsauren, schwefelsauren und reinen Bleyoxyd's ab. Der Rest ist die Phosphorsäure.

Die Asche des Stammes von Sambucus niger enthielt 13,5 Procente Phosphorsäure, die der Blätter 17,1 und die der Frucht 20 Procente.

Es ist natürlich nicht möglich, aus einigen wenigen Analysen von Pflanzenaschen ein allgemeines Gesetz abzuleiten, denn das Verhältniß der feuerbeständigen Bestandtheile der einzelnen Pflanzenorgane unter sich ist offenbar in den verschiedenen Pflanzengattungen ein verschiedenes. So enthalten z. B. die Cerealien in der Fruchtasche gar keine in Wasser lösliche Theile, während in der Strohasche diese sich nicht in unbedeutender Menge finden.

Leider nehmen die Aschenanalysen, wenn sie mit Gewissenhaftigkeit ausgeführt werden, einen großen Zeitaufwand in Anspruch. Dieß mag auch der Grund seyn, daß bis jetzt noch keine hinreichende Zahl von Analysen geliefert wurde, um aus ihnen sichere Schlüsse zu ziehen. Dieser Mangel wird indessen gewiß mit der Zeit, da einmal durch Prof. Liebig die erste Anregung gegeben ist, gehoben werden.

---

3. Hr. Conservator Dr. Steinheil:

Ueber die Aenderung der Dichtigkeit des Wassers durch Absorption der Luft.

Man hat Bedenken erhoben, ob es überhaupt möglich sey, das specifische Gewicht der Körper mit großer Schärfe zu bestimmen. Denn aus den Untersuchungen von Saussure d. J. ist bekannt, daß das Wasser etwas über 5 Volumprocente Luft absorbirt, die nothwendig seine Dichtigkeit ändern müssen und da die Absorption allmählig erfolgt, so muß sie die Dichtigkeit des Wassers zu einer variablen Größe machen und folglich eben so die Dichtigkeit der andern damit verglichenen Körper.

Auf diese Bedenken kann ich nun mit Zahlen antworten, indem ich, im Besitze einer überaus genauen und constanten Waage so wie eines Gewichtseinsatzes, bey welchem alle Theile auf 0. 01 Milligr. gegen einander abgewogen und ihrem specifischen Gewichte nach genau bekannt sind, eine diesem Zwecke eigens gewidmete Untersuchung in Verbindung mit Herrn Seidel, einem ganz ausgezeichneten Schüler Bessels und Enkes, vorgenommen habe.

Die Herstellung des bayerischen Normalpfundes nach der Verordnung vom 28. Februar 1809 als

Cylinder von Bergkrystall bot hiezu passende Gelegenheit. Ich hatte das spec. Gewicht der Copie des Archivkilogrammes in Bergkrystall, was gegenwärtig im Besitze der k. neapolitanischen Regierung ist, nach Bessels Methode und mit seiner Tafel über die Ausdehnung des Wassers gefunden

2. 6509622
± 30

Der Krystall des bayerischen Normalpfundes ergab in derselben Weise reducirt und unter Annahme derselben Längenausdehnung für

$1^{0}_{c} = 0.00001085$

in Wasser, was sich nach der Tropfenprobe als rein gezeigt hatte, und jedesmal vor der Abwägung 10 Minuten lang mit Luft geschüttelt wurde, also gewiß das Maximum davon aufgenommen hatte

2. 6509676
783
588
688
775
412
329
732

im Mittel 2. 6509623
mit dem mittlern Fehler von
± 48

also auf 7 Zifferstellen genau dasselbe specifische Gewicht, was das Bergkrystallkilogramm gegeben hatte. Diese Uebereinstimmung bey zwey Körpern, die in absolutem Gewichte und in Form ganz verschieden sind, von welchen der eine Krystall aus Madagaskar, der andere aus Brasilien stammt, wird gewiß alle überraschen, die sich mit ähnlichen Bestimmungen beschäftigt haben. Sie ließ vermuthen, daß dem Bergkrystall überhaupt dieses specifische Gewicht zukomme und daß die Unterschiede, welche man bisher an verschiedenen Individuen beobachtet hatte, nur aus der Beobachtung oder ihrer unrichtigen Reduction hervorgegangen sind. Dieß hat sich nun auch in Wirklichkeit ergeben, indem das specifische Gewicht von noch drey Bergkrystallen — eines natürlichen Bergkrystalles, einer Kugel von Bergkrystall und eines sogenannten Rheinkiesels ebenfalls auf eine Einheit der 6. Zifferstelle denselben Werth gaben. Da nun 5 verschiedene Bergkrystalle wenigstens auf eine Einheit der 6. Zifferstelle, die im mittlern Fehler der Bestimmung selbst liegt, dasselbe specifische Gewicht besitzen, so ist es so gut als gewiß, daß diese Eigenschaft der ganzen Species zukömmt und daß daher Gewichte aus Bergkrystall wegen der gleichen spec. Schwere einen ganz besondern Vortheil bieten. —

Mit dem nach seinem specifischen Gewichte genau bekannten Normalpfunde konnte nun auch untersucht werden, wie weit sich die Dichtigkeit des Wassers durch Entfernen der atmosphärischen Luft ändere.

Es wurde daher destillirtes Wasser in silbernem Becken so lange gekocht, bis keine Luftblasen mehr entwichen. Man erkennt dieß sehr leicht durch Entfernen der Weingeistflamme, worauf jede Blase am Boden des Gefässes verschwinden muß, wenn alle Luft entfernt ist. Läßt man jedoch das ausgekochte Wasser allmählig und ruhig erkalten, wozu wenigstens 2 Stunden Zeit erforderlich sind, bis es die Zimmertemperatur angenommen hat, so ist auch schon wieder fast alle Luft davon aufgesaugt. Denn die Entwickelung der Luftblasen zeigt keinen Unterschied beym abermaligen Sieden gegen Wasser, was lange mit Luft geschüttelt wurde; schon bey 30° Wärme bedeckt sich der Boden des Gefässes mit Luftblasen. — Nur durch künstliche Abkühlung in Eis, welche schon nach 10 Minuten bewirkt war, konnte ich dazu gelangen, daß sich bey abermaligem Sieden nur ganz kurz vor dem Siedepunkte einige wenige Luftbläschen entwickelten.

In Wasser, was auf solche Weise wenigstens möglichst luftfrey gemacht war, wurden nun unmittelbar darauf Abwägungen des Berkrystallpfundes vorgenommen und diese gaben, reducirt wie die obigen, für das spec. Gewicht:

	2. 6509316
	737
	082
	073
	466
	258
im Mittel	2. 6509322 mit dem mittlern Feh-
ler	± 74

also eine etwas größere Dichtigkeit für das luftfreye Wasser. Der Unterschied beträgt

0. 000030 ± 9

d. i. circa $\frac{1}{80000}$ der Dichtigkeit

und ist folglich so klein, daß er nur in seltenen Fällen durch einmalige Wägung erkannt werden kann, in keinem vorkommenden Falle aber auf die Ableitung der absoluten Gewichte einen irgend bemerkbaren Einfluß übt.

Da wir nun wissen, daß das Wasser 5 Volumprocente Luft aufnimmt, so muß diese Luft im Wasser in höchst comprimirtem Zustande enthalten seyn. Die Rechnung zeigt, daß die Compression, welche hier das Wasser auf die Luft ausübt,

650 Atmosphären ± 33

beträgt, daß also die Luft im Wasser beynahe eben so dicht ist als das Wasser selbst, welches bekanntlich 770mal dichter als Luft ist.

Aufzählung sämmtlicher dermalen in Frankreich bestehender literarischer Vereine.

(Vortrag des Hrn. Classensecretär Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.

(Fortsetzung.)

6) Société philomatique, vor 1800 gegründet und im Jahre 1808 erneuert, hat die Verbreitung des Geschmackes an Wissenschaft und Kunst zum Zwecke, und veranstaltet auch Industrieausstellungen. Die Protokolle der Sitzungen der Gesellschaft wurden in einer alle Monate ausgegebenen Zeitschrift abgedruckt; sie führte von 1802 bis 1818 den Titel Bulletin polymathique du muséum d'instruction publique de Bordeaux und ist zu 16 Bänden angewachsen.

7) Société d'agriculture, publicirt ein Bulletin.

Boulogne sur mer (Dép. Pas de Calais). Société d'agriculture, du commerce, des sciences et des arts, giebt seit 1797 fast jedes Jahr einen Band Protokolle über die jährliche öffentliche Sitzung heraus.

Bourg (Dép. de l'Ain). Société d'émulation de Bourgen-Bresse, gegründet 1783, erneuert 1801, beschäftigt sich vorzugsweise mit Fragen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, des Handels, der Industrie und Statistik. Seit 1810 erscheint alle Monate ein Heft, unter dem Titel: Journal d'agriculture, sciences, lettres et arts in Octav.

Bourges (Dép. du Cher). Société d'antiquités, d'histoire et de statistique du département du Cher, seit 1834, hat nichts publicirt. Präsident ist der Präfect Cochon de Lapparent.

Brest (Dép. Finistère). 1) Société d'émulation, seit 1833, publicirt jährlich ein Annuaire und ein Bulletin de ses travaux.

2) Die 1752 gegründete Académie royale de la marine ist eingegangen.

Caen (Dép. du Calvados). 1) Académie royale des sciences, arts et belles lettres, gegründet 1705, wieder hergestellt gegen Ende des Jahres 1800. Die alte Akademie hat, von 1754 — 1758, fünf Bände Mémoires in Octav publicirt, und so viele bis jetzt auch die neue Akademie, nämlich von 1800 — 1805 zwey, und von 1829 — 1840 drey Bände in 8. Beständiger Secretär der literarischen Classe: M. Travers.

2) Société royale d'agriculture et de commerce, gegründet auf Antrieb der Regierung 1761, unter dem Titel Société d'agriculture de la généralité de Caen, in der Revolution vernichtet und im Jahre 1801 wieder hergestellt. Die Gesellschaft hat seit 1803 eine Masse Berichte über die von ihr veranlaßten Concurse und öffentlichen Industrieausstellungen, und von 1827 — 1836 vier Bände Mémoires publicirt. Beständiger Secretär: M. Lair.

3) Société de Médecine, gestiftet 1798 und damals Conseil de santé genannt, giebt seit 1825 Berichte über ihre Arbeiten und über die gekrönten Preisschriften heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. July.
Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 20. April 1844.

Hr. Professor Dr. von Kobell:

a) Ueber einen als Hochofenschlacke gebildeten Diopsid.

Die untersuchte Schlacke erhielt ich von Jenbach in Tyrol. Die Erze sind Spatheisenstein in Thonschiefer und werden angeblich mit Zusatz von Kalk mit Holzkohlen niedergeschmolzen. Die Schlacke wird bey gutem Gange des Ofens erzeugt. Sie ist von blaß grünlicher Farbe, krystallinisch und sehr homogen.

Die Krystalle bilden dünne rhombische Tafeln, deren stumpfer Winkel ungefähr $130\frac{1}{2}^{0}$ mißt. Sie zeigen Spaltbarkeit nach einem Prisma von 86^{0} und 94^{0}, wie beym Augit, hinlänglich deutlich, um die Winkel beym Kerzenlicht unter der Loupe mit dem Reflexionsgoniometer messen zu können. Der klinodiagonale Blätterdurchgang geht nach den breiten Seiten der Tafeln und der Winkel von 130^{0} ist die Neigung der Kante eines Klinodoma's mit der vordern Seitenkante, welches Klinodoma wegen der dünnen Krystalle nicht zu bestimmen ist. Es sind beym Augit zwey Klinodomen bekannt, deren Kante unter diesem Winkel zur vordern Seitenkante geneigt ist. Spec. G. = 3,2.

Vor dem Löthrohre schmelzbar = 3, mit geringem Blasenwerfen zu einem weißlichen Glase, wie Diopsid. Von Salzsäure und Schwefelsäure nur sehr wenig angegriffen.

Die Analyse bestätigte, was die Spaltungswinkel, das spec. Gewicht ꝛc. vermuthen ließen, daß diese Schlacke ein Diopsid sey. Es wurden nämlich in 100 Theilen erhalten:

			Sauerstoff
Kieselerde	57,26	„	29,73
Thonerde	2,33	„	1,08
Kalkerde	23,66	„	6,62
Talkerde	13,23	„	5,12
Eisenoxydul	1,66	„	0,37
Manganoxydul	1,73	„	0,39
Spuren von Kali			
	99,87		

Die Formel ist $C\ Si^2 + Mg\ Si^2$ und der Ueberschuß an Kieselerde von Quarz herrührend, welcher zuweilen in freyen Körnern in der Schlacke sichtbar ist.

Die von Trolle-Wachtmeister und H. Rose analysirten Malakolithe von Tjötten in Norwegen (1) und von Langbanshyttan in Wärmland (2), wie überhaupt die meisten Diopside haben dieselbe Zusammensetzung.

	1.		2.
Kieselerde	57,49	„	55,32
Kalkerde	23,10	„	23,01
Talkerde	16,70	„	16,99
Eisenoxydul	0,20	„	1,94
Manganoxydul	—	„	1,43
Thonerde	0,43		
	97,92	„	98,69

Bekanntlich haben Berthier und Mitscherlich schon vor längerer Zeit einen solchen Diopsid durch Zusammenschmelzen der geeigneten Mengen von Kieselerde, Kalkerde und Talkerde in vollkommen krystallisirtem Zustande dargestellt.

---

b) Ueber die Krystallisation des sauern phosphorsauern Ammoniaks $\dot{N}\,H^4\,\dot{H}^2\,\dddot{P}$.

Mitscherlich hat schon vor längerer Zeit die Krystalle des sogenannten sauern phosphorsauern Ammoniaks $\dot{N}\,H^4\,\dot{H}^2\,\dddot{P}$ untersucht und quadratische Pyramiden von 90° 25′ Randkantenwinkel angegeben. Ich habe zufällig schöne Krystalle dieses Salzes erhalten, die sich in einer Auflösung von Phosphorsäure gebildet hatten. Meine Messung stimmt vollkommen mit der von Mitscherlich überein; da aber die Hälfte der Pyramidenflächen öfters zu einer Art von Prisma ausgedehnt war, woran dann die andere Hälfte als Doma erschien, so suchte ich mich durch das Verhalten dieser Krystalle zum polarisirten Lichte von der Richtigkeit der Krystallbestimmung zu überzeugen. Es gelang dieses mit einem Krystall von ungefähr 4 Linien Durchmesser, an welchem ich die Scheitelecken mit einer nassen Feile wegnahm und dann die Flächen mit Eisenroth auf Glas polirte. Ich erkannte das Ringsystem mit dem schwarzen Kreuze so deutlich, daß über die Messungen und das quadratische Krystallsystem kein Zweifel mehr seyn kann.

---

c) Ueber eine Anwendung chemischer Metallniederschläge zu farbigen Zeichnungen auf Kupfer.

Man hat von galvanischen Niederschlägen Anwendung zu dergleichen Zeichnungen gemacht, indem man die Stellen, welche nicht belegt werden sollen, mit einem geeigneten Firnisse deckt, welcher nach der Fällung wieder weggenommen wird. Ich will hier auf eine Art aufmerksam machen, welche, die Bildung der Kupferplatte ausgenommen, worauf die Zeichnung anzubringen, keine chemischen Apparate erfordert.

Die verschiedenen Farben von Kupfer, Silber, Gold, Platin ꝛc. haben nur dann gehörigen Effect neben einander, wenn sie durch vertiefte starke Linien getrennt sind. Um sich also farbige Platten dieser Art zu verschaffen, wird die Zeichnung auf eine Kupferplatte radirt, die Platte dann in einer Auflösung von Chlorsilber in Kochsalzauflösung versilbert, das Relief galvanisch gefertigt, und dieses, welches ebenfalls versilbert wird, nun beliebig oft in dünnen Platten copirt, welche natürlich die Zeichnung, wie das Original, in vertieften Linien tragen. Will man nun Stellen mit Silber belegen, so wird der übrige Theil der Platte mit Dammarfirniß gedeckt, welchen man hinlänglich trocknen läßt, daß er sich in der Flüssigkeit nicht zusammen zieht. Man legt dann die Platte 15 Minuten in eine Auflösung von Chlorsilber in gesättigter Kochsalzlösung. Nach der Fällung wird sie abgewaschen, mit Fließpapier schnell getrocknet, mit reinem Terpentinöl*) der Firniß weggenommen und weiter die Platte durch Reiben mit fein pulverisirtem gebranntem Kalk und weichem Leder gereinigt. Um Platin zu fällen, verfährt man ebenso und legt die Platte in eine gesättigte Kochsalzauflösung, welcher etwas Platinauflösung zugesetzt wird, so daß sie eine weingelbe Farbe erhält. Je nachdem man die Platte eine halbe oder ganze Stunde, oder länger darin liegen läßt, kann man verschiedene Farbennüancen hervorbringen, welche sich immer mehr der Stahlfarbe nähern. Um eine schwarze Zeichnung zu geben, taucht man das Kupfer in eine mit 2 bis 3 Theilen Wasser verdünnte Platinauflösung ohne Kochsalz, wobey sie sogleich an den freyen Stellen schwarz wird. Sobald die Farbe erschienen, wascht man sie mit Wasser und dann mit Terpentinöl ab. Um

---

*) Man kann sich statt dessen nicht des Aethers bedienen, weil sich damit der Niederschlag stellenweise abreiben läßt.

Gold zu fällen, wendet man eine frische Auflösung von Cyankalium an, in welche man etwas Goldauflösung gießt, nur $\frac{1}{50}$ dem Volumen nach oder noch weniger. Eine hineingelegte Platte vergoldet sich in Zeit von einer Stunde sehr schön. Um aber die Stellen zu decken, welche nicht vergoldet werden sollen, kann man sich nicht des Dammarfirnisses bedienen, weil dieser und ähnliche Firnisse von der Flüssigkeit angegriffen werden. Ich habe an dem Paraffin von vielen die einzige Substanz erkannt, welche dabey angewendet werden kann. Man löst Paraffin in wenig reinem Terpentinöl auf und deckt mit diesem Firniß, welchen man an einem kühlen Ort gut trocknen läßt. Es ist am besten, ihn mit einem feinen Pinsel ganz dünn aufzutragen. Das Paraffin schützt dann die gedeckten Stellen sehr gut gegen die alkalische Flüssigkeit und es kann dieses Deckmittel noch besser für die galvanische Vergoldung benützt werden, da bey letzterer der Niederschlag viel schneller geschieht.

Es wird am zweckmäßigsten die Vergoldung zuerst vorgenommen, dann die Platinirung, dann die Versilberung. Dann legt man die Platte, um nachheriges Anlaufen zu verhüten, 12 Stunden in eine Auflösung von Kupfervitriol, und bringt zuletzt die schwarze Zeichnung an, worauf die Platte mit einem farblosen Firniß durch Uebergießen oder Eintauchen überzogen wird *).

Wenn wir schon durch die galvanische Präcipitation wissen, daß eine vollkommen spiegelnde Fläche gleichwohl nur eine Anhäufung unendlich kleiner Krystalle seyn kann und ein Continuum des Niederschlages nicht besteht, wie das Rosten von schwach vergoldetem Eisen, die Angreifbarkeit durch Säuren ꝛc. beweist, so erkennt man Aehnliches bey dieser Art von Niederschlägen. Man kann nämlich eine auf die angegebene Weise mit Platin belegte Fläche durch Erhitzen ebenso anlaufen machen, wie das Kupfer für sich allein anläuft, und es geschieht dieses ziemlich gleichmäßig in einem erhitzten Sandbade. Dabey kommt ein Moment, wo die Platte schön lasurblau anlauft. Diese Eigenschaft läßt sich zu neuen Zeichnungen benützen. Um nämlich solche blaue Farbe auf stahlgrauem oder silberweißem Grunde zu erhalten, deckt man die Stellen, welche blau erscheinen sollen, mit Dammarfirniß und taucht dann die Platte in verdünnte Salzsäure, welche die Platinfarbe sogleich wieder herstellt. Man trocknet dann mit Fließpapier und entfernt den Firniß mit reinem Terpentinöl und gelindem Reiben mit feinem Pulver von ungelöschtem Kalk und Leder. Wenn das Kalkpulver in gehöriger Menge genommen und gerieben wird, so erhalten sich die angelaufenen Stellen vollkommen und solche Zeichnungen sehen besonders schön aus.

*) Auf Messing, Argentan oder dergleichen kann man auch an beliebigen Stellen galvanisches Kupfer fällen und dieses dann gegen Gold, Platin ꝛc. auf die angegebene Weise austauschen.

Aufzählung sämmtlicher dermalen in Frankreich bestehender literarischer Vereine.

(Vortrag des Hrn. Classensecretär Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.)

(Fortsetzung.)

4) Société Linnéenne de Normandie, gestiftet 1823, publicirt Mémoires; die erste Serie derselben, in den Jahren 1824 — 1828 erschienen, besteht aus 4 Bänden in Octav, mit einem Atlas in Quart, und einem nur den Arbeiten der ausländischen Gesellschaftsglieder gewidmeten Quartbande. 1835 begann eine zweyte Serie in Quart, bis jetzt 2 Bände stark. Außerdem publicirt die Gesellschaft Berichte über ihre öffentlichen Jahressitzungen, die seit 1835 in verschiedenen Städten des Departements abgehalten werden. Präsident: M. Renon. Vicepräsident: M. Chauvin. Secretär: M. Deslongchamps.

5) Société des antiquaires de Normandie, gegründet 1824, hat 11 Bände Mémoires publicirt, die zehn ersten in Octav; der eilfte, mit dem eine neue Serie in Quart beginnt, ist 1840 erschienen.

6) Société francaise pour la conservation et la description des monumens historiques de France, seit 1834 bestehend, mit Filialvereinen in den übrigen Departements, publicirt jährlich einen Octavband, unter dem Titel: Bulletin monumental. Alle Jahre einmal

halten die Mitglieder eine Zusammenkunft, abwechselnd in den bedeutendsten Städten Frankreichs. Director: Herr v. Caumont.

7) Association normande, gegründet 1835 zur Hebung von Ackerbau und Gewerbfleiß und zur Herstellung einer vollständigen Statistik der Normandie, publicirt ein Annuaire in Octav und hält alle Jahre eine Generalversammlung in einer der bedeutendern Städte der Provinz. Vorstand: Mr. de Caumont.

8) Société d'horticulture, gestiftet 1837, veröffentlicht Berichte, hat eine jährliche Ausstellung begründet und vertheilt Medaillen.

9) Die Société d'émulation des sciences et belles lettres, 1819 gegründet, löste sich nach kaum zweyjährigem Bestehen wieder auf.

Cahors (Dép. du Lot). Société d'agriculture, sciences, belles lettres et arts, hat vorübergehend, in Gemeinschaft mit zwey andern Ackerbaugesellschaften des Lot-Departements, nämlich denen zu Figeac und zu Gourdon, eine Sammlung Abhandlungen herausgegeben.

Cambray (Dép. du Nord). Société d'émulation, seit 1804, giebt alle zwey Jahre einen Band in Octav heraus.

Carcassonne (Dép. de l'Aude). 1) Société d'agriculture, gegründet 1800 und im Jahre 1821 erneuert, giebt eine Ackerbauzeitung heraus, die bereits ihren einundzwanzigsten Jahrgang (1840) erlebt hat.

2) Commission des sciences et des arts de Carcassonne, seit 1836, publicirt nichts.

Carpentras (Dép. de Vaucluse). Société agricole, commerciale et littéraire, wurde im Jahr VI. gegründet.

Castelnaudary (Dép. de l'Aude). Société philotechnique.

Chalons sur Marne (Dép. de la Marne). 1) Société d'agriculture, commerce, sciences et arts du département de la Marne, besteht seit 1798 und publicirt alle Jahre einen Band Mémoires. Präsident: Caquot.

2) Die 1766 gegründete Academie wurde 1793 vernichtet und später nicht mehr hergestellt; sie beschäftigte sich mit der Volks-, Rechts- u. Kirchengeschichte der Champagne.

Chateauroux (Dép. de l'Indre). Société d'agriculture du département de l'Indre, 1801 gestiftet, publicirt ihre Forschungen unter dem Titel Ephémerides.

Chatellerault (Dép. de la Vienne). Société d'émulation, seit 1828, hat noch nichts publicirt.

Cherbourg (Dép. de la Manche). Société académique, 1755 gegründet, wurde 1793 aufgehoben, 1807 wieder hergestellt und erhielt 1818 die Genehmigung der Regierung; sie hat seit 1833 mehrere Bände Mémoires publicirt. Präsident: Asselin.

Clermont-Ferrand (Dép. Puy de Dôme). 1) Académie des sciences, belles lettres et arts, 1747 gegründet, wurde 1818 unter dem Namen Société d'encouragement des sciences, lettres et arts hergestellt, hat jedoch 1824 die Benennung Academie wieder angenommen. Die alte Academie hat Einiges über die Particulargeschichte der Auvergne herausgegeben; die neue publicirt seit 1828 ein Journal unter dem Titel Annales scientifiques, littéraires et industrielles de l'Auvergne.

Eingegangen ist: Société académique de géologie, minéralogie et botanique d'Auvergne; sie war einige Jahre lang eine Nebenbuhlerin der „neuen Academie."

(Dieppe (Dép. de la Seine Inférieure). Société pour la recherche des antiquité de l'arrondissement et surtout pour l'exploration de la cité de Lines, seit 1825, hat Nachgrabungen veranstaltet und darüber einige Berichte veröffentlicht.

Dijon (Dép. de la Côte d'Or). 1) Académie des sciences, arts et belles lettres, gegründet 1725, wurde 1798 als société libre des sciences, arts et agriculture erneuert, nahm jedoch 1802 wieder den alten Namen an. Die alte Academie hat, von 1769 an, mehrere Bände Mémoires herausgegeben; die neue publicirt Comptes rendus über ihre Arbeiten. Von 1754 — 1786: Recueil de Mémoires ou collection des pièces académiques, 13 Vol. in 4.

2) Commission départementale d'antiquités de la Côte d'or, seit 1831, giebt Mémoires heraus und läßt Nachgrabungen anstellen.

3) Société médicale, gestiftet 1831, publicirt jedes Jahr einen Band Mémoires. Präsident: Vallée.

4) Société d'agriculture et d'industrie agricole de la Côte d'or, seit 1834 bestehend, giebt eine Zeitschrift heraus.

Dinan (Dép. des Côtes-du-Nord). Société d'agriculture, wurde 1803 unter dem Namen Société libre d'agriculture, arts et commerce gegründet.

Douai (Dép. du Nord). Société royale et centrale d'agriculture, sciences et arts du département du Nord, gegründet 1799, bestätigt 1829, publicirt alle zwey Jahre einen Band in Octav. Präsident: Lagarde.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.
Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11. May 1844.

1) Auszüge aus Briefen an den Hrn. Classensecretär Dr. v. Martius:

a) Von Hrn. Dr. Med. Guyon, Chirurgien en Chef de l'Armée d'Afrique, d. d. Algier den 15. März 1844.

Wir besitzen in Algerien eine Art von Opuntia, welche eine Höhe von 10 bis 12 Fuß erreicht. Sie ist voll Stacheln, welche sich im Verlaufe der Cultur theilweise verlieren. Die Eingebornen benützen sie zu Umzäunungen, zum Schutze ihrer Liegenschaften und ganzer Dörfer und genießen die Frucht sehr gerne. Bisweilen bringt der übermäßige Genuß dieser Früchte schwere Krankheitszufälle ganz besonderer Art. Die Samen nämlich, welche der Verdauung widerstehen und gemeiniglich unzerstört abgeführt werden, lagern sich bey manchen Individuen im Rectum so ab, daß sie, wie ein Stöpsel eine vollständige Obstruction veranlassen, gegen die man ausschließlich durch mechanische Hülfe etwas ausrichten kann. Die Frucht enthält, wie dieß vor einigen Jahren ein sicilianischer Chemiker gezeigt hat, eine große Menge krystallisirbaren Zuckers. Wenn sie sich in einer angemessenen Temperatur selbst überlassen bleibt, so erscheint dieser Zucker unter der Form einer Efflorescenz auf der Oberfläche. Ich zweifle nicht, daß diese Art ursprünglich amerikanisch sey, und über das südliche Spanien, wo ihr Gebrauch ebenfalls sehr vervielfältigt worden, nach Nordafrika eingeführt sey.

Ich sende Ihnen hier auch Exemplare von dem Hanf, welchen die Araber zu rauchen pflegen, um sich in eine Art von Trunkenheit zu versetzen. Eben so sende ich das Haschis, eine mit pulverisirtem Hanf und Honig gemachte Latwerge, die man, wenn nicht daran gewöhnt, in der Dosis von der Größe einer Hasel- bis zu der einer welschen Nuß zu nehmen pflegt. Die Araber machen noch einige andre Präparate von ähnlicher intoxicirender Wirkung, deren jedes einen besonderen Namen hat. Das Haschis ist jedoch die einfachste und häufigst benützte Zubereitung. Die kleinen thönernen Pfeifenköpfe, aus welchen die Araber den Hanf zu rauchen pflegen, lege ich ebenfalls bey.

Außerdem erhalten Sie eine Probe von der Rinde des Guajacbaumes (Guajacum officinarum), mit Ausschwitzungen des Guajac-Harzes. Ich habe dieselbe à la Petite Ferre, einer kleinen Insel zwischen Guadeloupe und der Isle Désirade, selbst gesammelt. Auf la Petite Ferre de la Désirade wird der Gujacbaum in großer Menge gezogen. Man macht dort aus seinem Holze häufig Flaschen und Becher für den täglichen Gebrauch der Aussätzigen, welche aus allen französischen Antillen nach Désirade abgegeben werden. Auch eine sehr geschätzte, äußerst compacte Kohle brennt man aus dem Holze. Das Harz quillt niemals in großer Menge aus der Rinde hervor. Die beträchtlichsten Ansammlungen, welche ich von ihm gesehen habe, waren kaum größer als eine welsche Nuß.

In der französischen Guiane wird eine filzige Materie, welche die Nester der Formica bispinosa Oliv. Latr. ibid. p. 133 planche 4. fig. 20. (Formica fungosa Fabr.) ausmacht, häufig als Zunder gebraucht. Diese Substanz ist wegen ihrer außerordentlichen Feinheit das beste mechanische Haemostaticum, was sich denken läßt; und sie verdient in dieser Beziehung zu weiteren klinischen Versuchen empfohlen zu werden.

---

b) Vom Hrn. Dr. Griffith, Superintendenten des botanischen Gartens zu Calcutta, d. d. 22. Januar 1844.

Vor einem Jahre habe ich eine ausführliche Abhandlung über einige Erscheinungen bey der Fœcundation von Pflanzen, begleitet von 17 oder 18 Zeichnungen, an die Linnäische Societät nach London gesendet; ich weiß aber nicht, ob sie bereits gedruckt seyn wird. Alle meine Beobachtungen waren offenbar den Ansichten Schleidens günstig, und zwar nicht sowohl in Beziehung auf die Einstülpung des Embryosackes vermittelst des eindringenden Pollenschlauches, als in Rücksicht auf die unmittelbare Entstehung des Embryo aus dem Pollenschlauch. Dagegen reden sie der Ansicht der Franzosen von der ursprünglichen Gegenwart eines Utriculus das Wort nicht. Keine Erscheinung kann, wie ich denke, entschiedener hierüber Auskunft geben, als der Vorgang bey Santalum. Hier ist schlechterdings kein Schlauch oder Bläschen in dem Embryosack vorhanden, ehe der Pollenschlauch auch in ihn penetrirt, und das nachher sichtbar werdende Bläschen ist nichts anders als das Ende des Pollenschlauches. Im Verlaufe des Entwicklungsganges aber stellen sich Schwierigkeiten heraus, um mit Bestimmtheit anzugeben, was dieses Bläschen werde: ob es im Ganzen oder theilweise den Embryo bilde? In den Blüthen von Loranthus treten die Pollenschläuche nicht bloß in die Embryosäcke ein, sondern streichen ohne Zweifel durch die ganze Länge derselben durch.

Ueber den Hergang bey Befruchtung der Palmen habe ich zur Zeit noch keine Beobachtungen angestellt, indem ich es mir für den letzten Theil meines Memoires über die indischen Palmen vorbehalte.

Dr. Wight ist noch in Coimbatore mit seinen großen Acclimationsversuchen amerikanischer Baumwollenarten beschäftigt.

Ich habe neuerlich mehrere Pflanzen aus Malacca erhalten, welche ein hohes botanisches Interesse erregen, wie ich denn überhaupt die Flora jenes Landes einer jeden andern vorziehen möchte. Es befindet sich darunter eine Bixacea, welche an den Zweigen statt Wickelranken krumme Hacken entwickelt, ein neues, vielleicht mit Paropsia Thouars. zu vereinigendes Genus aus der Gruppe der Passionsblumen, — ein neuer Durio, D. Oxleyanus Griff., — Heteropyxis, eine neue Gattung aus der Familie der Bombaceen u. s. w. Ich habe diese Neuigkeiten noch nicht bekannt gemacht, weil ich dieß in einem gegenseitigen Zusammenhange zu thun wünschte.

Hoffentlich kommt Ihnen mit diesem Briefe der Wiederabdruck von Dr. Will. Roxburghs Cryptogamia und von Dr. Jäks Miscellanea zur Hand. Dr. Mac Clelland hat gegenwärtig eine interessante Arbeit über die indischen Aale im Druck. In der That, dieß Land ist das rechte für Forscher, wenn sie nur so glücklich sind, ihre Gesundheit zu erhalten. Ich bekomme in meinen wissenschaftlichen Arbeiten jegliche Beyhülfe von der Regierung; das läßt mit Freuden arbeiten u. s. w.

---

2. Hr. Dr. Vogel jun., Adjunct am chemischen Laboratorium:

a) Chemische Untersuchungen einer Melanose des Gehirns und der Leber.

Bey der Section eines männlichen Individuums fanden sich in der Leber- und Hirnsubstanz, wie auch noch in andern Körpertheilen, schwarze com-

pacte Stücke, welche sich leicht aus der sie umgebenden Masse auslösen ließen. Durch Hrn. Prof. Jörg erhielt ich mehrere dieser Stücke zur Untersuchung.

Zwey an verschiedenen Stellen des großen Gehirns vorgefundene Melanosen wurden bey 100° C. getrocknet und zu feinem Pulver zerrieben. Das Pulver war weich und fettig anzufühlen, ohne Geruch und Geschmack, von tief dunkelschwarzer Farbe, schwimmt auf dem Wasser, ohne sich darin zu lösen, auch wenn es zum Kochen gebracht wird. Das Gewicht der zur Untersuchung bestimmten Substanz betrug nach dem Trocknen 1,2 Gramm. Um das Fett zu entfernen, wurde das Pulver mehrmals mit kochendem Aether ausgezogen, welcher nach dem Verdampfen eine unbedeutende Menge eines gelblichen Fettes zurückließ. Auf einem Platinblech erhitzt verbrannte das Pulver mit heller stark rußender Flamme; es war jedoch nicht möglich, die organische Substanz vollständig zu verbrennen, sondern es blieb stets ein schwarzer verglaster Rückstand. Dieß rührt von einem nicht geringen Gehalte erdiger Salze, besonders phosphorsaurer her, welche durch die Glühhitze in Fluß versetzt die Verbrennung der organischen Substanz theilweise verhinderten. Um diese Beymischung zu trennen, wurde das feingeriebene Pulver wiederholt mit sehr verdünnter Salzsäure digerirt. Es fand sich in der abgegossenen Säure phosphorsaure Kalkerde mit Magnesia. Nach dieser Behandlung mit Säuren hinterläßt die Melanose beym Verbrennen auf dem Platinblech einen Aschenrückstand, welcher 1,7 Proc. beträgt.

Zwey mit dieser Substanz vorgenommene Verbrennungen durch Kupferoxyd geben folgende Resultate:

I. 0,373 Gramm gaben 0,240 Wasser und 0,673 Kohlensäure.

II. 0,245 Gramm gaben 0,158 Wasser und 0,442 Kohlensäure.

	I.	II.
Wasserstoff	7,148	7,165
Kohlenstoff	49,888	49,883

Die Melanose enthält nach diesen beyden Versuchen 7,156 Wasserstoff und 49,885 Kohlenstoff.

Durch Erhitzen eines Theils der melanotischen Substanz mit Kalihydrat entwickelte sich eine bedeutende Menge Ammoniak, was auf einen reichen Gehalt an Stickstoff schließen ließ. Zur quantitativen Bestimmung des Stickstoffs bediente ich mich der Methode durch Platinsalmiak. 0,362 Gramm der Substanz mit etwas Zucker verbrannt gaben 1,357 Platinsalmiak, welche 23,784 Proc. Stickstoff entsprechen. Die Melanose hat daher folgende procentische Zusammensetzung:

Wasserstoff	7,156
Kohlenstoff	49,885
Stickstoff	23,784
Sauerstoff	19,175
	100,000

Die im Gehirn vorgefundenen schwarzen Stellen waren ohne besonderen Ueberzug unmittelbar in der Hirnsubstanz als eine compacte Masse eingeschlossen. Die in der Leber dagegen wurden von einer knorplig fibrösen Hülle von weißlicher Farbe umgeben. Dieses Gewebe war von dem Parenchym der Leber nicht scharf abgegränzt, sondern mit demselben in seinen Verzweigungen verwachsen. Durch längeres Kochen mit Wasser wurde aus der knorpligen Umhüllung eine gallertartige Substanz aufgenommen, welche nach dem Verdampfen des Wassers in durchsichtigen feinen Blättern zurückblieb. Die nähere Untersuchung ergab, daß diese Blätter Knorpelleim oder Chondrin waren. Die Hülle der in der Leber vorgefundenen Melanose gehört demnach zu den Gallerte gebenden Geweben.

Aufzählung sämmtlicher dermalen in Frankreich bestehender literarischer Vereine.

(Vortrag des Hrn. Classensecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung vom 16. März l. J.)

(Fortsetzung.)

Dourdan (Dép. de Seine et Oise). Die 1785 gebildete Société littéraire ist wieder eingegangen.

Draguignan (Dép. du Var). Société d'agriculture et de commerce, 1819 gebildet, giebt eine Zeitschrift heraus.

Eingegangen sind: 1) die 1812 gestiftete Académie du Var.

2) Die Société d'émulation, von 1810.

Dunkerque (Dép. du Nord). Société d'agriculture, seit 1819, ist ausschließlich der Landwirthschaft gewidmet.

Epinal (Dép. des Vosges). Société d'émulation des Vosges, 1825 gestiftet, publicirt alle Jahre ihre Annales. Präsident: Maublon d'Arbaumont.

Saint Etienne (Dép. de la Loire). Société industrielle ou d'agriculture, arts et commerce de l'arrondissement, gegründet 1822, publicirt seit 1823 alle Vierteljahre ein Bulletin, von dem je vier Hefte oder ein Jahrgang einen Band bilden.

Evreux (Dép. de l'Eure). 1. Société de médicine et de chirurgie, gegründet 1806, hat von diesem Zeitpunkte bis zum Jahre 1823 achtzehn Bände Mémoires in Octav publicirt. Von 1823 an erschienen die Protokolle der Gesellschaft in einer, gemeinschaftlich mit dem landwirthschaftlichen Vereine des Departements herausgegebenen Vierteljahrsschrift, die erst Bulletin, dann Journal d'agriculture, de médecine, de sciences et arts hieß und sechs Jahrgänge (1823 — 1829) erlebte. Seit 1830 geschah die Herausgabe äußerst unregelmäßig, bis endlich 1832 das Journal de la société libre an die Stelle trat.

2) Société libre d'agriculture, sciences, arts et belles lettres du Dép. de l'Eure, gegründet 1807 unter dem Namen Société d'agriculture et de commerce, erhielt erst 1814, dann 1822 eine neue Gestaltung, gab in Gemeinschaft mit der Société de médecine eine periodische Zeitschrift heraus (bis 1829) und wurde im Jahre 1832 vom damaligen Präfecten Passy, nach fast dreyjähriger Unterbrechung aller Arbeiten, unter obiger Benennung ganz neu organisirt. Seitdem herrscht ein reges Leben in dieser Gesellschaft; sie publicirt ihre Arbeiten in einer Vierteljahrsschrift, welche bis zum 12. Bande gediehen ist, hat öffentliche Vorlesungen, ein Museum, einen botanischen Garten eingerichtet, veranstaltet Concurse und Industrieausstellungen und hat Filialvereine zu Pont-Audemer und in Louviers. Präsident ist der Präfect.

3) Académie ebroïcienne, gestiftet 1832 von einigen Mitgliedern der alten Société d'agriculture, welche mit der neuen Organisation unzufrieden waren. Dieser Verein löste sich aber bereits im Jahre 1837 wieder auf; er hatte ein Bulletin périodique herausgegeben, von dem ungefähr zwey Bände erschienen sind.

4) Commission des antiquités du département de l'Eure, gegründet 1832.

4) Die Commission des archives entstand um die nämliche Zeit.

Falaise (Dép. du Calvados). Société académique, agricole, industrielle et d'instruction de l'arrondissement de Falaise, entstand 1837 aus der Vereinigung dreyer literarischen Gesellschaften, nämlich:

a) der Société académique des sciences, arts et belles lettres, gegen Ende 1834 gegründet (hat 1836 einen ersten Band Mémoires publicirt).

b) Der Société d'agriculture de l'arrondissement de Falaise, gegründet 1835 (hat einen ersten Band Mémoires und von einem zweyten mehr als die Hälfte unter der Form eines periodischen Blattes publicirt).

c) Der Association Falaisienne pour le progrés de l'agriculture, de l'industrie et de l'instruction dans l'arrondissement, gegründet 1834 (hat den ersten und einen Theil des zweyten Bandes ihrer Mémoires, und überdieß zwey Annuaires, für 1836 und 1837 publicirt).

Die Gesellschaft ist in vier Sectionen getheilt, publicirt Mémoires — der erste Band erschien 1838 — und ein Annuaire in 18.

Foix (Dép. de l'Ariège). Société d'agriculture et des arts de l'Ariège, um das Jahr 1803 gegründet und 1817 neu constituirt, beschäftigt sich speciell mit Landwirthschaft und den dahin einschlägigen Wissenschaften und gibt eine Vierteljahrsschrift heraus, unter dem Titel: Annales agricoles, littéraires et industrielles. Präsident: der Chevalier de Saubriac.

Gap (Dép. des Hautes Alpes). Société d'émulation de Gap, gegründet 1804, hat Mélanges littéraires (1 Bd.) und eine landwirthschaftliche Monatsschrift publicirt; es erschienen davon bis zum Jahre 1814, wo sie einging, zehn Bände. Nach ziemlich langer Unterbrechung ihrer Arbeiten hat sich die Gesellschaft als Société de belles lettres, sciences et arts, neu constituirt.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11. May 1844.

2. Hr. Dr. Vogel jun., Adjunct am chemischen Laboratorium:

b) Untersuchung eines diabetischen Harns.

Außer dem Diabetes mellitus, in welcher Krankheit der Harn bekanntlich Zucker enthält, giebt es eine andere Art des Diabetes, Diabetes insipidus, so genannt, weil der Harn nicht süß schmeckt und auch keinen Zucker enthält. Ein Hauptcharakter dieser Krankheitsform besteht darin, daß die Harnsecretion unnatürlich vermehrt ist, so daß die Menge des Urins in keinem Verhältniß steht mit der täglich genossenen Quantität Flüssigkeit.

Hr. Geh. Rath v. Breslau hatte die Güte, mir den Harn eines an Diabetes insipidus leidenden Individuums zur Untersuchung zu übergeben.

Die Untersuchung wurde mit mit zwey bayerischen Maaß Urin angestellt, welche große Quantität in einer Nacht gelassen worden war. Der Urin war wenig gefärbt, vollkommen geruchlos und ohne süssen Geschmack. Lacmustinctur wurde davon gar nicht geröthet, was mit normalem Urin stets der Fall ist. Das specif. Gewicht beträgt 1,007, er ist daher viel leichter, als der Urin eines Gesunden. Beym Aufkochen trübte sich der Urin, indem sich weiße Flocken absetzten. Er enthält daher Eyweiß, welches aber in zu geringer Menge vorhanden ist, um in dem nicht abgedampften Urin durch die gewöhnlichen Reagentien erkannt werden zu können. 100 Theile Urin setzten beym Aufkochen 0,06 dieses weißen Niederschlages ab. Beym Erhitzen der Flocken verbrannte das Eyweiß und nach längerem Glühen blieb phosphorsaurer Kalk allein zurück.

Ein sehr auffallender Charakter dieses Urins war, daß bey weiterem Abrauchen bis zur Trockne nicht der unangenehme Geruch, welcher stets beym Abrauchen eines gewöhnlichen Urins entsteht, sondern ein eigenthümlicher, dem kochender Fleischbrühe ähnlicher Geruch wahrgenommen wurde.

Der Urin hinterließ beym Abdampfen nur 1,3 Proc. festen Rückstand, welcher schwach erwärmt deutlich Ammoniakdämpfe entwickelte.

Der feste Rückstand von einer geringen Quantität des Urins mit ein Paar Tropfen sehr verdünnter Schwefelsäure schwach erwärmt, zeigte keine schwarzen Punkte; der Urin enthält daher keinen Zucker.

Um den Harnstoff quantitativ zu bestimmen, wurden 100 Gramm des Urins bis zum achten Theil abgedampft und auf die gewöhnliche Weise mit Salpetersäure behandelt. Es ergab sich, daß der Urin nur $\frac{1}{10}$ Proc. Harnstoff enthält. Diese sehr bedeutende Verminderung des Harnstoffs hat auch Bouchardat bey Untersuchung eines Harns von Diabetes insipidus beobachtet.

Statt des Harnstoffes hatte sich in diesem Urin ein neuer Körper gebildet, welcher beym Verdunsten

als ein gelblicher Syrup zurückbleibt. Er reagirt schwach sauer und ist in Alkohol fast ganz löslich. Durch mehrmaliges Auflösen in Alkohol bleibt endlich nach dem Verdunsten ein gelber zäher Rückstand, welcher an der Luft schnell zerfließt und viele Aehnlichkeit mit Fleischextract hat. In Aether ist dieser Stoff nicht ganz unlöslich. Die vollkommene Isolirung des neu gebildeten Körpers, besonders seine Trennung von dem in jedem Urin vorkommenden Extractiv- und Farbstoff, ist wegen seiner Löslichkeit in Wasser, Alkohol und Aether nicht wohl möglich.

Durch die Güte des Hrn. Geh. Raths von Breslau hatte ich Gelegenheit, nach acht Wochen, während welcher Zeit durch eine strenge Fleischdiät der Krankheitszustand sich sehr gebessert hatte, den Urin desselben Individuums wieder zu untersuchen. Der Urin reagirte jetzt schwach sauer, und trübte sich beym Aufkochen nicht mehr; der Eyweißgehalt war daher verschwunden. Der Harnstoff betrug 0,38 Procent, hatte sich demnach beynahe um das vierfache seit der Zeit der ersten Untersuchung vermehrt.

---

c) Analyse eines schwarzen sächsischen Serpentin.

Daß der Serpentin seine Farbe dem Chrom verdanke und nicht dem Vanadin, wie in neuerer Zeit behauptet wurde, geht mit Bestimmtheit aus folgendem Versuche hervor, welchen Hr. Prof. H. Rose zur Ausführung mir vorzuschlagen die Güte hatte. Der Serpentin wird mit Salpeter und kohlensaurem Natron geglüht und die geschmolzene Masse mit Wasser ausgelaugt. Die Lösung enthält nun chromsaures, und wenn Vanadin zugegen war, auch vanadinsaures Natron. Durch salpetersaures Quecksilberoxydul werden beyde als rothe Niederschläge, nämlich als chromsaures und vanadinsaures Quecksilberoxydul abgeschieden. Diese Niederschläge werden geglüht und es bleibt ein grünes Pulver als Rückstand, welches sich ganz wie Chromoxyd verhält. Um nun zu entscheiden, ob dem Chromoxyd

Spuren von Vanadinoxyd beygemischt sind, erhitzt man den grünen Rückstand mit Zucker in einem Platintiegel. Die verkohlte Masse wird noch warm in einem Verbrennungsrohr in einen Liebig'schen Ofen gebracht und sobald sie glüht, ein Strom trocknen Chlorgases darüber geleitet. Hat man reines Chromoxyd, so bildet sich Chromchlorür von prächtiger Lilafarbe in reguliniſchen Schuppen, welches so schwer flüchtig ist, daß es nur in einem kleinen Abstande von der kohligen Masse sublimirt. Ist dem Chrom aber Vanadin beygemengt, so entsteht durch Einwirkung des Chlors Vanadinchlorid, (VCl_3) welches als eine gelbliche rauchende Flüssigkeit abdestillirt. Diesen Versuch habe ich mit Chromoxyd aus dem Serpentin angestellt und krystallinische Schuppen von Chromchlorür erhalten, ohne daß die geringste Spur von Vanadinchlorid abdestillirte.

Die Quantität des Chromoxyds wurde aus dem Niederschlag durch salpetersaures Quecksilberoxydul bestimmt.

Die Bestimmung der Kohle geschah durch Glühen des fein gepulverten Serpentins mit Kupferoxyd in einem Verbrennungsrohre, welchem ein Liebig'scher Kaliapparat vorgelegt war. Aus der Menge der entstandenen Kohlensäure wurde die Kohle berechnet.

	I.	II.
Kieselsäure	44,7	43,1
Magnesia	28,5	26,2
Eisenoxydul	13,2	15,6
Thonerde	1,24	1,94
Chromoxyd	0,145	0,171
Kohle	0,192	0,2
Wasser	11,2	12,4
	99,277	99,611

Diese Zusammensetzung zeigt die normale Mischung des Serpentins in der Art modificirt, daß in dem untersuchten sächsischen Serpentin ein Theil der Magnesia durch Eisenoxydul vertreten ist.

Aufzählung sämmtlicher dermalen in Frankreich bestehender literarischer Vereine.

(Vortrag des Hrn. Classensecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.)

(Fortsetzung.)

Grenoble (Dép. de l'Isére). 1) Société des sciences et arts de Grenoble, gegründet 1780, wiederhergestellt 1796, hat historische Preisfragen gestellt und einen Theil ihrer Arbeiten in periodischen Blättern abgedruckt.

2) Société de statistique et du progrès industriel, gegründet 1838, gibt ein Bulletin de statistique et des arts industriels.

3) Société pour l'instruction élémentaire.

Guéret (Dép. de la Creuse). Société des sciences naturelles et d'antiquités de la Creuse, gegründet 1832, publicirt ein Compte rendu de ses travaux. Präsident: Turgaud.

Havre de Grace. (Dép. de la Seine-Inférieure). Société Havraise d'études diverses, gegründet 1833, hat über ihre Arbeiten alle Jahre ein Compte rendu erscheinen lassen. Präsident: Pique.

Langres (Dép. de la Haute-Marne). Société d'archéologie langroise, gestiftet 1836, hat eine Antiquitätensammlung angelegt, aber bis jetzt noch nichts publicirt.

Lille (Dép. du Nord). 1) Société royale des sciences, agriculture et arts de Lille, 1817 neu organisirt (sie hieß früher Société d'amateurs des sciences), publicirt seit 1819 fast jedes Jahr einen Band Mémoires über alle Zweige der Wissenschaft in Octav. Präsident: Davaine.

2) Société d'horticulture du département du Nord, seit 1828, giebt Annalen in zweymonatlichen Lieferungen heraus, die jährlich einen Octavband bilden.

3) Association Lilloise pour l'encouragement des lettres et des arts dans le département du Nord, gegründet 1836.

4) Comité historique du département pour la conservation des monuments, gegründet 1839.

Limoges (Dép. de la Haute-Vienne). Société d'agriculture, gegründet 1759, 1792 aufgelöst, wurde 1800 unter dem Titel: Société d'agriculture, sciences et arts du département de la Haute-Vienne wieder hergestellt; sie publicirt vierteljährlich ein Bulletin.

Lisieux (Dép. du Calvados). Société d'émulation, gegründet 1836, beschäftigt sich mit Landwirthschaft und der Geschichte der Stadt und Umgegend.

Saint Lo (Dép. de la Manche). Société d'agriculture, d'archéologie et d'histoire naturelle du département de la Manche, gegründet 1834. Mit ihr hat sich die früher zu Saint-Lo bestandene Société d'agriculture et de commerce vereinigt. Präsident: Feuillet.

Lons le Saulnier. (Dép. du Jura). Société d'émulation du Jura, gegründet 1818, publicirt einen Jahresbericht über ihre Arbeiten, in dem immer einige historische Notizen sich befinden. Präsident: Houry.

Louviers (Dép. de l'Eure). Société d'agriculture et d'industrie, wurde 1832 als Section der Hauptgesellschaft zu Evreux gegründet.

Lyon (Dép. du Rhône). 1) Académie royale des sciences, belles lettres et arts, 1724 gestiftet und 1760 mit der im Jahre 1750 gegründeten Académie des beaux arts vereinigt. Vor der Revolution stellte die Akademie alle Jahre wissenschaftliche Preisaufgaben; sie war im Besitz von Sammlungen und einer reichen Bibliothek. Gegenwärtig publicirt sie jährlich ein Compte rendu. Präsident: Dumas.

2) Société royale d'agriculture, histoire naturelle et arts utiles, entstand 1798 aus einer Vereinigung der Société d'agriculture (gestiftet 1761) und der société philosophique des sciences et arts, die beyde im Jahre 1793 aufgehoben worden waren. Von 1805 — 1824 hat sie über ihre Leistungen jährlich ein Compte rendu veröffentlicht; von da bis zum Jahre 1835 drey Bände Mémoires. 1838 traten in dem innern Organismus der Gesellschaft wichtige Veränderungen ein; seitdem publicirt sie, zu sechs Lieferungen jährlich, in Octav: Annales des sciences physiques et naturelles, d'agriculture et d'industrie, wovon (bis 1843) fünf Bände erschienen sind.

3) Société Linnéenne, gegründet 1820, hat verschiedene Denkschriften über Naturgeschichte und im J. 1836 einen Band Annales veröffentlicht.

4) Société de médecine, gibt alle Jahre ein Compte rendu.

5) Société littéraire, gegründet 1807, hat sich 1832 neu constituirt; ihr Motto ist: Amicitiae et litteris.

Macon (Dép. Saône et Loire). Société d'agriculture, sciences et belles lettres, publicirt alle

zwey oder drey Jahre ein Compte rendu de ses travaux. Präsident: Lacretelle.

Le Mans (Départ. de la Sarthe). 1) Société royale d'agriculture, sciences et arts du Mans, erhielt bey ihrer Gründung im Jahre 1777 den Namen Société d'agriculture; nach ihrer Wiederherstellung, 1794, hieß sie Société libre des arts, und nahm endlich 1825 obigen Titel an. Sie publicirt fast alle Jahre ein Bulletin; ein 1830 von der Gesellschaft herausgegebener Octavband enthält eine Aufzählung und Würdigung ihrer sämmtlichen Arbeiten, von der Gründung an bis gegen Ende 1829. Präsident: Mallet.

2) Société de médecine, gegründet 1829.

3) Société départementale pour la conservation des anciens monuments.

Marseille (Dép. des Bouches-du-Rhone). 1) Académie royale des sciences, belles lettres et arts, gegründet 1720, wurde 1793 aufgelöst, 1799 aber wieder hergestellt, erst als Lycée, 1803 unter dem Titel Académie de Marseille. Die alte Akademie hat eine große Anzahl Denkschriften publicirt; seit ihrer Wiederherstellung bis zum Jahre 1815 erschienen deren fünfzehn Bände; später hat der Eifer sehr nachgelassen. Doch vertheilt sie noch immer Preise, gleichwie die alte Akademie. Historische Forschungen werden ziemlich vernachlässigt.

2) Société de statistique, gegründet 1830, publicirt ein Répertoire des travaux de la société de statistique, und Berichte über die öffentlichen Sitzungen.

3) Société des belles lettres, sciences et arts, vor 1810 entstanden, hat noch nichts publicirt.

4) Société royale de médecine, im Jahre 1800 von Mitgliedern des ehemaligen Collège de médecine gegründet, hat seit 1806 jährlich ein Compte rendu publicirt. Seit 1813 besitzt die Gesellschaft ein anatomisch-pathologisches Cabinet.

5) Athénée, seit 1828 von der Regierung genehmigt, hat öffentliche Vorlesungen eingerichtet.

6) Cercle académique, bestand 1820 und stellte Preisfragen auf.

Meaux (Dép. de la Seine et Marne). Société d'agriculture, sciences et arts de l'arrondissement de Meaux, gegründet 1798, publicirt ein Journal.

Mende (Dép. de la Lozère). 1) Société d'agriculture, commerce, sciences et arts, gegründet 1801, neu organisirt 1819, giebt ein Bulletin über die Leistungen der Gesellschaft heraus. Präsident: Buyon.

2) Société d'agriculture de l'arrondissement de Mende, gegründet 1820, publicirt seit ihrer Gründung regelmäßig ein Bulletin.

Metz (Dép. de la Moselle). 1) Académie royale des sciences, lettres, arts et agriculture, gestiftet 1760, wieder hergestellt 1817, publicirt alle Jahre einen Band Mémoires. Präsident: Villaume.

2) Société des sciences naturelles, gegründet 1835. Präsident: Simon.

3) Société des sciences médicales, publicirt ein Compte rendu. Präsident: Begin.

Moissac (Dép. du Tarn et Garonne). Société du cloître de Moissac, gegründet 1836, für Erforschung und Studium der Alterthümer in Stadt und Umgegend.

Montauban (Dép. du Tarn-et-Garonne). 1) Académie des belles lettres, gegründet 1730, wurde 1792 aufgelöst, 1796 als Société des sciences et des arts de Montauban wieder hergestellt, und 1809 unter dem Namen Société des sciences, agriculture et belles lettres du département de Tarn et Garonne neu organisirt; 1839 ward endlich die alte Benennung, Académie des belles lettres, wiederum angenommen. Sie hat zwischen 1751 — 55 mehrere Bände geschichtlicher und schönwissenschaftlicher Abhandlungen herausgegeben. Seit einundzwanzig Jahren publicirt sie eine Monatschrift für Landwirtschaft und Industrie; je zwölf Hefte bilden einen Band. Präsident: Mallet.

2) Commission archéologique du département.

Montbrison (Dép. de la Loire). Société d'agriculture et de commerce, gegründet 1801, wieder hergestellt 1820, giebt eine Zeitschrift, den Cultivateur forézien, heraus.

Mont de Marsan (Dép. des Landes). Société économique d'agriculture, commerce, arts et manufactures du département des Landes, gestiftet 1798, publicirt Annales.

Montpellier (Dép. du Hérault). 1) Société archéologique, gegründet 1833, giebt heftweise in Quart Abhandlungen und bisher nicht abgedruckte Urkunden von geschichtlichem Werth; zwey Bände sind bereits erschienen. Präsident: Renouvrier.

2) Société de médecine pratique, führte vor 1810 den Titel Académie; sie giebt eine Zeitschrift heraus.

3) Société d'agriculture du département, gegründet 1800, publicirt seit 1814 alle Monate ein Bulletin, das nun bereits aus 27 Bänden besteht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Historical Sketches of Statesmen who flourished in the time of George III.; to which are added remarks on the French revolution. Third Series. By Henry, Lord Brougham, F. R. S., member of the national Institute of France and of the royal Academy of Naples. London, 1843. S. IX und 406. gr. 8.

Der dritte und letzte Band von Lord Brougham's Skizzen ist nicht minder gehaltreich als die zwey vorhergehenden, die in diesen Blättern, Band IX. S. 89 und 921, angezeigt worden sind. Er beginnt mit einer geistvollen, aber nichts weniger als erschöpfenden Abhandlung über die französische Revolution, wozu der Verf. rühmt, wichtige Beyträge aus persönlichem Umgange mit noch lebenden Theilnehmern, namentlich dem Akademiker Lakanal, geschöpft zu haben. Im Eingange wird gezeigt, (was heutzutage wohl nur von Wenigen noch bezweifelt wird,) daß die Revolution eben so wenig das Erzeugniß einer neuerungssüchtigen Litteratur, als daß sie von dieser unabhängig gewesen sey. Letztere Meynung wird, ihres achtbaren Vertreters (Mounier) wegen, umständlicher als die erstere widerlegt, die freylich abenteuerlicher, gewiß aber nicht so handgreiflich unwahr ist als jene. Mit Recht legt der Verf. das größte Gewicht auf die ungeheuren Gebrechen und Auswüchse der alten Ordnung; allein damit ist doch ihr Untergang, besonders aber die Art desselben, weit nicht hinreichend erklärt. Daß aber nicht nur alle Anführer und alle Werkzeuge der Umwälzung mittelbar oder unmittelbar Zöglinge einer gegen die alte Ordnung feindseligen Litteratur waren, sondern auch eine Hälfte, und zwar die begabtere, von denen, welchen oblag der Neuerungssucht entgegen zu treten, dem verderblichen Zauber jener Litteratur nicht widerstanden hatte, das verursachte zwar nicht die Umkehrung, bestimmte aber die Richtung, welche sie nahm; daher sowohl die Stärke des Angriffs als die Schwäche der Abwehr. Die französische Republik ist das Werk einer irreligiösen Schwärmerey gewesen, wie im 17. Jahrhundert die englische das Werk einer religiösen; darin sind sie einander ähnlich und darin verschieden.

Mit befremdlicher Eile geht der Verf. an dem leichtsinnigen Abbrechen und Aufbauen vorüber, wodurch die constituirende Versammlung eine neue Ordnung zu stiften meynte, bezeichnet aber den einmüthigen Beschluß dieser Versammlung, daß keines ihrer Mitglieder in die folgende sollte gewählt werden können, als „beyspiellos in der Geschichte der menschlichen Thorheit." Die folgende (legislative) Versammlung, noch viel ärmer an tüchtigen, selbständigen Männern, gerieth in eine schmähliche Abhängigkeit von dem Jacobinerclub.

„In England hat das Parlament, zur Behauptung seines Ansehens, ja vielleicht seines Daseyns, immer nöthig gefunden, mit starker Hand jeden Verein, der sich ihm zur Seite erheben wollte, niederzudrücken. So, als im J. 1817 ein Convention von Delegirten zu London über Staatssachen berathschlagte und im Begriffe stand, ihre Berathungen bekannt zu machen, erklärte das Parlament solch einen Verein für gesetz-

widrig, wie dieß früher auch in Irland durch das dortige Parlament geschehen war.“ S. 19.

Die Jacobiner wollten eine Republik, wußten aber gar wohl, daß der großen Mehrheit dieses Verlangen nicht nur fremd sodern zuwider war. Damit diese Mehrheit nicht widerstände, mußte sie durch Gewaltthaten in Furcht gesetzt und darin erhalten werden; daher die Gräuel der Schreckensherrschaft. Der Verf. eröffnet die Beschreibung derselben mit einer Betrachtung, von der folgendes das Wesentliche ist.

„Wir sehen hier, wie gefahrvoll es ist, wenn man heftigen Parthenmenschen gleichgültig oder mit Verachtung zusieht, wie sie auf die Stimmung des Volkes wirken; wenn man die nöthigen Maßregeln wider ihre Anschläge verabsäumt, indem man sich darauf verläßt, daß sie gegen die weit größere Zahl der ruhigen und rechtschaffenen Leute nicht aufkommen werden. Immerhin mag die Zahl der Uebelwollenden Anfangs unbeträchtlich seyn; es liegt aber in der Natur umreißender Meynungen, daß sie sich immer weiter ausbreiten, weil sie mit dem Feuer verkündigt werden, das ihre Boten in ihrem Busen nähren. Die Richtung der Neuerer ist vorwärts; die Neigung der ruhigen Leute, Stillstand. Indessen würde, bey aller Ueberlegenheit an Geschick und Regsamkeit, der Aufruhr doch nicht die Oberhand gewinnen, lähmte er nicht durch Schrecken die große Mehrheit. Eine Handvoll Leute macht sich zu Anführern des Pariser Pöbels, stürzt mit ihm den Thron und errichtet dafür eine Oligarchie, despotischer als je eine war. Das that allein der Schrecken. Zehn bis zwölftausend Meuterer vermochten die zehnmal größere Menge ruhiger Bürger niederzuhalten; aber jene waren in Wuth und hatten nichts zu verlieren, diese zitterten für Leib und Gut. Bey einem Auflaufe wird gewöhnlich die Zahl der Theilnehmer nicht nur durch Angaben der Anführer sondern auch und noch mehr durch die Furcht der seitwärts bleibenden übertrieben; und die Vorstellung von dem Unheile, das die Aufrührer anrichten können, wenn sie gereizt und nicht durch Waffengewalt zurückgewiesen werden, hält alle fern, die nicht zu ihnen gehören. Hat nun Furcht den einen und größten Theil übermannt und zur Unthätigkeit gezwungen, so wirkt auf einen andern der Schein, als hätten die Meuterer keine Gegner mehr; und viele schließen sich ihnen, als den nunmehr herrschenden, an.“ S. 24.

Auf einen Ueberblick der Schreckensherrschaft folgt die Charakteristik einiger Hauptpersonen der Revolution, zuerst und am ausführlichsten, Robespierre's. Dieser stand weder an Geistesgaben noch an Muth den Gegnern gleich, die er nacheinander aus dem Wege räumte; er übertraf sie aber an Einheit der Bestrebung. In ihm waren alle Leidenschaften durch eine, die Herrschsucht, nicht nur überwogen sondern erstickt; mit ungetheilter Thätigkeit verfolgte er den einen Vorsatz und brachte ihm alle Neigungen und Abneigungen, Grundsätze und Rücksichten zum Opfer. Die Ergebenheit der wilden Menge, mit der er sich gleichwohl nicht gemein machte, gewann und erhielt er durch eine Lockung, die er bald als die wirksamste erkannte: durch Entfesselung ihrer Lüste. Bey der gar nicht hohen Meynung, welche der Verf. von den Talenten Robespierre's hegt und bey dem Abscheu, mit welchem er den Menschen betrachtet, ist es auffallend, daß er ihm eine bedeutende Rednergabe zuerkennt. Nicht nur nach dem alten Spruche: Orator est vir bonus dicendi peritus, kann diese Gabe solch einem Bösewichte nicht beygewohnt haben; war er überhaupt so wenig begabt, als der Verf. annimmt, so fehlte ihm zum Redner alle Ausstattung. In der That ist auch das, was hier aus seinen Reden angeführt wird, nicht stark und tief, nur hitzig. Ref. übergeht die weniger ausgeführten Schilderungen Danton's, Camille Desmoulins, St. Just's und Fouché's, und will nur aus dem kurzen Artikel über den berühmten Theoretiker der Revolution, Sieyes, einen höchst charakteristischen Zug ausheben. Der Verf. lernte ihn 1817 zu Brüssel, wo er in der Verbannung lebte, kennen und war begierig ihn über die französische Revolution sprechen zu hören.

„Statt dessen bekam ich sehr ausführlich seine Gedanken über eine Sache zu vernehmen, von der ein Fremder sich keinen Begriff machen und die selbst ein Engländer, der nicht eingeweiht ist, kaum beurtheilen kann, nämlich über das zweckmäßigste Verfahren, das unter den gegebenen Umständen von der Opposition im Unterhause, die ich damals anführte, zu beobachten wäre. Ich war nicht weniger erstaunt über die Kühnheit und Zuversicht des Mannes, der sich so herausnahm, über einen mir nothwendig wohl bekannten Gegenstand, von dem er nicht das Mindeste wissen konnte, mich zu belehren, als ich über die verlorene Gelegenheit, merkwürdige Aufschlüsse zu erhalten, un-

muthig war. Zurückgekehrt nach England, wo eben das Parlament sich versammelte, ließ ich mir nicht einfallen, mit den Albernheiten, die er mir angerathen hatte, einen Versuch anzustellen; hätte ich es gewagt, auch nur mit den erträglichsten darunter, so wäre selbst dem Unerfahrensten von meiner Parthey ein Zweifel aufgestiegen, ob es mir Ernst, ja, ob ich bey Sinnen sey." S. 116.

Der Verf. beschließt seine Uebersicht mit einer guten Probe historischer Gerechtigkeit. Das Entsetzen über die Gräuel der Revolution habe, sagt er, über alle ihre Vordermänner den gleichen Fluch gesprochen. Sey das maßlose Urtheil an den Zeitgenossen, und so lange das Andenken des Unheils frisch blieb, zu entschuldigen gewesen, so könne doch einem Späteren, bey der ruhigeren Betrachtung, die ihm obliege und frey stehe, derselbe Irrthum nicht nachgesehen werden. Eine genauere Prüfung zeige, daß die Art der Schuld so verschieden als ihre Größe ungleich sey.

„Berücksichtigt muß auch die Ueberspannung werden, die in dieser schrecklichen Zeit die Parthenhäupter und ihre Anhänger beherrschte. Zum Beweise dient, daß es sogar jetzt noch, da die lange Zeit alle Hitze der Revolutionstage gelöscht und Nachdenken zur Einsicht der großen Verirrungen geführt haben sollte, Männer von unstreitig redlicher Gesinnung giebt, die nicht vermögen, die Gefährten ihrer früheren Jahre gebührend zu verurtheilen. Es wunderte mich, solche Leute von Collot d'Herbois, der noch bösartiger als Robespierre war, als von einem gutmüthigen, nur geistesschwachen Manne, (bon homme, mauvaise tête) sprechen zu hören, und zu sehen, wie sie an dem Glauben hielten, an Allem seyen die Royalisten und die Alliirten Schuld gewesen; wie sie mit dem alles gut machenden Namen Patriot die Menge der Sünden ihrer ehemaligen Genossen zu bedecken meynten und vorgaben, nur das Vaterland habe damals jeder zum Handeln berufene vor Augen gehabt. Wir thäten allerdings sehr Unrecht, ließen wir durch solche Vorurtheile unsere Meynung bestimmen oder das Urtheil hemmen, das wir nach Wahrheit und Recht fällen müssen. Gegen beydes würden wir uns jedoch nicht weniger verfehlen, zögen wir dabey nicht in Betrachtung, daß zu jener Zeit alle Menschen unter dem Einflusse des augenblicklichen Wahnsinnes standen, welchen die große Veränderung erzeugt hatte; eines Wahnsinnes, der sie gleich unempfindlich für eignes Leiden, blind gegen eigne Gefahr, unbekümmert um ihre Pflichten, rücksichtslos für die Rechte Anderer machte." S. 130.

Die übrigen Artikel betreffen meist nur specialhistorische Namen (Johann Herzog von Bedford, Lord Camden, Wilkes, Lord Ellenborough (der Vater), Bushe, Lord Holland, Allen, und in einem Anhange Walpole und Bolingbroke. Nur zwey der hier aufgeführten Männer, Thomas Jefferson, dritter Präsident der vereinigten Staaten, und Richard Marquis Wellesley, der zweyte Stifter des brittischen Reiches in Ostindien, haben tiefe Spuren ihrer Laufbahn hinterlassen.

Ueber Jefferson ist der Verf. sehr kurz. Er stellt ihn Washington nicht gleich, mißt ihm aber dennoch große Verdienste bey und übergeht oder berührt nur leise, was ihn von seinem großen Vorgänger nicht nur unterscheidet sondern diesem entgegensetzt. Mit Ausnahme der durch den Krieg erlangten Selbständigkeit scheint Washington durchaus nichts Neues gewollt zu haben, sondern lediglich auf Erhaltung des alten, ehrbaren und gesunden Zustandes bedacht gewesen zu seyn. Jefferson war ein Liebhaber der französischen Freyheit und Gleichheit, und benützte das Ansehen, das er in seiner Heimath Virginien genoß, und noch mehr die Macht, die er acht Jahre lang als Präsident des Gesammtstaates ausübte, zur gründlichsten Ausrottung alles dessen, was noch von aristokratischem Wesen übrig war; und dessen war nicht wenig. Er ist der eigentliche Urheber der Uebermacht und Zuchtlosigkeit der Demokratie in Nordamerika.

Der Marquis Wellesley (älterer Bruder des Herzogs von Wellington) hatte sich auf der Schule zu Eton so ausgezeichnet, daß er selbst dem in der Folge so berühmt gewordenen Porson war vorgezogen worden. Dort und nachher zu Oxford that er sich besonders durch lateinische Gedichte hervor; diese Neigung pflegte er auch später und ließ kurz vor seinem Ende unter dem Titel: Primitiae et reliquiae, eine Sammlung für Freunde drucken, in welcher die erste Ode aus seinem sechzehnten, die letzte aus seinem achtzigsten Jahre ist. Unter den Aemtern, die er nach einander bekleidete, war das wichtigste die Statthalterschaft in Ostindien, wo er die schwierigsten Verhältnisse nicht weniger durch seinen hohen Sinn und Edelmuth als durch seinen

Scharfblick und seine Entschlossenheit besiegte und eine feste Ordnung nicht bloß auf Gehorsam sondern auf eine Anhänglichkeit gründete, die er durch die anhaltendste Fürsorge und durch das Beyspiel seiner eigenen Hingebung zu erwecken wußte; wie er denn z. B. zum Besten des Heeres auf seinen ganzen Antheil an der Beute von Mysore, der sich auf 100,000 Pf. St. belief, verzichtete, obgleich seine Vermögensumstände, weil er die große Schuldenlast seines Vaters auf sich genommen hatte, gar nicht glänzend waren. Ref. hebt nur noch aus, was von seinen classischen Studien gesagt ist.

„Er war ganz vertraut mit der Beredtsamkeit Griechenlands und Roms, jedoch zog sein reiner Geschmack die erstere vor. Hauptsächlich hatte er die vier großen Reden (über die Gesandtschaft und über den Kranz) studirt. Noch in späten Jahren hatte er die vornehmsten Stellen dieser Meisterstücke vollkommen inne, und zwar schon vor 1839, wo er die homerischen Gedichte und die Reden des Demosthenes von Neuem und mehrmals überlas. Ich brachte manchen Tag mit ihm zu, wo wir die verschiedenen Theile dieser unvergleichlichen Werke prüften und verglichen." S. 271.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

N. Chervin, De l'identité de nature des fièvres d'origine paludéenne de différens types. Paris 1843.

Fr. Cramer, Der Abdominal-Typhus. Cassel 1840.

Dr. M. Borgialli, Lente epatopatie curabili col mercurio. Ivrea 1843.

Liebig's Thierchemie und ihre Gegner. Nach dem Englischen des Dr. H. Ancell von Dr. A. W. Krug. Pesth 1844.

Dr. M. Borgialli, Sulle emorragie interne dell utero indipendenti dalla gravidanza, cenno teorico-pratico. Torino 1839.

Dr. W. A. Kampfmüller, Materia chirurgica. Heft 1 — 6. Cassel 1842.

Dr. Biedermann, Ueber Katarrh der Respirationsorgane. Prag 1843.

G. Crusell, Ueber den Galvanismus als chemisches Heilmittel gegen örtliche Krankheiten. St. Petersburg 1841.

Dr. J. W. H. Conradi, Historisch medicinische Beobachtungen über angebliche Varioliden-Epidemien. Göttingen 1842.

Dr. M. J. Chelius, Handbuch der Augenheilkunde. Bd. 1. 2. Stuttgart 1843.

M. A. Bernard, Procès-verbaux des Etats généraux de 1593. Paris 1842. 4.

K. J. Clement, Die Lex Salica und die Text-Glossen in der salischen Gesetzsammlung, germanisch nicht keltisch. Mannheim 1843.

Fr. Chr. Arnold, Beyträge zum deutschen Privatrechte. Th. 1. 2. Ansbach 1842.

Zeitschrift für volksthümliches Recht und nationale Gesetzgebung. Herausgegeben von G. Eberty. Jahrgang 1844. Halle.

Compte général de l'administration de la justice civile et commerciale en France pendant l'année 1840. Paris 1842.

Compte général de l'administration de la justice criminelle en France pendant l'année 1840. Paris 1842.

Dr. J. Christiansen, Institutionen des römischen Rechts oder erste Einleitung in das Studium des römischen Privatrechts. Altona 1843.

Dr. J. J. Bachofen, Das Nexum, die Nexi und die lex Petillia. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung. Basel 1843.

Ol. Berg, Nordamerikas Stellung zum Quintupel-Tractat vom 20. December 1841. Eine Beleuchtung der Sklaven- und Handelsverhältnisse der vereinigten Staaten. Königsberg 1842.

Fr. Blume, Die Gerichtsordnung für das Oberappellationsgericht der vier freyen Städte Deutschlands. Hamburg 1843.

W. J. L. Bode, Beytrag zu der Geschichte der Feudalstände im Herzogthume Braunschweig und ihres Verhältnisses zu den Fürsten und dem Volke. Braunschweig 1843.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

1) Paroemiographi Graeci quorum pars nunc primum ex codicibus manuscriptis vulgatur. Edidit Thomas Gaisford. Oxonii e typographeo academico 1836. S. XXIV u. 432 gr. 8.

2) Corpus Paroemiographorum Graecorum. Ediderunt E. L. a Leutsch et F. G. Schneidewin Professores Gottingenses. Gottingae apud Vandenhoeck et Ruprecht 1839. S. XXXIX u. 541 gr. 8.

3) In Zenobii proverbia annotationes ed. Christoph. Eberh. Finckh Philos. Dr. litt. antt. Professor. Heilbronnae ap. A. F. Ruoff 1843. — Festschrift auf den Geburtstag S. M. des Königs von Würtemberg. S. 21 kl. 4.

4) Das Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Kunstgedichten, nebst einem Anhange von Musikbeylagen und zwey kritischen Abhandlungen von Dr. D. H. Sanders. Mannheim. Verlag von Friedr. Bassermann 1844. S. XII und 362 8.

Es geschieht nur, um die große Förderung dieser Literatur durch die Sammlungen Nr. 1 und 2 in Erinnerung zu bringen, und weil ich im Verfolg sehr oft darauf verweisen muß, daß ich die Titel derselben voranstelle; denn Werth und Inhalt dieser Ausgaben sind seit den 8 und 5 Jahren ihrer Erscheinung in vielen gelehrten Blättern hinlänglich besprochen worden. Hier will Referent nur im Allgemeinen bemerken, daß Herr Gaisford die Sammlungen griechischer Sprichwörter nicht nur im Ganzen aus Handschriften ansehnlich bereichert, sondern auch viele einzelne Artikel kritisch verbessert hat, die Herren v. Leutsch und Schneidewin aber sich nicht damit begnügt haben, das vom britischen Bearbeiter Dargebotene auf deutschen Boden zu verpflanzen, sondern auch ihrerseits zu vervollständigen, zu berichtigen und zu erläutern. Denn zuvörderst haben sie von Kramer, Schubart, Finckh u. A. Mittheilungen benutzen können, sodann aus dem Schatz einer ungemein reichen Belesenheit die Wort- und Sach-Erklärung nach der heutigen Forderung an die Alterthumswissenschaft festgestellt, Einleitungen und Register beygefügt, oder berichtigt und mit Einem Wort Alles gethan, um ihre Gesammtausgabe zu einer unentbehrlichen zu machen.

Auch das kleine kritische Schriftchen von Hrn. Finckh (Nr. 3), so verdienstlich es ist, wird mir nur zu ganz wenigen Bemerkungen Anlaß geben.

Meine Absicht ist bloß auf folgende drey Punkte gerichtet, erstens zu dem, was in der Symbolik (IV. S. 542—552. dritt. Ausg.) über die ganze Sippschaft von Lehr- und Sprech-Arten, wozu das Sprichwort gehört, abgehandelt worden, hinsichtlich des letzteren Einiges nachzutragen, und über

dessen Ursprung, Geist und Charakter, Form, Ausbreitung, Nationalität, wie auch zu seiner Literatur Einiges nachzutragen, zweytens aus einigen handschriftlichen Bruchstücken griechischer Sprichwörter Proben zu geben, und drittens über die so eben erschienene Sammlung neugriechischer Sprüchwörter einen ganz kurzen Bericht abzustatten.

Die hohe Achtung, welche die größesten Philosophen Griechenlands gegen die Spruchweisheit der Altvorderen hatten, wird schon durch den häufigen Gebrauch, den Plato von dem Sprichworte machte, beurkundet, so daß ein eigner Sammler seiner Sprichwörter angeführt wird, und seine griechischen Erklärer voll von Hinweisungen auf die Parömiographen sind. In dieser Sitte sind ihm denn auch die Platoniker meistens gefolgt, bis auf Proklos, Olympiodoros und die Späteren herab (s. Schneidewin praefat. p. XIV — XXI. vergl. den Index zu meinen Initia Philosoph. ac Theolog. Platon. pag. 383.) Es war dieß gewissermaßen ein Anschließen an die Sprüche oder Apophthegmen der sogenannten Sieben Weisen, so wie an die bildlichen Ausdrücke und Zeichensprache der Pythagoräer (s. Olympiodor. in Platon. Alcib. pr. p. 31 und p. 94 ed. Francof.) Jedoch war das ἀπόφθεγμα von der παροιμία, obschon dem Wesen nach verwandt, doch dem Ursprung nach verschieden, wie schon Zinkgref *) richtig bemerkt: „Ich will mich wieder zu meinen Apophthegmatibus wenden, als unter denen und den Sprichwörtern dieser Unterschied zu merken und zu halten ist, daß diese gleichsam durchgehende Reguln, männiglich gemein, und gleichsam jedermanns Wort, jene aber nur einer gewissen Person, von der sie etwa gesagt worden, eigen seyn, welche jedoch, dafern sie hernach wie leicht geschiehet, unter das Volk kommen, auch als Sprichwörter gebraucht zu werden pflegen. Gestalt ich darvor halten will, daß alle Sprichwörter fast also enssprossen, und anfangs Apophtegmata gewesen *).“

*) In seiner Sammlung: Teutscher Nation klug — ausgesprochene Weisheit in der Vorrede S. 9. Dieser Jul. Wilhelm Zinkgref, geboren in Heidelberg 1591, gestorben zu St. Goar 1635, ist bis zu seinem frühen Tod nicht allein vom Schicksal verfolgt worden, sondern auch nachher von mehreren Geschichtschreibern vernachlässigt. Und doch war er unter den Zeitgenossen von Martin Opitz geachtet und geliebt, wie dessen Gedicht aus Paris 1630 an ihn schon allein beweiset, und unter den Neuern von G. E. Lessing sehr werth gehalten. S. J. W. Zinkgref's scharffinnige Sprüche der Teutschen, Apophthegmata genannt. In einer umfassenden Auswahl herausgegeben von Dr. B. F. Guttenstein, Mannheim 1835; (nämlich nach der Straßburger Ausgabe von Lehmann 1639) der S. XXI unrichtig sagt, seit 1654 sey keine Ausgabe des Originals mehr erschienen, da ich eine viel spätere, die freylich auch Wachler nicht kennt, vor mir liegen habe: „Franckfurt und Leipzig, in Verlag Mauritz Georg Weidmanns, Hanau, druckts Johann Burkhard Quantz, Factor in der Aubrischen Officin. MDCLXXXIII.“ — Uebrigens hat Hr. Guttenstein in einem Anhang die Gedichte von Opitz und Andern an Zinkgref mitgetheilt.

*) Ich hoffe, außer der Sammlung neugriechischer Sprichwörter (Nr. 4) wird Lessings Vorgang mich rechtfertigen, wenn ich von einem universellen Standpunkt auch an die Sprichwörter anderer Völker erinnere und zunächst mit Zinkgref S. 6 fortfahre: Nachdem er nämlich von Erasmus an die Sammler griechischer und lateinischer Sprichwörter wie auch derer in neuern Sprachen aufgezählt, fügt er hinzu: „Gerhardus Tuningius ein Rechtsgelehrter hat aber, der Griechen ihre griechisch, der Römer lateinisch, der Italiener italienisch, der Franzosen französisch und der Spanier spanisch ausgehen lassen.“ — Weil Fabricius und Harleß (in der Biblioth. graec. V. 21.) diese für Charakteristik der Nationalitäten so interessante Sammlung nicht anführen, so will ich den Titel genauer angeben: Gerardi Tuningii Leidensis J. C. Apophthegmata graeca, latina, italica, gallica, hispanica. Ex officina Plantiniana Raphelengii 1609. 8. Lessing geht noch einen Schritt weiter, und sagt in den Collectaneen zur Literatur II. S. 307. „Die deutsche Sprache hat einen großen Reichthum an Sprichwörtern. Gleichwohl dürfte es nicht übel seyn, auch die Sprichwörter aus andern Sprachen zu borgen, die sich kurz und nachdrücklich übersetzen lassen. Zu London sind im Jahre 1640 Outlandish Proverbs selected by M. G. H. in 8. herausgekommen, an der Zahl 1032.“ Darauf giebt er einige Proben nach seiner Uebersetzung, wozu Eschenburg mit Recht be-

Ich kehre zu den Griechen zurück. In dieser Hochschätzung des Sprichworts schloß Aristoteles sich an seinen Meister Plato so sehr an, daß er es als ein Erbstück aus einer göttlicheren und weiseren Vorwelt betrachtete. Dieß beurkunden die Worte des Synesius (Encom. calv. 22. p. 29. 66. 247/4 ed. Krabinger.): „Wenn auch das Sprichwort etwas Weises ist, — und warum nicht, da Aristoteles von den Sprichwörtern sagt, sie seyen Ueberreste einer alten in den größten Stürmen der Menschheit untergegangenen Philosophie, die sich ihrer Kürze und Trefflichkeit wegen erhielten? gut. Ein Sprichwort nämlich ist auch dieß, und ein Spruch, dem das Alterthum der Philosophie, aus der es floß, Achtung gewährt, daher man es gar aufmerksam erwägen muß; denn die Alten trafen die Wahrheit bey weitem besser, als die Jetzigen" *). Derselbe Grundgedanke findet sich wieder bey Zinkgref, nur in näherer Beziehung auf die Sprichwörter der Deutschen; wie er denn unter Anderm (Vorrede S. 7) sagt: „dieses giebt auch der überflüßige Vorrath unserer teutschen Sprichwörter genugsam an den Tag, als in denen gleichsam der Kern nicht allein teutscher, sondern aller himmlischen und irdischen Philosophie und Wissenschaft begriffen ist; denn es hat solche Sprichwörter nicht allein die Natur und Vernunft selber gleichsam in der Vorfahren Herz und Mund geschrieben und eingelegt, sondern es hat sie auch die langwierige Prob und Erfahrung unserer ganzen Nation von Geschlecht zu Geschlecht gelehret, und also bestätiget, daß unter allen Menschenurtheilen und Sprüchen nichts Wahrhaftigeres noch Gewisseres seyn kann, als eben diese Sprichwörter, also daß diesesfalls billig vox populi voci Dei: des Volkes Rede Gottes Reden verglichen wird, — Dann dieweil, wie Hippokrates sagt, das menschliche Leben kurz, hingegen Kunst und Erfahrung weitläufig ist, wie hätten unsere Vorältern uns einen besseren Schatz, ein herrlicheres Erbe, eine leichtere bequemere Philosophie hinterlassen können, als eben diese kurze, durch langwierige Erfahrung der Alten bestätigte Lebensregeln und Gesetz."

merkt: „Ungeachtet des allerdings großen Reichthums der Deutschen an Sprichwörtern und sprüchwörtlichen Redensarten — ließe sich doch die hier von Lessing vorgeschlagene Bereicherung wünschen, wenn sie so weise, wie hier, versucht, und der Ausdruck in unsre Sprache so körnig, wie hier, übertragen würde." Eine solche comparative Parömiographie wäre noch immer ein Bedürfniß, und darum soll man einen jeden Beytrag dazu, wie oben Nr. 4., willkommen heißen.

*) Ueber diesen Glauben der Alten hat Krabinger die Hauptstelle des Aristoteles, ich selbst mehrere des Plato und seiner Nachahmer, Varro, Cicero u. A. nachgewiesen zu den Tusculanen I. 12. p. 90 sq. ed. Moser, und ausführlicher davon gehandelt in der Symbolik I. S. 5 — 8 dritte Ausg. Hier bemerke ich, daß Schneidewin praefat. I. sq., wo er eine treffliche Uebersicht der Parömiographen, worunter Aristoteles der erste war, mittheilt, auch von diesen Worten des Synesius ausgegangen ist.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Ig. Jord. de Asso y del Rio y Miguel, El fuero viejo de Castilla. Madr. 1771. fol.

Revue de legislation et de jurisprudence, publiée sous la direction de M. L. Wolowski. Année 1844. Paris 1844.

Gesetzsammlung für die Mecklenburg-Schwerinischen Lande. Redigirt von Raabe. Zweyte Folge, umfassend den Zeitraum vom Anfange dieses Jahrhunderts bis zum Jahre 1843. Lief. 1. 2. Parchim 1843.

Diario de las discusiones y actas de las Cortes. 1810 — 1813. Vol. 1 — 23. Cadiz 1811 — 1813. 4.

Diario de las discusiones y actas de las Cortes. Diputacion general de los años 1822 y 1823. Legislatura de 1822. Tom. 1 — 11. Madr. 1822. 4.

Diario de las sesiones de las Cortes. Legislatura del año 1836. T. 1 — 3. Madr. 1836. 4.

Colleção da legislação Portugueza desde 1821 de 1841 redigada pelo desembargador Ant. Delgado da Silva. Lisboa 1821 — 1841.

Will. Bilderdijk, Opstellen van godgeleerden en zedekundigen inhoud. Deel. 1. 2. Amsterd. 1823.

Aug. Theiner, Geschichte der Rückkehr der regierenden Häuser von Braunschweig und von Sachsen in den Schooß der katholischen Kirche im 18. Jahrhundert. Einsiedeln 1843.

Dr. Theod. Scherer, Papst Leo der Zwölfte. Schaffhausen 1844.

Ir. Affo, Memorie di Alberto e di Obizzo Sanvitali Vescovi di Parma nel secolo XIII. Vinezia 1784.

A. Ascher, De afval der christelijke kerk in onze dagen. Leyd. 1822.

H. Brandt, Historie der Reformatie in de Nederlanden. Vol. 1 — 4. Amsterd. 1677 — 1704. 4.

John Hartland, Speculum Ecclesiae Anglicanae, or some account of the principles and results of the reformation of the church of England. London 1843.

M. Petri, Beyträge zur besseren Würdigung des Wesens und der Bedeutung des Puseyismus. Götting. 1843.

J. K. Seidemann, Die Leipziger Disputation im Jahre 1519. Dresden 1843.

Dr. J. P. Trusen, Darstellung der biblischen Krankheiten und der auf die Medizin bezüglichen Stellen der heiligen Schrift.

Fr. W. C. Umbreit, Grundtöne des alten Testaments. Heidelberg. 1843.

Dr. H. Gelzer, Schule und Erfahrung. Zürich 1844.

Dr. Ad. Drechsler, Kirchenlehre und Ketzerglaube. Leipzig 1844.

G. J. F. Cramer von Baumgarten, Brieven over het werkje: Christendom en hervorming. Groning 1816. 8.

Her. Bruining en Petr. Hofstede, Het recht der Rotterdamsche kerk. Rotterd. 1756.

H. Brinck, Toet-steen der waarheid en der meyningen. Utrecht 1691.

Jan Jacob Brahe, Aanmerkingen over de vyf Walchersche artikelen. Vol. 1 — 4. Middelburg 1758.

Enige Bijzenderheden uit het leven van zekeren oeffening-houder. Leeuwarden 1801.

Beschouwing van de Belijdenis des geloofs der gereformeerde kerken in Nederland. Groning. 1834.

G. J. G. Bacot, Hetvrije en algemeene in de inrichting van recht christelijke kerk-maatschappijen. Duinkerken 1791.

Abrah. Booth, De verloochening van eigen-gerechtigheid. Amstel. 1791.

J. P. E. Broecker, Der evangelische christliche Gemeindegottesdienst aus der Schrift entwickelt. Hamburg 1843.

Fr. Luys de Apresentação, Vida e morte do padre Fr. Estevao da purificação, religioso do Ordem de N. Senhora do Carmo da Provinçia de Portugal. Lisboa 1621.

W. Ehlebus, Ueber das Verhältniß der bischöflichen Kirche von England zu der ursprünglichen apostolischen. Berlin 1842.

Ant. de la Calancha, Coronica moralizada del orden de San Augustin en el Peru. Barcelona 1639. fol.

Hernando de Castillo, Historia general de Santo Domingo y de su orden de predicadores. Vol. 1. 2. Valladolid 1612. fol.

Jo. Lopez, Tercera y quarta parte de la historia general de sancto Domingo y de su orden de predicadores. Valladolid 1613. fol.

Ant. Fr. Cardim, Fasciculus e japponicis floribus, suo adhuc madentibus sanguine. Romae 1646. 4.

Constitutiones sacrorum conciliorum Tarraconensium. Barcinone 1557. fol.

Acta Synodalia van Zeelandt van de Jaren 1591, 1620 en 1638. Middelb. 1755. 4.

M. Bach, Die Jesuiten und ihre Mission Chiquitos in Südamerika. Leipzig 1843.

Coleccion general de documentos tocantes a la persecucion, que los regulares de la Compañia suscitaron y siguieron . . . 1644 — 1660 contra Bernardino de Cardenas. Vol. 1. 2. Madr. 1768. 4.

Vetus canonum codex Lusitanae ecclesiae notis illustratus a D. Thoma ab incarnatione. Colimbriae 1764.

Georg. de Cabedo, De patronatibus ecclesiarum regiae coronae regni Lusitaniae. Olispone 1603.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

1) Paroemiographi Graeci etc.
2) Corpus Paroemiographorum Graecorum etc.
3) In Zenobii proverbia annotationes etc.
4) Das Volksleben der Neugriechen ꝛc.

(Fortsetzung.)

In neuerer Zeit haben sich um die Erklärung deutscher Sprichwörter Mehrere bemüht, und namentlich aus den Naturwissenschaften Erklärungen zu geben gesucht *). — Ganz neuerlich hat ein anderer pfälzischer Humanist **) über die Sprichwörter der Griechen und Römer zwey interessante Abhandlungen verfaßt. Ich hebe aus ihnen Einiges aus, und, weil der Verf. seiner ersten Betrachtung nur eine populäre Richtung gegeben und die Originalstellen daher bey Seite lassen konnte, trage ich beyspielsweise Einiges dahin Gehörige hier selbst nach: „Die Volkslieder ***), beginnt der Verf., enthalten die poetischen Elemente, welche in einem Volke vorhanden sind; die Sprichwörter dagegen die philosophischen Elemente, insofern Ueberlegung, Nachdenken, Urtheil, überhaupt Thätigkeit der Intelligenz den Grund aller Philosophie ausmacht.“ Nachdem der Verf. diesen Satz weiter ausgeführt und auch an die Sprüche der sieben Weisen erinnert hat, fährt er fort: „Aber auch ganz abgesehen von dem Nutzen für praktische Lebensweisheit haben Sprichwörter einen großen Reiz in historischer Hinsicht für Kenntniß des Charakters und des Grades der jedesmaligen Volksbildung.“ — Es werden darauf die Sprichwörter der alten Griechen unter zwey Gesichtspunkten betrachtet, nämlich nach ihrem Inhalt und ihrer Form. In dieser letzteren Betrachtung wird (S. 108) bemerkt: „Außer der Mythologie, welche eine Masse von typischen Charakteren und allgemein bekannten Geschichten, und eben dadurch vielfältigen Stoff zu sprichwörtlichen Redensarten darbot, lassen sich die Sprichwörter, wie oben angedeutet, auf folgende Hauptquellen zurückführen. Sie sind hergenommen aus der Natur, aus Volkssagen und wirklichen Geschichten, aus Sitten und Gebräuchen, und letztlich aus der Beschäftigung einzelner Stände.“ Auch in der Einleitung zu den Sprichwörtern der Römer sind einige allgemeine Bemerkungen über die Natur des Sprichworts enthalten; woraus ich nur noch Folgendes ausheben will (II. S. 4): „In dem oben angedeuteten Wesen der Sprichwörter liegt zugleich der größte Theil ihrer Bedeutsamkeit und ihres Reizes. Denn gerade dadurch sind sie gleichsam Aussprüche des Gesammtverstandes, und dienen auf diese Weise zur Charakterisirung der Gesammtheit oder eines großen Theiles desjenigen Volkes, dem sie angehören.“ — Hierzu bemerke ich nun

*) J. B. J. J. H. Bücking medicinische und physikalische Erklärung deutscher Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten. Stendal 1797.

**) Mein ehemaliger Zuhörer und jetziger Freund Hr. Karl Zell in seinen Ferienschriften I. S. 93 — 124 und II. S. 3 — 96.

***) Ueber die Volkslieder der alten Griechen hatte Zell eine Abhandlung vorausgesendet, wie H. Sanders (in Nr. 4) ebenfalls gethan.

vorerst im Allgemeinen: — Daher die Periegeten Vorgänger der Parömiographen waren, so wie heut zu Tag die Reisebeschreiber für die Sammler der Sprichwörter neuerer Nationen; wovon sich (bey Nr. 4) Beyspiele zeigen werden. „Locus de Proverbiis, bemerkt Preller (De historia atque arte Periegetarum, im Anhang zu Polemonis fragm. §. 23. p. 194) demgemäß ganz richtig, cum arte periegetica coniunctus fuit, quia Paroemiographi plurimum materiae ab iis repetebant, qui singulas gentes civitatesque obeundo τὰ τῶν ἐπιχορίων sectarentur.“ Aus demselben Grunde sind auch die Werke der griechischen Logographen und der Historiker, von Herodotus an bis auf die späteren Compilatoren herab, wahre Fundgruben für die Sprichwörterkunde; wie denn neuerlich aus den jüngst bekannt gemachten Fragmenten des Diodorus (in der Nova Collect. Vaticana von Ang. Mai) die Parömiographie eine schöne Nachlese von neuen Beyspielen gewonnen hat. Bey der Erörterung über die Form der griechischen Sprichwörter wäre Mehreres nachzutragen. So wäre z. B. über die dem Sprichwort so eigene Alliteration Manches zu sagen gewesen. Man zieht hierher: *μέλιτος μύελος* (bey Diogenian. VI. 51) von sehr süssen Dingen gebräuchlich. Um bey diesem Worte stehen zu bleiben, bietet ein Vers der Sappho ein Beyspiel einer völlig durchgeführten Alliteration:

Μήτε μοι μέλι μήτε μέλισσα *).

wozu der unten genannte Kritiker mit Recht die Anmerkung macht: „In versu, qui ad proverbii similitudinem accedit, in quod maxime cadit alliteratio.“ — Die Poesie war bey den Griechen dem Sprichworte überhaupt sehr befreundet, sey es, daß Sprichwörter aus berühmten Dichterversen gebildet wurden, oder daß die Poeten hergebrachte Sprüche gerne benutzten. Unser Verf. erinnert hiebey an Homerus. „Da heißt es, sagt er (S. 98): Glück ist Gottes Gabe; und von etwas Zukünftigen noch Ungewissen: Das liegt im Schooße der Götter *), nach einem homerischen sprichwörtlich gewordenen Verse, den vielleicht aber auch schon der alte Sänger als sprichwörtlich vorfand.“ Wenn unser Verf. auf der folgenden Seite weiter sagt: „kein griechisches Sprichwort mag vielleicht häufiger als: Nichts zu viel; Maaß zu halten ist gut; die Mittelstraße ist die beste, gefunden werden, keines scheint aber auch mehr aus dem innersten Leben des Volkes hervorzugehen, und so bezeichnend für den hellenischen Charakter zu seyn als dieses;“ — so haben wir daran ein Beyspiel, wie ein Apophthegma oder ein sinnvoller Denkspruch, eben weil er der Denkart der Nation angemessen war, die allgemeine Giltigkeit eines Sprichworts erhalten hatte; woraus auch erklärbar wird, warum dieser Spruch so vielen Personen verschiedener Zeitalter zugeschrieben wurde **); obwohl er bey den eigentlichen Parömiographen nicht vorkommt. Aber bey diesen kommen auch manche Sprüche nicht vor, die doch bestimmt als Parömien aufgeführt werden ***). — Aber überhaupt ist das Sprichwort als ein Erzeugniß des allgemeinen freyen Menschengeistes unerschöpflich, und es hat niemals eine Sammlung gegeben, noch wird es jemals eine geben, welche als eine vollständige zu bezeichnen wäre.

In der Aufzählung der Parömiographen, von Aristoteles und seinen Schülern an (S. 96), habe ich die Erwähnung des Lucillus Tarrhaeus ungern vermißt, der alle früheren Sammler verdunkelt hat, und dem alle späteren gefolgt sind ****).

Ich will nun aus der Sammlung von Leutsch und Schneidewin (Nr. 2) vorerst noch einige Pro-

---

*) Sapph. Fragg. nr. 119. Vgl. Th. Bergk Commentationum critt. Specimen. Marburg 1844. p. 23; welcher nämlich *Μήτε μοι* schreibt, statt *μητ' ἐμοι*.

*) Zenob. III. 64 sq. *Θεῶν ἐν γούνασι κεῖται.*

**) *Μηδὲν ἄγαν.* Vid. Diog. Laert. I. 41 mit Menage und Schol. in Euripid. Hippolyt. vs. 263.

***) Z. B. *Μένε βοῦς ποτ' ἐν βοτάνῃ* und *Ἀ κισσός μετ' Ἀνθεστήρια*, Beydes von dem Langsamen und sich Verspätenden. S. Ammonius pag. 8 mit Valckenaer; vergl. Symbolik IV. S. 546 dritte A. Eine andere Auslassung habe ich in den Init. Philos. Platon. I. 131 nachgewiesen.

****) Genau hat von ihm Schneidewin gehandelt in der Praefatio p. XII. sqq.; vergl. auch Symbolik III. S. 186 dritte A.

den ausheben, hauptsächlich mit Hinsicht auf Zell, Finckh (Nr. 3) und auf Bruchstücke in unsern Handschriften, und sodann auf diese letzteren selbst einen Blick werfen.

Zenob. I. 52 *Ἀκεσίας ἰάσατο.* Zell (S. 116): „Akesias ist kein Arzt, hieß es von einem Kranken, mit dem es immer schlechter gieng, weil ein Arzt dieses Namens, über den Aristophanes irgendwo spottet, sich nur durch schlechte Kuren bekannt gemacht hatte." — Hiebey erinnern die Herausgeber (p. 21 mit Coraes) an die von *ἀκεῖσθαι* abgeleiteten Namen von Aerzten, Akesias, Akestes, Akestinos und Akumenos. (Wozu man noch zählen kann Akessamenos (*Ἀκεσσαμενός*, Philemon p. 13 Osann) und pflichten dem Herrn Zell bey, daß er in obiger Stelle weder auf Archilochos verfallen wie Gaisford, noch an den Grammatiker Aristophanes, wie Bernhardy, gedacht, sondern den komischen Dichter dieses Namens versteht.

Zenob. IV. 35, *Θᾶττον ὁ τόκος Ἡρακλείτω Περιναίω τρέχει.* Ein sprechendes Sprichwort von dem schnellen Anlaufen der Zinsen, aber durch Abschreiber auch sehr verderbt. (Man s. Schottus p. 90, vergl. p. 94 ed. Leutsch et Schn.) Hr. Finckh bemerkt dazu (p. 17): „Versus hic esse videtur tetrameter trochaicus, ex comici alicuius Siculi fabula deperdita petitus, et hunc in modum restituendus: „*Θᾶττον ὁ τόκος Ἡρακλείτω τω Τεριναίω τρέχει* Terinam (*Τέριναν, Τέρειναν*) urbem esse Italiae inferioris, Crotoniensium coloniam, Plinius auctor est hist. nat. 3, 5. Eius incolas Crotoniensium exemplo athleticae operam dedisse, et in curriculo se exercuisse, haud improbabile est." Diese Verbesserung und Erklärung wird erst durch eine nachträgliche Bemerkung Schneidewins (Gött. gel. Anz. 1844 p. 79 f.) vervollständigt. Er zeigt, daß jenes Sprichwort aus dem Apollonides von Nicäa *περὶ παροιμιῶν* entlehnt war (s. Fabric. B. G. V. 106 Harles), verweiset auf Scymn. Chius vs. 305 und Heyne's opuscull. acadd. II. p. 203, und vermuthet, jener Vers sey aus einem Tarentiner Komiker Skiras, Bläsos oder Rhinton entlehnt und müsse so gelesen werden:

Θᾶσσον ὁ τόκος Ἡρακλήτω τῷ Τεριναίω τράχει.

Ich bemerke dazu, daß die Münzen dieser Stadt das geschmückte Haupt der in dieser Gegend verehrten Juno Lacinia oder der Sirene Ligea auf der einen und eine geflügelte Siegesgöttin auf der andern zeigen (s. Liebe Gotha numaria p. 199 sq. Mionnet I. p. 204 sqq. und Millingen Recueil d. Médaill. grr. ineditt. p. 23 — 25). Diese Siegesgöttin ruft die Spiele ins Gedächtniß, die hier zu Ehren mehrerer Gottheiten gefeyert wurden; worunter denn ohne Zweifel auch Wettläufe waren. — Panofka, von dem Einfluß der Gottheiten auf die Ortsnamen S. 30, hat eine ähnliche Münze von Terina mitgetheilt, sieht auf der Hauptseite den Kopf der Venus und giebt der Kehrseite eine ganz andere Deutung als Millingen.

Zenob. IV. 79. *Κοινὰ τὰ φίλων: Τίμαιος φησὶν ὅτι προσιόντας Πυθαγόρα μαθητὰς περὶ τὴν Ἰταλίαν ἔπειθεν ὁ φιλόσοφος κοινὰς τὰς οὐσίας ποιεῖσθαι.* (S. jetzt Timaei Fragg. nr. 77 in Müllerr. Fragmm. historicor. graecorr. p. 211.) Finckh p. 18 bemerkt hierzu: „Rectius cum articulo Suidas: *ὅτι τοὺς προσιόντας.*" Zell (S. 105): — „Eben so löblich und ehrenvoll für die Gesinnung, aus welcher es hervorgieng, ist das so gebrauchte Sprichwort über die Freundschaft: Freundes Gut Gemeingut (*κοινὰ τὰ τῶν φίλων.*), welches als Probe einer körnigen Uebersetzung gelten kann."

Zenob. V. 20. *Μέγα φρονεῖ μᾶλλον, ἢ Πηλεὺς ἐπὶ τῇ μαχαίρᾳ.* Ein Beyspiel von Sprichwörtern, aus der Heroen-Sage entstanden, und neulich auf Kunsterklärung angewendet. s. Roulez ad Ptolem. Hephaest. p. 128 sq. und dessen: L'education d'Achille p. 463. Ich erinnere dabey an das aus Heroen-Namen gebildete griechische Räthsel (*ἐξ ἡρωϊκῶν πσοσώπων ἀστεῖον αἴνιγμα*), womit man einem ungeschickten Mundschenken bedeutete: er solle aus dem Oeneus keinen Peleus machen (*μὴ δεῖν τὸν Οἰνέα Πηλέα ποιεῖν*) mit Anspielung auf *οἶνος* und *πηλός* (s. Eustath. in Odyss. p. 37 und vergl. meine homer. Briefe an Gottfr. Hermann S. 217 f.).

Zenob. V. 76. *Πεύκης τρόπον.* Hier haben p. 151 die gelehrten zwey Göttinger Herausgeber unter Anderm auch auf meine Erörterung zu

den Historr. grr. antiquiss. fragg. p. 108 verwiesen. Man vergl. jetzt Herodot. VI. 37 mit der Anmerk. p. 110 ed. Baehr, wo ich die Drohung des Krösos an die Bewohner von Lampsakos, welche Stadt, nach dem Logographen Charon, ehemals Pityousa hieß, mit Anspielung auf diesen alten Namen so gefaßt habe: *Πιτυόεσσαν πίτυος τρόπον ἐκτρίψω*. Dieses wäre dann wieder ein Beyspiel der in Sprichwörtern beliebten Alliteration. Damit wäre aber der Glaube der Alten von der so leichten Vertilgbarkeit der Fichte nicht ausgeschlossen. Zell S. 110: „Wenn eine Familie ganz ausgestorben und ausgerottet war, hieß es: Ausgerottet wie eine Fichte mit der Wurzel."

Vor den Parömien des Diogenianus erscheint nun die von Bast aus einer Handschrift zu Paris abgeschriebene wichtige Vorrede, von Gaisford in einer Note (pag. V) zuerst mitgetheilt; hier aber p. 177 — 180 ed. Leutsch et Schn.) mit kritischen und exegetischen Anmerkungen begleitet; woraus wir nur die Bemerkung ausheben, daß das Werk des Lucillius Tarrhaeus die Hauptquelle der Sammlung des Diogenianus gewesen.

Zu Diogenian. II. 25. bemerke ich nur, daß im Artikel *Ἀχνυμένη σκυτάλη* die Lesart unsrer Heidelb. Handschrift, die auch Wyttenb. ad Plutarch. Sept. Sap. conviv. p. 952 noch beybehielt: *ἀπειλοῦντας* in *ἀφειλοῦντας* (p. 218) verbessert worden. Zur Erklärung konnte noch auf Jacobs ad Anthol. gr. VI. p. 174 sq. verwiesen werden.

Diogen. III. 60. *Βοῦς ὁ Μολοττῶν*. S. die annot. crit. p. 225 sq. — Zell (S. 123): „Ein molossischer Stier wurde derjenige genannt, der sich mit vielerley Geschäften abgab und gleichsam zerstückelte. Denn die Molosser, ein Volk in der Landschaft Epirus, wenn sie ein Bündniß schlossen, hatten die Sitte, die dabey geschlachteten Opferstiere in viele kleine Stücke zu zerschneiden." S. jetzt Lasaulx, Ueber den Eid bey den Griechen S. 11.

Diog. III. 92. *Γάλα ὀρνίθων*. Vergl. jetzt Sinner ad Lucian. de merc. conductt. 13 und denselben ad Novum S. S. Patrum Delectum p. 478.

Diog. IV. 18. *Δὶς παῖδες οἱ γέροντες*. Vergl. die Annot. p. 235. Das hier angeführte Scholion zum Plato p. 465 giebt Bast in Böttigers kl. Schriften III. S. 197 f. viel vollständiger. Man vergl. auch Christ. Walz in den Heidelb. Jahrbüchern der Lit. 1842. S. 194.

Referent wendet sich nun zu den Proben aus Handschriften. Herr Schneidewin sagt nämlich (Praefat. p. XXXIV): „Nulla fere bibliotheca librorum manuscriptorum copia paullo instructior exstat, quin Proverbiorum collectiones servet, posteriore aetate ab hominibus litteratis varie congestas, digestas, contractas, amplificatas" —; worauf er dann Proben aus zwey Wiener Handschriften mittheilt.

Ich will aus zwey Heidelberger und aus einer Münchner Beyspiele solcher Bruchstücke geben, und die nöthigsten Nachweisungen beyfügen.

Zuerst giebt unser Cod. Palat. nr. 129 (dessen Inhalt ich in den Meletemata I. p. 98 sq. näher angegeben habe) unter vielen andern auch Sprichwörter eines christlichen Sammlers, wie die Aufschrift zeigt; denn das Lemma hat fol. 108 vs.: *Παροιμία τῶν ἔξω σοφῶν* (vergl. Marcellus bey Schneidewin p. XX und XXIII, wo dafür *τῶν ἔξωθεν* steht). Das Excerpt beginnt mit dem Orakel an die Lakedämonier wegen Arkadien (Herodot I. 66.). Es folgt aber nur der erste Vers, da doch die *βαλανηφάγοι ἄνδρες* des zweyten eigentlich erst an das unmittelbar folgende Sprichwort erinnern konnten; denn nach *οὔ τοι δώσω* fährt das Excerpt unmittelbar fort: *ἐμαυτῷ βαλανεύσω, ἤγουν ἐμαυτῷ διακονήσω* (s. Zenobius III. 58 p. 70 Leutsch et Schn.; wie denn die meisten Sprichwörter dieses Auszugs mit denen beym Zenobius übereinkommen).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.



1) Paroemiographi Graeci etc.
3) Corpus Paroemiographorum Graecorum etc.
3) In Zenobii proverbia annotationes etc.
4) Das Volksleben der Neugriechen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es folgt: εἰς πῦρ ξαίνει mit der Erklärung bey Zenob. V. 27. — Darauf ἐλέφαντος διαφέρεις οὐδέν· ἐπὶ τῶν ἀναισθήτων (s. Diogenian. IV. 43) mit dem Zusatz: καὶ γὰρ τοῦτο τὸ ζῶον ἀναίσθητον. — Weiter: ἐν ἅλῳ δρασκάζεις (s. Zenob. III. 74, hier aber ohne die Worte: ἐν ἅλῳ κρύπτῃ. — Endlich: ἡ κύων ἐν τῇ φάτνῃ. ἐπὶ τῶν μήτε τὸ δέ τι (s. Aristotel. Metaphys. IV. 100 u. 106. 242. ed. Brandis) ποιούντων, μήτε ἄλλους ἐώντων. παρόσον ἡ κύων οὔτε αὐτὴ κριθὰς ἐσθίει, οὔτε τὸν ἵππον ἐᾷ. (s. Gregor Cypr. II. 61 mit der Annot. p. 363 sq.). Zell S. 109: „Einen Neidischen verglich man einem Hund beym Troge." — So viel von dieser Handschrift. Ich übergehe einen zweyten Coder unserer Bibliothek Nr. 292, weil er, wie ich schon im Catalog des sel. Wilken p. 284 bemerkt habe, fast lauter Sprichwörter enthält, die sich beym Stobaeus und Diogenes Laertius finden. Jetzt will ich nur noch bemerken, daß seitdem in verschiedenen Brüsseler Handschriften theils ganz unedirte, theils in den Schreibarten von den gedruckten Texten sehr abweichende Sprichwörter und Apophthegmen sich vorgefunden haben, und zwar in nicht geringer Anzahl. (s. Remarques critiques sur quelques passages de l'Anthologie de Stobée, par Ch. A. Beving. Bruxelles 1833.)

Die dritte Heidelberger Handschrift Nr. 893 ist auf Papier geschrieben, sehr neu, und oft fehlerhaft; sie enthält die Sammlung des Diogenianus, und aus dieser und einer andern Handschrift des Pantinus hat A. Schottus diesen Parömiographen, aber ohne Vorrede, die also auch in der Pantinischen Handschrift gefehlt haben muß, zuerst herausgegeben (s. Schotti Praefat. p. VIII und Schneidew. p. XXX.). Hier nur einige Proben aus diesem Pfälzer Coder: I. 3. im Artikel Ἀγορὰ κερκώπων hat dieser Coder fälschlich Κρομύλου ζεῦγος statt Κροβύλου ζ. (s. annotat. crit. p. 181 Leutsch et Schn.); im folgenden I. 4. Ἀγαθὴ καὶ μᾶζα μετ' ἄρτον hat er: τὰ ὕστερα statt τὰ δεύτερα (s. annot crit. ebendaselbst.) — I. 6: Ἀγαμέμνων γὰρ τὴν αὐτοῦ ἐθυσίασε θυγατέρα, statt ἐβούλετο θυσίασαι θυγατέρα (s. annot. crit. ebendaselbst.) — II. 95. Ἀρχίλοχον πατεῖς: ἐπὶ τῶν λοιδορούντων. Τοιοῦτος γὰρ ὁ Ἀρχίλοχος. So haben die Gött. Herausgeber mit Apostolius, Arsenius, Eustathius, Suidas und Liebel ad Archiloch p. 39 mit Recht drucken lassen, wogegen Gaisford die andere Lesart, nämlich die falsche unsrer Handschrift: Ἀρχιλόχου πατρίς, obwohl als unrichtig erkannt, noch im Texte geduldet hatte. Der Sinn war: Archilochum calcas, du haftest immer auf dem Archilochos, du führst ihn immer im Mund, d. h. du schmähest (wie er). Mehrere hierher gehörige Stel-

len der griechischen Dichter und Grammatiker hat so eben Herr Bergk bekannt gemacht und verbessert im Specimen Commentationum Criticarum XI p. 15 sq. — Uebrigens auf das Vaterland (*πατρίς*) des Archilochus bezieht sich ein anderes Sprichwort bey den Parömiographen (s. Zenobius II. 21. Diogenian. II. 35. Apostol. III. 62. Arsen. 51. u. A.) *Ἀνεπαρίασαν: ἐπὶ τῶν μεταγινωσκόντων καὶ μετατρεπομένων εἴρηται ἡ παροιμία*, wo Gaisford (p. 259) und die Göttinger Editoren (p. 38) mit Recht die Lesart *Ἀθηναίων* statt *Θηβαίων* aufgenommen haben *) woraus denn auch Marxens Bemerkung (ad Ephori Fragg. nr. 107 p. 212 fin.) sich nunmehr von selbst erledigt. Ephorus hatte nämlich im zehnten Buche seiner Geschichte erzählt **): die Bewohner der Insel Paros hätten, vom Miltiades aufs Aeußerste bedrängt, sich zu ergeben versprochen, als ein Waldbrand in einiger Ferne sie glauben gemacht, Datis gebe ihnen Feuer-Signale, daß er ihre Stadt entsetzen wolle, und sie sollten sie nicht übergeben. Dieß habe sie umgestimmt, sie hätten die Capitulation gebrochen, und diese Untreue habe zu dem Sprichwort *ἀναπαριάζειν* Veranlassung gegeben. — Und so gehört also dieses Sprichwort in die Classe derer, von denen Zell (S. 113) sagt: „Unter den auf historischer Wirklichkeit beruhenden Sprichwörtern sind nicht wenige belehrend und interessant, weil sie charakteristische Züge und Eigenschaften von einzelnen Personen oder ganzen Gegenden aufbewahren, weil sie zeigen, welches Interesse die Griechen an sich selbst und jeder Aeußerung des öffentlichen Lebens genommen haben, endlich auch darum, weil sie öfters Zeugniß geben von der Art, wie dieß oder jenes Factum von den Zeitgenossen und Nationalen aufgenommen und angesehen worden ist."

*) Wenn Hr. Finck p. 7 am Ende des Artikels beym Zenobius dagegen das *ἔλυσαν τὰ ὁμολογούμενα* in *l. τ. ὡμολογημένα* ändern möchte, so hat ein Kritiker in der Casseler Zeitschrift f. d. Alterth. Wissensch. 1844 Nr. 34 S. 272 das Präsens durch beygebrachte Stellen in Schutz genommen.

**) Apud Stephan. Byzant. in *Πάρος* p. 629 sq. ed. Berkel.

Aus einer Handschrift der königl. bayer. Bibliothek in München hatte mir vor vielen Jahren Hr. Döderlein, jetzt Professor in Erlangen, ein Excerpt von *ἄβολις* bis *γραῶν ὕθλοι*, gütigst mitgetheilt, woraus ich die Hauptworte einiger Artikel im Anfang mit kurzen Hinweisungen ebenfalls mittheilen will. Es ist Cod. 263 (S. Ign. Hardtii Catalog. Tom. III. p. 112,) wo die Ueberschrift gegeben wird: *Λέξεις*, und in der That sind, wie man gleich sehen wird, zum Theil bloße Wörter darunter.

Ἄβολις· πῶλος ὁ μήπω ἐκβεβληκὼς τοὺς ὀδόντας κ. τ. λ. S. Schol. in Platon. Legg. VII. p. 231 Ruhnken. Bast. Append. ad Gregor. Corinth. p. 800. Suidas p. 15 — 17 Gaisford und jetzt Stephan. Thesaur. Paris p. 70.

Ἀβυδηνὸν ἐπιφόρημα. S. Zenobius I. 1. mit Leutsch. und Schneidewin; woraus in der Mitte des Artikels zu bessern ist: *τοὺς παῖδας μετὰ τῶν τιτθῶν.* Die Citate aus Eudoxus und Aristophanes fehlen im Münchner Excerpt.

Ἀγαθῶν θάλασσα. S. Zenob. I. — 9, 10, 11 p. 3 sq. mit den Noten; vergl. Diogenian. I. 10. p. 182. Suidas. p. 35. Den Artikel hat auch das Wiener Excerpt bey Schneidew. p. XXXIV. Uebrigens vergleiche man Philochori fragg. p. 75 ed. Siebel. Marx ad Ephor. p. 186 sq. und Wichers ad Theopomp. p. 150 — 152. Endlich vergl. man noch Zenob. III. 11 p. 60 sq. *Δάτος ἀγαθῶν. πόλεως ὄνομα ἣν ἀπώκησαν Θάσιοι· ἐφ' ᾗ καὶ παροιμία ἐλέχθη, Δάτος ἀγαθῶν, ὡς οὔσης καλλίστης.* wozu jetzt Finckh p. 14 bemerkt: „Satis opinor, apparet, apud Zenobium legendum esse: *ἀφ' ἧς κ. η. π. ἐλ.* — Praeterea pro *ἀπώκησαν* malim scriptum *ἀπῴκισαν.*"

Ἀγαθώνειος αὔλησις· ἡ μήτε χαρὰ μήτε πικρά κ. τ. λ. S. Zenob. I. 2. p. 2. Diogenian. I. 7. p. 181. Auch das Wiener Excerpt p. XXXIV. hat *Ἀγαθώνιος*, aber Diogen. wie das Münchner *ἀγαθώνειος*, und fährt fort: *ἡ μαλθακὴ καὶ μήτε χλιαρὰ μ. π.* Döderlein schlug vor: *ἡ μήτε χαρτά.* Zenobius hat: *ἡ μαλακή, καὶ μήτε πικρὰ μήτε χαλαρά.*

Ἀγαθοῦ δαίμονος. ἔθος εἶχον οἱ παλαιοὶ μετὰ τὸ δεῖπνον πίνειν Ἀγαθοῦ Δαίμονος ἐπι-

φοροῦντος καὶ τοῦτο δὲ τρίτον κτλ. Man bessere aus Suidas p. 35 Gaisf. ἐπιῤῥοφοῦντες ἄκρατον, καὶ τοῦτο λέγειν Ἀγαθοῦ δαίμονος κτλ. Das Uebrige ist zum Theil aus Athenaeus XV. p. 693 C. zu verbessern. Man vergleiche jetzt überhaupt den Artikel in Stephan. Thesaur. Paris I. p. 131 sq.

Ἀγέραστος πέτρα. Man lese Ἀγέλαστος π. und vergleiche Zenob. I. 7 mit den Anmerk. der Göttinger Herausgeber p. 3 und das Wiener Excerpt p. XXXIV ebendaselbst.

Ἁγνότερος πηδαλίου, ἐπὶ τῶν ἁγνῶς βεβιωκότων. Muß aus Diogen. I. 11. p. 182 und aus Apostolius ergänzt werden: παρόσον ἐν θαλάσσῃ ἐστὶν ἀεὶ τὸ πηδάλιον.

Ἀγορὴ Κερκόπων. Man schreibe Κερκώπων und vergl. Zenob. I. 5. p. 2 und Diogenian. p. 3: Diesen Artikel hat auch das Wiener Excerpt.

Ἀγραπτότατος βάτος αὗος. Man schreibe: ἀγναμπτότατος β. α. und vergl. Zenob. I. 16. Apostol. I. 30. Diogen. I. 13 mit der Note der Göttinger Editoren.

Ἄγριπος. ἀγριέλαιον· ἀγρίπου ἀκαρπότερος. s. Zenob. I. 60. p. 23, und schreibe: ἄγριππος — ἀγρίππου.

Ἀγροίκου μὴ καταφρόνει ῥήτορος. ὑποθετική, (ὅτι) μηδὲ τῶν εὐτελῶν χρὴ καταφρονεῖν. So muß aus Apostolius I. 28 ergänzt werden. Vergl. übrigens Zenob. I. 15 p. 4 sq. mit Leutsch und Schn.

Ἀδεὲς δέος δέδοικας. ἐπὶ τῶν μὴ τὰ φοβερα φοβουμένουν; L. ἐπὶ τῶν τὰ μὴ φοβ. φοβ. und vergl. Platon. Sympos. p. 198. A. und Diogenian. I. 16 p. 183 mit L. und Schn.

Ἀδράστεια νέμεσις. ἐπὶ τῶν πρώτερον (lies πρότερον) μὲν εὐδαιμονησάντων, ὕστερον δὲ δυστυχησάντων κ. τ. λ. Dieser Artikel ist ganz übereinstimmend mit Apostolius, aber sehr abgekürzt, s. Apost. I. 40, und vergl. Zenob. I. 30 mit den Anmerkungen von L. et Schn.

Ἀδώνιδος κῆποι. ἐπὶ τῶν ἐπιπολαίων, κουφῶν.

S. Zenob. I. 49 p. 19 und daselbst die Annott. vergl. die Addenda p. 536 unten; ingleichen Diogenian. I. 14. p. 183, woraus in dem cod. Heidelberg. zu verbessern ist: καὶ μὴ ἐῤῥιζωμένων.

Ἀεὶ γὰρ ἐμπίπτουσιν οἱ Διὸς κύβοι.

Im Diogenian. I. 58 giebt die Heidelberger Handschrift: πίπτουσιν. Keines ist richtig. Es muß heißen εὖ πίπτουσιν. Eben so muß in diesem Münchner Excerpt statt οἱ δὲ, ἐπὶ τῶν ὀξέως τιμωρουμένων corrigirt werden: ε. τ. ἀξίως τιμωμένων. Vergl. Zenob. II. 44. p. 43 sq. mit der Anmerk. der neuesten Herausgeber.

Dieß wird hinreichen, um dergleichen unedirte parömiographische Fragmente zu charakterisiren. — Und überhaupt werden die Leser aus dem ganzen Ueberblick, den wir gegeben, wohl ersehen haben, wie tüchtig die beyden deutschen Herausgeber von Nr. 2 auf der Grundlage des Britischen (Nr. 1) fortgebaut, und wie sie in fast allen Artikeln eben so sehr kritischen Geist als umfassende Belesenheit beurkundet haben; endlich wie auch der Verfasser von Nr. 3. im kritischen Gebiet ihnen fleißig und meistens erfolgreich nachgearbeitet hat.

Zum Schluß will ich nur noch an eine Bemerkung des Herrn Zell erinnern, und sie durch ein Beyspiel erläutern. Er sagt nämlich (S. 110 f.) Eine zweyte nicht minder reiche Quelle von Sprichwörtern floß in der Menge von Volkssagen, deren es außer den bekannteren, durch Dichter, Künstler und Geschichtschreiber verherrlichten, noch eine bedeutende Anzahl gegeben haben muß, welche am längsten bloß in der mündlichen Tradition des Volks fortlebten. In dem oben angeführten Aufsatze über die griechischen Volkslieder sind mehrere aus derselben Wurzel entsprossene Lieder beygebracht worden, die man mit der modernen Gattung der historischen Romanze vergleichen kann." — An eine, von Dichtern, Geschichtschreibern und Künstlern behandelte, an die Romanze anstreifende Volkssage erinnert das Sprichwort: „Nicht so lange, als die Nachtigallen schlafen. *)

*) Οὐδ' ὅσον ἀηδόνες ὑπνοῖ (ὑπνώσσουσιν) Apostol. XV. 23. vergl. Aqpendix IV. 41. p. 443 mit

Und hiermit gehen wir zu Nr. 4, oder zum Volksleben der Neugriechen — in Liedern, Sprichwörtern, Kunstgedichten u. s. w.

Leutsch et Schn. S. ferner von der Nachtigall und Schwalbe Aelian. V. H. XII. 20 mit den Auslegern und mit den Anführungen aus Hesiodus, Sophokles und der Volkssage von Tereus, Prokne, Philomela und Itys Thucyd. II. 29, ingleichen von den Variationen dieser Sage bey Griechen und Römern und der physischen Grundlage nach der mythologischen Ornithologie (Voß zu Virgils Eklogen VI. 78 — 81), womit man jetzt das Volcentische Vasenbild mit der Frühlingsschwalbe und den beygeschriebenen Sprüchen noch verbinden kann. — Lauter Andeutungen, auf die ich mich hier beschränken muß; wobey ich aber den Wunsch ausspreche, daß Mythologie und Archäologie mehr und mehr mit der Parömiographie verknüpft werden möchten, wozu neuerlich Hr. Panofka in verschiedenen Abhandlungen Anklänge gegeben. Das obige Sprichwort hatte seinen natürlichen Grund in dem ganze Nächte hindurch fortdauernden Gesang der Nachtigall (vergl. Erasmi Adagia p. 201) so wie jene attische Volkssage vom Tereus ihren Grund hatte in den Klagetönen dieses Sangvogels, in dem abgestossenen Gezirpe der Schwalbe, in ihrem Wegziehen und Wiederkommen, in den blutfarbigen Flecken auf ihrer Brust u. s. w. — Aber eben weil solche Volkssagen in den Naturanschauungen des Volkes wurzeln, erhalten sie sich im Andenken desselben Jahrtausende hindurch lebendig. Ein Beyspiel liefern die Meleagriden oder Meleagrischen Vögel, von denen Nicander (ap. Antonin. Liber II. p. 203 ed. Westermann) bemerkt, daß Volk sage noch jetzt, sie beklagten noch immer in der Jahreszeit, wo er gestorben, den Meleager. Ja in den neuern Volksliedern der Aetoler und Akarnanen bey Fauriel kommt noch heut zu Tag der Zug vor, daß Vögel auf Bäumen oder Felsen sitzend, den Klagegesang (μοιρολόγι) um einen gefallenen Helden anstimmen (s. L. Roß Reisen in die griechischen Inseln II. S. 121.)

über. Hier gehen uns nur die Sprichwörter an.

Der kundige Herausgeber hat sinnig das Göthische Vers-Paar zum Motto gewählt:

„Sprichwort bezeichnet Nationen,
Mußt aber erst unter ihnen wohnen,“

und sagt darüber einleitend sehr treffend (S. 238): „Diese Göthischen Worte schwebten mir vor, als ich diesem Buche den folgenden, für das Wesen und den Charakter einer Nation höchst bedeutungsvollen Anhang, zum Theil nach Leake, einverleibte. — Fordert schon das ganze Buch zur rechten Würdigung einen Leser, der es versteht, sich in fremde Nationalität recht lebhaft zu versetzen, so ist das noch besonders bey diesem Abschnitt der Fall; man muß „unter dem Volke wohnen,“ dessen Sprichwörter man von Grund aus verstehen will; bey keinem andern Abschnitt bin ich daher auch auf so große Schwierigkeiten der Uebersetzung gestossen, wie bey diesem. Es ist ein altes Wort, daß „Sprichwörter in einer wörtlichen Uebertragung nur zu oft Unsinn werden,“ und doch glaubte ich, genüge es nicht vollständig, wenn auch die Uebersetzung die bezeichnende fremde Nationalität nicht verwischen will, bloß den Sinn der Sprichwörter wiederzugeben; auch auf die Form und Fassung derselben durfte nicht verzichtet werden. Billige Richter sollen, hoff' ich, finden, daß meine Uebertragung diese wiedergiebt, ohne jenem zu nahe zu treten. Hätte ich nicht dieses bezweckt, so hätte ich theils manche Sprichwörter durch entsprechende deutsche wiedergegeben, theils andere in ein Deutschen gefälligeres Gewand gekleidet, damit aber das Bezeichnende verwischt.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.



Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus, membre de l'Institut. Paris, imprimé par autorisation du Roi à l'imprimerie royale. 1843. 4.

(Zweyter Artikel.)

Wir haben in dem ersten dieses Werk betreffenden Artikel (Nro. 29 — 33) unsre Leser mit der ganzen Bedeutung und dem Werthe dieser neuen Ausgabe der Lex Salica bekannt gemacht; von dem Inhalte der dieselben begleitenden Dissertationen ist ebenfalls bereits mehreres erörtert worden und es bleibt nunmehr nur noch übrig, die zehn letzten Abhandlungen, die sich auf viele wichtige Rechtsinstitute der Franken beziehen, zu beurtheilen. Wir beginnen daher mit der fünften Abhandlung (de la vassalité et de son influence sur l'état des hommes libres. p. 487 — 506), in welcher hauptsächlich zwey Fragen zur Sprache gebracht werden: 1) ob die Antrustionen im fränkischen Reiche einen Erbadel gebildet hätten? und 2) ob die Lehen denselben willkührlich hätten entzogen werden können? Ueber den ersten Punkt haben wir bereits zuvor unsere Meinung abgegeben, und wollen hier nur noch einiges Wenige, zunächst eine Bemerkung über das Wort Antrustio hinzufügen. Pardessus leitet dasselbe (p. 487) von trustis in der Bedeutung von Treue her; Grimm stellt es, jedoch nicht mit Bestimmtheit, (d. R. A. S. 275) zu dem englischen truth und weist (Anhang S. 943) auf eine nahe Verwandtschaft mit Trost, so daß trustis so viel als protectio, mundium sey. Wir stellen die Bedeutung fidelitas nicht in Abrede, glauben aber, daß diese eine abgeleitete sey; schon früher haben wir (Bd. 6. S. 12. Bd. 12. S. 208) Gelegenheit genommen, von dem Worte trustis in diesen Blättern zu reden und haben darauf hingewiesen, daß es gewiß zu dracht, drecht, druhte zu stellen sey; dieses bedeutet Schaar, daher drusta (Droste, Truchseß) im Friesischen der einer Schaar Vorgesetzte. Sollten wir das Wort trustis nicht auch noch jetzt in dieser Bedeutung haben? wir glauben es in: Troß, welches eine nachfolgende Schaar bezeichnet, zu finden. In truste dominica heißt also: im Gefolge, in der Schaar des Königs; derjenige, der in dieß Gefolge eintritt, schwört trustis und fidelitas, wo trustis allerdings auch Treue, eigentlich aber doch so viel als: „Folge" bedeutet. Insofern ist es auch richtig, daß Conviva Regis ungefähr, aber doch nicht wörtlich, dasselbe sagen will. Diese Antrustionen werden öfters auch mit dem Namen Vassi bezeichnet und Pardessus macht bey dieser Gelegenheit mit Beziehung auf ein früher gegebenes Citat (Marculf. Form. II. 17) die Bemerkung, wie auffallend es doch sey, daß Ausdrücke, die für ganz gewöhnliche häusliche Verhältnisse gebraucht wurden, wofür er denn auch (p. 488) dominus anführt, bey den Franken allmählig in die höhere Sphäre des öffentlichen Lebens übertragen worden seyen. An dieser Bemerkung ist manches Wahre und besonders merkwürdig möchte in dieser Beziehung die Geschichte des Ausdruckes Major domus seyn, der ursprünglich den Aufseher

über die einzelne königliche Villa, zuletzt den höchsten Beamten des Reiches bezeichnet, wie denn überhaupt diese Beyspiele sich vervielfachen ließen. Ob aber gerade die von Pardessus gewählten ganz passend dafür sind, ist eine andere Frage; daß der König schlechthin Dominus genannt wird, ist gerade nicht so sehr zu verwundern, da mit dem nämlichen Ausdrucke Gott bezeichnet wird. Was aber die oben angeführte 17te Formel des zweyten Buches bey Marculf anbetrifft, so ist darin ein gegenseitiges Testament zweyer Ehegatten enthalten, die bey dieser Gelegenheit auch ihrer vassi erwähnen; unter diesen vassi können aber ohne alle Schwierigkeit ganz eigentliche Vasallen verstanden werden, denn gedachtes Ehepaar muß zum reichsten Adel gehört haben, da in eben diesem Testamente von einer Menge von Villen, von den auf ihren Grundstücken sich befindenden Klöstern u. s. w. die Rede ist. An einer andern Stelle, die Pardessus aber nicht anführt, nämlich Lex Alaman. Tit. 79. c. 3. möchte ich meinen schon früher gemachten Vorschlag (deutsche Gesch. Bd. 1. S. 510) wiederholen, statt vassos lieber vaccas zu lesen, da diese sich viel besser als vassi zwischen die Schafe und Pferde schicken, von denen hier die Rede ist. — Der Ausdruck Vasallen giebt aber in Vergleichung mit einem andern, ebenfalls dem Ritterwesen vorzüglich angehörenden Worte, nämlich Knecht, zu einer andern Bemerkung Veranlassung. Knecht bedeutet eigentlich den jungen im Kreise seiner Familie wehrhaft gemachten Mann (— es ist das Mascul. von (K) Nichte; meine deutsche Geschichte Bd. 1. S. 110), nachmals bleibt davon besonders die Bedeutung famulus, armiger bestehen, die sich im Engl. Knigth bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Jetzt aber ist bey uns in dem Worte Knecht alles Ehrenvolle verschwunden, ja es kann als Schmähwort gebraucht werden, wie dieß namentlich das Adj. knechtisch zeigt; gerade so ist es dem Worte Vasall im Englischen gegangen; vasal ist ein Schmähwort für einen servilen Menschen. — Zur näheren Begründung der Stellung der Antrustionen zieht Pardessus (p. 488) eine sehr richtige Unterscheidung zwischen dem in truste und in sermone oder in mundeburdo regis esse. Daß wir diesen Unterschied nach der von uns oben gegebenen Erklärung des Wortes trustis vollkommen anerkennen, versteht sich von selbst. Dagegen können wir einer andern Auffassungsweise des gelehrten Autors nicht beytreten. Er ist nämlich der Meinung (p. 499), die Antrustionen hätten für ihre Kinder bey dem Könige öfters um das Antrustionat angehalten, und dieß sey selbst für solche geschehen, welche, wie der heil. Licinius, ex regali prosapia entsprossen seyen. Was zunächst den Letzteren anbetrifft, so wird in dessen bey Boucqret Tom. III. abgedruckter Lebensbeschreibung in dieser Beziehung (Nr. 6. p. 486) nur gesagt, daß nachdem er pleniter edoctus ad roboratam aetatem gelangt sey, sein Vater ihn dem Könige Chlothar, dessen Verwandter er gewesen sey, empfohlen habe (commendavit). Daß hiermit die Aufnahme in den Hofdienst gemeint sey, wollen wir keinen Augenblick in Zweifel ziehen, aber eine besondere Ertheilung des Antrustionats können wir darin noch nicht erkennen. Ganz ähnlich wird von dem h. Arnulf, dem Stammvater der Karolinger erzählt, er sey Gundulf, dem Rector Palatii exercitandus in bonis artibus anvertraut worden, und dieser habe ihn denn im unmittelbaren Dienst Königs Theodebert angestellt (jam regis ministerio dignum aptavit). Nun besitzen wir aber außer diesen Angaben, die sich auf schon mehr herangewachsene Jünglinge beziehen, eine Menge Nachrichten von der Aufnahme von Kindern des Adels an den Hof des Königs, z. B. heißt es vom heil. Leodegar: ex progenie celsa Francorum ac nobilissima exortus, a primaevae aetatis infantia a parentibus in palatio Hlotario Francorum regi traditus. (Vita. N. 3. p. 412.) So wurde der heil. Aridius dem Könige Theodebert übergeben: ut eum instrueret eruditione Palatina. Austregistil, der nachmalige Bischof von Bourges, war von seinem Vater dem Könige Guntram übergeben worden, und diente mit Geschicklichkeit (prudenter militavit) lange Zeit sub saeculari disciplina (Vita. p. 467). Wir könnten noch eine ganze Reihefolge von Stellen gleichen Inhalts aus den Geschichten fränkischer Heiligen anführen, allein (mit Beziehung auf: deutsche Gesch. Bd. 1. S. 450) es werden diese wohl hinlänglich genügen, um zu beweisen, was mit der Uebergabe der Kinder des Adels an die königlichen Hofbeamten oder an den

König selbst gemeint gewesen sey; es war die Erziehung in Hof- und Kriegsdiensten, oder auch sonst in nützlichem Wissen und Können, so daß die nachmals unter Karl dem Großen öfters erwähnte Schola palatina (s. deutsche Gesch. Band 2. S. 104) wohl wie die meisten karolingischen Einrichtungen, als eine Fortsetzung und Ausbildung der schon früher vorhandenen merowingischen anzusehen ist. — Alle jene, den Biographien der Heiligen zu entnehmenden Stellen, die von der Erziehung an dem fränkischen Königshofe handeln, sind aber auch zu gleicher Zeit eben so viele Beweise gegen die von Pardessus aufgestellte Ansicht: die Franken hätten keinen Erbadel gehabt. Der gelehrte Autor ist aber nicht abgeneigt, den Germanen überhaupt (p. 498. p. 499) für die ältere Zeit den Erbadel abzusprechen. Dagegen muß sich Ref. aber noch entschiedener erklären, glaubt jedoch nicht benöthigt zu seyn, auf diesen Punkt näher eingehen zu dürfen, da er in seiner deutschen Geschichte Bd. 1. S. 111 u. ff. S. 392 u. ff. S. 437 u. ff. S. 462 u. ff. die Verhältnisse ausführlich dargestellt und namentlich auch gezeigt hat, wie der geistliche Adel in den christlich germanischen Reichen seine Stellung dem Umstande verdankt, daß der heidnische Adel selbst eine priesterliche Bedeutung gehabt hat. —

Die zweyte Frage, welche Pardessus in dieser Abhandlung bespricht, ist die: ob die Lehen, welche die Könige vergabten, von diesen ad libitum hätten eingezogen werden können. Die Verneinung dieser Frage ist mit vielem Scharfsinn und Gelehrsamkeit durchgeführt und wir erkennen dieß mit Warnkönig (a. a. O. S. 994) an. Wenn dieser aber sagt, daß die Lehenverhältnisse der merowingischen Zeit von deutschen Schriftstellern gewöhnlich übergangen würden, namentlich aber daß Eichhorn erst bey Karl dem Großen von den Beneficien handle, so ist dieß nicht richtig. Eichhorn bespricht diesen Gegenstand bereits in § 26. und kommt an mehreren andern Stellen auf denselben zurück, auch ist in meiner deutschen Geschichte Bd. 1. S. 506 u. ff. ausführlich davon die Rede. Um aber auf die hier angeregte Frage selbst einzugehen, so scheint es doch nicht, als ob man so ganz unbedingt sagen dürfte, die Könige hätten ihren Vasallen die Lehen nicht ad libitum nehmen können. Wir wollen dieß nicht allein aus dem Argument ex contrario entnehmen, daß in späteren Zeiten die Könige so oft erklären, sie wollten ihren Vasallen die Lehen nicht entziehen, sondern vielmehr aus der Natur des Verhältnisses selbst. Der König leiht ein Grundstück, welches sein ist, er erweist eine Gnade, daher die verliehene Sache selbst beneficium genannt wird. So wie eine solche Verleihung nach Hof- und Dienstrecht als durchaus revocabel zu erkennen, so ist auch bey der sonst ohnehin so großen Analogie des Lehenrechts mit den angeführten Rechtsverhältnissen gar kein Grund dafür da, hier das Gegentheil anzunehmen. Das Streben der Besitzer wird natürlich nach der Stabilität des Verhältnisses gerichtet seyn, und doch hat selbst bis in die späteste Zeit, durch alle Entwicklungsperioden hindurch, das Lehenrecht nie die Stabilität erreicht, daß nicht bey jedem „Thron- oder Lehenfall“ um die Renovation gebeten werden müßte; diese Bitte also, die sich trotz der Erblichkeit der Lehen erhalten hat, ist ein Beweis dafür, wie die Sache vor der Ausbildung der Erblichkeit gestanden hat.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Paroemiographi Graeci etc.

3) Corpus Paroemiographorum Graecorum etc.

3) In Zenobii proverbia annotationes etc.

4) Das Volksleben der Neugriechen ꝛc.

(Schluß.)

Daß wir diese Grundsätze sehr verständig finden werden, wird der Leser schon aus dem schließen können, was oben von Lessing und über ihn bezüglich auf seine Uebersetzungsproben aus dem Englischen gesagt worden ist. — Daß aber auch die Anwendung derselben hier in meistens sehr gelungenen Uebersetzungen sich kund giebt, werden die sofort mitzutheilenden Proben zeigen. Auch hat der

Uebersetzer sich mit Erfolg bemüht, die gereimten Originalsprüche in deutschen Reimen wiederzugeben. Es sind im Ganzen 146 Sprichwörter.' Referent wird zuerst aus dem Anfang einige anführen, sodann noch einige andere ausheben, und hie und da kurze Bemerkungen einstreuen:

1) Ὁ Θεὸς ἀργεῖ, ἀλλὰ δὲν λησμονεῖ.
Das was Gott aufschiebt, er später einmal giebt.

Dieses Sprichwort möchte nach des Ref. Ansicht als eines der vielen Beyspiele gelten können, daß Sprüche der neuern Griechen dem Wesen nach schon bey den alten im Bewußtseyn und im Munde des Volkes waren, indem es an den Satz von der späten Ahndung oder Rache der Gottheit erinnert, worüber Plutarch die gehaltreiche Abhandlung

De his qui sero a numine puniuntur

bekanntlich geschrieben hat.

2) Ἡ καλὴ ἡμέρα ἀπὸ τὴν αὐγὴν δείχνει.
Was ein heitrer Tag wird, das zeigt sich schon am Morgen.

3) Τὰ φέρει ἡ ὥρα, χρόνος δὲν τὰ φέρει.
Oft bringt 'ne Stunde, was ein Jahr nicht bringt. —

8) Οἱ πολλοὶ καραβοκυραῖοι πνίγουν τὸ καράβι.
Die vielen Steuerleute bringen das Schiff zum Sinken.

Der Verf. bemerkt hierzu, wie zu einigen andern Sprichwörtern, er hätte dafür ein deutsches Sprichwort setzen können, nämlich: „Viele Köche versalzen den Brey."

15) Τὰ κερνᾷς, τὰ χάνεις καὶ τὰ χρεωστᾷς πληρώσεις.
Das Geschenkte ist verloren und die Schulden zu bezahlen.

Dieß erinnert an einen Spruch in einer Brüßseler Handschrift bey Beving sur l'Anthologie de Stobée p. 15:

Ἐνδαπανώμενος καὶ ἐφ' ἃ μὴ δεῖ, ὀλίγος ἔσῃ ἐφ' ἃ δεῖ.

19) Ὁποῦ φτεῖ τὸν οὐρανὸν, φτεῖ τὰ μοῦτρά του.
Wer gegen den Himmel spuckt, spuckt sich in's Gesicht.

Man vergleiche Zenobius III. 46: Εἰς οὐρανὸν τοξεύεις, wobey Schottus an Sirach XXII. 28 und an Psalm VII. 16 erinnert, und am Schluß selbst das in coelum spuere beybringt. — Auch Zell S. 107 hat das Sprichwort: in den Himmel schießen unter den Ausdrücken des Gedankens von vergeblichen oder unmöglichen Handlungen aufgenommen. — Wir wollen durch diese wenigen Nachweisungen dem Verfasser, der in den Anmerkungen und in den Zusätzen und Verbesserungen in der alten und neuen Literatur eine so reiche Belesenheit zeigt, nur unsere Aufmerksamkeit beweisen. Von Nr. 131 an sind die Sprichwörter geographisch, d. h. sie beziehen sich auf einzelne Oertlichkeiten und deren Bewohner. Mehrere davon sind sehr glücklich übersetzt oder vielmehr umgesetzt, wie z. B. Nr. 144:

Δὲν εἶν' ἀπὸ τὰ Φέρσαλα, ἀλλ' εἶν' ἀπὸ τὸ Πάρος.
Er stammet nicht aus Schenkendorf, er stammet her aus Greifswald.

Zu den aus Geschichten entstandenen Sprichwörtern, wie z. B. das von einem Zigeuner (Nr. 130, vergl. die Anmerkungen S. 241 unten) will ich zum Schluß aus R. Chandlers Reisen in Griechenland S. 309 einen Beytrag geben, nämlich das in der Gegend des alten Trözen heut zu Tage gangbare Sprichwort: Der Bischof von Damala (Πίσκοπος τοῦ Δαμαλᾶ), verbunden mit einem kleinen Volkslied auf das Abentheuer eines dortigen Bischofs, der, um recht große Fische zu fangen, sich in's Meer hinausgewagt und, von Barbaresken gefangen, in der Sklaverey Weizen mahlen und zugleich ein Kind wiegen mußte. — Verse, die einst Göthe sehr ergötzten, als Referent sie ihm vorsagte. — Und so wollen wir denn mit demselben Namen schließen, den unser Herausgeber auch an die Spitze dieser Sprichwörter gesetzt hat.

Friedr. Creuzer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. **Pardessus.**

(Fortsetzung.)

Es ist sehr natürlich, daß der Herr dem Vasallen, der ihm treu diente, das Lehen nicht entzog, ferner, daß der neue Lehensherr dem treuen Vasallen seines Vaters das Lehen nicht nahm, aber darin, daß er dieß factisch nicht that, liegt noch kein Grund zu der Annahme, daß er es rechtlich nicht gekonnt habe. Gerade in diesem Umstande liegt auch eine Erklärung für die Macht des Major Domus und für die Ausbildung der Erblichkeit dieses Amts. Der Major Domus hatte die Verleihung der königlichen Lehen (deutsche Gesch. Bd. 1. S. 517 u. f.) und fesselte eben dadurch das Interesse des gesammten Adels an seine Person und seine Familie. Der König mußte daher nur durch ein ausdrückliches Versprechen oder nachmals durch feststehende Gewohnheit gebunden seyn, wenn er von dem Rechte, ein Lehen, auch ohne Felonie des Vasallen, einzuziehen Gebrauch machte. Pardessus findet nun in dem Vertrage von Andelau (587) und in dem Edicte Chlotars II. v. J. 615 solche ausdrückliche Anerkenntnisse, daß die Könige sich jedweder Willkührlichkeit in dieser Beziehung begeben hätten. Der Vertrag von Andlau wurde zwischen König Guntram und seinem Neffen Childebert I. geschlossen, um die durch Chilperich I. völlig verwirrten Verhältnisse des Reiches zu ordnen und Childebert die Succession in Orleans und Burgund zu sichern. Hier kommt nun allerdings eine Stelle vor, die da sagt, es sollten den fideles ihre Lehen gelassen und die verlornen Lehen zurückgegeben werden, allein dieß hieng eben damit zusammen, daß in den vorhergehenden Wirrungen, wo bald Chilperich sich Austrasiens, bald Siegbert sich Neustriens bemächtigte, alle Ordnung aufgehört hatte; hier waren Anerkennung und Restitution das geeignetste Mittel, um die Ordnung wieder herzustellen, aber daß damit für alle Zukunft das Princip aufgestellt worden sey, der König dürfe kein Lehen entziehen, scheint nicht darin zu liegen. Eben so wenig spricht dieses die betreffende Stelle in dem Edict Chlotars II. aus; es ist bekannt, unter welchen Umständen dieser im Jahre 613 das ganze westfränkische Reich vereinigte: jeder der Vasallen sollte nun das, was er im Interregnum verloren hatte, zurückerhalten. Dieß war das einzige Mittel, Ordnung zu begründen und einem den Austrasiern und Burgundern fremden Könige die Krone zu erhalten. Wir möchten daher den Satz Pardessus's fast umkehren, nämlich dahin: der König hatte das Recht, ad lubitum die Lehen einzuziehen, factisch aber wurden die Lehen in der Regel den Vasallen gelassen und somit bildete sich allmählig ein Gewohnheitsrecht für den Bestand aus; während der Entwicklungsperiode einer solchen Gewohnheit kann daher eine Entziehung der Lehen von dem einen Standpunkte aus leicht als eine Rechtsverletzung angesehen werden, was sie, von dem andern aus betrachtet, nicht war.

Die Verhältnisse der Römer nach dem salischen

Volksrechte (l'état des Romains d'après la loi salique) bilden den Gegenstand der sechsten Dissertation. Indem wir in der ganzen Ausführung dem Herrn Verfasser beystimmen, haben wir aus dieser Abhandlung nur eine Controverse zwischen ihm und von Savigny hervorzuheben, die sich darauf bezieht, daß Pardessus gegen dessen Meinung dafür hält: daß in den Gegenden, welche die Franken den Römern unmittelbar und nicht erst den Westgothen abgenommen haben, die römischen Curien die streitige Gerichtsbarkeit eingebüßt und nur die freywillige behauptet hätten. Auch uns scheinen die von Pardessus angeführten Gründe sehr viel für sich zu haben.

Die siebente Dissertation beschäftigt sich mit dem Stande der Unfreyen (de l'esclavage d'après la loi salique); in ihr ist das eigentliche Princip und die Bedeutung der Unfreyheit, die in ihrer ursprünglichen aus Kampf und Krieg hervorgegan genen Strenge den gefangenen Menschen und seine Descendenz der Sache völlig gleich stellte, wohl nicht genug berücksichtigt. Wie in der Schlacht der mit den Waffen streitende Feind, so konnte nach derselben der gefangene, der Waffen beraubte Feind getödtet werden und so warfen auch nach des Sidonius Apollinaris Bericht (Lib. 3. ep. 6) die Sachsen über ihre Kriegsgefangenen das Loos, um den zehnten Mann aus ihnen den Göttern zu opfern (superstitioso ritu necare). Es fällt daher unstreitig der Unterschied zwischen Freyen und Unfreyen ursprünglich mit der Stammesverschiedenheit zusammen; der Unfreye unterschied sich von dem Freyen nicht bloß dadurch, daß er keine Waffen tragen durfte, nicht bloß durch die Kleidung, sondern auch durch die Gesichtsbildung, wie wir ja noch in den Bildern der codices picturati des Sachsenspiegels die Unfreyen im Gegensatze zu den Freyen mit ganz besonders häßlichen Gesichtern dargestellt finden. Ist ja doch auch späterhin ein Stammesname, Slave, in unsrer Sprache zur Bezeichnung der Unfreyen geworden! — Pardessus, welcher die Unfreyheit bey den Franken in vielen einzelnen ihrer Aeußerungen schildert, hebt insbesondere aber auch hervor, welch einen mildernden Einfluß die Kirche auf diese Verhältnisse geäußert habe. Es ist bekannt, in welchem Umfange der Menschenhandel damals getrieben, und wer erinnert sich nicht der angelsächsischen Gefangenen, von denen Beda erzählt (Hist. eccles. Angl.), daß sie zur Zeit des heil. Gregorius auf dem Markte zu Rom feil geboten wurden, die als Angli aus Deira dem Papste nicht bloß die Veranlassung zu den Wortspielen Angeli und Dei Ira, sondern dazu gaben, den heil. Augustinus als Glaubensboten nach England abzusenden. In vielen Concilienschlüßen wurden scharfe Verordnungen gegen jenen Handel erlassen und demselben, wenn auch nicht ganz gesteuert, so doch großer Einhalt gethan (vergl. auch Unger, die altdeutsche Gerichtsverf. S. 377 u. ff.). In gleicher Weise milderte auch die Kirche das Loos der Unfreyen, die auf ihren Gütern saßen, woher noch das bekannte Sprüchwort: „Unterm Krummstab ist gut wohnen." Ueberall lehrte sie auch in den Unfreyen die von Christus Erlösten zu lieben, stellte sie daher auch in der Ehe wenigstens in so weit den Freyen gleich, als die Verbindung unter zweyen Unfreyen ebenfalls zu einer rechtmäßigen erhoben wurde, wenn sie auch die Gleichheit der Ehe unter allen Ständen durchzuführen nicht vermochte. Nur in Einem Punkte, den auch Pardessus (p. 524) hervorhebt, war die Kirche auch gegen die Unfreyen strenge, darin nämlich, daß sie keinen Unfreyen zu den Weihen zuließ. Damit dieß ja nicht geschehe, war sogar in einigen Diöcesen der Gebrauch, daß dem Bischofe bey seiner Consecration ausdrücklich gesagt wurde: Vide, ne quemquam servilis conditionis ad ordines promovere praesumas (Cap. 5. X. d. serv. non ordin.). Der Grund lag theils darin, daß nicht gerade Personen der alleruntersten, damals sehr ungebildeten Classen zum geistlichen Stande gelangten (Can. 6. u. 31. D. 54; Cap. 3. tit. cit.), theils darin, auf daß kein Herr sich beschweren könne, daß die Kirche ihn um seine Unfreyen gebracht habe. Es war also immer die Manumission erforderlich, bey welcher der Herr mancherley Bedingungen, namentlich auch die auferlegen konnte, in den Nachlaß seines ehemaligen Unfreyen zu succediren (Can. 8. 10. D. 54). War ohne Freylassung die Ordination erfolgt, so mußte in Frankreich (Pardessus p. 528) dem Herrn der doppelte Werth ersetzt (Can. 19. D. 54), doch konnte nach einigen Capitularien die Restitution ge-

fordert werden; in Italien hatte sich seit Papst Gelasius I. der Gebrauch dahin entschieden, daß der zum Diacon geweihte Unfreye seinem Herrn zurückgegeben werden mußte, wenn sich kein Stellvertreter für ihn fand; von einem Priester der Art erhielt der Herr aber nur dessen Peculium zurück. — Besondere Aufmerksamkeit verwendet der Verfasser auf das Institut der Freylassung und er hat unstreitig die Lindenbr. Formel (Nr. 103), welche die Ueberschrift führt: Ingenuitas quam potest servus ad alium servum facere ganz richtig dahin verstanden (p. 523), daß hier der Freylassende unmöglich selbst ein Unfreyer seyn könne. Derjenige, welcher die angeführte Rubrik machte, hat sich unstreitig durch die Worte der Formel, in welcher sich der Manumissor als omnium servorum Dei famulus bezeichnet, irre leiten lassen; wäre dieser Ausdruck im weltlich juristischen Sinne zu nehmen, so gehörte selbst der Papst als Servus Servorum Dei in die Classe der Leibeignen; eben so wenig gilt dieß auch von dem Geistlichen, der in der fraglichen Urkunde die Freylassung vornimmt. Eine andere Manumissionsformel aus derselben Sammlung (Form. Lindenbr. 88) unter der Ueberschrift: Formula triscabina bietet dem Verfasser (p. 519) ebenfalls Stoff zu einer interessanten Untersuchung in Betreff der rechtlichen Beurtheilung des Falles, wo ein Unfreyer eine Freye geraubt hatte, um sich mit ihr zu verheirathen. Mehrere mächtige und angesehene Personen hatten sich bey dem Herrn des Unfreyen verwendet, er möchte diesen freylassen, um auf solche Weise eine eheliche Verbindung zwischen diesem und der Entführten möglich zu machen. Der Herr willigt ein, bezieht sich dabey auf diese Fürsprache für seinen Unfreyen, der eigentlich den Tod verdient hätte, giebt aber als vorzüglichen Grund seiner Handlungsweise, sich an die Entführte wendend, den an: quia tu infra noctes quadraginta secundum legem Salicam visa es reclamasse. Der Verfasser glaubt, dieß beziehe sich auf eine für uns verloren gegangene Bestimmung des salischen Gesetzes, allein die Urkunde hat hier unstreitig nur das allgemeine Princip im Auge, daß binnen 40 Nächten die Klage gestellt werden müsse (vergl. z. B. Tit. 49. s. auch Pard. p. 599). Was bedeutet aber wohl der Ausdruck Charta triscabina, der in der Ueberschrift und im Texte (Chartula triscabina seu ingenuitatis — epistola triscabina) vorkommt? Ist dabey etwa an Schöffen zu denken, die bey der Freylassung zugegen waren oder die Urkunde mit unterzeichneten? ich glaube nicht, vielmehr möchten sich auf die Unterzeichnung die Worte: haec epistola triscabina tam a me quam ab heredibus meis defensata beziehen, so daß eben dadurch die Urkunde gleichsam zu einer gewährleisteten, guarantirten (documentum guarentigiatum) wurde, wo denn die Bezeichnung defensata als Uebersetzung des deutschen „gewehrt" erschiene. Vielleicht hat folgende Erklärung etwas für sich: Charta triscabina mag sich wohl mehr auf die äußere Beschaffenheit der Urkunde beziehen. Es war nämlich eine oft vorkommende Sitte, daß man die nämliche Urkunde mehrmals auf dasselbe Papier oder Pergament schrieb, dann aber nach den vorher zu diesem Zwecke darin gemachten Furchen das Papier zerschnitt und auf diese Weise mehrere Exemplare derselben Urkunde erhielt, deren Aechtheit man daran erkannte, daß die abgeschnittenen Stücke wieder zu einander paßten; zu noch größerer Sicherheit schrieb man dann wohl in diese Zwischenräume das Wort: Chirographum mit großen Buchstaben, so daß dieses ebenfalls zerschnitten wurde und nun die einzelnen Buchstaben an einander passen mußten (vergl. meine Angels. R.Gesch. Note 384). Nun findet sich aber das Wort scaba in der Bedeutung von Graben, Furche, und davon könnte triscabina eben so wohl abzuleiten seyn, als von scabinus.

Einen sehr wichtigen Gegenstand behandelt (p. 533 — 564) die achte Dissertation, welche die Rechtsverhältnisse an Grund und Boden darstellt (de la propriété foncière chez les Francs). So ausführlich auch der Verfasser sich über diese Materie verbreitet, so vermissen wir dennoch diejenige juristische Klarheit, welche gerade sie erfordert. Die germanischen auf der Gewehre beruhenden Verhältnisse sind sämmtlich nicht scharf genug aufgefaßt, wie dieß namentlich von der Veräußerung vor Gericht (p. 549), überhaupt von den durch die Theilung der Gewehre entstehenden Rechtsinstituten gilt. Eben so ist auch der eigentliche Sinn der Verjährung von Jahr und Tag nicht getroffen und in

andern Verhältnissen z. B. bey den Beneficien öfters eine Anwendung des römischen Rechts angenommen, die wenigstens in den dafür angeführten Stellen (Capit. ann. 819. c. 3. 4. Capit. ann. 829. c. 1) nicht ausgesprochen ist, auch scheint es sehr gewagt, in dem Cap. 7. u. 8. des Capit. extrav. bey der Anordnung der Güterverhältnisse zwischen zweyen Ehegatten eine wirkliche Beziehung auf den römischen Usufructus anzunehmen. Andrerseits enthält aber auch dieser Abschnitt eine Menge sehr guter Zusammenstellungen, sehr passender vergleichender Blicke in spätere Zeiten und so manche interessante Conjectur. So scheint uns insonderheit die Interpretation einzelner Stellen Gregors von Tours ganz richtig zu seyn, die Pardessus dahin deutet, daß die Franken, wenn sie in den Besitz römischer tributpflichtiger Güter kamen, sich weigerten, den Tribut zu zahlen und daß dieß die Veranlassung zu manchen unruhigen Bewegungen im fränkischen Reiche gegeben habe. — Begreiflicherweise konnte bey einer Untersuchung über das Grundeigenthum das Wort alodis nicht unberücksichtigt bleiben. Unter den verschiedenen Ableitungen giebt der Verfasser (p. 538 u. p. 691 et ss.) der von al (ganz) und od (Gut) den Vorzug und will darunter das gesammte Vermögen einer Person, namentlich dasjenige, was sie als Erbschaft hinterläßt, verstanden wissen. Obschon für jene Ableitung Pardessus bedeutende Gewährsmänner, wie Grimm und Schmeller für sich hat, so möchte ich doch meinen früher gemachten Vorschlag, es für eine Composition von a und hlod (sors legitima) anzusehen, noch nicht ganz aufgeben. Das dahin gehörige Hluz kommt bey Meichelb. hist. Fris. N. 311. 493. 500. 508. in der Bedeutung von Grundstück vor und die Zusammensetzung mit A ist gerade so zuläßig, wie die mit E in E-haft, E-Mühle, E-Tafern u. s. w. Daß auch Lud-Eigen hieher gehöre, weist Schmeller (Wörterbuch Bd. 2. S. 442) zwar zurück, aber nur aus dem Grunde, weil er es nicht für wahrscheinlich hält, daß dieses t (resp. d) statt z (resp. sz) fortgedauert habe, die Möglichkeit wird also von diesem bewährten Sprachkenner nicht in Abrede gestellt; eine Belehrung würde ich aber mit wahrem Vergnügen entgegen nehmen. —

Die drey nachfolgenden Dissertationen beziehen sich auf die fränkische Gerichtsverfassung und zwar hat es die neunte mit der Organisation der Gerichte zu thun (De l'organisation judiciaire chez les Francs p. 565 — 596); sie zerfällt in sechs Abschnitte, unter welchen der erste von der durch die Reichsversammlungen ausgeübten Jurisdiction handelt, der zweyte von der Gerichtsbarkeit des Königs. Dieser Abschnitt ist sehr mager ausgefallen und hätte doch bey der Reichhaltigkeit des Stoffes Gelegenheit zu einer interessanten Schilderung geboten. Insonderheit sind nicht scharf genug die verschiedenen Jurisdictionen, die sich in der Person des Königs vereinigen, von einander gesondert, nämlich seine Jurisdiction als Reichsoberhaupt d. h. Haupt des Adels und der Freyen, seine Gerichtsbarkeit als Immunitätsherr und diejenige, welche er in seiner Qualität als oberster Lehensherr ausübt (vergl. m. deutsche Gesch. Bd. 1. S. 528 u. ff.). Diese Unterscheidung ist wesentlich nothwendig und trägt auch vorzüglich zu einer richtigen Auffassung der historischen Ausbildung und der Bedeutung des Institutes der Majores Domus bey. Hält man jene Unterscheidung fest, so kann man auch nicht so unbedingt die Jurisdiction des Königs als eine bloß exceptionelle bezeichnen; überhaupt galt in der Merowingischen Zeit das Princip, daß man sich in allen Rechtsstreitigkeiten ohne Unterschied an den König wenden dürfe. Die königliche Curie war daher außerordentlich in Anspruch genommen und selbst die gerichtlichen Zweykämpfe scheinen hier häufig gewesen zu seyn, indem uns in dem Leben des heil. Austregisil ausdrücklich erzählt wird, derselbe habe, um einen Rechtsstreit auszufechten, Schild und Speer durch seine Leute in campum gesendet, ubi Rex agonistas expectare solitus erat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. July.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Loi Salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi et le texte connu sous le nom de Lex emendata avec des notes et des dissertations par J. M. Pardessus.

(Schluß.)

Indem Pardessus (p. 569) bey dieser Gelegenheit einiger Marculfinischer und andrer Formeln gedenkt, taucht hier wiederum das nur dreymal in der Lex Salica vorkommende räthselhafte Wort Mittio auf. In den Noten 701 und 764 hat der Verfasser sich bemüht, eine Erklärung dieses Wortes zu geben und glaubt dasselbe dem englischen: meet (womit gemote zusammenhängt), an die Seite stellen zu können. Grimm ist in seinen Rechtsalterthümern nicht auf dieses Wort zu sprechen gekommen, vielleicht haben wir bey einer andern Gelegenheit eine Erklärung zu gewärtigen. Obschon wir geneigt seyn möchten, bey diesem Worte doch noch eher an eine Ableitung von dem lat. mittere zu denken, so gestehen wir doch offen, daß es uns nicht hat gelingen wollen, die verschiedenen Stellen, in welchen das Wort vorkommt, zu einem allgemein brauchbaren Sinne des Wortes zu vereinigen. Die betreffenden Stellen sind: Cap. extrav. c. 1. Rubr. (Pard. p. 329). c. 18 (p. 338. p. 339), Marc. Form. I. 23 (Form. Lindenbr. 36) 24 (ibid. 3), wo die Vergleichung mit Form. Lindenbr. 38 einiges Licht verheißt; du Cange citirt außerdem noch Form. Lindenbr. 123. s. v. Mitium, in welcher aber nichts hieher Gehöriges enthalten ist.

Der dritte Abschnitt enthält das Nähere über die Zusammensetzung des Grafengerichts; hier wird also insonderheit von denjenigen Personen gehandelt, derer die Lex Salica für diese Verhältnisse gedenkt, vom grafio, von den sagibarones, in Betreff deren das erwähnte Volksrecht bestimmt, daß ihrer nicht mehr als drey bey jedem Grafengerichte seyn sollen und von den rachimburgi. Ueber die Stellung des Grafen als des obersten Gaurichters walten keine Zweifel ob, wohl aber in Betreff des Wortes Graf selbst; da diese bereits an einer andern Stelle (s. o. Bd. 12. S. 197) berücksichtigt worden sind, so können wir darauf verweisen. Hinsichtlich der Sagibarones ist Pardessus (p. 572. et ss.) der Meinung, sie seyen Stellvertreter des Grafen für den Fall der Verhinderung desselben gewesen, allein dann würden sie doch wohl in irgend einer Art als solche bezeichnet worden seyn, während sie jetzt einen Namen tragen, der in gar keiner Beziehung zu solcher Vicarie steht, mag man nun die eine oder andre der verschiedenen Lesarten vorziehen. Unter diesen ist nämlich 1) die am häufigsten vorkommende: Sagibaro, was wörtlich „einen Mann, der da sagt," bedeutet; das kann also hier doch nur ein Solcher seyn, der da Recht sagt oder spricht und es würde dann der fränkische Sagibaro dem friesischen Asega entsprechen, dessen wahre Bedeutung Richthofen in seinem altfriesischen Wörterbuche festgestellt hat. 2) Wäre die Lesart Sachibaro die richtige, so wäre, da Sacha einen Rechtsstreit bedeutet (vergl. Gasachio, Widersacher), Sachibaro ein Sach-Mann, wenn nicht Sachwalter, so vielleicht Einer, der eine Sache schiedsrichterlich zu Ende bringt. 3) Hieße der Beamte Salebaro, so würde diese Bezeichnung auf die

Salmannen führen, die es als Treuhänder mit der Veräußerung von Grundstücken zu thun hatten (vgl. m. deutsche Gesch. Bd. 1. S. 538. Note 23). Durch die neue Ausgabe der Lex Salica kommen aber in dem Titel, welcher von den Sagibaronen handelt, manche ganz neue Varianten zum Vorschein. In dem ersten Texte heißt es § 2.: Si qui ssacebarone aut obgrafionem occiderit; dann findet sich in dem § 4. in mehreren Texten, wie bisher nur im Münchner Codex, ein solvere, namentlich heißt es, nach der Bemerkung, es sollen in jedem Malberg nur drey Sagibaronen seyn:

Erster Text.

et de causas aliquid de quod eis solvuntur factum dixerint . . .

Zweyter Text.

et si de causa aliquid de quod ei solvetur factum dixerit . . .

Dritter Text.

et de causa unde eis aliquid solvitur et sanum dixerint . . .

Da gerade in diesem § 4. überall die eigentliche Thätigkeit dieser Beamten durch ein dicere bezeichnet wird, so ist dieß ein Grund mehr, unter den verschiedenen Bezeichnungen desselben die durch Sagibaro allen andern vorzuziehen.

In Betreff der Rachimburgen tritt Pardessus (p. 577) gegen die Meinung v. Savigny's auf, welcher annimmt, diese Bezeichnung bedeute die freyen Männer überhaupt und habe keine besondere Beziehung auf die Thätigkeit des Urtheilsfindens. Da der Ausdruck Rachimburgi besonders bevorzugte, ausgezeichnete Männer bedeutet (vergl. Grimm deutsche Grammatik. Bd. 2. S. 473), so möchte wohl gerade die Auszeichnung in ihrer Erwählung zum Schöffenamte bestehen (s. auch deutsche Geschichte Bd. 1. S. 230) und somit die Meinung Pardessus', der ohne die Benutzung der Einwendungen Rogge's gegen die v. Savigny'sche Ansicht zu dem nämlichen Resultate gelangt ist, wohl die richtige seyn. Eben so pflichten wir dem vollkommen bey, was Pardessus in dem vierten Abschnitte von der Jurisdiction des Centenarius ausführt, indem er dessen Gericht für competent in allen Rechtsstreitigkeiten freyer Leute unter einander erklärt (d. G. S. I. 530). Auch in der interessanten und anziehenden Erörterung über die Immunitäten hat Pardessus (p. 509, womit auch seine Abhandlung in der Bibliothèque de l'école des chartes zu vergleichen; s. oben Bd. 15. S. 124) unstreitig darin das richtige Princip getroffen, als er das Eigenthum an dem Grundstücke als eine Quelle der Jurisdiction erklärt; das Recht, welches hier galt, war das Recht des Besitzers, welches sich als ein besonderes von dem allgemeinen Landrechte unterschied (d. G. S. 495 u. ff.) und kann in so fern auch als ein Privilegium bezeichnet werden, in welcher Beziehung wir auf die Glosse: Suntar euua, privilegium (Docen, Miscellaneen. Bd. 1. S. 209) aufmerksam machen. Daher glauben wir aber auch, daß die Immunitätsprivilegien, welche von den Merowingischen Königen ertheilt wurden, nichts weiter waren als die Anerkennung eines in dem fränkischen Rechte tief wurzelnden Princips.

Das gerichtliche Verfahren (la procédure devant les tribunaux chez les Francs) bildet den Gegenstand der zehnten Dissertation und zwar unterscheidet Pardessus das Verfahren vor dem Grafen und Centenarius und das in der Curia Regis, indem er dabey ferner die Civil- von der Criminaljurisdiction absondert. Der ganze Abschnitt ist mit großem Fleiße, namentlich mit sehr sorgfältiger Benutzung der Formeln gearbeitet; er gewährt ein deutliches Bild des gerichtlichen Verfahrens jener Zeit. Wir können bey dieser Gelegenheit nicht umhin den Wunsch auszusprechen, daß sich einmal ein tüchtiger Kenner des germanischen Rechtes über die verschiedenen Formelsammlungen hermachen möchte. Diese enthalten noch außerordentlich viele Schätze und sindweg en der unsern Ausgaben fehlenden Indices auch noch immer schwer zugänglich, so daß, wenn man sie nicht der Reihe nach durchlesen kann, das Glossarium von du Cange fast das einzige Hülfsmittel bleibt, welches den Zugang zu ihnen erleichtert. Gerade in dieser Beziehung hat die Arbeit Pardessus ihren besondern Werth, indem wir überall einem gründlichen Studium der Formeln begegnen. Dieß muß nun aber vorzüglich in dem Bestandtheile seines Werkes hervortreten, der sich auf denjenigen Gegenstand bezieht, mit welchem das ganze Formelwesen im nächsten Zusammenhange steht, nämlich in der eilften Abhandlung, worin

das Beweisverfahren (des différents modes de preuves en usage chez les Francs) dargestellt wird und zwar nach folgenden Gesichtspunkten: 1) Thatsachen und Uebereinkünfte, die einen Beweis erfordern; 2) Geständniß der Partheyen; 3) Zeugenbeweis im eigentlichen Sinne; 4) Eidhelfer; 5) Ordalien; 6) Urkunden. Mit Uebergehung der beyden ersten Abschnitte, wo der Verfasser manches Treffliche über adrhamire so wie über affattomire beybringt, können wir uns mit der Anordnung der übrigen Beweismittel nicht ganz einverstanden erklären. Zeugen und Urkunden sind, wie schon die altdeutsche Bezeichnung der ersteren durch Urchundo hinlänglich andeutet, zwey durchaus zusammenhängende Institute; eben wegen des Zeugnisses, wegen der Ur-Kunde, die sie geben, heißen die papiernen oder pergamentenen die Menschen überlebenden Surrogate: Urkunden. Der Verfasser hat diese Institute wohl nur darum von einander getrennt, um die Zeugen und Conjuratoren neben einander zu stellen und dadurch den zwischen ihnen bestehenden Gegensatz hervor zu heben; daher auch die Ueberschrift, die er dem dritten Abschnitte giebt, indem er sagt: de la preuve testimoniale proprement dite. Allein dieser Gegensatz ist so auffallend groß, da die Eidhelfer aus den Kampfgehülfen hervorgegangen und sammt den Ordalien erst durch das Christenthum zu einem Beweismittel geworden sind (vergl. meine Engl. R. u. RGesch. Bd. 2. S. 251 u. ff. Deutsche Gesch. Bd. 1. S. 246 u. ff.), daß eine Verwechslung beyder nicht gut möglich ist. Ueberhaupt aber glauben wir, daß die Darstellung des gerichtlichen Verfahrens nicht ganz befriedigend ausfallen kann, ohne daß das Rechtsverfahren durch die Rache ihm in seiner ganzen Bedeutung gegenüber gestellt wird; erst dadurch erhalten mehrere in jenem geltende Principien und darin vorkommende Institute ihre Deutung. Allerdings hat der Verf. dem außergerichtlichen Verfahren eine besondere, aber erst die nachfolgende Abhandlung gewidmet; allein wir glauben, daß die Principien des Rachesystems, für welches ohnehin die Lex Salica so viele interessante Andeutungen enthält, nothwendig hätte vorangestellt werden müssen, denn es ist das historisch Aeltere.

Was nun insbesondere die Eidhelfer anbetrifft, so ist deren Bedeutung als Beweismittel sehr richtig dargestellt; die Streitfragen, ob sie nur dem Adel oder auch andern Freyen gestattet gewesen seyen, berührt der Verfasser als solche nicht, er bekennt sich also zu der unseres Erachtens richtigen Ansicht, daß in dieser Beziehung kein Unterschied statt gefunden habe. Um das Institut in ein helleres Licht zu setzen, nimmt er auch vielfältig auf andere germanische Rechtsquellen Rücksicht und dieß führt ihn auch darauf, den Unterschied der Conjurationes electi und nominati aus einander zu setzen. Er hätte hieher noch den angelsächsischen Cyre-ath und ungecorenne ath ziehen können (vergl. engl. R. und RGsch. Bd. 2. S. 269). Etwas zu kurz, mit fast alleiniger Beschränkung auf die Lex Salica, und ohne ein tieferes Eingehen auf die Bedeutung des Institutes, ist aber der Abschnitt (zwey und eine halbe Seite) über die Ordalien ausgefallen, namentlich hätte hier wohl die Streitfrage eine nähere Erörterung verdient: ob die Franken auch den Zweykampf als Ordale gehabt haben? So wenig wir daran zweifeln, daß dieses der Fall war (deutsche Gesch. Bd. 1. S. 261. Note 31), so wäre es doch sehr interessant gewesen, wenn der gelehrte Verfasser aus seiner Belesenheit auch irgend eine diese Ansicht bestätigende Stelle beygebracht hätte.

Die Abhandlung über die Urkunden war zum Theil bereits bekannt, namentlich die interessante Ausführung über die häufig den Documenten beygefügte Formel: cum stipulatione subnixa, die sich in der Bibliothèque de l'école des chartes findet und auch hier in diesen Blättern (Bd. 15. Sp. 126 u. f.) besprochen worden ist.

Der zwölften Abhandlung über das außergerichtliche Verfahren und Compositionensystem (sur les compositions pour les crimes et les délits d'après la loi salique) ist schon oben (S. 173) gedacht worden. Wir können den hier aufgestellten Principien nur beypflichten, und hätten nur gewünscht, einige Materien mehr ausgeführt zu sehen, namentlich die Frage: wie viel bey der Beurtheilung der Friedensbrüche auf die Absicht des Thäters angekommen sey? dann wäre auch eine nähere Begründung des altgermanischen Unterschiedes zwischen Mord und Todschlag hier ganz an seiner

Stelle gewesen, während der Verfasser nur einmal ganz kurz berührt, daß das Verbrechen gravirt gewesen sey, wenn man die Leiche des Erschlagenen versteckt habe (p. 658); eine solche Unterscheidung wäre um so instructiver gewesen, als die vielfältig gebrauchten jetzt in der französischen Sprache üblichen Ausdrücke: meurtrier und assashin gar nicht das eigentliche ursprüngliche Verhältniß zwischen Mord und Todschlag erkennen lassen.

Im Gegensatze zu diesen blutigen Scenen führt uns die dreyzehnte Dissertation wieder in das häusliche Leben der Franken ein, indem sie das Eherecht bespricht (de la législation du mariage chez les Francs). Es geschieht dieß wieder mit Benützung des gesammten Quellenapparates. Besondere Aufmerksamkeit verwendet der Verfasser auf die Erörterung der Frage, die er bejaht, ob bereits zur Zeit des Lex Salica eine Gemeinschaft der Errungenschaft unter den Franken bestanden habe? Eben so giebt ihm auch der bekannte Titel der Lex Salica, der die Ueberschrift: de Reipus führt und von der Wiederverheirathung der Wittwen handelt, zu interessanten Untersuchungen Veranlassung. Wir haben uns jedoch gewundert, daß er auf Grimm's glückliche Deutung des Wortes Reipus (Rechtsalterth. S. 425 u. ff.) gar keine Rücksicht genommen hat. Merkwürdig sind auch die Bestimmungen des Cap. extrav. 7. über den achasius, den die Wittwe an die Verwandten ihres verstorbenen Mannes zur Auslösung ihrer Dos zahlen muß, so wie auch die Anordnung des Cap. 8. über das Verhältniß des Wittwers zu der Dos seiner verstorbenen Frau. Wir haben diese Stellen bereits einmal in diesen Blättern besprochen (Bd. 6. S. 13 u. 14).

Aus dem fränkischen Erbrechte, welches den Inhalt der vierzehnten und letzten Dissertation (sur la legislation des successions chez les Francs) bildet, ist ganz besonders die Erörterung über die Terra Salica hervorzuheben. Der Verf. ist der Meynung, daß dieser Ausdruck jedes Grundstück ohne Unterschied bedeute, eine Annahme, welche die gleiche Bedeutung, in welcher in der Lex Rip. die terra aviatica erkannt, widerspricht, was der Verfasser auch selbst anerkennen muß, indem er zugiebt, daß man beyde Ausdrücke gleichbedeutend — er sagt freylich: späterhin — verstanden habe.

Es hat sich die Ausschließung der Töchter bey den Franken wohl nicht auf alle, sondern wohl nur auf die ererbten Grundstücke bezogen. Allerdings da man von der Voraussetzung ausgehen darf, daß die Veräußerung der Grundstücke an Extranei nur die Ausnahme von der Regel war und somit dieselben auch eine wahrhaft juristische Unbeweglichkeit hatten, so können für die ältere Zeit die Begriffe: „Grundstück" und „ererbtes Grundstück" leicht zusammenfallen. Daß schon die Töchter um so mehr von der Succession auf den Königsthron ausgeschlossen blieben, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Der Verfasser hat diesen gerade auch für die neueste Geschichte Spaniens so interessant gewordenen Gegenstand mit entschiedener Vertheidigung des Princips der Ausschließung durchgeführt. Auch Guerard behandelte in seiner oben (Bd. 18. S. 245) angeführten Recension des Werkes von Pardessus diesen Gegenstand, indem er einleitend zu seiner Beurtheilung das Publikum darauf hinführt, daß, indem Pardessus das Salische Gesetz herausgegeben habe, man nicht gleich an jene Ausschließung der Töchter vom Throne denken solle; er benützt aber diese Gelegenheit, um mehreres die Geschichte dieser Ausschließung Betreffende zusammen zu stellen. —

Wir beendigen hiemit unsere Anzeige der gediegenen und vortrefflichen Arbeit des Hrn. Pardessus. Haben wir uns hin und wieder mit derselben nicht einverstanden erklärt und haben wir gerade bey diesen Punkten ausführlicher verweilt, so haben wir doch keinen Augenblick vergessen, wie dankbar die Wissenschaft dem Verfasser dieses Werkes zu seyn hat. Indem auch wir unsers Theils diesen Dank aufrichtig zollen, wünschen wir dem gelehrten und gewiß wohlwollenden Manne, — denn eine edle Gesinnung spricht sich in seinem Werke aus —, der schon seinen Enkel bey seiner Arbeit zu beschäftigen wußte, noch eine lange Dauer seines Lebens, damit die Wissenschaft auch fernerhin sich seiner Thätigkeit erfreue. —

G. Phillips.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. July.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Beyträge zur Geschichte Europa's im sechszehnten Jahrhunderte aus den Archiven der Hansestädte von Fr. Burmeister. Rostock 1843. Verlag von J. M. Oeberg. 8. 194 S. mit 10 Documenten.

Der Verfasser, Mitglied der k. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen, und des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin, hat aus dem Archive der Stadt Wismar, und zum minderen Theile auch aus den Cölner, Lübecker, Braunschweiger Archiven die vorliegenden Materialien gesammelt, welche zwar kein vollständiges Bild des Verfalls der Hanse gewähren, aber doch so viel Treffendes liefern, daß Ref. alle Freunde der Geschichte deutscher Handels-Unternehmungen darauf aufmerksam zu machen sich verpflichtet fühlt. Wenn er es aber unternimmt, in Kürze die Hauptresultate der Forschungen des Verfassers zusammen zu stellen, so glaubt er hiezu um so mehr berechtigt zu seyn, als dieselben wesentlich mit den Ansichten übereinstimmen, zu welchen ihn die eigene Forschung brachte und die er gelegentlich in den Betrachtungen über die Ursachen, welche den Verfall des deutschen Handels im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte herbeyführten, niedergelegt hat. Diese akademische Rede, welche eigenthümlicher Verhältnisse wegen in der kürzesten Frist verfaßt werden mußte, hat bekanntlich schnell ihre eigene Geschichte gefunden, deren Einzelnheiten nicht vor das größere Publikum gehören. Denn wenn auch das Erscheinen einer eigenen Gegenschrift „das geographische Element im Welthandel, mit besonderer Rücksicht auf die Donau" Referenten berechtigen könnte, den Schleier der Anonymität zu lüften und den Verfasser mit der Note voll Selbstlob zu confrontiren, so enthebt er sich doch gerne dieses undankbaren Geschäftes, der glücklichen Entdeckung wegen, die der Verfasser von 2 Reichen im Oriente, dem Reiche von Nipon und dem von Japan machte (S. 15). Wer die Wissenschaft mit einer so großartigen Entdeckung bereicherte, hat doch gewiß das Recht gegen unsere anspruchslose Abhandlung aufzutreten, selbst auf die Gefahr hin, daß sich die Thesis, gegen welche das grobe Geschütz gerichtet war, in der erwähnten akademischen Rede gar nicht vorfände, und der Verfasser in leidenschaftlichem Eifer das Schauspiel des berühmten Windmühlenkampfes vor unsern Augen zum Besten gegeben hätte.

Ihrer ganzen Anlage nach sollten jene Betrachtungen nur die gewöhnliche Auffassungsweise berichtigen und die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf einige Punkte hinlenken, welchen man die Wirksamkeit auf den deutschen Handel bisher nicht einzuräumen pflegte, die sie verdienen. Daß sich über einen so reichhaltigen Gegenstand mehr sagen läßt, als was den Raum von 18 Seiten füllt, sieht jedermann ein; auch die 26 Seiten der Gegenschrift nebst der charakteristischen Note erschöpfen die Sache nicht. Nachforschungen aber anstellen zu wollen über die Genesis der Abhandlung und auf welche Weise ihr Verfasser zu dem leitenden Gedanken gekommen sey, war jedenfalls eine so lächerliche und zwecklose Arbeit, daß die Gegenfrage,



ob den Verf. das wissenschaftliche Interesse oder ein rein persönlicher Grund zu dieser literarischen Inquisition vermocht habe, sich dadurch von selbst beantwortet. Wer zu solchen Waffen seine Zuflucht zu nehmen gezwungen ist, mag freylich ein leichtes Spiel haben, die Genesis seiner Ideen gerichtlich zu constatiren und ich glaube selbst, daß er schnell damit fertig werden kann; diese Procedur aber im Interesse der Wissenschaft von andern zu verlangen, heißt doch gar zu sehr die Dürftigkeit der eigenen Natur Anderen aufdringen wollen, welche sich damit weder geschmeichelt fühlen, noch zufrieden geben können.

Was nun die Wismarischen Beyträge betrifft, so wollen wir zuerst die Methode des Hrn. Burmeister aus einander setzen, um dadurch von selbst auf die Ergebnisse seiner Forschungen zu kommen. Die allgemeine Uebersicht bestreitet die Richtigkeit der Ansicht, daß die Auflösung der Hanse größtentheils daraus entstanden sey, daß das Stadtregiment in der Hand aristokratischer Familien ruhte. Während der Verf. nachweist, daß die Masse der Bürger immer einen nicht unbeträchtlichen Antheil an der Regierung hatte, dürfte dem Vorwalten des democratischen Elementes eher das zugeschrieben werden, was der aristokratischen Verfassung, die herkömmliche Grundsätze und Politik stets treuer zu bewahren wußte, zur Last gelegt wird. Die allgemeine Wendung der europäischen Angelegenheiten im sechszehnten Jahrhunderte wird als eine wesentliche Ursache des Verfalles der Hanse mit guten Gründen bezeichnet, und Ref. verzichtet hiebey gerne auf das Recht, welches ihm nach der Argumentation seines anonymen Gegners zukäme, Hrn. Burmeister zu fragen, wie er zu dieser Idee komme, welche sich als der Grundgedanke durch jene „Betrachtungen“ zieht. Allein von einer solchen Absurdität ferne, freut sich Ref. vielmehr, durch Hrn. Burmeister eine Bestätigung dessen zu finden, was seine eigenen Forschungen als wahr erhärteten. Um aber diese Veränderung gehörig zu begründen, schildert der Verfasser zunächst die Handelspolitik der Hanse, deren Hauptziel Erhaltung des Landfriedens und Bestrafung etwaiger Uebertreter desselben, Sicherheit der Schiffahrt in der Nord- und Ostsee gewesen sey. Der diplomatische Verkehr wird mittels neuer Urkunden ausführlich dargestellt. Schon hiebey gewahrt man, was später noch stärker hervortritt, daß das System des Handelsmonopols von den hanseatischen Städten nicht minder eifersüchtig betrieben wurde, als etwa in gleich früher Zeit von Seiten der Venetianer, und die gegen sie gerichteten Maßregeln der Königin Elisabeth, welche das Vorspiel dessen waren, was Cromwell gegen die Holländer verfügte, erscheinen im Ganzen doch nur als die natürliche Reaction gegen das, was die Hanse selbst zum eigenen Vortheile so lange behauptet hatte.

(Schluß folgt.)

Geschichte der Bildung des hellenischen Staatensystems von Joh. Gust. Droysen (auch unter dem Titel: Geschichte des Hellenismus, zweyter Theil). Mit einem Anhang über die hellenistischen Städtegründungen. Hamburg 1843. 784 S. gr. 8.

Die merkwürdigen Entwicklungen, die Alexanders des Großen Eroberungen veranlaßten, haben für die Geschichte der Menschheit eine hohe Bedeutung. Die Vermischung des abend- und morgenländischen Lebens rief einen unendlichen Reichthum neuer Erscheinungen hervor, vermittelte durch die Zerstörung der altnationalen, mit dem heimischen Boden verwachsenen Zustände den Untergang des Heidenthums, und brachte in das Leben der meisten Völker der alten Welt überhaupt einen gewaltigen Bruch. Nach Jahrhunderten eines traurigen Siechthums erliegen sie theils den Römern, theils den Barbaren des Ostens, in denen das Heimische und Wildnatürliche der asiatischen Welt wieder erwachte, und gegen das Fremde ankämpfte. Indeß war das von den Macedoniern und Griechen vermittelte neue Wesen so tief in das Leben der Völker hineingewachsen, daß es ihre politische Existenz lange überlebte, bis es endlich in der neuen Zeit des Morgenlandes und des Muhamedanismus ganz ver-

schwand. Diesen geschichtlichen Verlauf bezeichnet man mit dem Namen des Hellenismus. Die Geschichte dieser Jahrhunderte, welche man das Mittelalter der griechisch-asiatischen Welt nennen kann, wurden vor Hrn. Droysen von keinem Forscher von dem Standpunkte des Hellenismus aus behandelt. Zwar haben manche Kenner des klassischen Alterthums auch dieser Periode ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und vieles Einzelne gesichtet und aufgeklärt. Die Geschichte derselben erhielt auch wegen der politischen Verbindung, in welcher die hellenistischen Reiche und Völker mit den Römern standen, durch die Geschichtschreiber dieses welterobernden Volkes manche Erläuterung; viele Aufklärung gaben ihr ferner die Geschichtschreiber der christlichen Kirche. Aber alle diese Aufschlüsse reichen nicht hin, uns ein vollständiges Bild zu gewähren. Erst die neueste Zeit lieferte uns ein Geschichtswerk, welches diese Aufgabe sich zum Ziele setzte, nämlich die Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von macedonischen Königen beherrscht wurden, von Flathe, welcher die politische Geschichte dieser Jahrhunderte mit Geist und großer Gelehrsamkeit behandelte. Allein Hr. Flathe machte das macedonische Wesen zum Kern und Mittelpunkt seiner Darstellung und nahm sonach keineswegs den Gesichtskreis, innerhalb dessen sich die Geschichte der hellenistischen Staaten bewegt. In diesem ist Macedonien nichts anders, als ein Name und ein kleiner Kreis von Formen des Hoflebens, während alle Einrichtungen, Sitte, Mode und Bildung, alle Verhältnisse der neuen Staaten und der alten Bevölkerung, der Unterthanen zu ihren Herrschern und der Reiche zu einander durchaus hellenistisch sind. Zudem kann die Darstellung der politischen Geschichte, wenn diese auch von einer Meisterhand geschrieben wird, jene Periode nicht vollständig aufhellen, sondern es müssen die religiösen Zustände des Hellenismus, die Verschmelzung der Religionen und Culte, seine Theokratie und Theosophie, sein Unglaube und Aberglaube bis zum letzten Verschwinden des hellenistischen Heidenthums in den Kreis der Darstellung gezogen werden, wie sich dieß Hr. Prof. Droysen zur Aufgabe seines Lebens setzte.

Um eine feste Grundlage zu diesem umfassenden Werke zu gewinnen, stellte er schon früher (1833) die Geschichte Alexanders des Großen in der Art dar, daß sie eine passende Einleitung zu dem vorliegenden Werke bildet. Alexanders Plan, die Völker des Ostens und Westens zu einem Reiche vereinigt zusammenzuhalten, ließ sich nicht verwirklichen. Dagegen erhielt sich die andere Hälfte von dem, was der macedonische Held erstrebte, nämlich die Verpflanzung des Griechenthums in alle anderen Volksthümlichkeiten, so daß sich der Hellenismus, dessen Gründer er ist, freylich anders entwickelte, als er selbst ahnte und bezweckte. Die Kämpfe während der fünfzig Jahre nach seinem Tode stumpften das einseitig macedonische Wesen, welches die Herrschaft an sich zu reißen drohte, ab und beschränkten es auf die Heimath oder verwandelten es dergestalt, daß es in Asien mit dem Griechenthume unter gleichem Namen gelten kann, während sie dem hellenischen Wesen Zeit gönnten, sich in die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Länder einzubilden, und zu den vielen Formen den Grund zu legen, auf welchem die nächsten Jahrhunderte weiter bauten.

Der erste Band des Werkes, welches uns mit diesen eigenthümlichen Verhältnissen bekannt machen soll, enthält die Geschichte der Nachfolger Alexanders (der Diadochen), der zweyte aber, von welchem wir zunächst sprechen, führt den Faden der Geschichte bis zum Jahre 220 vor Chr. fort. Die innern Verhältnisse sind hier nur so weit berücksichtigt, als es das Verständniß des Ganzen nothwendig machte; eine ausführliche Erörterung derselben wird der Hr. Verf. erst nach Beendigung der politischen Geschichte liefern.

Diese Geschichte der Bildung des hellenistischen Staatensystems hat dieselben Vorzüge, welche die Geschichte Alexanders des Großen und jene seiner Nachfolger auszeichnen, ist aber auch nicht von allen Fehlern frey, welche an jenen Werken gerügt wurden. Die guten Quellen, die wir für die frühere Geschichte Griechenlands haben, fehlen für diese Periode, und derjenige, welcher ein klares Bild von derselben entwerfen will, hat nicht bloß über die Unzuverlässigkeit seiner Gewährsmänner, sondern oft

auch über Mangel an ausführlichen und zusammenhängenden Nachrichten zu klagen. Da die einzelnen Angaben großen Theils mit vieler Mühe aus verschiedenen Schriftstellern zusammen gesucht werden müssen, ist es sehr natürlich, daß man fast jede Notiz, welche zur Ergänzung irgend eines Gemäldes dient, mit großer Freude ergreift, ohne die Quelle, aus welcher dieselbe floß, und die Glaubwürdigkeit des Schriftstellers, welcher sie liefert, oder die Absicht, in welcher er sie vielleicht gebrauchte, und die Färbung, die er ihr vielleicht gab, immer mit besonderer Strenge zu prüfen. Auch ist es sehr schwer, da, wo alle Nachrichten schweigen, sich jeder subjectiven Ansicht zu entschlagen und Vermuthungen abzuweisen, die besonders dann, wenn man sich von irgend einer Erscheinung schon vor einer näheren Prüfung der über dieselbe erhaltenen Nachrichten eine bestimmte Vorstellung gebildet hat, einen um so größeren Einfluß auf die Darstellung ausüben. In diesem Falle geschieht es auch leicht, daß man in mancher Angabe mehr findet, als sie eigentlich enthält, oder aus ihr unrichtige Folgerungen zieht. Wenn wir auch weit entfernt sind, den ungewöhnlichen Fleiß, welchen Hr. Prof. Droysen auf die Ausarbeitung dieses Bandes verwendete, und sein redliches Streben nach Gründlichkeit zu verkennen, so läßt sich auf der andern Seite doch nicht in Abrede stellen, daß er in Folge seines Ringens nach Vollständigkeit bisweilen auf Angaben ein Gewicht legt, das sie nicht verdienen, daß er andere, welche mit seinen Ansichten nicht übereinstimmen, vielleicht ohne Grund verwirft und Vermuthungen Raum giebt, welche keinen festen Halt haben. Gerne würden wir auf eine nähere Beleuchtung dieser Punkte eingehen, wenn wir die Gränzen dieser Anzeige in diesem Falle nicht überschreiten müßten. Doch den Wunsch können wir nicht unterdrücken, daß der gelehrte Hr. Verf. bey der Fortsetzung seines vortrefflichen Werkes so selten als möglich in das Gebiet der Hypothesen sich verirren und die Angaben der alten Schriftsteller stets mit größter Unbefangenheit abwägen möge. Ferner dürfte es sehr gut seyn, wenn er den Stoff anders vertheilte und anordnete. Wir können es nicht gut heißen, daß er die ethnographische und synchronistische Methode mit einander zu verschmelzen sucht, und auf diese Weise die Uebersicht, wie uns scheint, nicht erleichtert, sondern solchen Lesern, welche nicht schon mit einer ziemlich genauen Kenntniß der politischen Geschichte der einzelnen Reiche ausgerüstet sind, eher erschwert. Wenn dieser Uebelstand auf dem Wege, welchen er wählte, auch nicht mehr ganz zu beseitigen ist, so läßt sich bey den folgenden Bänden vielleicht doch manches thun, um die Nachtheile desselben minder fühlbar zu machen. Endlich könnte der Hr. Verf. auch die Darstellungsweise bisweilen vereinfachen, manche philosophische und rhetorische Floskel entfernen, die einzelnen Sätze mehr abrunden, und viele Ausdrücke mit bessern, dem historischen Style angemessenern vertauschen. Wir dürfen diese *scheinbar kleinliche* Bemerkung um so weniger unterdrücken, je inniger wir wünschen, daß die Geschichte des Alterthums einen möglichst weiten Kreis von Lesern gewinnen möge, was aber nur dann der Fall seyn dürfte, wenn diejenigen Männer, welche derselben ihr Talent und ihre Zeit widmen, nicht bloß nach dem Ruhme der Gründlichkeit und Gelehrsamkeit streben, sondern auch formelle Abrundung und Vollendung im Auge haben, welche mancher deutsche Gelehrte noch immer viel zu wenig beachtet. Wir sind überzeugt, daß, wenn Hr. Prof. Droysen dem Stoff des vorliegenden Bandes eine zweckmäßigere Anordnung gegeben, bloß die Resultate seiner Forschungen in die Erzählung aufgenommen, *alle* Combinationen und Hypothesen in die Anmerkungen verwiesen, die nöthigen Ruhepunkte in der Erzählung angebracht, die Darstellung mehr vereinfacht und alle unnöthigen Floskeln vermieden hätte, sein Werk ein noch größeres Publikum finden und alle Leser so anziehen dürfte, daß sie demselben vom Anfange bis zum Schluße jene ungetheilte Aufmerksamkeit zuwendeten, die es bey der Wichtigkeit der Resultate, zu welchen den Hrn. Verf. seine anhaltenden Quellenstudien führten, in so hohem Grade verdient.

Uschold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Beyträge zur Geschichte Europa's im sechszehnten Jahrhunderte aus den Archiven der Hansestädte von Dr. Burmeister.

(Schluß.)

Dem in der allgemeinen Uebersicht ausgesprochenen Plane nach durchgeht der Verf. die einzelnen Länder, um die in wenigen Jahrzehenten veränderte Stellung der Hanse zu denselben zu ermitteln. Der Austritt von Breslau und Krakau 1474, von Göttingen und Goslar 1579, die Trennung der niederländischen Städte, von denen 1482 Harlem, Delft, Leiden, Amsterdam und Gouda sich von der Hanse losgesagt hatten, brachten Versuche hervor, sich mit den oberdeutschen Städten in Verbindung zu setzen. Allein zur Realisirung dieses bereits im Jahre 1450 gefaßten Planes fehlte ein gehöriger Mittelpunkt, der zwischen Erfurt und Frankfurt am Mayn geschwankt zu haben scheint. Wer kann sagen, wohin die beabsichtigte Erweiterung dieser Verbindungen noch geführt haben würde, wäre nicht der 30jährige Krieg dazwischen getreten? Dieser, so heillos in Bezug auf den Wohlstand und den Handel Deutschlands, hat vielleicht doch eine Seite gehabt, welche mit Manchem aussöhnt, was er sonst in seinem Gefolge mit sich führte, obwohl Ref. nicht läugnen will, es hätte auch dieses auf einem minder kostspieligen und unblutigen Wege errungen werden können. Was wir meinen, ist Folgendes, das jedoch wegen unzureichenden Materials nur lückenhaft mitgetheilt werden kann.

Schon im Jahre 1607 hatte K. Rudolf von den Hansestädten unvermuthet die Edition ihrer Privilegien und Statuten verlangt. In der Antwort auf diese Anforderung, die eine künftige Beschränkung der Privilegien befürchten ließ, kommt der, die Stellung der Hanse zum Reiche bezeichnende Passus vor: daß sie „im H. R. Reiche keine sonderliche oder wohl gar keine privilegia ratione sui collegii, sondern die mehrentheils in frembden Königreichen und Provinzen erlangt habe.“ Um dieselbe Zeit findet sich, daß die Hanse sich um einen Beschützer umsieht und der Verfasser hält es für wahrscheinlich, daß man von Seiten der Hansestädte nicht abgeneigt war, den Statthalter der Generalstaaten als solchen zu gewinnen. Ein natürliches Interesse zog ohnehin die Hansestädte an die Generalstaaten. Diese Verbindung war aber im Jahre 1609 schon so innig, daß K. Rudolf deßhalb den Hanseaten den Vorwurf einer Conspiration machte. Dessen ungeachtet wurden die Unterhandlungen fortgesetzt und zwar mit solchem Geheimnisse, daß die Wismarischen Gesandten alle mit dem Tode bestraft wissen wollten, die dieselben verriethen. Vergeblich verbot K. Mathias gleich im Anfange seiner Regierung den Hanseaten jedes Bündniß mit den Niederlanden. Es kam dennoch zu Stande (Oct. 1615) und bezog sich sicher nicht bloß auf „die freye Handhabung und Schirmung der freyen Schiffahrt und Handlung.“ Auf der Tagefahrt zu Rostock war bereits die Rede „wegen Verstärkung gegen unziemliche Gewalt durch Bündniß mit den Generalstaaten.“ Diese selbst leisteten der Stadt Braunschweig Hülfe gegen den Herzog,

und wenn wir nun zu diesen Thatsachen die Umtriebe der anhaltischen und pfälzischen Partey, wie sie aus der anhaltischen geheimen Kanzley sich ergeben, dazu rechnen, so möchte die Behauptung wenig Widerspruch finden dürfen, daß Deutschland im zweyten Jahrzehent des 17. Jahrhunderts auf dem Punkte stand, aus einander zu fallen. Wie früher die schweizerische Eidgenossenschaft Süddeutschland bis Ulm in ihr System zu verwickeln strebte, so war die neue Conföderation im Westen bemüht, die Handelsstädte Deutschlands von dem Reiche weg in ihren Bereich und ihr politisches System zu ziehen. Allein der Preis, um welchen die Hansestädte den Bund mit den Generalstaaten erlangten, welcher in Bezug auf die Integrität Deutschlands so ungemein folgenreich hätte werden können, war kein geringerer als Freygebung der Schiffahrt mit Schweden oder vielmehr des Handels mit Dänemark, Schweden und Rußland. Von welcher Wichtigkeit dieses war, erhellt aus der von Kampen angeführten Thatsache, daß die Holländer ihre bereits seebeherrschenden Flotten von norwegischem Holze bauten, mit norwegischen Matrosen bemannten. Schon früher hatten die Engländer das Monopol des Handels mit Rußland gesprengt und sich durch den Handel nach dem weissen Meere einen Weg eröffnet, auf welchem sie kein Zusammentreffen mit hanseatischen Schiffen befürchten mußten. Seit den Tagen der K. Elisabeth sank ohnehin ein Vorrecht nach dem andern und da die Hanseaten an der Ausrüstung der sogenannten unüberwindlichen Flotte Philipp's II. großen Antheil genommen, führte die Vernichtung derselben auch eine Katastrophe für den hanseatischen Handel in England herbey. Schon ein Jahr später, am 4. Aug. des Jahres 1589 mußte das hanseatische Komtor in London geräumt werden. Von nun an war eigentlich nur mehr der Handel mit Spanien noch in einer gewissen Blüthe. Dieses selbst machte noch 1598 die glänzendsten Anerbietungen, bot die freye Schiffahrt nach Indien, die Errichtung eines Komtors in Sevilla an, wenn den Feinden Spaniens der Hafen von Lübeck verschlossen würde. Nach Besiegung des ländersüchtigen Christian IV. von Dänemark wurde das Project, die Marine der Hanse mit der spanischen in Verbindung zu bringen, aufs Neue und zwar von K. Ferdinand II. aufgegriffen. Der Verfasser theilt selbst den schriftlichen Vertrag des kaiserlichen Gesandten zu Lübeck (8. Nov. 1627) wegen Wiederherstellung der Schiffahrt nach Spanien mit. Eine Flotte sollte in der Ostsee aufgestellt und dadurch der Präponderanz des Nordens ein Ziel gesetzt werden; der Welthandel, mit den asiatischen, afrikanischen, amerikanischen Colonien der großen westlichen Monarchie sollte sich in die deutschen Häfen münden. Die Vortheile, die der Kaiser bot, konnten die Anerbietungen der Niederländer in den Hintergrund weisen. Es kam nur darauf an, daß sich die Hanse ohne Rückhalt an die kaiserlichen Generale anschloß, aller undeutschen, reichswidrigen Verbindung entsagte. „Schon war man nach Besiegung des Königs von Dänemark eines sicheren Erfolges gewiß, der Graf de Roy sammelte zu Lübeck, der Herzog von Friedland in Wismar Schiffe und Matrosen;“ der Canal von der Ostsee in die Elbe, — schon früher durch Wismar und die Herzoge von Meklenburg unternommen, ward von Wallenstein besonders gefördert. Gelang es Stralsund zu gewinnen, so konnte man sich eine neue Aera für den Handel Deutschlands versprechen. Da leistete dieses dem kaiserlichen Feldherrn beharrlichen Widerstand. Waldstein, Freund und Feind verhaßt, mußte dem Dringen der Reichsfürsten weichen. Der Schwedenkönig, am meisten betheiligt, daß Deutschlands Handel den alten Aufschwung nicht wieder nähme, wandte sich von Polen nach Deutschland. Der Bürgerkrieg begann hier aufs Neue und bis die Deutschen sich der im Innern festgenisteten Gäste erwehrten, war auch der Handel mit Spanien — an die Holländer verloren gegangen.

Höfler.

Römische Geschichte vom Verfalle der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin. Mit vorzüglicher Rücksicht auf Verfassung und Verwaltung des Reichs von Dr. Carl Höck, Professor der Universität Göttingen. Erster Band. Erste Abtheilung. Braunschweig 1841. X und 426, zweyte Abtheilung, 1843. X und 426 S. 8.

Die Bearbeitung der Römischen Kaisergeschichte, deren Wichtigkeit jeder Freund des klassischen Alterthums kennt, wurde in den letzten Decennien im Vergleich zu andern Abschnitten der alten Geschichte auffallend vernachlässiget. Erst in der jüngsten Zeit traten zwey Werke ans Licht, welche dem tief gefühlten Bedürfnisse abhalfen; die mit einer ausgezeichneten Einleitung ausgestattete Uebersetzung der Römischen Geschichte von Garzetti und das oben genannte Werk von Höck, welches in fünf bis sechs Theilen von ähnlicher Ausdehnung, wie sie der erste hat, nicht bloß die äußere Geschichte, sondern auch eine Darstellung der innern Zustände des Römischen Imperatorenreichs von seinem Ursprunge bis auf den Tod Constantins des Großen umfassen, und sonach eine große Lücke in der historischen Litteratur der Deutschen ausfüllen wird.

Wir wollen hier den ersten Band des vielversprechenden Werkes in Kürze betrachten, um die Freunde der Geschichte mit der Beschaffenheit und Bedeutung desselben bekannt zu machen, und dieses Geschäft mit einer Angabe des Inhaltes beginnen. Der vorliegende Band enthält außer einer ganz vortrefflichen Einleitung fünf Bücher. Die Einleitung gewährt eine sehr gute Uebersicht der Entwicklung und Umbildung der römischen Verfassung von Servius Tullius bis zu Sulla's Tode, und zeigt uns alle wichtigen Veränderungen derselben in deutlichen Umrissen. Im ersten Buche erzählt der Hr. Verf. die Geschichte von Sulla's Tode bis zu Cäsars Tod (676 — 710), im zweyten führt er sie von Cäsars Tode bis auf die Schlacht von Actium fort (710 — 723), im dritten aber von diesem für Rom so verhängnißvollen Ereignisse bis zur Vollendung der Gewaltfülle Octavians (723 — 742), endlich im vierten von der Vollendung der Gewaltfülle August's bis zu dessen Tode im Jahre Roms 767. Im fünften Buche schildert er uns die innern Zustände und die Verwaltung des Reiches. Den Schluß bilden zwey Excurse a) über die Bevölkerung Roms und b) über die Reichsvermessungen und den Census unter Augustus. Jedes Buch zerfällt wieder in mehrere Capitel. Die Eintheilung des Stoffes ist so zweckmäßig, daß sie zur Erleichterung der Uebersicht und der Auffassung des Einzelnen wesentlich beyträgt, dieselbe aber nirgends erschwert und hindert, wie dieß in vielen historischen Werken der neuern Zeit der Fall ist.

Von dem richtigen Takte des Hrn. Verf. zeugt auch der Umstand, daß er die annalistische Form, welche wir bey Dio Cassius finden, und die von Tillemont und von andern eben so gehaltene Vertheilung des Materials aufgab, und sich nach einem höheren Gesetze der Einheit richtete. Nur bey der äußeren Geschichte bildet die Chronologie den Faden der Erzählung; die einzelnen Einrichtungen und Gesetze aber können nicht immer da erörtert werden, wo sie zuerst in's Leben traten. Eben so wenig kann man bey jedem einzelnen Kaiser sogleich alles berichten, was sich unter ihm Denkwürdiges ereignete, oder wohl gar stets von neuem in eine Schilderung von Zuständen abschweifen, da eine solche Zerstückelung des Stoffes mehr Verwirrung als Aufhellung zur Folge haben würde. Wir finden es sehr zweckmäßig, daß der Hr. Verf. nur da, wo die bedeutenden Krisen der römischen Welt liegen, ein umfassendes Bild der Zustände des Reiches giebt,

wie dieß in dem ersten Bande bey Augustus geschieht, und in den folgenden bey den Antoninen und bey Constantin geschehen wird. Auch darin können wir sein Verfahren nur billigen, daß er keine historisch bedeutsame Erscheinung in der römischen Welt von seiner Darstellung ausschließt, vorzugsweise aber die Verfassung und Verwaltung in's Auge faßt, da die äußere Geschichte eines jeden Volkes, insbesondere die römische, ohne Verständniß der innern ein Räthsel ist, und die Römer gerade durch ihre Staatskunst und Gesetzgebung sich vor allen Völkern des Alterthums eben so sehr auszeichneten, wie die Griechen durch ihre mannigfaltigen und vollendeten Leistungen in Kunst und Wissenschaft. Zu diesem Zwecke hat der Hr. Verf. nicht bloß alle Quellen der römischen Geschichte sorgfältig studirt, die einzelnen Angaben mit Umsicht geprüft, sondern auch die Resultate der neuesten Forschungen auf diesem Gebiete gewissenhaft benützt. Um aber den Umfang des Werkes nicht über Gebühr auszudehnen und das Studium desselben nicht bloß für Gelehrte, sondern für jeden gebildeten Leser anziehend zu machen, hat er stets, so weit es ihm möglich war, vermieden, das Detail der Forschung in die Erzählung aufzunehmen, und selbst die Noten enthalten außer der Angabe der Beweisstellen meistens nur Andeutungen, welche den Leser auf die Gründe hinweisen, die den Verfasser zu seiner jedesmaligen Ansicht bestimmten. Durch dieses kluge Verfahren gewann sein Buch einen großen Vorzug vor vielen ähnlichen, und der Vorwurf, welchen man den deutschen Historikern so häufig macht, daß sie zwar gründliche Forscher seyen, aber die Resultate ihrer Untersuchungen von den Schlacken nicht zu reinigen und in eine schöne Form zu bringen verstünden, wird ihn nicht treffen. Seine Darstellung ist so einfach und lichtvoll, daß man von der Dunkelheit, welche der Stoff an vielen Orten darbietet, und von der Mühseligkeit der Quellenforschung und Sichtung der verschiedenen Angaben fast nichts bemerkt, sondern glaubt, er erzähle Dinge, über welche nie ein Zweifel waltete. Durch die Andeutungen, welche er in den Anmerkungen giebt, wird es dem Leser leicht, sich von der Richtigkeit der Erzählung zu überzeugen, so wie ihm durch die Anführung entgegengesetzter Ansichten die Möglichkeit gegeben ist, durch selbstständiges Urtheil in dunklen Parthien sich eine bestimmte Ansicht zu bilden. Allerdings finden sich manche Punkte, in welchen wir mit den Ansichten des Hrn. Verf. nicht übereinstimmen können. Dieß kann indeß bey einem Werke von solchem Umfange und bey der Schwierigkeit, welche viele Stellen der alten Schriftsteller darbieten, nicht befremden. Da sich aber in seinem Werke des Vorzüglichen und Gelungenen ungleich mehr findet, als dessen, was einer Berichtigung bedarf, so wollen wir auf eine nähere Beleuchtung der Punkte, in welchen wir von ihm abweichen, nicht eingehen, sondern zum Schlusse dieser Anzeige nur bemerken, daß auch die Sprache sehr einfach und im Allgemeinen der Würde des historischen Styles ganz angemessen ist. Nur wünschen wir, daß der Hr. Verf. bey der großen Reichhaltigkeit unserer Muttersprache keine Lieblingsausdrücke der modernen Politiker, wie Debatte (I, S. 5), politische Cabale (S. 15), Oppositionsmänner (S. 16), Element der Stabilität (19) und ähnliche mehr gebrauche, welche der bessere historische Styl mit Recht verschmäht und daß er nicht jeder Note, da manche nur einige Wörter, oft nur einige Buchstaben enthält, eine besondere Zeile anweisen lasse, damit der Umfang der Bände beschränkt und der hohe Preis vielleicht etwas billiger gestellt werden kann, was auf die weitere Verbreitung nicht ohne Einfluß seyn dürfte. Die äußere Ausstattung gleicht der Vortrefflichkeit des Inhalts.

Aschöld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Memorie intorno alla vita del Card. Lorenzo Caleppi e ad alcuni avvenimenti che lo riguardano, scritte dal commendatore Camillo Luigi de Rossi. Roma. Tipografia della S. Congregazione di propaganda fide. 1843. VIII. 206 S. (34 Doc. von S. 131 — 206). 8.

Der Graf Lorenz Caleppi, von P. Pius VI. zu den schwierigsten Unterhandlungen mit den französischen Republikanern verwendet, dann designirter Secretär des Conclave, in welchem Pius VII. erwählt wurde, hierauf Erzbischof von Nisibis in part. und apostolischer Nuntius in Lissabon und Rio Janeiro, endlich Cardinal, war eine der trefflichsten Stützen des römischen Stuhles sowohl in der Zeit der Verfolgung desselben durch das Directorium, als durch den französischen Kaiser, ein Diplomat von solcher Bedeutung, daß Napoleon ihn sorgsam von allem Einflusse zu entfernen trachtete, durch Klugheit und Frömmigkeit, Kenntnisse, Glaubenstreue und aufopfernde, thätige Menschenliebe einer der ausgezeichnetsten Kirchenfürsten seiner Zeit. Jetzt, in unseren ruhigen und friedlichen Tagen, wo alles auf Begründung eines Rechtszustandes hinarbeitet, willig oder unwillig jedes Ereigniß, jede That diesem dienen muß und eine Gewaltmaßregel den allgemeinen Abscheu gegen sich aufruft, klingen bereits Berichte von Scenen, wie sie der Anfang des Jahrhunderts gesehen, der jüngeren Generation wie grausenhafte Mährchen in dem Ohre. Gräuliche bluterfüllte Thaten weist die Mitte Europa's immer mehr von sich ab und der Geschichte zu, deren Blätter hierüber zu befragen um so nothwendiger wird, weil sonst leicht die Lehre vergessen werden könnte, wie die Wiederkehr solcher Scenen gründlich verhütet werden mag.

Monſ. Caleppi unterhandelte den ersten Vertrag des Directoriums mit P. Pius VI., der durch die bestimmte Erklärung des Oberhauptes der Kirche, auch mit Gefahr seines Lebens auf Verwerfung der ihm vorgelegten 64 Artikel zu bestehen, eine besondere Berühmtheit erlangte. Würden alle Monarchen, welche sich im Jahre 1793 zur Bekämpfung der Revolution vereinigt hatten, eine ähnliche Festigkeit gezeigt haben, so würde sicher unendlich viel Uebles von Europa abgewendet worden seyn und der Umsturz der Throne wie die Erschütterungen und Schwingungen der Gegenwart wären unbekannt. Welche Klugheit, Nachgiebigkeit und Festigkeit zugleich in jenen Tagen nothwendig war, haben neuerdings die von Alison gesammelten und zusammengestellten Anweisungen des Directoriums an den in Italien commandirenden Oberfeldherrn wie an die im Kirchenstaate befindlichen Agenten dargethan. „Ihre eigene Ueberlegung, schrieb damals das Directorium an den Oberfeldherrn, wird Sie überzeugt haben, daß die römisch katholische Religion die unversöhnliche Feindin der Republik ist. Das Directorium fordert Sie deßhalb auf, alles zu thun, was in ihren Kräften steht, die päpstliche Regierung zu vernichten, ohne das Schicksal Ihrer Armee bloß zu stellen; entweder indem Rom einer andern Macht (Spanien) unterworfen wird, oder indem im Innern eine solche Regierung aufgestellt wird, welche die

Herrschaft der Priester verhaßt und verächtlich macht und das große Ziel sichert, daß der Papst und die Cardinäle alle Hoffnung verlieren, in Rom zu bleiben und sie in der Fremde ein Asyl suchen müssen, wodurch sie zugleich um ihre weltliche Macht gebracht werden.“ Es brauchte diese Weisung nicht, um Napoleon Bonaparte zu Schritten zu vermögen, welche die Erreichung dieses Planes unfehlbar herbeyführen mußten. Sein Bruder Joseph erhielt von ihm den Auftrag, wenn P. Pius VI., dessen Tod erwartet wurde, sterben sollte, alles aufzubieten, die Wahl eines Nachfolgers zu hintertreiben. Dem Könige von Neapel sollte dann erklärt werden, das römische Volk befände sich unter dem Schutze der französischen Nation, und ein eigenes System war vorgezeichnet, um diesen hinzuhalten und zu täuschen. Sollte keine revolutionäre Bewegung in Rom erfolgen, so daß der Vorwand, eine Papstwahl zu verhindern, wegfiele, so solle wenigstens Sorge getragen werden, daß der Card. Albani nicht Papst würde. Geschehe dieses dennoch, so müsse Joseph erklären, daß sein Bruder sogleich gegen Rom ziehen werde. Diese Instructionen wurden von dem Directorium „cordialement“ gut geheißen. „Wir müssen von den gegenwärtigen günstigen Umständen Gebrauch machen, schrieb der Präsident des Directoriums am 21. Oct. 1797 an Bonaparte, um Europa von der behaupteten päpstlichen Suprematie zu befreyen. Toscana wird dann zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Sobald der Krieg wieder aufgenommen ist, geben Sie dem Großherzoge den Abschied.“

Niemand wird nach diesem den Ueberfall von Rom, die Wegschleppung des Papstes, die Errichtung einer römischen Republik, die Vernichtung aller centralen Anstalten für die katholische Welt, die gefängliche Verwahrung des Papstes bis zu seinem Tode unbegreiflich finden. Die letzteren Ereignisse werden zwar in dem vorliegenden Buche nur berührt. Nachdem das unerschrockene und umsichtige Benehmen Caleppi's bey dem Abschlusse des Vertrages von Tolentino geschildert und Artauds Darstellung als unrichtig zurecht gewiesen worden, beschreibt der Verf. den Zustand der Dinge nach der Abführung und dem Tode des Papstes. Seiner Thätigkeit war es vorzüglich zuzuschreiben, daß die zerstreuten Cardinäle nicht, wie der neapolitanische Hof wünschte, in Sicilien, sondern sich in dem die Freyheit der Wahl mehr sichernden Venedig sammelten und, nachdem Pius VI. am 29. August 1799 in Valence gestorben, am 14. März 1801 einen neuen Papst, Pius VII., erwählten. Diese Wahl, bey welcher Caleppi die auf ihn gefallene Ernennung zum Secretär des Conclave auf den nachher so berühmten Mons. Gonsalvi zu lenken wußte, ward für ihn selbst Anlaß zu neuen diplomatischen Verrichtungen und nach deren ruhmvoller Führung zu Erlangung der höchsten kirchlichen Würden. So ward ihm eine Sendung an Murat, an den Hof von Toscana, endlich die Nuntiatur zu Lissabon anvertraut; und nachdem ihn bereits Pius VI. zum Cardinale bestimmt hatte, schien ihm diese Würde um so weniger entgehen zu können, als der General Junot selbst aus besonderer Hochachtung gegen Caleppi Pius VII. bitten wollte, diesen zum Cardinale zu ernennen. Allein Caleppi hatte Seelenstärke genug, zu erklären, wie dieses statt finden würde, zöge er sich für immer in ein Kloster zurück.

Die Berichte über die Verwaltung der Nuntiatur, wenn auch nicht so ausführlich als die in diesen Blättern angezeigten Denkwürdigkeiten des nunmehr verewigten Cardinals Pacca, geben dennoch auch über die Lage von Portugal und die großartigen Ereignisse der Zeit manchen wichtigen Aufschluß und reihen sich somit nicht nur der Zeit, sondern auch dem Inhalte nach würdig an die erstern an. Das System treuloser Hinhaltung bis der günstige Moment zur Vernichtung des auserlesenen Opfers gekommen war, ward von Napoleon Bonaparte, nunmehr Kaiser, auch gegen Portugal mit solcher Virtuosität geübt, daß bekanntlich nur eilige Flucht die königliche Familie von dem Untergange retten konnte. Die Verwirrung war so groß, daß nicht nur die zur Begleitung bestimmten Soldaten zurück blieben, sondern auch eine Masse von Kostbarkeiten aus den königlichen Gemächern, und der päpstliche Nuntius selbst die Ankunft der Franzosen und die Errichtung einer neuen Regierung in Lissabon mit ansehen mußte. Allein die Würde seines Amtes unerschrocken behauptend, verlangte er wiederholt seine Pässe und als ihm diese

verweigert wurden und eine heimliche Abfahrt eine Unmöglichkeit schien, gelang es ihm dennoch, die Wachsamkeit der Franzosen mit Lebesgefahr zu täuschen und auf einem elenden Fahrzeuge in die See zu stechen. Dem Ertrinken nahe rettete er sich und die übrigen Reisenden auf ein englisches Schiff, kam selbst, der erste apostolische Nuntius seit den Tagen des gelehrten und trefflichen Polus, nach London, und segelte von da auf einem Linienschiffe, das ihm die brittische Regierung zur Verfügung gestellt hatte, nach Rio Janeiro ab. Die Verdienste, welche er sich in der neuen Welt sowohl während der Gefangenschaft P. Pius VII. als überhaupt in seiner Eigenschaft als erster päpstlicher Gesandter, den die neue Welt gesehen, erwarb, mag der Leser in den Denkschriften nachlesen. Sie wetteifern mit den Vorzügen seines Charakters, seiner seltenen Uneigennützigkeit, die die glänzendsten Früchte in der Nachgiebigkeit des Königs Johann VI. ärndtete, als die Prätensionen einer sogenannten lusitanischen Kirche, des königlichen Placets und dergl. auch auf dem brasilianischen Boden sich erneuten. Es war ein großartiger Moment in der Weltgeschichte, als während der Tyranney Napoleons, wie der Papst in französischem Gewahrsam schmachtete, in Asien, Afrika und Amerika durch die Thätigkeit Caleppi's und des Nuntius zu Madrid, Gravina, die kirchlichen Bande sich enger zogen und in der Nähe der Urwälder Brasiliens, an den großen Strömen Nordamerika's, unter der glühenden Zone Afrika's wie in Hindostan und China der Zertreter aller kirchlichen und politischen Freyheit von Tausenden und abermal Tausenden von Gläubigen der verschiedensten Zungen und Racen vor das Gericht Gottes gefordert wurde, — nach den in der Jubiläumsbulle angeführten Worten der Apostelgeschichte das Gebet statt fand: Petrus quidem servabatur in carcere; oratio autem fiebat sine intermissione ab ecclesia ad Deum pro eo.

Wir müssen das Weitere der Kirchengeschichte überlassen, deren Freunde diese Denkwürdigkeiten nicht übergehen werden und begnügen uns noch eine Thatsache anzuführen, welche in den Context mitaufgenommen, bisher wohl den meisten bey Beurtheilung der Zustände Portugals unbekannt blieb. Als die engl. Regierung die Vertheidigung dieses Landes übernommen, verlangte sie von der portugiesischen Regierung Verkauf eines großen Theiles der Kirchengüter zur Bestreitung eines Theiles der so sehr beträchtlichen Kriegskosten. Schon hatte die portugiesische Regentschaft hiezu von dem Könige die nöthigen Vollmachten erhalten, als Monf. Macchi, den Caleppi als apostolischen Delegaten in Lissabon zurückgelassen hatte, dem engl. Gesandten Lord Stuart vorstellte, wie die Kirchengüter die am besten bebauten seyen, von welchen das Heer bereits einen großen Theil seines Unterhaltes ziehe. Gelangten diese in die Hände von Layen, so würden sie brach liegen und nur geringen Nutzen gewähren, da der Handel, besonders der Seehandel, bey weitem dem Landbaue von den Portugiesen vorgezogen würde. Hiemit ist auch der Grund der theilweisen Verödung Portugals, welcher gewöhnlich kirchlichen Ursachen zugeschrieben wird, angegeben und der Leser wird bemerken, wie Unrecht diejenigen haben, welche, weil z. B. der Landbau in Italien gleichfalls aus localen, in dem Grundbesitze ruhenden Ursachen hinter anderen Ländern zurücksteht, solche Erscheinungen aus religiösen Gründen hervor gehen lassen. Freylich, ließe sich jede unverständige Behauptung auf wissenschaftlichem Wege zum Schweigen bringen, so hätte der Umstand längst schon als Widerlegung dienen können, daß in Europa die Cultur des Bodens und die geistige Cultur durch das Christenthum sich gleichzeitig verbreiteten. Führte Monf. Macchi noch einen anderen Grund für die Unveräußerlichkeit der Kirchengüter an, indem sonst die Begeisterung der portugiesischen Truppen, welchen Wellington so manchen Sieg zuschrieb, durch die Entfremdung des Clerus nachlassen würde, so möchte Ref. schließlich noch den von einer politischen Autorität erster Größe, von Edmund Burke ausgesprochenen erwähnen, daß so lange in den neuern Staaten keine ächte politische Freyheit, keine wahre Vertretung des Volkes, keine wirkliche Standschaft vorhanden sey, bis nicht die Kirchengüter ihren ursprünglichen und rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben würden.

Höfler.



Q. Horatius Flaccus. Recensuit atque interpretatus est Jo. Caspar Orellius. Addita varietate lectionis codd. Bernensium III. Sangallensis et Turicensis. Editio secunda emendata et aucta. Volumen primum. Turici sumptibus Orellii Fuesslini et sociorum. MDCCCXLIII. VIII. et 732 S.

Die Kürze der Zeit, in welcher eine zweyte Auflage des Orelli'schen Horaz nöthig wurde, beweist einerseits, daß, wie sich der Verfasser in der Vorrede ausdrückt, selbst in unserer eisernen Zeit dieser Dichter immer noch eine nicht unbedeutende Zahl von Lesern findet, und andererseits, daß diese Ausgabe die Bedürfnisse der Leser in ganz besonderer Weise befriedigt. Man hat derselben zwar den Vorwurf gemacht, sie würdige den Dichter zu wenig als solchen; doch sieht sich Ref. durchaus nicht veranlaßt, von dem anerkennenden Urtheile, welches er über die erste Auflage (Gel. Anz. 1840. Nr. 33. ff.) ausgesprochen hat, irgend etwas zurück zu nehmen; er fühlt sich vielmehr gedrungen zu erklären, daß diese zweyte Auflage gegen die frühere in mancher Hinsicht bedeutend gewonnen hat, obschon er seiner oben erwähnten Anzeige davon auch nicht das Geringste beymessen kann, indem es fast scheinen möchte, als sey sie Herrn v. Orelli gar nicht zu Gesicht gekommen. Es findet sich nämlich nur an einer Stelle eine, und zwar mißbilligende, Aeußerung über eine dort vorgebrachte Erklärung, und auch diese ist in einer so ganz unbestimmten Weise gehalten, daß sich vermuthen läßt, sie beruhe auf einer Anführung derselben an irgend einem andern Orte; im Uebrigen ist hier und da die dort verfochtene Ansicht an die Stelle der anderen getreten, ohne daß, wie sonst gewöhnlich, die Veranlassung dazu angegeben ist, und in nicht wenigen Fällen ist die dort bestrittene Ansicht festgehalten, ohne daß der dagegen gemachten Einwendungen, die dem Ref. großentheils immer noch gegründet erscheinen, und zum Theil von andern Seiten her Billigung erfahren haben, auch nur mit einer Silbe Erwähnung gethan wäre. Daß der Fortschritt in der Erklärung weit größer ist, als in der Kritik, dieß findet zum Theil in der Hauptttendenz der Ausgabe seinen Grund, zum Theil aber auch darin, daß sich die inzwischen über Horaz erschienenen Werke mehr auf jene Seite hin gewendet haben.

In kritischer Hinsicht wäre etwa Folgendes zu erwähnen. Die Ueberschriften stehen nicht mehr, wie früher, den einzelnen Gedichten voran, sondern sie werden nur unter den Lesarten angeführt, welche nicht mehr auf die ziemlich vielen Raum in Anspruch nehmende Weise in vier Abtheilungen getrennt, sondern in fortlaufender Reihe zusammen gestellt sind. Abgeändert ist außer der Ergänzung des durch ein Versehen in der ersten Ausgabe weggebliebenen que in Urbesque, I, 35, v. 10. dicit in dicet I, 7, v. 9. haeduleae in Haediliae I, 17, v. 9, was durch die meisten Handschriften bestätigt, und durch eine Glosse in dem sehr alten Berner Codex als Name eines Berges bezeichnet wird; ferner mit Regel II, 3. v 9 ff. Quo pinus ingens albaque populus Umbram hospitalem consociare amant Ramis? Quid obliquo laborat Lympha fugax trepidare rivo? statt ramis, quo et laborat . . . rivo. Für die hier aufgenommene Lesart hat sich Ref. schon früher ausgesprochen, und was Obbarius kürzlich dagegen eingewendet hat, nämlich daß die Frage in den ruhigen Gang des Gedichtes nicht recht passe, möchte kaum als Gegengrund gelten können. Man vergleiche auch die ähnlichen Fragen II, 7 v. 23 ff. und II, 11 v. 18 ff. Für citharae ist II, 10. v. 18 mit Recht cithara aufgenommen; für Gyges II, 17 v. 14 und III, 4, v. 69 Gyas; ferner Epod. 9, 17. At hoc frementes, wo Regel At hunc geschrieben hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Q. Horatius Flaccus etc.

(Fortsetzung.)

Letzteres hat Referent früher gebilligt; jetzt möchte er aber fast dem handschriftlich mehr beglaubigten Adhuc den Vorzug geben, was, mit frementes und equos verbunden, den Sinn geben würde, „im Kampfe selbst wandten sie ihre Roße," nämlich „die noch schnaubenden," kampfbegierigen. Man vergl. IV, 14, v. 24 et frementem Mittere equum medios per ignes. Hier und da findet sich eine etwas eigene Häufung der Interpunctionen, so IV, 5, v. 38. Praestes Hesperiae!: und IV. 14, v. 6. maxime principum! —:

Von der Vorrede der ersten Ausgabe ist nur der Theil übrig, welcher die Beschreibung der Handschriften enthält; außerdem ist auch die Zusammenstellung der bey Horaz vorkommenden lyrischen Metra weggeblieben, was Ref. nicht billigen kann, da die Ausgabe, wenn sie auch nicht für Schüler berechnet ist, doch gewiß nicht selten von solchen Männern gebraucht wird, denen die Metra nicht mehr geläufig sind, ohne daß sie jedoch sich gar nicht mehr um dieselben kümmerten. Vielleicht soll die Zusammenstellung dem zweyten Theile einverleibt werden, was jedoch deßwegen nicht recht zu glauben ist, weil sich hier und da Verweisungen auf G. Hermanns Elementa doctrinae metricae und Auszüge aus diesem Werke finden, welche in dieser Auflage erst neu hinzugekommen sind.

Am meisten Zusätze hat, wie schon bemerkt, die Erklärung erhalten, indem die inzwischen erschienenen Commentare gewissenhaft benutzt und die wichtigeren Resultate bey jeder Stelle in möglichster Kürze mitgetheilt sind. Vorzügliche Beachtung hat die Chronologie der einzelnen Gedichte erfahren. Von vielen, welche früher bestimmt einem Jahre zugewiesen waren, ist in Folge der neueren Untersuchungen jetzt angegeben, daß sich die Zeit, welcher sie angehörten, nicht genau bestimmen ließe; bey andern ist das Umgekehrte der Fall; bey noch andern sind der von dem Verfasser angenommenen Zeitbestimmung noch andere in Parenthese beygegeben.

Die Bereicherung des Commentars ergiebt sich schon aus der Vermehrung der Seitenzahl (von 640 auf 732); übrigens ist dabey noch in Anschlag zu bringen, daß außer der oben erwähnten Zusammenziehung der Lesarten noch dadurch nicht wenig Platz gewonnen worden ist, daß weit häufiger, als in der ersten Ausgabe ausgedehntere Bemerkungen in Excurse verwiesen sind, in welchen namentlich oft die von des Herausgebers abweichenden Ansichten zusammen gestellt sind, zum Theil in ironischer Weise, wie bey der dritten Ode des ersten Buches, wo er die Hofman Peerlkampische Gestaltung derselben mit den Worten einleitet:

Operae pretium cum videatur, ut, qui cura Hofman Peerlkampiana adhuc caret, unum subtilissimae eius *κρίσεως* specimen capiat, quamque ingeniose ac perite vel huic carmini varices secuerit atque poëtam antea molestissima pinguedine incredibilem in modum

laborantem ad macram sanitatem reduxerit, lector habito hoc carmen, ut αὐτὸς ἔφα.

und dann hinzufügt:

Quodsi hunc Horatium, verum scilicet, edere liceret quot quantisque laboribus in posterum supersedere possemus! Etenim in uno hoc carmine (migrata licet lege Meineckia de quaternorum versuum strophis) XVIII. versiculos ab ineptis Grammaticis inculcatos securo silentio transiremus.

Aehnlich gehalten ist der Excurs zu der fünften Ode über Teuffels „doctoris Tubingensis, festivum opusculum De amoribus Horatii."

Wir gehen nun zu einigen einzelnen Stellen über, wobey wir uns nicht allein auf das in dieser Auflage Abgeänderte beschränken, sondern auch manches Andere besprechen wollen, was nach unserer Ansicht besser abgeändert worden wäre.

In den Worten: Et superiecto pavidae natarunt Aequore damae (I, 2, v. 11) ist superiecto, wie in der ersten Auflage erklärt: „omnia iam tegente." Indessen möchte es hier wohl besser seyn, montes und ulmo aus dem Vorhergehenden zu ergänzen, damit super eine genauere Beziehung erhält und die Vorstellung von der ungeheueren Wasserfluth noch dadurch erhöht wird, daß es heißt, das Wasser sey noch über die hohen Berge und die Bäume hinausgegangen. Man vrgl. Virg. Aen. XI. 625 scopulosque superiacit undam.

Lucida sidera (I, 3, v. 2) wird auch hier von dem St. Elansfeuer verstanden; allein da I, 12, v. 27 und IV, 8, v. 31 nochmals die Worte stella und sidera vorkommen, dagegen an keiner Stelle etwas, was bestimmt auf jene Erscheinung hindeutete, so liegt es doch näher, es auf das Zwillingsgestirn zu beziehen.

Zu mancherley Bedenken giebt die siebente Ode des ersten Buches Veranlassung. Es fragt sich nämlich vor allem, wie der letzte Theil der Ode, die Erzählung von Teucer, mit dem ersten zusammenhängt? Faßt man, wie es hier geschieht, die erste Hälfte so, daß Horaz den Munatius Plancus, der nach Griechenland auswandern wollte, ermunterte, ruhig in Tibur zu leben, so steht dieß mit der zweyten Hälfte eben so wenig in Zusammenhang, als wenn man mit Düntzer annimmt, Horaz habe ihn ermuntert, sich aus dem geräuschvollen Rom nach Tibur zurückzuziehen. Es wird uns in Teucer ein Mann vor die Augen gestellt, der da, wo er gerne bleiben möchte, in seinem Vaterlande, nicht bleiben kann; aber muthvoll seinem Geschicke entgegen geht. Damit scheinen die Worte: seu te fulgentia signis Castra tenent seu densa tenebit Tiburis umbra tui, wenn man auf das verschiedene Tempus achtet, „magst du, wie jetzt, im Kriege seyn, oder künftig einmal ruhig in deinem Tibur," gut zusammen zu stimmen, in so fern sich daraus abnehmen läßt, daß Munatius sich nach Tibur sehnte, durch die Verhältnisse aber ferne gehalten wurde. Auf den ersten Blick läßt sich freylich damit der erste Theil des Gedichtes nicht recht zusammen reimen, in welchem der Sinn liegt: „Mögen andere die Städte und Gegenden Griechenlands loben; mich zieht vor allem Tibur an." Doch konnte Horaz nicht in der ersten Hälfte des Gedichtes auf die Ansicht des Munatius, seine Vorliebe für Tibur eingehen, und diese Ansicht, gleichsam als gäbe er ihm in seiner Sehnsucht vollkommen Recht, zu der seinigen machen, und dann mit einer raschen Wendung darauf übergehen, daß, wenn seine Sehnsucht auch vollkommen begründet sey, er doch sich deßhalb nicht der Traurigkeit hingeben dürfe, sondern durch das Beyspiel des Teucer sich aufmuntern lassen müßte, auch in der Entfernung von seinem liebsten Aufenthaltsorte heiteren Sinnes zu seyn? Jedenfalls gewinnt durch diese Erklärung das Gedicht eine Einheit, die bey den andern vermißt wird, denn niemand wird die Lage des Teucer, in welcher er ausruft: Quo nos cunque feret melior fortuna parente, Ibimus, o socii comitesque, mit der Lage dessen parallelisiren wollen, dem man den Rath giebt sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, oder sich nicht aus dem Vaterlande zu entfernen; und in den Worten seu densa tenebit Tiburis umbra tui neben seu te fulgentia signis Castra tenent liegt gewiß eher die Sehnsucht nach Tibur ausgesprochen, als eine Aufmunterung, Tibur zu seinem Aufenthaltsorte zu

wählen. — Was das Einzelne betrifft, so freut sich Ref., in der zweyten Auflage die von ihm in der Anzeige der ersten verfochtene Ansicht ausgesprochen zu finden, daß man sich Teucer nicht auf irgend einer Insel landend, sondern von Salamis wieder abfahrend denken müsse. — Schwierig ist außerdem die Erklärung der Worte v. 5 ff. Sunt, quibus unum opus est intactae Palladis urbem Carmine perpetuo celebrare et Undique decerptam fronti praeponere olivam. Hier findet sich die von Bentley ausgehende Erklärung, nach welcher der Sinn dieser Worte seyn soll: „sie bekränzen ihr Haupt mit einem aus den verschiedenen Orten Attica's entnommenen Olivenkranze," oder ohne Bild: „sie erwerben sich Ruhm dadurch, daß sie die Mythen und die Geschichte Attica's nach allen Seiten hin beleuchten." Mit Recht wendet dagegen Düntzer ein, daß der Olivenzweig zum Dichterkranz nicht passen wolle. Ganz anders lauten die Worte des Lucrez, auf welche Bentley seine Erklärung gegründet hat: (I, 927) iuvatque novos decerpere flores, Insignemque meo capiti petere inde coronam und (IV, 3) Unde prius nulli velarunt tempora Musae, und seine Erklärung des Olivenkranzes gleicht mehr einem Nothbehelf als einer aus der Sache selbst geschöpften Erklärung. Andrerseits hat aber die Erklärung Düntzers: „und indem sie das Lob aller übrigen Städte zusammen nehmen und Athen zuschreiben, geben sie ihm den Siegeskranz," wenn man sie in das Einzelne verfolgt, doch auch manches Mißliche, wie es wenigstens dem Ref. bedünken will; namentlich hat die Erklärung des Wortes fronti von der Stadt so eine nicht unbedeutende Schwierigkeit. Soll man sich diese personificirt denken, oder wie sonst? — Eine Stelle Ovids Trist. I, 7, 33. Hos quoque sex versus in prima fronte libelli Si praeponendos esse putabis, habe, könnte auf einen andern Erklärungs-Versuch führen, nach welchem fronti den Anfang des Gedichtes im Gegensatze zu carmine perpetuo bedeutete, und olivam mit der Erzählung von dem Streite des Poseidon und der Pallas um Athen in unmittelbare Verbindung gebracht würde, so daß etwa der Sinn wäre: „und sie von vorne herein als das Vaterland des Oelbaums zu preißen, von dem er überall hin, wo er sich auch finden mag, gekommen sey, worüber sich bey Herodot (Buch V. Kap. 82.) vergleichen ließe: λέγεται δὲ καὶ ὡς ἐλαῖαι ἔσαν ἄλλοθι γῆς οὐδαμοῦ κατ' ἐκεῖνον τὸν χρόνον ἢ 'Αθήνῃσι. Doch möchte sich auch dagegen wohl Manches nicht ohne Grund einwenden lassen, Ref. möchte daher fronti doch lieber auf die Stadt beziehen, aber so, daß es die Außenseite derselben bezeichnete, wie man sagt frons aedium, frons castrorum, ja Plinius N. H. XII. 7. s. 14. frons Caucasi solibus opposita, im Gegensatze zu den hier mit undique bezeichneten übrigen Theilen der Stadt; oliva würde dann, wie Epod. 2. 55. lecta de pinguissimis oliva ramis, von der Frucht verstanden, als ein bildlicher Ausdruck für die Vorzüge der Stadt betrachtet werden müssen, das Ganze aber den Sinn geben: „und alle Vorzüge, die sie nur irgend in derselben entdecken können, zur Schau zu stellen." Im ersten Verse der neunten Ode ist zwar stet in der Note noch, wie früher erklärt, in den S. 728—732 hinzugefügten Analekten aber, die in dem Sinne, in welchem sich Ref. in der frühern Anzeige darüber ausgesprochen hat, abgefaßte Erklärung Regels aufgenommen.

Die Worte an superbos Tarquini fasces (I, 12, v. 34) werden immer noch auf Tarquinius Priscus bezogen. Wäre aus Macrobius (Sat. II. 4.) statt der bloß allgemeinen Angabe: Quid quod Augustus ipse Catonem serio laudavit? der Ausspruch des Augustus selbst angeführt: „Quisquis praesentem statum civitatis commutari non volet, et civis et vir bonus est," so ließe sich schon daraus eine Empfehlung für die Ansicht des Referenten entnehmen, nach welcher der Dichter, nach dem Gründer des kriegerischen Roms und dem Ordner der friedlichen Verhältnisse, den letzten und übermüthigsten König, neben dem letzten und eifrigsten Republikaner erwähnt.

Wegen der Zusammenstellung mit dem Vorhergehenden: Non tibi sunt integra lintea, möchte Ref. Non di, quos iterum pressa voces malo (I, 14. v. 10.) lieber mit der ersten Auflage auf die tutela navium, als mit der zweyten auf die

Götter überhaupt beziehen, welche der Schiffer um Hülfe rufen konnte, und in dem unmittelbar Folgenden statt der gewöhnlichen auch hier sich findenden Interpunction lieber nach inutile (v. 13), so wie nach fidit (v. 15), ein Kolon setzen, so daß zu Quamvis — iactes der Nachsatz wäre: tu — cave, und die Worte: Nil pictis timidus navita puppibus fidit, zur Begründung des Nachsatzes, in dem allgemeinen Sinne: „auf Aeußerlichkeiten kommt es in solchen Fällen nicht an," dazwischen gestellt erscheine.

Die Worte grataque feminis Imbelli cithara carmina divides (I, 15 8. 14 f.) sind hier eben so wie in der ersten Ausgabe erklärt; derselbe Fall ist es mit: rixa super mero debellata (I, 18, 8), wo es von der vom Ref. vertretenen Ansicht heißt: „post ebrietatem" explicare per Latinitatem haud quaquam licet. Wenn Ref. einerseits allerdings bekennen muß, daß er jetzt das Virgilische nocte super media (Aen. IX. 61.) nicht mehr mit dieser Stelle parallelisiren möchte, und etwas anderes zur Begründung seiner früheren Ansicht nicht gefunden hat: so kann er sich doch durchaus damit nicht befreunden, daß sich, wie H. v. D. will, nach der Darstellung des Dichters die Centauren und Lapithen um den Wein gestritten haben sollen, während in dem Vorausgehenden: At, ne quis modici transiliat munera Liberi, Centaurea monet cum Lapithis rixa deutlich genug enthalten ist, daß ein Beyspiel der schlimmen Folgen der Unmäßigkeit angeführt werden soll. Vielmehr möchte er jetzt die Strophe (IV. 2. v. 41 ff.)

> Concines laetosque dies et Urbis
> Publicum ludum super impetrato
> Fortis Augusti reditu forumque
> Litibus orbam

mit rixa super mero debellata zusammenstellen, und dieses erklären „in Folge des Genusses des ungemischten Weines."

Die in der ersten Auflage ausgesprochene Behauptung, das Beyfallklatschen, mit dem Mäcenas nach I, 20, v. 3 f. im Theater empfangen worden sey, dürfe durchaus nicht als eins mit dem anderwärts (II, 17, v. 25.) erwähnten betrachtet werden, ist hier mit Recht zurückgenommen. Dagegen ist Puer quis ex aula capillis Ad cyathum statuetur unctis, (I, 29, 7 f.) immer noch erläutert: „quem exhaustum repleat ac porrigat domino," während es sich hier doch wohl um einen Mundschenk handelt, der das Schöpfgefäß, cyathus, führt (vergl. Becker's Gallus Th. II. S. 160). Diese Bedeutung des Wortes cyathus, welche Hr. v. D. in der Note zu III, 8. v. 13 mit Unrecht abläugnet, ergiebt sich auch aus tribus aut novem Miscentur cyathis pocula commodis, (III, 19, v. 11 f.) wenn schon dort zugleich von einem bestimmten Maße die Rede ist. In der Erklärung dieser Stelle ist Ref. zwar nicht mehr ganz der in seiner Anzeige der ersten Auflage ausgesprochenen Ansicht, doch kann er sich auch nicht in allen Stücken zu der hier verfochtenen bekennen, sie soll daher mit einigen Worten besprochen werden. Für's Erste scheint die Erklärung: Commodi autem cyathi h. l. sunt „plenum modum habentes, integri, ut ne propter nescio quam nimiam temperantiam minus vini hauriatur, quam mensura ipsa continet," nicht recht in den Zusammenhang zu passen. Dieser scheint vielmehr zu erfordern, daß man es erklärt: „so daß man weder mehr noch weniger nimmt," d. h. das eine oder das andere ist gerade das Maß, das man bey dem Mischen der Becher einzuhalten hat."

(Schluß folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Q. Horatius Flaccus etc.

(Schluß.)

Warum gerade diese beyden Zahlen gewählt seyen, sagt das Folgende: „9 nach der Zahl der Musen, 3 nach der Zahl der Gratien;" die geringere Zahl wollen die Gratien eingehalten wissen, die jede Unanständigkeit verabscheuen, welche eine zu große Aufregung herbeyführen könnte, weßhalb der Dichter sagt: rixarum metuens Gratia; nicht so genau nehmen es, wenn man so sagen soll, die Musen, die ihre Anhänger in heftige Aufregung zu versetzen pflegen, daher attonitus Vates, ein Attribut, das sonst (Virg. Aen. VII. 580. Stat. Silv. V. 1. 116) den Bacchantinnen beygelegt wird. Das Erstere scheint der Dichter (nach dem Präsens prohibet zu schließen) zunächst einhalten zu wollen; sich der stürmischen Begeisterung zu ergeben, will er andern überlassen; (daher das Futurum, wie in I. 20. 10 und den dort angeführten Stellen, zu denen unsre hier noch hinzuzufügen ist). Er steht also noch in der Wahl, und scheint sich auf die Seite der Gratien hinzuneigen; allein seine Begeisterung reißt ihn plötzlich nach der andern Seite hin, daher ruft er aus: Insanire juvat; cur Berecyntiae cessant flamina tibiae? Cur pendet tacita fistula cum lyra? Parcentes ego dexteras odi. — Mehr Leben bringt diese Erklärung, bey der, wie leicht zu sehen ist, tres supra für plus quam tres gefaßt wird, gewiß in die Stelle, als wenn man mit Hrn. v. O. tres supra für tres supra novem nimmt, und erklärt: „9 Cyathi darf der Dichter trinken, aber noch 3 dazu zu thun, so daß die ganze Zahl der Cyathi, die auf einen Sextarius geht, voll würde, das wäre zu stark, das geben die Gratien nicht zu;" auch steht bey dieser letzteren Erklärungsart das tribus aut novem ganz außer Zusammenhang mit dem Folgenden. Uebrigens dürfte vor tribus v. 11. statt des Kolon ein Punkt zu setzen und zu beachten seyn, daß die Ode von Vers 1 — 11 einen ganz ruhigen Gang nimmt, nach dem bezeichneten Uebergang (v. 11 — 17) aber erst in die aufgeregtere Weise übergeht. Der Excurs zu dieser Stelle, in welchem die Erklärung supra tres angegriffen wird, weil Niemand mehr als der Dichter den Gratien huldigen müsse, möchte aber schwerlich die obige Darstellungsweise umzustürzen vermögen.

Doch wir kehren zu dem ersten Buche zurück, aus welchem wir noch eine Stelle zu besprechen haben, bey welcher wir den bisherigen Erklärungen und namentlich der hier, wie in der ersten Auflage, angenommenen nicht beystimmen können. Es ist dieß die 6. Strophe der 35. Ode:

Te Spes et albo rara Fides colit
Velata panno nec comitem abnegat,
Utcunque mutata potentes
Veste domos inimica linquis.

Sie ist, wie in der ersten Auflage, also erklärt: „Miserrimo cuique aliqua tamen remanet spes, aliquot saltem sinceri amici ei fidem servant." Allein es fragt sich, ob dieses wirklich in den Worten des Dichters liegt, und ob es dem Zusammenhange entsprechend ist? In der weiteren Erklärung heißt es: Fortuna, quae antea prospera fuerat, adversa cum fit, ipsa quoque squalorem sumit atque una cum eo, qui exul miser-

que factus est, egreditur e domo olim potente, simul tamen comites illi deae haerent Spes et Fides." Hier ist etwas eingesetzt, wofür sich im Texte kein Anhaltspunkt findet, denn wo steht etwas von dem Mitgehen des Unglücklichen und der Verbannung? Man müßte annehmen, daß Fortuna für olim fortunati stände, wie Ep. I, 2, 191, Mox trahitur manibus regum fortuna retortis, wo übrigens fortuna abstract, nicht als Glücksgöttin zu fassen ist. — Die Worte des Dichters lauten, wenn wir zunächst die Attribute der Fides unberücksichtigt lassen: „Dich verehrt die Hoffnung und die Treue, sie schlagen es nicht aus, dich zu begleiten, wenn du mit verändertem Gewande mächtige Häuser verläßest." D. h. „wenn du, nicht mehr, wie früher, günstig, mächtigen Häusern den Rücken kehrst, so entweicht mit dir aus denselben die Hoffnung und die Treue." So gefaßt enthalten diese Worte keinen Trost, sondern einen neuen Beweis der furchtbaren Macht der Glücksgöttin. Daß ein solcher dem Vorhergehenden mit der fortlaufenden Anaphora Te angereiht, an sich besser zu jenem paßt, als der Uebergang von der furchtbaren Macht des Glückes auf den Trost im Unglücke, ist klar. Eine nicht geringe Schwierigkeit scheint sich aber zu ergeben, wenn wir die folgende Strophe betrachten:

At volgus infidum et meretrix retro
Periura cedit; diffugiunt cadis
Cum faece siccatis amici
Ferre iugum pariter dolosi.

In Beziehung hierauf sagt Bentley in seiner, hier dieser Ode als Excurs beygegebenen, Note: Difficilis quidem hic locus est multosque non parum torsit. Spes, inquit, et bona Fides Fortunam colit et comitatur: at volgus et meretrices et fucati amici eam derelinquunt. Contra autem dicunt alii infideles amicos Fortunae comites esse; veram autem Fidem minime Fortunam sequi," wofür er dann eine nicht unbedeutende Zahl von Stellen anführt. In dem, was Bentley hier den Horaz sagen läßt, haben wir zweyerley zu beanstanden. 1) Wo sagt er: bona Fides Fortunam colit et comitatur? und 2) wo sagt er: volgus et meretrices et fucati amici eam (i. e. Fortunam) derelinquunt? Der erste Punkt führt uns auf den Hauptirrthum in der bisherigen Erklärung der Stelle, wenn anders die unsere die richtige ist. Es fragt sich nämlich, heißt denn albo rara Fides velata panno nichts andres als bona Fides? Gewöhnlich erklärt man es so: „die in ein weißes Gewand gehüllte, d. h. aufrichtige Treue, welche so selten ist." Wir aber, wenn man es umstellt: „die Treue, welche als eine aufrichtige so selten," oder: „so selten aufrichtig ist?" Dann erhält man denselben Gedanken, der in den von Bentley gesammelten Dichterstellen verschieden gestaltet sich findet: et cum Fortuna statque caditque Fides. Daß die Hoffnung die Menschen mit dem Glücke verläßt, sagt Horaz selbst (IV, 4 v. 70 f.): Occidit, occidit Spes omnis et Fortuna nostri Nominis Hannibale interempto, und man wird dabey an Schillers Glocke erinnert, wo es, nach den Worten: „doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell" (wofür eben so gut stehen könnte: „und das Glück verläßt die Menschen schnell"), weiter unten heißt: „Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke." So wäre also der Sinn der Strophe: „Wenn das Glück einem Hause, das es vorher mächtig gemacht hatte, mißgünstig den Rücken wendet, so zieht mit ihm die Hoffnung und die Treue weg, welche so selten die Probe besteht," d. h. dann zeigt es sich gewöhnlich, wie wenig aufrichtig die Treue der Freunde ist. Hier ist nun der durch die Worte albo rara velata panno angedeutete Gedanke zu ergänzen: „Nur selten bleibt ein treuer Freund in dem so vom Glücke verlassenen Hause," und den Gegensatz dazu bildet das Folgende: At volgus infidum et meretrix retro periura cedit; dazu ist aber, wie zu dem folgenden diffugiunt, nicht, wie Bentley will, zu ergänzen: a Fortuna, sondern: a domo, quam liquit Fortuna. Der zweyte Irrthum bey der gewöhnlichen Erklärung liegt also darin, daß man nicht einsieht, daß comitem abnegat sich auf das auswandernde Glück, retro cedit und diffugiunt aber auf das vom Glücke verlassene Haus

und den darin zurückgebliebenen Unglücklichen bezieht; also kein gerader Gegensatz in nec comitem abnegat und retro cedit liegt. Uebrigens bedarf das At, wenn man sich an dem Gegensatze zu dem ausgelassenen Gedanken stossen sollte, eines solchen gar nicht. Es kann vielmehr auch dazu dienen, die plötzliche Veränderung der Verhältnisse hervorzuheben (vgl. Hand Tursell. I. S. 423. 4). — Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf Düntzer's Erklärung der Stelle, welcher glaubt, Bentley habe sie allein richtig verstanden, aber nur darin geirrt, daß er linqnis zu streng nähme, und dann hinzu setzt: „Die Fortuna verläßt eigentlich die Häuser nur in so fern, als sie ihr voriges Kleid nicht mehr trägt, sie bleibt, aber unter anderem Kleide;" so ist es unbegreiflich, wie sich dieß mit den Ausdrücken linquis und comitem vereinigen lassen soll. Man vergl. nur II, 14. s. 21. linquenda tellus et domus, III, 16. v. 24. divitum Partes linquere gestis, III, 27. v. 49. Impudens liqui patrios Penates, und II, 17. v. 10 f. Ibimus, ibimus, Utcunque praecedes, supremum Carpere iter comites parati, und I, 7. v. 25 f. Quo nos cunque feret melior fortuna parente, Ibimus, o socii comitesque. Vom Glücke selbst heißt es III, 29. v. 33 ff. Laudo manentem; si celeres quatit Pennas, resigno, quae dedit u. s. w.

In gleicher Weise auch die übrigen Bücher durchzugehen gestattet der Raum nicht, Ref. verweist deßhalb in Betreff dieser auf seine Bemerkungen in der Anzeige der ersten Auflage, welche mit wenigen Ausnahmen auch auf diese zweyte ihre Anwendung finden.

Die Worte duce fraudulento (III, 3, v. 24) werden nämlich nicht mehr, wie früher, auf Priamus, sondern auf Laomedon bezogen. — Die Bemerkung des Ref. über die Lesart trahentis (III, 5, v. 15) beruht zum Theil auf einem Irrthum in Betreff der von Hrn. v. D. verfochtenen Ansicht; indessen ist die Lesart trahentis keineswegs leichter zu verstehen, wie es in der neuern Auflage heißt, als die andere trahenti; vielmehr ist die Erklärung Jahn's, welcher Hr. v. D. folgt, offenbar eine ziemlich gekünstelte.

Im Carm. secul. v. 31 f. steht auch in dieser Auflage Nutriunt fetus et aquae, salubres et Jovis aurae, indem salubres nicht zu aquae gezogen werden soll, weil aquae salubres für nicht zu heftigen Regen sonderbar „(mire dictum)," und sonst et Jovis aurae zu schwach (nimis tenue) wäre. Letzteres giebt Ref. gerne zu, wenn man salubres allein auf aquae bezieht, behauptet es aber in noch weit höherem Grade von dem ganz allein stehenden aquae. Uebrigens ist es eine allgemein bekannte Sache, daß es auch aquae insalubres, z. B. sogenannte Giftregen, giebt, und Ref. hat dafür schon Plin. Nat. Hist. XXXIII. s. 29. ut salsi deciderent (imbres) necarentque frumenta angeführt; bey dieser Auslegung muß aber Jovis auch zu aquae hinauf gezogen werden. Daß eine solche Zusammenfassung: et salubres Jovis aquae et aurae in der Ausdrucksweise des Dichters begründet ist, der gerne solche gemeinsame Bestimmungen unter die verschiedenen Satzglieder vertheilt, ist aus folgenden Beyspielen zu entnehmen: I, 20. v. 10 ff. mea nec Falernae Temperant vites neque Formiani Pocula colles. II, 6. 21 ff. Ille te mecum locus et beatae postulant arces, II, 7, v. 24 f. Quis udo Deproperare apio coronas Curatve myrto. II, 19. v. 31 f. et recedentis trilingui Ore pedes tetigitque crura. III, 2. v. 5 f. Vitamque sub divo et trepidis agat In rebus. III, 23. v. 3 f. Si ture placaris et horna Fruge Lares, IV, 4. v. 25 ff. Sensere, quid mens rite, quid indoles Nutrita faustis sub penetralibus Posset. Endlich ist noch III, 4. v. 7. amoenae Quos et aquae subeunt et aurae zu vergleichen, wo eigentlich amoenae zu aurae und subeunt zu aquae gehört, offenbar aber Beydes zu Beydem zu beziehen ist.

Die äußere Ausstattung dieser zweyten Auflage

ist der ersten fast ganz gleich. Die Druckfehler in jener sind größtentheils verbessert, und wenige andere eingeflossen, welche alle von der Art sind, daß sie jeder Leser leicht verbessern wird. Nur in einem Punkte wäre etwas mehr Sorgfalt zu wünschen gewesen, nämlich in Betreff der unrichtigen Citate der ersten Auflage. Von denen, welche Ref. in seinem Handexemplare berichtigt hat, ist in der neuen Auflage nur eines verbessert, nämlich zu II, 20. 19, wo Od. 2, 20, 19 in 2, 9, 23 verändert ist. Zu berichtigen ist aber außerdem zu II, 6, 1: Od. I, 2, 11. in II, 2, 11; zu II, 18, 10: A. P. 499 in 409; zu II, 20, 5: Od. III, 3, 45 in III, 4, 45; zu III, 9 Einleit.: Andr. 4, 3, 20 in 3, 3, 23; zu III, 16, 29. 30. Epp. I, 18, 12 in I, 16, 12 und 18, 104; zu III, 21, 11: Sat. I, 7, 2 in II, 1, 72; zu III, 25, 5 — 7: Od. III, 15, 17 in III, 3. 17 *).

Dem zweyten Bande, der noch nicht erschienen ist, soll ein Verzeichniß aller Eigennamen beygegeben werden; außerdem wird von dem Hrn. Herausgeber in der Vorrede noch ein die Kritik berücksichtigendes Verzeichniß aller bey Horaz vorkommenden Wörter für spätere Zeit in Aussicht gestellt, welches gewiß auf den Dank Aller, die sich mit Horaz genauer beschäftigen, Anspruch zu machen hat.

Zugleich mit dem ersten Bande der größeren Ausgabe ist auch der erste Band der kleineren Ausgabe neu aufgelegt worden, und zwar unter dem Titel:

Q. Horatius Flaccus. Recensuit et interpretatus est Jo. Caspar Orellius. Editio minor secunda emendata et aucta. Volumen primum. Turici etc. MDCCCXLIII.

*) Einige sind stehen geblieben, wie in den in der Einleitungsbemerkung zu III, 5 von Mitscherlich entlehnten Worten, ut . . duxit.

Es ist also auch hier die auf dem Titel der ersten Auflage beyder Ausgaben vorkommende, etwas eigene Bezeichnung des Commentars „familiaris interpretatio“ verschwunden. Daß diese Auflage wirklich bedeutend vermehrt ist, ergiebt sich auch hier schon aus der von 391 bis zu 503 angewachsenen Seitenzahl, wobey noch zu bemerken ist, daß die Zwischenräume zwischen den einzelnen Anmerkungen in der zweyten Auflage viel kleiner sind, als in der ersten. Es ist nämlich der Plan dieser zweyten Auflage gegen die frühere nicht unbedeutend erweitert, und außer den Vermehrungen, welche die größere Ausgabe erhalten hat, noch Manches, wie Citate, kurze kritische Erörterungen und Excurse, aufgenommen, was in der früheren als unnöthig weggelassen war. Deßhalb ist diese Ausgabe auch für denjenigen, welcher den Horaz, ohne Philolog von Fach zu seyn, in späteren Jahren lesen will, mehr zu empfehlen, als in ihrer früheren Gestalt, und dieß ist vielleicht der Grund, warum in der größeren, wie oben bemerkt worden ist, die Zusammenstellung der Metra weggelassen worden ist, welche sich in der kleinern Ausgabe, wie sich bey dem Zwecke derselben von selbst versteht, auch in der kleineren Ausgabe wieder findet.

In Betreff des Einzelnen verweist Ref. auf die obigen Bemerkungen, welche alle, die unrichtigen Citate mit eingeschlossen, auf die kleinere, wie auf die größere Ausgabe ihre Anwendung finden.

L. v. Jan.



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.



Antiquitates Virgilianae ad vitam populi Romani descriptae a Laurentio Lersch. VIII u. 280 S. Bonnae. H. B. König. 1843.

Hr. Lersch, der bereits vor mehreren Jahren eine Dissertatio de morum in Virgilii Aeneide habitu herausgegeben und später in der Zeitschrift für Alterthumswissensch. zwey Aufsätze antiquarischen Inhalts über Virgil hat erscheinen lassen, hat sich durch seine jetzt veröffentlichten Antiquitates Virgilianae ein unläugbares Verdienst um den Dichter erworben. Jedermann kennt den Reichthum Virgil's an antiquarischem Stoffe, so daß eine Sammlung und Zusammenstellung desselben gewiß dankbar anerkannt werden muß; um so mehr, je schwieriger das Unternehmen ist, wenn es nicht auf einen form- und farblosen Antiquitätenkram hinauslaufen soll. Fassen wir den Zweck, auf welchen ein derartiges Werk hinzuarbeiten hat, im Allgemeinen in's Auge, so scheint er uns kein andrer, als die Zeit, welche ein Schriftsteller schildert, oder in der er sich bewegt, ihre politischen und religiösen Institute, ihre Sitten und Gebräuche so zusammen zu fassen und in ein anschauliches Bild zu vereinigen, daß dadurch theils das ganze Wesen des Schriftstellers klarer hervor trete, theils das Verständniß einzelner Parthieen und Stellen gefördert werde, theils aber auch die Kunde des gesammten Alterthums mehr oder weniger neues Licht erhalte. Von Werth scheint die Aufstellung eines solchen Bildes hauptsächlich nur dann zu seyn, wenn es den Charakter der Wahrheit an sich trägt, d. h. wenn man sich sagen kann, daß die geschilderten Zustände in der betreffenden Zeit wirklich gewesen sind. Einheit und Harmonie kann es nur dadurch erlangen, daß nicht verschiedene Zeiten vermengt, oder die Gränzen des in Betracht kommenden Zeitabschnittes zu weit hinausgesteckt werden. Die Möglichkeit, diesen Forderungen zu genügen, hängt natürlich zu allererst von dem behandelten Schriftsteller selbst ab; und hier liegen nun die Schwierigkeiten, die sich dem Bearbeiter virgilischer Antiquitäten entgegen stellen, Schwierigkeiten, die um so schwerer zu überwinden sind, weil sie eben in der Natur des Dichters selbst liegen. Als erste Bedingung, um bey der verschiedenartigen Tendenz der virgilischen Gedichte eine Einheit zu erzielen, könnte erscheinen, daß die Aeneis von den übrigen Werken abgesondert betrachtet würde. Allein während sich aus Homer recht wohl ein treues und einheitliches Bild des heroischen Zeitalters zusammen stellen läßt, wäre es, wie leicht einzusehen, die größte Thorheit, ein Aehnliches mit der Aeneis zu unternehmen. Virgil konnte weder, noch wollte er die Zeit des Aeneas in ihrer wahren Gestalt erscheinen lassen; er wollte ein Nationalepos schreiben, und zu dem Zweck mischte er seine Farben theils aus altitalischen und antikrömischen, theils vorzüglich aus modern römischen Elementen, wobey jedoch auch das griechische noch nicht ganz in den Hintergrund tritt, sowohl wegen der Abstammung des Helden und der wenigstens theilweisen Entlehnung des Stoffes aus griechischen Quellen, als auch in Folge des großen Einflusses, den Homer und die übrigen griechischen Epiker auf die dichterische Ausbildung Virgils hatten. Rechnet man dazu die vielfachen Weissagungen, durch welche noch die spä-

tere Zeit bis auf Augustus unmittelbar in den Kreis der Dichtung gezogen ist, die mancherley Anspielungen und Bilder, die auf die Lebensperiode des Dichters hindeuten; so ergiebt sich als unmöglich, auch nur aus der Aeneis allein ein wahres und einheitliches Bild einer bestimmten Zeit hinzuzeichnen. Es kann daher kaum getadelt werden, wenn, wie es von Hrn. L. geschehen ist, die Aeneis von den übrigen Werken Virgil's nicht weiter gesondert wird. Sehen wir nun, wie Hr. L. unter den vorliegenden Umständen seine Aufgabe gelöst hat.

Was er beabsichtigte, lesen wir Praef. p. I sq. Operam dedi ut cuncti mores; instituta cuncta per omnia Virgilii carmina diffusa in unum quasi corpus confluerent, ad unam mentem, indolem vitamque Romanam revocarentur, Graeca quae insunt pauca iudicarentur. Ersteres, Sitten und Einrichtungen bey Virgil gleichsam in einen Körper zu verschmelzen, konnte natürlich nach dem eben Gesagten nur sehr äußerlich gelingen. Leben und organische Gliederung fehlt diesem Körper, der nach der gewöhnlichen Eintheilung eines Antiquitätenhandbuchs in vier Hauptmassen zerfällt: I. de republica, II. de re militari, III. de sacris, IV. de vita privata. Indeß gewinnt doch das Ganze wieder einen größeren Halt durch die gleich darauf ausgesprochene Tendenz, überall nachzuweisen, wie die von Virgil geschilderten Zustände fast ausschließlich dem römischen Leben und nur in sehr geringem Maaße den griechischen Vorbildern entlehnt seyen. Dieß ist die eigentlich leitende Idee des Werkes, und hauptsächlich durch die consequente Durchführung derselben wird es trotz aller seiner Mängel zu einem dankenswerthen. Denn es heißt den Dichter in seiner Stellung zur Nation ganz verkennen, wenn man noch allzuoft geneigt ist, Nachahmung der griechischen Muster bey ihm zu finden, wo man eben so leicht auf römisches Leben und Sitte zurückgehen kann. Daß aber Virgil in allen seinen Dichtungen bey weitem römischer ist, als man gewöhnlich annimmt, wird hoffentlich noch deutlicher hervortreten, wenn Hr. L. sein Werk über die Quellen der virgilischen Gedichte, welches er am Schluß der Vorrede in Aussicht stellt, veröffentlicht haben wird. Jedoch läßt sich nicht läugnen, daß auch in dieser Aufsuchung römischer Elemente leicht zu weit gegangen werden kann, wenn man dergleichen auch da zu finden und aus den Worten des Dichters herausdeuten zu können glaubt, wo er sich in der That freyer bewegt und von aller Absichtlichkeit fern hält. Auch Hr. L., obgleich er in der Vorrede verspricht, sich vor diesem Fehler zu hüten, und wirklich an mehreren Orten allzugroße Spitzfindigkeiten des Servius zurückweist, hat sich doch selbst nicht ganz davon frey zu halten vermocht, wie nachher gezeigt werden soll.

Indeß ist das nicht das einzige, was man in der Ausführung des Werkes anders wünschen möchte. Wir vermissen die dem Zwecke der Schrift angemessene Kürze und Gedrängtheit in der Behandlung des Stoffes. Denn da kein Antiquitätenhandbuch gegeben werden sollte, so mußten allbekannte Gegenstände nur so kurz als möglich berührt werden, ohne einen Ballast von Beweisstellen, die nöthigenfalls Lexica und Handbücher bieten, und die hier oft mit großer Raumverschwendung angeführt sind. Ganz auffallend ist diese Breite in dem sehr umfangreichen Abschnitte über das Kriegswesen, der bey dem vielen Unnöthigen, was über Abtheilung des Heeres, Waffen, Belagerung und Belagerungswerkzeuge beygebracht wird, auf einen viel geringern Umfang eingeschränkt werden konnte. Denn da nach dem eignen Geständniß des Hrn. L. Virgil im Gebrauch der dahin einschlagenden Ausdrücke, wie cohors, manipulus, phalanx, turma, desgleichen der einzelnen Schild- und Panzernamen keineswegs immer genau unterscheidet, so gewinnen wir hier weder für die Erklärung des Dichters noch für die Antiquitäten im Allgemeinen. Wenig im Verhältniß findet man dagegen über die Schifferausdrücke, von denen sich aus Virgil eine ziemlich reiche und interessante Sammlung geben ließe. Das schwierige pedem facere V, 830. Z. B. und das ganze dort beschriebene Manöver ist mit keiner Sylbe erwähnt. Eine unnütze Weitschweifigkeit herrscht auch bey Aufführung der königlichen Abzeichen, in § 13. de quaesitore et judice, wo das über den judex Gesagte unklar ist, und in dem Capitel über die Prodigien, wo eine Masse von Beweisstellen aus andern Schriftstellern ausgeschrieben sind.

Ueber diesen Ueberfluß ist oft vergessen worden, den Dichter selbst gehörig auszubeuten, und troz der breiten Manier ist doch keineswegs die Vollständigkeit erreicht, welche man wünschen möchte. Vorzüglich vermissen wir letztere in dem Abschnitt de sacris und namentlich in dem Capitel über die Gottheiten. Dort mußte, wenn auch nur ganz kurz, mit Citirung der Stellen Alles zusammengestellt werden, was der Dichter als Gottheit auftreten läßt — denn dieß zu erfahren ist gerade wichtig — also auch die niederen, die personificirten Abstracta, die Naturgottheiten, Nymphen, Meergötter u. s. w. Satt dessen werden diese alle nur am Schluß ganz in Bausch und Bogen erwähnt; und sogar von den wichtigeren Göttern und solchen, die Virgil ausführlicher beschreibt, fehlen mehrere gänzlich. So Hecate, die Eumeniden, Charon, die Harpyien, Circe, Iris, Aurora (wo die merkwürdige Stelle A. VI. 535. zu beachten war). Von der Unterwelt ist gar nichts gesagt; von Pluto und Proserpina sieht es aus, als kämen sie bloß unter den Namen Stygius Jupiter und Stygia Juno vor. Bey den wirklich aufgeführten Gottheiten sucht man vergebens eine vollständige und genaue Aufzählung der Epitheta, obgleich nur so die Vorstellung, die sich der Dichter von ihnen machte, richtig erkannt werden kann. Ebenso sind die Heiligthümer der Götter, ihre charakteristischen Merkmale und Thätigkeiten nur sehr unvollkommen aufgeführt, am mangelhaftesten bey Venus, Apollo, Bachus. In dem Capitel über die Opfer steht nichts von den Holokausten, die wegen A. VI, 253 bemerkt werden mußten; p. 176 war die Sitte, das Haupt beym Opfer zu umhüllen, aus A. III, 405 zu erklären:

> Ne qua inter sanctos ignes in honore Deorum
> Hostilis facies occurrat et omina turbet.

Ebenso ist der limus (A. XII, 120. velati limo) unbeachtet geblieben; desgl. die liba, welche A. VII, 109. den Speisen untergelegt werden, und die Spiele und Wettkämpfe, namentlich das Spiel Troja, wie ausführlich auch Virgil darüber handelt. Die Behandlung des Ackerbauwesens lag außer dem Plane des Buches, das allerdings durch ausführliche Besprechung dieses Thema's leicht zum doppelten Umfang angewachsen wäre. Nach unsrer Ansicht hätte Hr. L. für die Bereicherung der Alterthumskunde besser sorgen können, wenn er, was zwar in mehreren Fällen, aber im Ganzen doch zu selten geschehen ist, die mannichfaltigen Ausdrücke und Redensarten, deren sich der Dichter im Kriegs-, See-, Religionswesen und dergl. bedient, sorgfältiger zusammengestellt und erläutert, und einzelnen Punkten, die noch im Dunkeln liegen, größere Aufmerksamkeit geschenkt hätte.

Noch unangenehmer jedoch als durch die eben gerügten Mängel wird der Leser durch eine nicht unbedeutende Anzahl grober Versehen, Widersprüche und Irrthümer berührt, die ihren Grund wohl nur in einer gewissen Flüchtigkeit bey der Ausarbeitung des Werkes haben können. Dieß stimmt freylich übel mit der Versicherung des Verf., daß er nach der Horazischen Regel neun Jahre damit beschäftigt gewesen sey, ist aber bey den vielen anderweitigen literarischen Beschäftigungen desselben recht wohl erklärlich. Trotz dem wird sich das Publicum immer berechtigt halten dürfen, für jedes einzelne Werk die nöthige Sorgfalt zu forderen und non multa sed multum zu verlangen.

P. 3 liest man: Ab Homero Virgilius jam eo dissentit, quod reges minime per primores prohibeantur. Gleichwohl wird p. 8 zugegeben, daß König Latinus A. VII. 617. von seinem Senat zur Kriegserklärung gezwungen wird; und p. 21 wird nicht nur bey der Dido und bey Evander, sondern auch bey Aeneas selbst ein Senat (senatus, patres, primi, proceres) nachgewiesen. Ueberhaupt ist Hr. L. mehrmals unglücklich, wo er Virgil und Homer einander gegenüber stellt, da ihm letzterer nicht mehr recht gegenwärtig gewesen zu seyn scheint. So wird p. 8 behauptet: apud Homerum ea tantum sacrificia a rege peragi, quae ad publicum commodum spectent. Wir erinnern dagegen nur an das Opfer des Nestor in Gegenwart des Telemach der Athene dargebracht Od. III. 418, des Alkinoos bey Anwesenheit des Odysseus, des Menelaos am Aegyptos; des Odysseus in der Unterwelt. — P. 32 können die Worte: Quemadmodum arces ita praesertim portus a simplici

Homericae aetatis sensu alieni sunt, in ihrem Zusammenhange schwerlich anders verstanden werden, als daß bey Homer weder Burgen noch Häfen erwähnt würden, obgleich es kaum glaublich ist, daß Hr. L. die Burg von Ilium und die beyden Häfen in Ithaka, an der Stadt Od. II, 391 und des Phorkys XIII, 96; bey der Insel Syria XV 472 und zu Chrysa Il. I, 432 vergessen haben sollte. — Wenn p. 165 geläugnet wird, daß das homerische Alterthum Augurn kenne, so mag dieß zwar gelten, wenn man die römischen Augurn meint. Niemand aber wird Bedenken tragen mit den dort genannten: Rhamnes, Tolumnius, Japis die homerischen: Kalchas, Halitherses, Amphiaraos, Polypheides, Theoklymenos in Parallele zu stellen; denn diese wie jene erklären hauptsächlich aus Anzeichen verschiedener Art die Zukunft und den Willen der Götter. — Die auffallende Flüchtigkeit verrathen p. 20 die Worte: Neque vero Minos graviores poenas in eos qui amore caeco peracti manum sibi intulerunt, videtur exercuisse. Hr. L. glaubt demnach, Minos sitze A. VI, 431 über die zu Gericht, die sich aus unglücklicher Liebe getödtet haben. Von diesen ist aber dort noch gar keine Rede, sondern erst später v. 440. Minos richtet die unschuldig zum Tode Verurtheilten. — P. 31 soll aus A. III, 136. Connubiis arvisque novis operata juventus hervorgehen, daß der Anführer nach römischer Sitte die Aecker vertheilt habe. Vermuthlich hatte Hr. L. das gleich darauf folgende jura domosque dabam im Sinne. — P. 47 wird gezweifelt, ob A. XI, 453. clamor der Schlachtruf oder das Angstgeschrey sey. Keines von beyden. Man schreyt vielmehr und streitet, ob zu kämpfen, ob Friede zu schließen sey. Dieß zeigen sowohl die Worte dissensu vario, als die Rede des Turnus v. 459. — P. 70. Die equites tercentum scutati A. IX, 370. bringen Hrn. L. in Verlegenheit, da nach seiner Meinung das scutum bloß dem Fußvolke zukommt. Er nimmt also an: poetam legatis regi Turno responsa ferentibus rarum aliquid et singulare tribuere voluisse. Quae enim exinde exoritur fortitudo equitum atque habilitas magnis illis tegumentis sese tuentium! Dennoch erwähnt Liv. XLIII, 6. ausdrücklich scuta equestria, deren Existenz durch den Gegensatz scutum pedestre Ib. VI, 8. VII, 10. noch unbezweifelter wird. Ferner sind jene 300 Reiter nichts weniger als Gesandte, sondern nur ein Detachement, welches dem Turnus einen Rapport abzustatten hat. Wie verkehrt also, wenn ihnen der Dichter eine Waffe beygelegt hätte, die für sie untauglich und hinderlich gewesen wäre. — Kaum begreiflich ist, wie Hr. L. p. 96 das A. VIII. 603 erwähnte Lager für ein und dasselbe mit dem des Aeneas bey Laurentum halten konnte, wenn er sich nur irgend an den Inhalt jenes Buches erinnerte. Aeneas kommt dort vom Evander in das tyrrhenische Lager unter Tarchon; unter omnis legio kann kein anderes als das tyrrhenische Heer verstanden werden. — Gleich unbegreiflich ist der Widerspruch p. 107. Hr. L. sagt selbst, daß A. XI. 5 Aeneas die Spolien von Mezentius dem Mars (Bellipotens) weihe; nichts desto weniger hat er eben nur zu derselben Stelle bemerkt: man habe sie an einem Eichpfahl aufgehängt, um anzuzeigen, daß sie dem Jupiter heilig seyn sollten. — Auf derselben Seite hält Hr. L. arma Troia, welche A. I, 248 Antenor in der von ihm gegründeten Stadt aufhängt für Spolien. Antenor ist aber bekanntlich selbst Trojaner, und es heißt von ihm armaque fixit Troia zum Zeichen, daß er sich derselben nicht mehr bedienen wolle. —

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehler in der Anzeige des Prometheus-Mythus.

Bd. 18 Nr. 126 S. 1022 Col. 2 Z. 12 v. u. l. eine Menschenfigur st. Menschenfinger.
Nr. 128 S. 1026 Z. 4 v. u. l. Sitz der Seligen st. Sitz der Religion.
" " S. 1028 Z. 23 v. o. l. ihn st. ihm.
" " S. 1032 Z. 14 v. o. l. dem Zeus st. den Zeus.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Antiquitates Virgilianae ad vitam populi Romani descriptae etc.

(Fortsetzung.)

P. 108 werden arma tertia, die Marcellus A. VI. 860 dem Quirnius weiht, und die erst p. 106 richtig als spolia opima angeführt worden sind, aufs Neue unter den geringern Spolien aufgeführt. — P. 111 steht folgende wunderliche Erklärung: Deinde in pace petenda manus tendebant. Manuum elevatio proprie ad religionem pertinebat, sed quum cuncti qui supplicabantur, in Deorum tutela esse crederentur, in omni tantae demissionis caerimonia reverentiae aliquid divinae inesse voluerunt antiqui. Als ob nicht Erhebung oder Ausstrecken der Hände der natürliche Gestus der Flehenden wäre. — Der Abschnitt über die Schiffe des Aeneas p. 121 — 123 wimmelt so zu sagen von Unrichtigkeiten. Zuerst ist das Schiff des Orontes übersehen, welches A. I, 113 vor den Augen des Aeneas mit Mann und Maus von den Wogen verschlungen wird. Zur Bestätigung dessen dient, daß Aeneas A. VI. 330 dem Orontes und seinen Genossen in der Unterwelt begegnet. Demnach konnten nicht alle 20 Schiffe wohl behalten in den Hafen von Karthago einlaufen, sondern nur 19, wonach das übrige zu berichtigen ist. Dann glaubt Hr. L., Aeneas durchschneide A. X. 147 mit den Schiffen das Meer, um vom Tarchon Hülfe zu holen, obgleich er sich bereits laut A. VIII. 606 mit Tarchon vereinigt hat und jetzt mit dem gesammten tyrrhenischen Heere das Meer durchschifft. Hr. L. wähnt freylich, daß das Bündniß mit Tarchon erst nach der Meerfahrt gemacht worden sey; er hat also gar nicht bemerkt, daß der Dichter, der uns durch die Worte media Aeneas freta nocte secabat vom Schlachtfeld bey Laurentum unmittelbar in die gleichzeitige Lage des Aeneas versetzt hat, von v. 148 an die der Meerfahrt vorhergegangenen Ereignisse nachholt. Ferner wird gefragt, wie doch Aeneas zu diesen Schiffen komme, da ja nach A. IX. 128 die Flotte desselben, vom Turnus angezündet, sich in Nymphen verwandelt habe. Einige zwar, meynt Hr. L., führten den Aeneas zum Evander, und erst dann wurden die übrigen verwandelt. Aber leider hatte Aeneas, als er selbst nach Etrurien aufbrach, nach A. VIII. 548 jene zwey Schiffe (denn so viel waren es, A. VIII, 79) wieder die Tiber hinab zum Ascanius geschickt. Auf ihnen konnte er also nicht schiffen. Hr. L. sieht auch selbst, daß die Flotte aus 30 Segeln besteht, und hilft sich daher durch die Bemerkung: Hi versus fortasse eo tempore scripti sunt, quo mutatio navium Idaearum vel nondum animo erat concepta, vel deleta jam (!). Also lieber dem Virgil eine so grobe Vergeßlichkeit Schuld geben, als zu der einfachsten und natürlichsten Aushülfe greifen, daß es die Flotte der Tyrrhener sey, auf welcher sich Aeneas befindet. — P. 125 wird aus einigen Stellen, wo die Ruder an den Felsen zerbrechen, jedenfalls zu voreilig geschlossen, daß sie dort ohne das gewöhnliche Metallbeschläge gewesen seyen. — Ein Widerspruch ist es ferner, wenn Hr. L. p. 127 als wahrscheinlich annimmt, daß die Schiffe vom insigne an der prora ihren Namen hatten, wenn p. 124 Schiffsnamen wie Concordia, Liber Pater, Mars, Min-

cius aufgeführt werden, und doch p. 126 behauptet wird, daß das insigne nicht Bilder von Gottheiten, sondern nur von fabelhaften Ungeheuern gezeigt habe. — Beym Absegeln soll nach p. 128 das Tau, mit welchem das Schiff angebunden war, stets gekappt worden seyn. Dieß geschah natürlich nur da, wo sich eine schleunige Abfahrt nöthig machte, wie A. III, 667 auf der Flucht vor dem Cyclopen, und A. IV, 580, 775 bey der heimlichen Entfernung von Carthago. A. V, 773 dagegen, wo die Flotte vom gastfreundlichen Sicilien absegelt, heißt es solvique ex ordine funem. — P. 142. wird Eclog. IV, 10. Lucina für Juno genommen, da doch die Worte: Casta fave Lucina: tuus jam regnat Apollo klar genug zeigen, daß Diana gemeynt sey. — Leichtfertig und ganz aus der Luft gegriffen ist p. 149 die Annahme, daß die A. III, 12. neben den Penates genannten Magni Dî dieselben Gottheiten seyen, welche A II, 610. Troja zerstören, Neptun, Juno, Minerva, Jupiter. Man höre die Begründung; weil jene Gottheiten A. II, 623 numina magna Deûm genannt werden, desgl. Juno A. III, 437 magna! Zwar kann auch ich mich nicht überreden, daß et magnis Dis A. III, 12 und VIII, 679 nur zur Erklärung von Penatibus dienen solle; ich würde vielmehr, wenn wirklich ein und dieselben Wesen bezeichnet sind, vorziehen zu construiren et magnis Dis Penatibus, wie auch bereits Heyne am Schluß seiner Note vorschlägt, und recht wohl gesagt werden konnte, da sich andern Orts Dî Penates und magni Penates findet. Aber die Stelle A. III, 148 Effigies sacrae divom Phrygiique Penates scheint mir zu augenscheinlich für die Nichtidentität der Penates und Magni Dî zu sprechen, obgleich man auch hier Penates für bloße Explication der vorstehenden halten will. Wenn es erlaubt ist in einer so dunkeln Sache eine Vermuthung aufzustellen, so scheinen mir durch Magni Dî Vesta und das Palladium bezeichnet zu seyn, die, von den Penaten verschieden, der Sage nach auch aus Troja nach Rom übergetragen waren. Denn wenn auch der Dichter nirgends ausdrücklich sagt, daß Aeneas jene beyden aus Troja mit fortgenommen habe, so war dieß doch im Volksglauben begründet, und von ersterer scheint es selbst Virgil durch A. II, 296 anzudeuten. S. Heyne's IX. Exc. zum II. Buch. — P. 160 kann, wer die Stelle A. VI, 177 nur irgend genau ansieht, nicht einen Augenblick zweifeln, daß ara sepulchri der Scheiterhaufen seyn müsse. — Ohne alle Begründung wird p. 165 die Vermuthung ausgesprochen, der A. VII, 750 erwähnte Umbro sey ein Priester der Minerva. Daß er mit dem Oelzweige bekränzt ist, durfte Hrn. L. nicht bestimmen, da dieß nach seiner eigenen Bemerkung, p. 190, wo sogar unsere Stelle wiederholt wird, ein gewöhnliches Abzeichen der Priester war. Umbro ist vielmehr ein Marsischer Zauberer, wie aus der ganzen Stelle deutlich hervorgeht. — P. 175 bezieht Hr. L. idem A. VI, 229 auf Aeneas, während es auf Corynäus geht. — P. 176 sind die Worte A. VI. 665 Omnibus his nivea cinguntur tempora vitta so angeführt, als wenn sie allein auf pii vates et Phoebo digna locuti zu beziehen wären. Es erscheinen aber dort alle Schatten im Elysium mit Binden gschmückt. — Der Traum des Palinurus, welcher nach p. 208 in A. V, 830 — 856 enthalten seyn soll, existirt nur in der Vorstellung des Hrn. L. Der Dichter läßt dort den Gott des Schlafes selbst über Palinurus kommen und ihn gewaltsam einschläfern, und es wäre ganz widersinnig, dieß alles für einen Traum zu halten. Wenn es von dem Gotte v. 840 heißt: tibi somnia tristia portans, so sieht man aus der ganzen Stelle, daß somnia hier nicht Traumbilder bedeuten, sondern den Zustand des Träumens; den leiseren, unruhigeren Schlaf, in welchem wir zu träumen pflegen, und wie er dem am Steuer entschlummernden ganz angemessen ist. Zu eigentlichen Traumbildern bleibt gar keine Zeit, da ihn der Gott, als er kaum eingeschlafen ist, hinabstürzt. — P. 266 werden die aus A. VI, 378 angeführten Verse nicht wie Hr. L. glaubt, vom Aeneas, sondern von der Sibylla gesprochen.

Dieses schlimme Register, durch das wir fast fürchten müssen die Geduld des Lesers ermüdet zu haben, ist freylich wenig geeignet, Vertrauen zu der Sorgfalt zu erwecken, mit welcher Hr. L. gearbeitet hat. Das schlimmste ist, daß man daraus sieht, daß er in seinem Dichter keineswegs so zu Hause ist, wie man es zu verlangen pflegt, wenn Jemand

eine solche Arbeit unternimmt. Und in der That findet dieß auch außerdem noch vielfache Bestätigung. Denn wenn schon nicht geleugnet werden soll, daß das Verständniß des Virgil an mehreren Orten in befriedigender Weise durch ihn gefördert erscheint; wohin wir z. B. rechnen p. 25 die Deutung von potentum munera A. XII, 510 auf die Geschenke, durch welche die Vornehmen sich die Volksgunst zu gewinnen suchten; p. 234 die Rechtfertigung der Lesart Spondeo digna tuis ingentibus omnia coeptis. A. IX, 296 durch Annahme einer Synizesis in spondeo u. a. so ist es doch eben so gewiß, daß er viele Stellen des Dichters falsch oder oberflächlich aufgefaßt und ungenügend erklärt hat. Zum Beweis mögen noch einige solche Stellen folgen, wobey wir diejenigen an die Spitze stellen, in denen ohne Grund Beziehung auf das römische Alterthum oder römische Zustände gesucht wird.

Zu weit gegangen ist er, wenn p. 9. der hundertsäulige Palast des Picus zu Laurentum A. VII, 170 nach Servius eine Anspielung auf den Palatinischen des Augustus seyn soll, da von letzterem nicht einmal bekannt ist, daß er hundert Säulen gehabt habe. Eben so wenig mag ich in der Benennung augustum tectum eine Beziehung auf den Namen Augustus finden. Anders ist es bey Ov. Trist. I, 1, 70, wo vom Palast des Augustus selbst die Rede ist. — P. 15 soll die patera unter den königlichen Ehrengeschenken die priesterliche Würde des Königs andeuten. Aber die patera diente nicht bloß als Opfer — sondern auch als Trinkschale, was übrigens auch bey Privatleuten zu finden (Hor. Sat. I, 6, 118); so daß eine solche Beziehung eben so fern liegt, als wenn wir durch einen einem Priester geschenkten Pocal dessen Amt als Verwalter des Sacramentes bezeichnen wollten. Auch dachten die Römer schwerlich an dergleichen, wenn sie nach Liv. XXVII, 4 und XLIV, 14 dem Syphax und dem gallischen König Balanos paterae sandten. — Grundlos ist die Vermuthung p. 21, daß Virgil bey der Geißelung im Tartarus durch Tisiphone an die Sclavengeißelung bey den Römern gedacht habe. — P. 27 werden die zwölf Schwäne, welche A. I, 393 dem Aeneas erscheinen eine Nachahmung der zwölf Geier des Romulus genannt, was auch p. 200 wiederholt wird, obgleich die Anlässe zu beyden Erscheinungen durchaus nichts verwandtes haben. Offenbar werden durch jene Schwäne die zwölf Schiffe bezeichnet, welche Aeneas verloren glaubte, und die glücklich in den Hafen von Karthago einliefen. — Ganz verfehlt ist p. 43 der Versuch, die 20 Reiter, mit welchen Turnus A. IX. 52 auf das feindliche Lager einsprengt, als Fetialen hinzustellen. Wer die von Hrn. L. selbst aus verschiedenen Schriftstellern beygebrachten Stellen über die Fetialen vergleicht, wird gestehen müssen, daß jenen Reitern zu Fetialen nichts als geradezu Alles fehlt. Daß Turnus den Speer in die Luft schleudert, wird durch die aus Varro citirte Stelle hinlänglich erklärt. — Als fruchtlos muß die Mühe bezeichnet werden, welche sich p.51 Hr. L. giebt, die A. X, 166 aufgezählte Mannschaft auf die Zahl einer römischen Legion zurückzuführen; fruchtlos schon deßhalb, weil Virgil nur Anfangs die Zahl der Soldaten angiebt, dann aber von v. 185 an nur die Führer nennt. Schwerlich ist auch zu glauben, daß mit den ersten Tausend die sogenannten Principes gemeynt seyen, weil es v. 166 heiße:

Massicus aerata princeps secat aequora tigri:
Sub quo mille manus juvenum.

Dagegen ist richtig bemerkt, daß die häufig vorkommende Zahl von 300 Reitern der römischen Sitte entnommen ist, eine Legion von 300 Reitern begleiten zu lassen. — Gewagt ist es auch, wenn Hr. L. p. 122 in den 30 Schiffen A. X, 123 eine von der römischen Sitte sanctionirte Zahl von Fahrzeugen finden will. Die vier oder fünf Stellen aus Livius dürften ein zu schwacher Beweis seyn.

Nicht beystimmen können wir ferner Hrn. L. über A. IV, 471, wo er p. 34 die Worte scaenis agitatus Orestes erklärt: spectris, visionibus agitatus; da diese Bedeutung dem Worte scaena fremd ist. In den beyden ersten der beygebrachten Stellen, aus Virgil und Auson., heißt es die Scenerie, in der letzten, aus Sueton. der Schauapparat. Das Citat aus Statius giebt die Bipont., die mir allein zur Hand ist, ganz anders,

so daß ich darüber nicht urtheilen kann. Die einfachste Erklärung wird immer bleiben: der auf der Bühne umhergejagte Orestes. Daß sowohl Pentheus als Orestes hier so geschildert sind, wie sie zu Rom auf der Bühne erschienen, darauf deuten die Praesentia videt, fugit, sedent genugsam hin. — Die eigenthümliche Rüstung der roh bewaffneten Schaaren von Präneste, Gabii u. s. w, A. VII, 689, welche nur am rechten Beine den Beinharnisch pero trugen, das linke entblößt hatten, während man bey ihnen gerade das Gegentheil erwarten sollte; sucht Hr. L. p. 77, indem er auf den Anzug der Dido bey ihrem Zauberopfer hinweist: unum exuta pedem vinclis A. IV, 518 als einen magischen Ritus zu erklären! Eine Ideenassociation, der schwerlich Jemand seinen Beyfall schenken wird. — Die Zahl hundert ist unstreitig oft nur eine runde Summe, wie mehrere p. 115 aufgeführte Beyspiele beweisen. Doch möchte ich dahin nicht rechnen die 100 Gesandten des Aeneas an Latinus A. VII, 152; denn hier läßt sich die Sendung einer bestimmten Anzahl voraussetzen, und gewiß nicht ohne Bezug darauf will Latinus A. XI, 330 die gleiche Anzahl Friedensboten an Aeneas schicken. Daß Aeneas eine so ungewöhnliche Menge von Gesandten abordnet, geschieht wohl nur, um dadurch zu imponiren. Eben so wenig scheinen die 100 Schweine und Schafe hierher zu gehören, welche Dido A. I, 634 zu den Schiffen der Trojaner bringen läßt, weil daneben die bestimmte Zahl von 20 Stieren genannt wird. Auch die 100 Jahre, welche die Seelen der Unbeerdigten am Acheron umherirren, ohne übergefahren zu werden, sind schwerlich eine runde Summe, sondern beruhen ohne Zweifel auf dem Volksglauben. — Mißbilligung verdient p. 127 die Erklärung von Ida A. X, 158 als Göttin Cybele. Man kann nur an den Berg Ida denken, dessen Bild nicht auf dem Hintertheil, sondern am Vordertheil angebracht war als insigne, das dem Schiff wahrscheinlich den Namen gab. Denn die Worte lauten:

> Aeneia puppis
> Prima tenet, rostro Phrygios subjuncta leones;
> Imminet Ida super.

Das folgende hic geht auf das ganze Schiff ohne Bezeichnung eines besondern Theiles. — Ein Irrthum ist es, wenn Hr. L. p. 167 in der eben berührten Stelle A. I, 633, wo Dido zu den Schiffen des Aeneas 20 Rinder, 100 Schweine und eben so viel Schafe als Proviant (munera laetitiamque dii) sendet, Suovetaurilien erkennen will. An eine lustratio, welche er sowohl hier, als in allen Fällen, wo jenes Opfer gebracht wurde, statuirt, ist vollends gar nicht zu denken. Dagegen erscheint das Opfer am Grabe des Anchises A. V, 96 allerdings in der Gestalt von Suovetaurilien, keinesfalls aber zugleich als lustratio; wiewohl Hr. L. eine solche durch das vorhergegangene Wunder zu motiviren sucht. Jenem Wunder wurde aber keineswegs eine schlimme Vorbedeutung untergelegt, und dann ersieht man auch aus den Worten:

> Hoc magis inceptos genitori instaurat honores,
> Incertus, Geniumne loci famulumne parentis
> Esse putet; caedit binas de more bidentis
> Totque sues, totidem nigrantis terga juvencos —

daß dieß Opfer nur die Fortsetzung der mit Wein-Milch- und Blutspenden begonnenen Feyerlichkeit ist, also auch schon vorbereitet war, ehe das Wunder geschah. Zwar nach dem Wunder, aber nicht in Folge des Wunders wurde es veranstaltet. Daß Hr. L. das Bundesopfer A. XII, 169 nicht mit in den Kreis der Suovetaurilien zieht, können wir nur billigen. Dort wird in der That nur ein Schwein und ein Schaf geopfert, letzteres nach dem trojanisch-griechischen Ritus bey Homer Il. III, 246, ersteres nach italischer Sitte, so daß vom Dichter der Ritus der beyden contrahirenden Theile verschmolzen ist. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie von Christ. Aug. Brandis. Zweyter Theil, erste Abtheilung. Berl. 1844. Reimer S. 570.

Nach längerer Unterbrechung ist endlich die Fortsetzung dieses gründlichen Werks erschienen; — die Vollendung desselben soll nach dem Versprechen des Hrn. Verf. nicht mehr so lange auf sich warten lassen. Der erste schon im Jahre 1836 erschienene Theil wurde noch im Verlauf eben desselben Jahres in diesen Blättern besprochen *) und nach Gebühr ausgezeichnet. Auch wurden in jener Anzeige Form und Anlage des Werks und die darin befolgte Weise der Behandlung des Gegenstandes im Allgemeinen so treffend beurtheilt, daß wir uns mit Berufung auf dieselbe hier darauf beschränken können, über den besondern Inhalt der vorliegenden Abtheilung und die in ihr niedergelegten hauptsächlichsten Ergebnisse übersichtlichen Bericht zu erstatten.

Es wird hier im ersten Abschnitt gehandelt von „Sokrates und seiner Lehre" (p. 1 — 67), dann von den „einseitigen Sokratikern" (p. 67 — 133); im zweyten von Plato (p. 134 — 570). Dieser Abschnitt ist jedoch noch nicht abgeschlossen, indem die Darstellung der ältern Akademie, welche die Ueberschrift desselben verspricht, der nächsten Abtheilung des zweyten Bandes vorbehalten wird.

Ueber des Sokrates Lehre hat der Hr. Verf. schon früher gründliche Untersuchungen in zwey Aufsätzen des von ihm und Niebuhr herausgegebenen Rheinischen Museums *) veröffentlicht. Er glaubte darin, gestützt auf Aristotelische, bis dahin noch wenig berücksichtigte Aussprüche, die Richtigkeit derjenigen Auffassung Sokratischer Lehre ihren wesentlichen Grundzügen nach bestätigen zu müssen, welche Schleiermacher in einer Bahn brechenden Abhandlung niedergelegt hat **), wonach das Eigenthümliche dieser Lehre darin besteht, daß sie zuerst die Idee und Form des Wissens bestimmter hervortreten ließ, und ein Zusammenwachsen aller Zweige des Wissens einleitete.

Die berührten Untersuchungen dienen denn auch der vorliegenden Darstellung zur Grundlage und trotz manchen Widerspruchs, der sich seit dem Erscheinen des ersten jener beyden Aufsätze erhoben und öfter wiederholt hat, hält der Hr. V. an den Hauptergebnissen derselben fest. Von zwey Seiten her nämlich ist die Bedeutung des Sokrates als Philosophen, wie sie Schleiermacher fest zu stellen suchte, einer sie beeinträchtigenden Kritik unterworfen worden. Man glaubte der Sophistik den Werth einer die Sokratische Lehre positiv vorbereitenden Erscheinung zusprechen zu müssen. Nicht nur Hegel und

*) Nr. 110 ff. vom sel. Professor J. Kopp zu Erlangen.

*) vgl. Erst. Jahrg. 1827 zweytes Heft p. 118 ff. „Grundlinien der Lehre des Sokrates." Zweyter Jahrg. 1828 erstes Heft p. 85 ff. „Ueber die vorgebliche Subjectivität der Sokratischen Lehre."

**) „Ueber den Werth des Sokrates als Philosophen" Abhandl. der K. Preuß. Ak. d. W. 1814. 15. S. 50 ff.

seine Schule haben in diesem Sinne gegen die Sophisten eine sehr charakteristische Zärtlichkeit verrathen, sondern auch namhafte Philologen haben in ihnen Aufklärungsorgane der damaligen Zeit verehrt. In demselben Maaß aber, als man die Sophistik erhebt, muß des Sokrates ächte Größe der Verkennung ausgesetzt seyn. Ferner hat man von Seiten einer allzu nüchternen historischen Kritik den Sokrates von allem jenen idealen Schimmer entblößen zu müssen geglaubt, den der Reiz und die Lebendigkeit Platonischer Darstellung um ihn verbreitet habe. Die Xenophontischen Berichte allein sollten den wahren Maaßstab der Beurtheilung dafür hergeben, was an dem idealisirten Sokrates der Platonischen Dialogen der geschichtlichen Wirklichkeit entsprochen.

Was nun zuerst jene Ueberschätzung der Sophistik anlangt, welche allgemach Mode zu werden droht, so gründet sie sich hauptsächlich auf die Behauptung, daß dieselbe zuerst ein Princip in die griechische Philosophie eingeführt habe, welches auch Princip der Sokratischen Lehre geworden sey, das der Subjectivität nämlich, wie es auf moderne Weise ausgedrückt wird. Vielleicht hätte sich unser Hr. V. in dem zweyten der angeführten Aufsäze (gegen Rötscher: Aristophanes und sein Zeitalter 1827) und in dem vorliegenden Handbuch weniger abgeneigt zeigen sollen, jenes Princip als das der attischen Neuzeit überhaupt und so auch der Sokratischen Lehre anzuerkennen. Denn nicht die Wirksamkeit dieses Princips an sich schon ist das Bedenkliche, sondern nur eine falsche Richtung dieser Wirksamkeit, eine widergeschichtliche Anwendung, die es erfährt. Wird es als Princip der Sokratischen Lehre betrachtet, so darf man es nur nicht, wie es von den Freunden der Sophistik geschieht, vergessen zu machen suchen, daß es eine diametral entgegengesetzte Ausbildung in der Sophistik und bey Sokrates erhalten *). Denn während es in jener zum Motiv subjectiver Willkühr verkehrt wurde, welche nicht nur das Ueberlieferte, sondern auch die allgemein menschliche Wahrheit und Sittlichkeit in ihren Grundlagen zu untergraben sucht, stellt es sich bey Sokrates als die Grundlage wahrer Freyheit des Individuums dar, welche zugleich willige Unterordnung desselben unter den göttlichen Inhalt des positiv Gegebenen und Ueberlieferten, unter alle göttliche und menschliche Ordnung in sich schließt. Während die Sophistik den intellectuellen und sittlichen Gefahren unterlegen war, welche die fermentirende Kraft jenes Princips überall, wo es hervortritt, im Gefolge hat, hatte sie Sokrates überwunden, und geht daraus mit einer Weihe seines ganzen persönlichen Wesens hervor, die uns an ihm eben dieses Princip in einer Verklärung, wie nur selten außerdem im Alterthum, erblicken läßt.

Genau zugesehen liegt dem Urtheile unseres Hrn. Verf. über Sokrates auch die Anschauung zu Grunde, daß die wahre Anerkennung des Princips der Subjectivität für ihn zugleich zu einer bewußten Versöhnung desselben geworden war, nicht nur mit den allgemeinen und ewigen objectiven Gesetzen alles Wahren und Guten, sondern auch mit der Objectivität des in Sitte und Glauben positiv Ueberlieferten. Dieß bestätigt sich uns gerade aus den am meisten zusammenfassenden Urtheilen des Hrn. Verf. über Sokrates. So wenn er den Unterschied des Sokrates von allen frühern Philosophen darin findet, daß er den „Anfangspunkt für ein neues festbegründetes Wissen im Selbstbewußtseyn gesucht, und zwar zunächst im Selbstbewußtseyn um die unbedingten sittlichen Anforderungen" (p. 3), wenn er anerkennt: daß ihm „der Zweifel an dem, was sich unberechtigt als Erkenntniß festgestellt, als nothwendiger Durchgangspunkt," „selbstthätiges Suchen im Gegensatz gegen bloße Ueberlieferung als die nothwendige Bedingung der Entwicklung wahrer Erkenntniß" erschien (p. 53. 54). Auch nach seiner Auffassung dringt Sokrates auf ein sei-

*) Auch Fr. Hermann scheint dem Ref. (Gesch. und Syst. der plat. Philos. 39. S. 225 ff.), obschon er den specifischen Unterschied zwischen der Wirksamkeit des Sokrates und der Sophisten nicht verkennen will (p. 232. 236), doch den diametralen Gegensatz der ihr zu Grunde liegenden Richtung nicht genug hervorgehoben, und manche Aehnlichkeit zwischen beyden in der äußern Erscheinung zu stark betont zu haben.



ner Gründe und seiner Uebereinstimmung mit den ewigen Gesetzen des Denkens bewußtes Wissen gegenüber einer bloß richtigen Meinung (p. 50), so wie auf ein seiner Wahrheit bewußtes sittliches Streben (p. 43).

Aber gerade die geforderte „Vertiefung des Selbstbewußtseyns“ und die ihm dabey gewordene Einsicht in das wahre Ziel alles Handelns und Wissens (p. 43. 44), „dem wir uns nur mehr und mehr anzunähern vermögen:“ führt nach ihm den Sokrates zu jener Selbsterkenntniß, die ihn zum „Apostel des menschlichen Nichtwissens“ machte, über alle sophistische Trug- und Scheinweisheit erhob und von der Nothwendigkeit eines Beystandes der Gottheit überzeugte, „den sie der unzulänglichen Kraft des sittlich strebenden Menschen gewähre, so wie von der Nothwendigkeit einer Offenbarung, einer äußern sowohl durch Orakel, als einer innern durch Eingebung, die dem sittlichen Bewußtseyn zur Ergänzung und zur Stütze diente.“ Es unterläßt dem entsprechend Hr. Br. auch nicht auszuführen, daß Sokrates mit den Vorfechtern des Alten gegen eine falsche Aufklärung auf gleichem Standpunkt sich befunden und darnach auch nicht sowohl über das Ziel, als über die Mittel, es zu erreichen, verschiedener Ueberzeugung gewesen, indem Aristophanes und die ihm gleich Gesinnten in der Philosophie schlechthin die Wurzel alles Uebels gesehen, Sokrates dagegen von dem „Glauben durchdrungen gewesen sey, daß die Wunde nur heilen könne, was sie geschlagen zu haben beschuldigt ward, und sittlich religiöse Wiedergeburt nur von der Wiedergeburt der Philosophie zu erwarten sey.“ (p. 2. 3).

Mit dem sehr dankenswerthen Bestreben des Hrn. Verf., den Gegensatz der Sokratik und der falschen Aufklärung mit ihrer Wortführerin der Sophistik in keiner Weise abschwächen zu lassen, wie es in seiner urkundlich treuen und nicht ohne Wärme geschriebenen Darstellung Sokratischer Lehre und Persönlichkeit überall hindurch blickt, verbindet sich ein anderes zwar nicht vermöge eines nothwendigen aber doch leicht sich geltend machenden Zusammenhangs, nämlich das vorhin schon bemerkte, einer Ueberschätzung der Xenophontischen Mittheilungen über Sokrates entgegenzuarbeiten. Nachdem die unbedingte Bevorzugung Xenophons vor Plato als Quelle Sokratischer Lehre im Alterthum nur einzelne Vertheidiger gefunden, ist sie in neuerer Zeit seit Brucker das üblichere geworden. Wiggers, Delbrück, Rötscher sind für dieselbe in die Schranken getreten gegen die von unserm Hrn. Verf. und Heinr. Ritter geltend gemachte Schleiermacher'sche Ansicht. In neuester Zeit hat sich den Gegnern der letztern auch Fr. Hermann angeschlossen (Gesch. und Syst. ꝛc. p. 249 ff.). Seine Einwendungen dürften von unserm Hrn. Verf. mehr zu berücksichtigen gewesen seyn. Hr. Br. findet in Xenophon „bey unverkennbarer Wahrheitsliebe einen eben so unverkennbaren Mangel an tieferer Einsicht in Endzweck und Mittelpunkt der Sokratischen Weisheit.“ Er vermißt sogar bey ihm „das rechte Verständniß der von ihm selber angedeuteten Grundgedanken Sokratischer Lehre“ so wie auch „Entwicklung derselben für Wohlbegabte“ wie Hippias, Aristipp und Euthydemus (mem. III, 8. IV, 2). Er weist darauf hin, daß Xenophon wahrscheinlich „ohne völlig deutliche Erinnerung aller Einzelnheiten geschrieben, die er erst nach Verlauf mehrerer durch seine eigenen Schicksale im glorreichen asiatischen Feldzug in Anspruch genommener Jahre aufzeichnete“ (p. 20. 21). Ref. ist mit Hrn. Br. darüber einverstanden, daß Xenophon unmöglich als einzig wahre Quelle für richtige Auffassung Sokratischer Persönlichkeit und Denkweise betrachtet werden kann. Die rechte Empfänglichkeit für die Feinheit Sokratischer Dialektik und die darin hervortretende Ironie, so wie andrerseits für das magisch Poetische in der Erscheinung des Sokrates geht ihm sichtlich ab — denn was das Letztere betrifft, so hat es gewiß Plato nicht erst um Sokrates zu verbreiten gewußt, sondern erkannte es nur an ihm vermöge geistiger Verwandtschaft als einen der mächtigen Anziehungspunkte, welche ihn an diesen dämonischen Mann fesselten.

(Fortsetzung folgt.)

Antiquitates Virgilianae ad vitam populi Romani descriptae etc.

(Schluß.)

Nicht spitzfindig, wie Herrn L. pag. 177, sondern sehr richtig erscheint uns die Bemerkung des Macrobius, der die A. II, 118 und V, 483 erwähnten Opfer zu denen rechnet, welche Trebatius hostiae animales, quarum sola anima deo sacretur nennt. Denn weder in der ersteren Stelle, wo es sich um ein Menschenopfer handelt (animaque litandum Argolica), ist an das Extispicium und an eine Verbrennung der Opferstücke zu denken, noch auch in letzterer, wo Entellus, dem Stier mit der Faust das Hirn zerschmetternd, ausruft:

> Hanc tibi, Eryx, meliorem animam pro morte Daretis
> Persolvo. —

Für unrichtig halten wir die p. 180 gebilligte Bemerkung des Servius zu A. XII, 173. Et tempora ferro summa notant pecudum — „Obliquum castrum e fronte usque ad caudam ante immolationem ducere consueverunt.“ Denn warum hieße dieß tempora summa notare? Weit richtiger ist es von den Interpreten auf den gewöhnlichen Gebrauch die Stirnhaare vor dem Opfer abzuschneiden bezogen worden; und so ist auch jedenfalls Stat. Theb. IV, 461 jamque ardua ferro signati capita zu verstehen. Ist dieß richtig, so ergiebt es sich auch als falsch, wenn Hr. L. gleich nachher den Gebrauch die Stirnhaare der Opfer-Thiere abzuschneiden bey den Römern allein auf die den unterirdischen Göttern dargebrachten Opfer beschränkt. — P. 245 weicht Hr. L. bey Erklärung von A. V, 250 darin von den übrigen Interpreten ab, daß er glaubt, auf der dort beschriebenen Chlamys sey nur der jagende Ganymed dargestellt gewesen, so daß das übrige vom Dichter zur Erläuterung hinzugefügt sey; während Heyne und Wagner gerade umgekehrt die Jagd als eine solche Zuthat, den Raub als eigentlichen Gegenstand des Bildes betrachten. Beydes ist falsch. Denn daß der Knabe wirklich jagend dargestellt war, drücken ganz unwiderleglich die eigenen Worte des Dichters aus:

> Intextusque puer frondosa regius Ida
> Velocis jacula cervos cursuque fatigat,
> Acer, anhelanti similis.

Wird doch die Naturtreue des Bildes, daß er einem keuchenden ähnlich sah, ausdrücklich hervorgehoben. Wiederum aber die in den Versen:

> Longaevi palmas nequidquam ad sidera tendunt
> Custodes, saevitque canum latratus in auras —

enthaltenen Züge lassen gar keinen Zweifel, daß auch sie uns ein wirkliches Bild schildern sollen. Wagner weist der ganzen Stelle ihren Platz in Quäst. XXXX an: Virgilius dormitans aliquando; doch lag es meines Erachtens näher sich die Chlamys in zwey Felder abgetheilt zu denken und ein doppeltes Bild anzunehmen, so daß auf dem einen der jagende Ganymed, auf dem andern der geraubte zu sehen war. Daß Virgil die beyden Bilder nicht ausdrücklich scheidet, darf um so weniger befremden, da er bey ähnlichen Beschreibungen nicht viel genauer verfährt. Vrgl. die Bilder im Tempel zu Carthago, auf den Thüren des Tempels von Cumä, auf dem Schilde des Aeneas.

Papier und Druck des Buches sind schön, aber in der Menge der Druckfehler spiegelt sich gleichsam die Flüchtigkeit der Arbeit. Auffallend ist, daß in §. 34. pellis beydemale als Masculinum steht. Schließlich wünschen wir, daß Hr. L. die rechte Muße gewinnen möge, um sein versprochenes Werk: De fontibus carminum Virgilianorum auszuarbeiten, und daß er dabey das nonum prematur in annum weniger wörtlich als dießmal, aber mehr seinem wahren Sinne nach nehmen möge.

Dr. Joh. Siebelis.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie.

(Fortsetzung.)

Hat auch Plato vielfach idealisirt, so blickt doch durch seine ideale Darstellung eine historische. Wirklichkeit durch, für welche dem Xenophon Sinn und Ausdruck fehlte, die geradezu als ein Mehr über die von Xenophon gefaßte und wiedergegebene zu betrachten ist, und diese kann deßhalb auch nicht nach einem von Xenophon entnommenen Maaß gemessen und ausgeschieden, sondern muß durch allseitige Vergleichung Xenophontischer und Platonischer Darstellung mit besonderer Berücksichtigung der wichtigen aristotelischen Zeugnisse ermittelt werden. Nur das hätten wir gewünscht, daß Hr. Br. hinsichtlich der Behauptung positiver Mißverständnisse und Widersprüche in der Xenophontischen Darstellung noch behutsamer geworden seyn möchte. Die Milderung seines Urtheils über dieselbe, welche im vorliegenden Handbuch im Vergleich mit seinen Aeußerungen in den öfter berührten Aufsätzen bemerklich wird *), dürfte kaum hinreichend seyn. Hr. Br. sieht den Widerspruch in den Berichten des Xenophon hauptsächlich darin, daß, während Sokrates bey Xen. selbst die Unbedingtheit des sittlichen Wissens erhebe, und deßhalb zwischen εὐτυχία (Wohlergehen) und εὐπραξία (Wohlverhalten), als dem allein zu erstrebenden, unterscheide (Mem. III, 9, 14), er dann doch wieder die Rücksicht auf das Nützliche oder Angenehme als Antrieb zum Guten gelten lasse, ja es den Schein gewinne, als gehe das Gute ins Nützliche auf (vgl. besonders III, 8, 3 u. 7; IV, 6, 8 u. 9). Allein in der Unterredung mit Aristipp (III, 8) ist nicht vom unbedingt sittlichen Wissen (dem absolut Guten), sondern von relativen einzelnen Gütern die Rede, nur um solche handelt es sich im ganzen Capitel. Wenn Sokrates von diesen behauptete (wiewohl es überhaupt zweifelhaft bleiben wird, in wie fern dort Sokrates etwas behaupten, und nicht bloß die lästige Sophistik des Aristipp abweisen will), daß sie sich als Güter durch ihre Nützlichkeit auswiesen, oder ihr wahrer (nicht bloß scheinbarer) Nutzen ein Maaßstab dafür sey, daß sie wirklich Güter seyen, so wird man darin schwerlich einen Widerspruch des Sokrates mit sich selbst entdecken können *). Ja, so gut als Sokrates, wie Hr. Br. (p. 48) mit Recht bemerkt (Mem. II, 1, 17 ff. IV, 8, 6), „in Tugend und wahrer Glückseligkeit nur verschiedene Auffassungsweisen einer und derselben vollendeten Vernunftthätigkeit, mithin des höchsten Gutes erkannte, konnte er gewiß auch das letztere als das dem Menschen wahrhaft Vortheilbringende, Zuträgliche, sein wahres Heil wie

*) vergl. Rhein. Mus. II. p. 87 mit p. 40 — 42 des Handbuchs.

*) Auch in Platon's Meno p. 87 u. 88 werden alle ἀγαθά als ὠφέλιμα und die Tugend ἀρετή als ὠφέλιμον schlechthin bezeichnet, ganz in Uebereinstimmung mit Xen. Mem. IV, 5, 9, wo die Identität des ἀγαθόν und ὠφέλιμον, des letztern aber gewiß nur im Sinne des wahrhaft, objectiv Nützlichen, behauptet wird cf. Hermann l. c. p. 334.

das des Staats begründende — als das wahrhaft Zweckgemäße darstellen, ohne sich damit zu widersprechen. Es wäre demnach nur dann dem Xenophontischen Sokrates mit Grund innerer Widerspruch oder eine niederere Anschauung der Natur des Sittlichen vorzuwerfen, wenn er das Heilbringende, Zweckgemäße und Nützliche, so wie das Angenehme und Wohlbefinden fördernde in so fern zum Maaßstab des Guten gemacht hätte, als es zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke, zur Befriedigung falscher Lust und unreiner Begierden dienen sollte. Solche Stellen hat man aber unsres Wissens noch nicht beygebracht. Denn diejenigen, welche auf so etwas zu führen scheinen, erinnern entweder zu sehr an die Gränzen antiker Sittlichkeit überhaupt, als daß sie über den Xenophontischen Sokrates insonderheit abzuurtheilen erlaubten (so Mem. IV, 2, 14 ff.), oder besagen genau besehen nichts, was dem Wesen des Sittlichen widerstreitet *). Daß der Xenophontische Sokrates es besonders liebt, an alles Gute den Maaßstab des Heilbringenden und wahrhaft Förderlichen zu legen, ist allerdings Thatsache, beruht aber nicht auf falscher Auffassung des Sittlichen, sondern auf dem Bedürfniß, es in seiner vollen concreten Gestalt zu vergegenwärtigen. Es hat noch jede gesunde Ethik anerkannt, daß mit dem sittlichen Wohlverhalten als unmittelbarer Ausfluß und Wirkung desselben wahres Heil und Wohlbefinden verbunden gedacht werden müsse, und demnach auch an dem Vorhandenseyn der Wirkung das der bewirkenden Ursache gemessen und erkannt werden könne.

Wir bemerken nur noch, daß der Hr. Verf. in seiner wohlgelungenen Zusammenstellung Sokratischer Lehre, gewiß mit Recht, die Grundlinien der Beweisführung Plato's für die Unsterblichkeit der Seele, wie auch seiner Lehre von der Liebe und vom Staate auf Sokrates zurück führt, und gehen, ohne bey der lesenswerthen Darstellung der einseitigen Sokratischen Richtungen zu verweilen, sogleich zu seiner Behandlung der Platonischen Philosophie über.

Die einleitenden Untersuchungen, welche der Darstellung des Platonischen Systems vorausgehen müssen, stellen besonders seit Schleiermachers bedeutsamer Anregung auf diesem Gebiet das Bild einer ziemlich verwickelten Controverse dar. Mannigfach kreuzen sich die Fragen nach Aechtheit, Entstehungszeit der Dialogen, nach der Anordnung derselben und dem Princip der Anordnung. Was die Frage nach der Aechtheit der einzelnen Dialogen betrifft, so findet sie auf erfreuliche Weise von den Kennern Platonischer Philosophie eine immer mehr überein-

---

*) In den Stellen IV, 4, 20 ff. 24 wird der göttliche Ursprung der Gesetze daraus erwiesen, daß ihre Uebertretung nach weiser göttlicher Anordnung immer eine angemessene Strafe von selbst im Gefolge hat. Darin liegt aber noch nicht, daß man aus selbstsüchtiger Scheu vor der Strafe sich der Sittlichkeit befleißigen solle. Eben so ist IV, 3, 17, nicht ausgedrückt, daß wir die Götter in der selbstsüchtigen Absicht verehren sollen, um von ihnen mit Gütern belohnt zu werden. Es schließt nur nach dieser Stelle die rechte Verehrung der Götter das lebendige Vertrauen und die Hoffnung auf ihre Segnungen unmittelbar in sich. Die Stelle II, 1, 28 sucht nur durchzuführen, daß nichts Gutes erlangt werde, ohne daß man sich ernstlich darum bemühe, so der Götter Huld nicht, ohne Eifer in ihrem Dienst. IV, 5, 9 besagt bloß, daß die Mäßigkeit zugleich wahrhaft genußfähig macht, ein Satz, der nur für die Sphäre der relativen Güter dasselbe ausdrückt, als der andre in Beziehung auf die Tugend als höchstes Gut, daß dieß nämlich die höchste Glückseligkeit und Lust in sich schließt. In den gedrungenen zusammenfassenden Schlußworten der Memorabilien wird es ausdrücklich an Sokrates gepriesen, daß er niemals das Angenehmere dem Bessern vorgezogen; dann aber hat er nach Xenophons Meinung über ihn gewiß auch nicht das bloß dem einzelnen Subjecte nach seinen beliebigen Interessen und Zwecken Nützliche dem Guten vorangestellt. Daß das ὠφέλιμον bey Xenophon als ein bloß dem subjectiven Interesse dienendes nirgends empfohlen wird, hätte vom Hrn. Verf., besonders nach den Bemerkungen Hermann's über diesen Punkt (a. a. O. S. 332), nicht unberücksichtigt bleiben sollen. Schwerlich würde er dann auch das Nützliche mit dem Angenehmen, so wie es von ihm geschieht, zusammengestellt haben, als die hauptsächlichsten Maaßstäbe, nach denen das ethische Urtheil des Xenophontischen Sokrates sich richte.

stimmende Beantwortung, besonders in Folge eines gleichzeitigen Ablenkens von jener hyperkritischen Richtung, die von Schleiermacher schon nicht vermieden, von Ast und Socher auf die Spitze getrieben ward. Auch Hr. B. schließt sich den Resultaten dieser besonneneren Kritik an, und zeigt sich mit unbedeutenden Modificationen mit den kritischen Resultaten namentlich Hermanns einverstanden. Nicht so nahe scheint eine allgemeinere Uebereinstimmung über die Anordnung der Dialogen, das Princip dieser Anordnung und die Entstehungszeit der einzelnen zu seyn. Besonders müssen hier die Hermann'schen Forschungen neue Schwankungen herbeyführen. Der Widerspruch, den er gegen die Schleiermacher'schen und alle verwandten Ansichten erhoben hat, berührt Fragen, welche auf ähnliche Weise bey der Behandlung auch andrer Producte eines vergangenen geistigen Lebens uns entgegentreten.

Wenn wir nämlich ein geistiges Product der Vergangenheit als ein abgeschlossenes Ganzes vor uns stehen sehen, so fragt es sich, sind die Quellen, aus denen wir die Kenntniß desselben schöpfen, zugleich Denkmale des Weges, auf welchem es geworden und allmählig sich entfaltet hat. Ferner aber entsteht, wenn dieß der Fall ist, die Frage: wie haben wir uns die successive Entfaltung des Ganzen zu denken? ob so, daß dasselbe, um den rechten Abschluß und die rechte Vollendung zu gewinnen, eine Reihe von Um- und Weiterbildungen, von Metamorphosen der Entwicklung erfahren, eine Folge des im Anfang noch nicht gleich sich bewußten und beherrschenden Dranges, — oder so, daß das Ganze gleich Anfangs im Geiste des Erzeugers in einer gewissen Vollendung concipirt ist, und sein Werden sich als eine mit der Absichtlichkeit künstlerischen Thuns und seiner bewußten Beherrschung des Stoffes verbundene Entfaltung und Gliederung seiner Theile darstellt. Im ersteren Falle sind die Quellen mehr die Denkmale einer natürlichen Entwicklung, im letztern die einer darstellenden Kunst, welche dem Ganzen schon in seinem Werden den Stempel des vollendeten Organismus aufdrückt. Während sich nun, um das Gesagte auf die Quellen platonischer Lehre anzuwenden, kaum eine Ansicht denken läßt, welche es ganz abweisen könnte, daß dieselben geschichtliche Zeugnisse einer successiven Entfaltung des platonischen Systems enthalten, so treten die Hermannsche und Schleiermachersche Ansicht in schroffen Gegensatz in Beziehung auf die Art, wie jene Entfaltung zu denken. Hermann glaubt aus den Platonischen Dialogen einen allmähligen Bildungsgang Platonischer Ueberzeugungen reconstruiren zu können, der besonders durch den Einfluß anderer Systeme mannigfache Modificationen erfahren, und im Verlauf der Zeit manch neuen Ansatz gemacht, manch neuen Keim getrieben. Nach dieser Ansicht bestimmt denn Herm. auch die Zeitfolge und die Anordnung der Dialogen. Schleierm. hatte dagegen in den Dialogen mehr die Glieder eines künstlerischen Organismus zu finden geglaubt, in dem Plato sein System niedergelegt habe. Es kam ihm darauf an, jedem Dialog die Stelle anzuweisen, die er nach Plato's muthmaßlicher Absicht in dem künstlerischen Ganzen des Systems einnehmen sollte. Dieß war das Princip der Schleierm. Anordnung der Dialogen, wobey es unentschieden gelassen werden konnte, ob Plato sie in der Zeitfolge ausgeführt habe, in der er sie ihrem Inhalt nach auf einander folgen lassen wollte. Am schärfsten spricht sich die Ansicht Schl's. in dem Satz aus (hinsichtlich dessen H. Br. Hermann zugiebt, daß er zu allgemein gefaßt und zu sehr auf die Spitze gestellt sey p. 160):

„Plato habe überhaupt nicht in einem andern Gespräche weiter fortfahren können, ohne die in einem frühern beabsichtigte Wirkung als erreicht vorauszusetzen, so daß dasselbe, was als das Ende des einen ergänzt werde, auch als Anfang und Grund des andern gelte."

Im Allgemeinen nun schließt sich Hr. Br. dem Schleiermacherschen Grundgedanken an. Auch er geht zur Begründung seiner Ansicht, wie Schleierm., von der Erklärung Plato's (Phaedr. p. 275 ed. St.) über die Mängel schriftlicher Mittheilung der lebendigen Wechselrede gegenüber aus, und glaubt die Richtigkeit des Schlusses, den Schl. daraus gezogen, gegen Herm. (Gesch. und Syst. u. s. w. p. 353) aufrecht halten zu müssen, daß wenn Plato nun doch einen so bedeutenden Theil seiner Lebenszeit auf Abfassung schriftlicher Werke verwendete, er wohl dafür halten mußte, ihnen mindestens bis zu einem gewissen Grade die Vortheile der wahren Dialektik mittheilen zu können (p. 159). Auch nach der Ansicht des Ref. kann aus jener Stelle mit Recht gefolgert werden, daß Plato sich der dialogischen Form mit vollem Bewußtseyn ihrer bedeutenden Vorzüge vor jeder andern Form philosophischer Belehrung bedient habe, und daß ihm der Dialog mehr war, als (nach Hermanns schwer begreiflicher Aeußerung a. a. O. p. 354) „eine beliebte und hergebrachte Einkleidungsweise." Aber wenn freylich der Schluß aus jener Stelle dahin ausgedehnt wird, daß sich in der Reihenfolge platonischer Schriften ein ähnlicher künstlerischer dialektischer Zusammenhang müsse nachweisen lassen, als innerhalb eines einzelnen Dialoges oder einer gewissen Gruppe von Dialogen, daß sie sich wechselseitig fordern wie Begründendes und Begründetes, wie Schürzung eines Knotens und Lösung desselben, und daß sie „von der ersten Aufregung der ursprünglichen und leitenden Ideen bis zu einer wenn auch nicht vollendeten Darstellung der besondern Wissenschaften" methodisch fortschreiten sollen (Schleierm. I, 1. p. 21): — so scheint für eine solche Erweiterung des Schlusses jene Stelle keine genügende Grundlage mehr zu bieten. Man kann höchstens nach derselben in Plato die allgemeine Neigung voraussetzen, das Belebende und Nöthigende des dialogischen Gedankenfortschrittes auch dem Gang seiner schriftstellerischen Thätigkeit mitzutheilen, ob aber diese Neigung zum durchgreifenden Princip schriftstellerischer Thätigkeit geworden ist, kann doch nur aus der Beschaffenheit seiner Schriften selbst a posteriori beurtheilt werden. Da möchte es nun aber nach der Ansicht des Ref. eine unbefangene Forschung immer mehr zur Gewißheit bringen, daß die platonischen Dialogen nur zum kleinsten Theile (in den von Plato selbst deutlich genug bezeichneten Trilogieen: Theätet, Sophist, Politikus, so wie Republik, Timäus, Kritias) auf völlig unzweifelhafte Weise, außerdem aber nur nach Beziehungen auf einander, die mehr oder minder immer problematisch bleiben werden, jenen engen dialektischen Zusammenhang zeigen, den die Schleierm. Ansicht voraussetzt. Auch Hr. Br. erkennt an, daß Schl. in seinem Bestreben, die Dialogen „zu einer ununterbrochen fortschreitenden Reihenfolge" zu verknüpfen, zu weit gegangen sey, und so nicht bloß in der Ausscheidung vermuthlich unächter, sondern auch in der Auffassung der als unzweifelhaft ächt anerkannten Dialogen zu gewagten und unsichern Combinationen sich hin und wieder habe verleiten lassen (p. 175). Er verzichtet Schl. gegenüber darauf: die Entwicklung der platonischen Lehre in einer continuirlichen Reihe darzustellen, mithin die Beziehungen der jedesmal spätern Dialogen auf die Reihe der frühern im Einzelnen vollständig auszumitteln.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.



Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie.

(Fortsetzung.)

Nur die leitenden Ideen der Schl. Annahme will der Hr. Verf. festhalten und bezeichnet diese mit Rücksicht auf die Schleierm. Anordnung und Theilung der Dialogen in elementarische, dialektische und construirende in folgender Weise:

„Frühzeitig seyen aus sokratischer Lehre die Grundlinien des durch ihn daraus zu bildenden Systems in Plato's schöpferischem Geist mit Deutlichkeit und Bestimmtheit hervorgetreten, und hätten durch die ihnen einwohnende Kraft sich allmählig in naturgemäßer Weise entwickelt; zuerst in einer Reihe von Dialogen, in der die Keime der Dialektik und Ideenlehre in aller Frische erster jugendlicher Begeisterung, mit allem Zauber phantasiereicher, dramatisch mimischer Darstellung sich zu entfalten beginnen; *) dann in einer Abfolge von Gesprächen, in denen jene Keime durch dialektische Untersuchungen über den Unterschied gemeiner und philosophischer Erkenntniß, Vorstellung und Wissen, als Grundlage für Physik und Ethik weiter entwickelt werden, **) um endlich in Werken objectiv-wissenschaftlicher Darstellung (in der letzten Trilogie) ihre letzte Ausbildung zu erhalten."

*) Hierzu gehören nach dem Hrn. V.: Phädrus, Protagoras und die kleineren Dialogen: Lysis, Laches, Charmides und Eutyphro; nicht aber, wie Schleiermacher will, Parmenides, den er gewiß mit Recht, in Uebereinstimmung mit **Zeller** in seinen Studien, dem Sophisten folgen läßt.

**) Die Grundlage dieser Abtheilung bildet die Trilogie des Theät., Soph. und Polit. Die andern zu dieser Abtheilung gerechneten Gespräche sollen sich „an die einzelnen von den drey genannten die Untersuchung entweder vorbereitend oder weiter führend anschließen."

In seinem Anschluß an die Schleierm. Grundideen über die Anordnung der Dialogen ist dem Hrn. Verf. zugleich Veranlassung gegeben, sich mit Hermann in Widerspruch zu setzen. Hier hätte Ref. es als ein Verdienst Hermanns anerkannt gewünscht, daß er die Einseitigkeit des Schleierm. Princips bey der Anordnung der Dialogen in ein helles Licht gesetzt und die Forderung entschieden geltend gemacht

Ob Gorgias dem Theätet, mit dem er nach Schleiermachers richtiger Einsicht zusammen gehöre — vor oder nach zu stellen sey, läßt er unentschieden. Meno scheint ihm recht eigentlich dazu bestimmt zu seyn, die Untersuchungen des Gorgias und Theätet zusammen zu fassen und auf spätere Gespräche wie den Sophist und Philebus vorzubereiten. Im Euthydemus und Kratylus findet Hr. Vr. einen parallel laufenden Gegensatz, dort der wahren Wissenschaft gegen die mit gehaltlosen Formen spielende Sophistik, hier der wahren Dialektik, welche die Sprache als nothwendiges Erzeugniß des menschlichen Geistes erkennt und gestaltet, gegenüber bloßer Sprachkünsteley. Er will beyde nicht wie Schl. unmittelbar vor, sondern nach den Sophisten gestellt wissen. Phädo, Sympos. und Philebus beläßt Hr. Vr. in der von Schl. ihnen angewiesenen Stellung zwischen dem Polit. und den Dialogen der dritten Reihe; ohne aber Schl. darin zu folgen, daß der Phädo und das Sympos. eine Darstellung des Philosophen enthalte, als Ergänzung der Darstellung des Sophisten und des Staatsmannes.



hat: sich Entstehung und Ausbildung der platonischen Lehre und darnach auch den Fortschritt ihrer Entwicklung in den einzelnen Dialogen naturgemäßer zu denken. Die Nachbesserungen, welche die Schleierm. Auffassung von Heinr. Ritter und nun von unserm Hrn. Verf. erhalten hat, gehen auch wesentlich nach dieser Seite hin, und suchen mit dem Princip eines methodisch künstlerischen Fortschritts in den Dialogen das eines naturgemäßen Werdens zu combiniren, wie denn auch die Entwicklung alles geistigen Lebens beydes in der Wirklichkeit als combinirt und mit einander gehend wird erkennen lassen. Um so unbefangener würde dann die Polemik des Hrn. Verf's. gegen die Art erschienen seyn, wie Hermann sich näher die Entwicklung Platonischen Geistes vorstellt, darnach die Entstehungszeit der Dialogen beurtheilt, und ihre Anordnung vornimmt, — eine Polemik, in der der Hr. Verf. Heinr. Ritter theilweise zum Vorgänger hat, und mit der Ref. sich vollkommen einverstanden erklären muß. Hr. Br. stellt der Hermannschen Entwicklungstheorie (p. 167) sieben gewichtige Gründe entgegen, die er an einem andern Ort weiter auszuführen verspricht. Die schlagendsten unter ihnen sind die, welche zeigen, daß Hermann die Entwicklung eines so schöpferischen Geistes, wie Plato war, mit einem zu kleinen Maßstab gemessen und sie sich zu sehr von außen bedingt vorgestellt hat. Mit Recht hebt Hr. Br. die Unwahrscheinlichkeit hervor, daß Plato von seinem zwanzigsten Jahre, wo er mit Socrates bekannt wurde, bis zu dessen Tode, also ungefähr bis zu seinem dreyßigsten Lebensjahre so ganz von dem Einfluß des Sokrates (und zwar nach Hermann des Xenophontischen) beherrscht gewesen sey, daß sich bis dahin nichts von seiner Ideenlehre bey ihm zeige, weßhalb auch, so wie wegen deutlicher Anspielungen auf pythagoräische Lehren der Phädrus nicht als eine Jugendschrift Plato's betrachtet werden dürfe. *) Treffend weist Hr. Br. darauf hin, daß dem Plato wohl eine eben so frühzeitige Entwicklung seiner Lehre, wie sie in neuerer Zeit bey Schelling z. B. statt gefunden habe, zuzutrauen sey, und daß der Einfluß Eleatischer und Pythagoräischer Philosophie auf die Entwicklung der eigenen Ueberzeugung Plato's, daß sein Eingehen auf diese früheren Formen hellenischer Philosophie, von dem Hermann nach einer ziemlich äußerlichen Ansicht das Hervortreten der wichtigsten Seiten an Plato's Lehre abhängig macht, gewiß nicht erst nach seinem Zusammenleben mit Sokrates zu setzen, daß es vielmehr schon während jenes Zusammenlebens — wie Hermann selbst zugestehe (p. 48 seines Werkes) — möglich, daß es aber bey Plato's großer Empfänglichkeit und der Verbreitung jener Philosopheme im gebildeten Athen sogar höchst wahrscheinlich in jener Zeit schon anzunehmen sey.

Nachdem der Hr. Verf. auf diese Weise seine Reihenfolge der Dialogen auch mit polemischer Rücksicht auf entgegenstehende Meynung zu sichern gesucht hat, schreitet er in der Darstellung des Systems an der Hand derselben fort. Durch eine gedrängte und präcise Darlegung des Gedankengangs der hauptsächlichsten Dialogen sucht er eine Seite desselben nach der andern genauer zu entwickeln, und unstreitig ist dieser Weg, um in die Platonische Philosophie einzuleiten, der lebendigste und fruchtbarste. Indessen ist derselbe doch von einer großen Schwierigkeit begleitet. Denn da der Inhalt der einzelnen Gespräche keineswegs darin aufgeht, einen bestimmten Begriff des Systems nach dem andern genau zu bestimmen, einen Stein nach dem andern dem Ganzen einzufügen, sondern der freyern Fortbewegung des Gesprächs gemäß bald darin etwas beygebracht wird, was man, wird der Maaßstab strenger Systematik angelegt, hier noch nicht erwartet, oder etwas übergangen wird, was man gerade hier finden zu müssen glaubt, bald dieselbe Sache früher und später nur unter verschiedenen Formen in verschiedenen Dialogen wiedergebracht wird, so entsteht der Uebelstand, daß man die strenge Deko-

*) Ref. würde die Anspielungen auf pythagoräische Lehre allerdings für die spätere Entstehungszeit des Phädrus für beweisend halten, wenn sie sich auf das verwickelte Detail der pythag. Philosophie bezögen. Das ist offenbar nicht der Fall, sie setzen nicht mehr Bekanntschaft mit dieser Philosophie voraus, als für Plato durch das Mittelglied seiner Bekanntschaft mit Simmias und Kebes wohl erreichbar war.

nomie des Gedankengangs im Interesse des Systems nicht einhalten kann, bald etwas aus späteren Gesprächen herbeyzuziehen genöthigt ist, um den systematischen Gehalt von früheren zu ergänzen, bald aus früheren, um ihn in späteren zu vervollständigen, und daß man dann doch, wenn man die Entwicklung der Gedankenfolge des einzelnen Dialogs im Zusammenhange und an seiner Stelle nicht vernachlässigen will, das anderwärts schon angezogene wieder aufnehmen muß und also mannigfache Wiederholung nicht scheuen darf. Oefter wird es sogar zur Herstellung des strengeren systematischen Zusammenhangs unumgänglich nothwendig werden, den Faden der Darstellung der einzelnen Gespräche ganz zu verlassen, und dieses oder jenes Hauptstück der Lehre aus den zerstreuten Aeußerungen in allen Dialogen zusammen genommen zu gewinnen, wie denn unser Hr. Verf. sich ebenfalls dazu gezwungen sieht, z. B. bey der Darlegung der platonischen Ideenlehre und Theologie. Ferner ist der Hr. Verf. auch dadurch genöthigt von der Reihenfolge der Dialogen abzuweichen, als auch er (nach p. 177) die Dialektik Plato's von den beyden realen Wissenschaften Physik und Ethik zu sondern sucht, indem er sich überzeugt hält, „daß eine solche Sonderung von Plato mindestens bereits beabsichtigt, und mehr durchgeführt ist, als Schleiermacher“ von dem sich der Hr. Verfasser auch hier entfernt, „zuzugeben geneigt ist.“ Man sieht, Hr. Br. geht darauf aus, seiner Darstellung den doppelten Vortheil zuzuwenden, welcher einmal darin liegt, die lebendigen Gestalten, die Individualitäten der einzelnen Dialogen für sich sprechen zu lassen, dann aber darin, das durch sie alle hindurch sich verbreitende Gedankensystem aus ihnen heraus treten zu lassen und ihm das Wort zu leihen. Zu einem solchen Versuch fordert allerdings die Platonische Philosophie wegen der Beschaffenheit ihrer Quellen vor andern auf. Es ist kaum räthlich, bey ihrer Darstellung das Interesse an der Individualität der Dialogen dem am Systeme, welches sie enthalten, völlig aufzuopfern, noch auch umgekehrt. Der Versuch ist auch, wenn man bey der Schwierigkeit der Aufgabe nur billig urtheilen will, ein sehr wohl gelungener zu nennen. Mit großer Besonnenheit und vielem Tacte sucht der Hr. Verf. den beyden schwer zu vereinigenden Interessen ein Genüge zu thun, und seiner Darstellung ist gerade deßwegen ein eigenthümlicher Vorzug vor vielen andern zuzuerkennen.

Als eine Art von Einleitung in das platonische System behandelt Hr. Br. die erste Reihe von Dialogen, deren einzelne Glieder oben bezeichnet werden. In ihnen „zeige sich Plato bestrebt, den Sinn für Philosophie zu wecken und sein Lehrgebäude einzuleiten“ (p. 189). Theils wird in ihnen „die Liebe als begeisternder Trieb zur Philosophie“ geschildert (so in Phädrus, an dessen Aussprüche hierüber der Hr. Verf. in geeigneter Weise die parallelen aus andern Dialogen anreiht) und „der göttliche Ursprung der Seele, ihre Empfindlichkeit für Wahrheit und Gewißheit in Folge desselben“ hervorgehoben — theils finden wir in ihnen „eine mythisch-polemische Grundlegung seiner Lehre von Form und Inhalt eines unbedingten Wissens“ (ebenfalls in Phädrus) — theils ist darin „die nothwendige Zusammengehörigkeit von Wissen und Handeln und damit der Sokr. Grund seiner Lehre vorläufig ins Licht gestellt.“ (So im Protag. und den sich anschließenden Sokratischen Gesprächen der ersten Reihe, deren Inhalt jedoch hier nur erst kurz angedeutet wird).

Eine zweyte Reihe von Dialogen enthält dann eine dialektische Entwicklung des Begriffs vom Wissen. Er wird durch dieselben „der Form und dem Inhalt nach an sich und in Beziehung auf das sittliche Handeln durch positive Bestimmungen festgestellt.“ In subjectiver Hinsicht geschieht dieß zuerst im Theätet, der die Annahme, das Wissen beschränke sich nach Heraklitisch-Protagoräischer Lehre auf Empfindung oder bestehe in richtiger Vorstellung oder in dieser mit Begründung (letztere beyde Ansichten, wahrscheinlich den Antistheneern angehörig, cf. Theaet. p. 201, e; 205, c mit den Aeußerungen des Antisthenes §. 93. 1 des Handbuchs) als unzureichend nachweist, und das Unwandelbare an sich seyende und Gewisse als Object des Wissens vorläufig bezeichnet.

Die objective Seite des Begriffs oder den Be-

griff des Seyns als des wahren Objects der Wissenschaft auszuführen, ist nach Hr. Br. der Sophistes bestimmt. Die Untersuchungen über das Nichtseyn sind nur das scheinbare Ziel dieses Dialoges; sie sollen nur als „Vorhalle zu den Untersuchungen über das Seyn selbst“ (p. 209) zu betrachten seyn — eine Aeußerung, die uns in so fern bedenklich scheint, als im Sophisten Seyn und Nichtseyn als an einander wechselseitig theilnehmend und in so enger Verknüpfung dargestellt werden, daß man kaum sagen kann, die Erörterung gelte einem dieser Begriffe vor dem andern. Sie zeigt sich auch von keinem ferneren Einfluß auf das Verständniß dieses Dialogs, dessen Inhalt vielmehr von Hr. Br. auf eine sehr sinngetreue Weise exponirt wird.

In der Darstellung des Begriffs vom Wissen von subjectiver und objectiver Seite hat sich der Hr. Verf. erst den Weg zur Ideenlehre gebahnt (p. 220 — 232). In den platonischen Ideen erkennt er nämlich eben so sehr „die an sich gewissen subjectiven Principien des Wissens als auch die objectiven Principien der Erscheinungen und ihrer Veränderungen.“ In ersterer Beziehung erscheinen die Ideen bey Plato „als einheitliche Zusammenfassungen des Mannigfaltigen von Bestandtheilen und Merkmalen, als die sich immer gleich bleibenden Begriffe (τὸ αὐτὸ ἕκαστον, τὸ αὐτὸ καϑ' αὑτό) im Unterschied vom Wandelbaren, als Gegenstände eines reinen Denkens (εἰλικρινὴς διάνοια Phaedo 66, a), auch eines Schauens (καϑορᾶν, ϑεᾶσϑαι, ϑεωρεῖν Phaedr. p. 247) im Unterschiede von den Begriffen, welche durch Abstraction von sinnlichen Wahrnehmungen gewonnen werden. Sie sind „angeborne Regulative unserer wissenschaftlichen Bestrebungen, nur nicht im Sinne späterer Philosophie, als wenn sie fertig und vollendet, wie Pallas dem Haupt des Jupiters, dem reinen Denken entstiegen oder sich gar als ein ruhender wirkungsloser Schatz vorfänden.“ Der Geist entwickelt sie vielmehr nur kraft der ihm eigenthümlichen selbthätigen Bewegung des Denkens aus sich, wendet sie in der Erfahrung nur an, findet sie nicht in ihr — und dieß zwar kraft seiner höhern ewigen Natur, und seiner durchgängigen Wechselbeziehung

mit der Welt des ewigen Seyns (p. 226). Dieß ist denn auch nach Hrn. Br. der Kern der Lehre von einer Präexistenz der Seele im Sinne der Annahme einer Seelenwanderung und der Lehre von der Wiedererinnerung des dort geschauten. Er hält diese Lehre für schwerlich mehr als „mythische Einkleidung und Mittel der Veranschaulichung“, eine Ansicht, zu der wir uns wegen des engen Zusammenhangs dieser Lehre mit Plato's physikalischen Anschauungen von den Weltsphären, die gewiß nicht als bloß mythische Einkleidungen aufzufassen sind, schwer verstehen können.

In objectiver Hinsicht bezeichnet Plato die Ideen „als die unkörperlichen, unräumlichen, unveränderlichen, einfachen, einander nicht entgegen gesetzten Einheiten, die nur statt finden von dem, was sich irgend wie als selbstständig setzen läßt, die als Art und Gattungsbegriffe den Einzeldingen ihre Bestimmtheit verleihen, als Gesetze ihre Verhältnisse bedingen.“ Die Nachweise, die Hr. Br. zu der Erörterung über die Ideenlehre giebt, sind durch fleißiges Herbeyziehen des Aristoteles und seiner Ausleger, die hier sonst weniger berücksichtigt werden, besonders reichhaltig. Der Vollständigkeit wegen hätten wir gewünscht, daß der Hr. Verf. auch hier schon angedeutet hätte, was er später genauer ausführt, wie die Ideen nämlich von Plato auf mehr Pythagoräische Art als das Begränzende und Maaßhaltende (πέρας und μέτρων) — dann auch als ideelle Zahlen seyen behandelt worden; bey einer übersichtlichen Behandlung der Ideenlehre müssen unserer Ansicht nach die verschiedenen Fassungen derselben nothwendig zusammen gestellt werden.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie.

(Fortsetzung.)

Nach der allgemeinen Erörterung über die Ideen schreitet Hr. Br. zu weiterer Entwicklung der sie betreffenden Lehre fort, indem er durch eine Darlegung des Inhalts und Gangs des Parmenides die Verschiedenheit zeigt, welche Plato zwischen den Ideen und abstracten Denkbestimmungen festgestellt habe, und die Art, wie er ihre Causalität näher zu bestimmen gesucht. Die positive Bedeutung und große Wichtigkeit des Parmenides für die eigene Lehre Plato's scheint immer allgemeinere Anerkennung finden zu wollen. Besonders hat sich Stallbaum durch seine Erklärung dieses schweren Dialogs (1839) viel Verdienst um das Verständniß desselben erworben. Unsers Hrn. Vfs. kurze Exposition desselben (p. 234 — 259) liefert nun auch gewiß einen weiteren schätzbaren Beytrag zur Feststellung des Urtheils über seine Bedeutung. Einen sichern Leitfaden zum Verständniß des Zwecks und der Gliederung des Gesprächs findet der Hr. Verf. in der Verbindung seiner dem ersten Blick nach einander fremden zwey Theile. Der erste kürzere nämlich enthält die ersten Grundlinien der Ideenlehre zugleich mit den bestimmtesten Erklärungen über die derselben sich entgegenstellenden Schwierigkeiten. Wenn dieser erste Theil dem im zweyten größeren auftretenden dialektischen Uebungsstücke, und so auch aller Dialektik die wahren Objekte bezeichnen soll, nämlich in den allgemeinsten Begriffen des Seyns und des Eins, so soll andererseits die dialektische Uebung des zweyten Theils eine gründliche umfassende Lösung jener im ersten berührten Schwierigkeiten einleiten. Uebrigens äußert unser Hr. Verf. gegründete Zweifel daran, daß es Plato jene Schwierigkeiten eben so zu lösen gelungen sey, als sie aufzudecken, und weist darauf hin, daß mehrere derselben noch bey Aristot. Metaph. I, 9 bey Sext. Emp. Hypot. II, 20 als unwiderlegte Einwendungen gegen die platonische Lehre auftreten. Als die Absicht der entgegengesetzten dialektischen Schlußfolgerungen, welche im Parmenides unter Voraussetzung des seyenden, dann des nicht seyenden Eins für dieses sowohl wie für das andere sich ergeben, wird vom Hrn. Verf. je nach dem Charakter der Schlußreihe mit Recht eine doppelte angegeben. Einmal nämlich soll gezeigt werden, wie der Begriff des Eins, werde er als seyend oder als nicht seyend gedacht, als völlig abstracter, sich in ein nicht auszusprechendes, nicht vorstellbares, nicht denkbares auflöse und alle widersprechenden Bestimmungen an sich aufhebe. Treffend wird bemerkt, daß bey Plato die Begriffe des Seyns und des Eins in ihrer abstracten Sonderung nur den dunkeln, bestimmungslosen Grund oder Ungrund, wie es ein großer neuerer Philosoph bezeichne, die bloße Voraussetzung alles bestimmten, wirklichen, wesenhaften Seyns, nicht dieses selbst, zu Tage fördere. Diesem Resultate entsprechend wird auch vom Andern des seyenden wie des nichtseyenden Eins (dem Stoffartigen und sinnlich Wahrnehmbaren) nachgewiesen, daß es in schlechthiniger Sonderung vom Eins zu einem völlig undenkbaren werde. Die andere Absicht aber dieser antinomischen Schlußreihen ist, zu zeigen, daß das Eins, werde es als

seyend oder nicht seyend gesetzt, unter der Voraussetzung, daß es denkbar und durch Bezeichnung mittheilbar sey, zum Träger der entgegen gesetzten Bestimmungen werde, deren eine Reihe den seyenden Einheiten (den Ideen) zukommt, so fern sie absolut in ihrem Fürsichseyn gesetzt werden, die entgegengesetzte aber eben diesen zwar, jedoch so fern sie auf einander und das Andere d. h. auf Zeitlichkeit und Räumlichkeit und damit auf sinnlich wahrnehmbare Dinge bezogen werden. (p. 247 — 248) In Beziehung aufs Andere entspricht dann dem jetzt bezeichneten Resultat hinsichtlich des Eins, der Beweis, daß es am Eins Theil habend auch ein Erkennbares werde, oder durch das concrete, reale Eins aus der ihm ursprünglich eigenthümlichen Unbestimmtheit zur Bestimmtheit, aus der Unendlichkeit zur Endlichkeit und damit zur Vorstellbarkeit und Denkbarkeit gelange, dabey aber auch entgegengesetzte Bestimmungen erhalte, je nachdem es in seinem Fürsichseyn oder in seiner Abhängigkeit von der Einheit aufgefaßt werde.

Hr. Br. glaubt zuletzt (p. 258) auch nachweisen zu können, wie durch die Resultate des Parmenides (nämlich durch die Unterscheidung der Ideen von bloß abstracten Vorstellungen — des realen, seyenden und denkbaren Eins vom abstracten nicht seyenden noch denkbaren — so wie durch den Nachweis ihres Verhältnisses zu einander und zu dem durch sie bedingten, ihrer Causalität an sich sowohl wie in Beziehung auf ihr Anderes, den Stoff) eine Auflösung der im Anfang des Gesprächs gegen die Ideenlehre erhobenen Schwierigkeiten gegeben seyn möchte. Ref. gesteht indeß, nicht einzusehen, wie die im Platonischen Dualismus von Ideenwelt und Sinnenwelt liegenden Widersprüche durch die Resultate des Parmenides einer w i r k l i c h e n Ausgleichung näher gebracht worden, als es schon dem Wesen nach durch die des Sophistes geschehen, zu dem sich allerdings, wie Ref. mit Hrn. Br. vollkommen einverstanden, der Parmenides als weitere Entwicklung verhält. Aber eben weil er mehr nur vollständige Entwicklung des dort gegebenen ist, können wir in ihm keinen höher liegenden Ansatz zur wirklichen Auflösung jener Widersprüche finden, die Plato gerade über sein eigenes System hinaus geführt haben würde, als welches mit diesen Widersprüchen zu sehr in allen seinen Theilen verwachsen ist.

Nach höchst schätzbaren Untersuchungen über die Methoden der dialektischen Begriffsentwicklung und ihre leitenden Grundsätze so wie über die Stufenfolge des Erkennens vom sinnlichen Wahrnehmen bis zum reinen Wissen — (p. 259 — 284) von denen wir die über die antinomische Methode und die Stellung der mathematischen Wissenschaften zur Philosophie auszeichnen — nachdem ferner auf passende Weise als Anhang zur Ideenlehre die im Cratylus enthaltenen Grundzüge einer Philosophie der Sprache kurz und treffend besprochen worden (p. 284 — 293), geht der Hr. Verf. zum Beschluß seiner Darstellung Platonischer Dialektik auf eine genauere Betrachtung der letzten Ursachen und Gründe der Sinnen- und Ideenwelt ein, wie sie uns bey Plato in der Materie einer- und in der Gottheit anderseits entgegentreten. Was die erstere betrifft, so tritt der Hr. Verf. eben so sehr der Vorstellung entgegen, welche einen mit den Ideen gleich ewigen an sich seyenden Urstoff annimmt, als jeder idealistischen, welche die Materie etwa in der Weise Leibnitz's auf verworrene Auffassung und Vorstellung der Ideen zurückführt. Seine Behauptung, daß eine solche Anschauungsweise schlechterdings außerhalb der Gränzen der Philosophie des Alterthums liege, scheint uns im Allgemeinen vollkommen begründet, und besonders im Gegensatz gegen Böckh's Ansicht von der Materie (Studien von Daub und Creuzer III. S. 26 ff. cf. auch Ritters Gesch. d. Ph. II, 321 ff.) im Vortheil zu seyn. Nur hätte der Hr. Verf. nach des Ref. Meynung, um jene Gränzen griechisch-römischer Anschauung zu erklären, wenn auch nur kurz auf den Einfluß und die Macht religiöser Ueberlieferung hinzuweisen gehabt, welche für die Platonische Philosophie einen Schwerpunkt abgiebt, von dem sie, besonders wo der Faden der Dialektik abzureißen droht, unwiderstehlich und vielfach unbewußt angezogen wird. In der Kosmogenie der religiösen Ueberlieferung, wie sie uns namentlich bey den Orphikern, aber auch bey Hesiod entgegentritt, finden wir vor allem eine D o p p e l h e i t der Urgründe der Welt geltend ge-

macht, welch dem Platonischen Dualismus von Materie und Gottheit (Geist) augenscheinlich entspricht, und welche in der hellenischen Auffassung göttlicher und natürlicher Dinge die tiefsten, hier nur nicht weiter bloß zu legenden Wurzeln hat (cf. unter andern Lob. Aglaoph. p. 473 f. Damasc. de prr. ed. Kopp p. 380. Hesiod. theog. V. 116 ff.). Wenn sich übrigens hiernach eine moderne idealistische Auffassung der Materie bey Plato nicht wird nachweisen lassen, so wird andrerseits nach des Ref. Ansicht nicht geläugnet werden können, daß er sich in diesem Punkt wie in manchen anderen einer idealistischen Betrachtungsweise bis zu einer äußersten Gränze wenigstens nähert, von deren Ueberschreitung er wohl am meisten durch die Macht hergebrachter Anschauungen abgehalten worden. Der Hr. Verf. möchte Plato zu weit davon entfernt denken, daß er das Sinnliche aus den unklaren, verworrenen Beziehungen der Idee zu einander sowohl als zum wahrnehmenden erklärte, und die Fragen, die er (p. 296) der Behauptung einer solchen idealistischen Lehre bey Plato entgegenstellt, möchten sich mit Benützung besonders der Stellen Rep. V p. 476, a. VII, 524, cf. Aristot. Metaph. I, 6; Phaedo p. 102. Soph. p. 259 und mit Rücksicht darauf, daß die Vielheit der Ideen schon als solche der Consequenz des Systems nach ihre sinnliche Erscheinung involviren muß, daß die Materie von Plato unsinnlich gedacht wird (Tim. p. 51), was auch der Hr. Verf. nicht läugnet, daß sie mit dem *ἄπειρον* des Philebus mit dem *μὴ ὄν* (Tim. p. 27), ja mit dem vollkommen abstracten Eins des Parmenides zusammenfällt — wohl so beantworten lassen, daß eine größtmögliche Annäherung in idealistischer Auffassungsweise zur Gewißheit würde.

Ist nun aber die Materie kein ewiger an sich seyender Urstoff — und auch nicht der bloße Schein, der sich um die Idee verbreitet, so wie sie in einer Vielheit der Ideen zur Erscheinung kommt, was, müssen wir fragen und fragt der Hr. Verf., ist sie dann? Hr. Br. glaubt zwischen den beyden Klippen am glücklichsten durchzuschiffen, wenn er sie als „das unter dem Einfluß der Ideen sich verwirklichende, jedoch aus ihrer (der Ideen) und des göttlichen Geistes Wirksamkeit nicht abzuleitende, als objective Erscheinungsform für die Ideen“ ferner „als das der Wirksamkeit der Ideen mit Nothwendigkeit sich Darbietende, die auf Naturnothwendigkeit zurückzuführende Mitursächlichkeit mit der freyen Ursächlichkeit der Ideen“ bezeichnet. Diese subtileren Bezeichnungen sind allerdings nicht gegen den Geist Platonischer Lehre, entfernen aber die Schwierigkeiten des Widerspruchs nicht, wie denn auch Hr. Br. gleich darauf anerkennt: „Plato sey in einem fruchtlosen Ringen gegen die Widersprüche begriffen, in die sich der Dualismus verwickeln müsse“ (p. 306). Ref. möchte wünschen, der Hr. Verf. wäre mit diesem Zugeständniß nicht so zurückhaltend gewesen, und hätte auch schon innerhalb der vorangehenden Darstellung der Ideenlehre, besonders auch mit Rücksicht auf die Resultate des Sophistes und Parmenides, die Widersprüche nachgewiesen, welche sich aus jenem Dualismus auch für diese ergeben. Es würde sich daraus eine noch vielseitigere Behandlung der Platonischen Ideen- und Erkenntnißlehre, und dabey auch jene Frage ergeben haben, in wie fern die Platonischen Ideen (die höchsten des Eins, des Guten an der Spitze) mehr bedeuten als das, was man als abstracten Begriff der Idee gegenüber zu stellen pflegt — wie sie denn nach Plato's Absicht gewiß mehr seyn sollten —; und in wie fern sie sich vielleicht doch, gegen den ursprünglichen Geist und die ursprüngliche Tendenz Platonischer Lehre, unter der Hand gleichsam, in abstracte Bestimmungen auflösen. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß der überall im Geheimen mitwirkende Widerspruch des Dualismus eben die letztere Folge haben mußte. Man bedenke, um diese Behauptung richtig zu finden, daß Plato einerseits die höhere Natur der Idee darein setzt, daß sie sich als vollkommene Realität und schöpferische Causalität in der Welt des Sinnlichen und Werden an der Materie bewährt — durch diese an der Sinnenwelt zur Erscheinung kommende Realität und Causalität unterscheidet sie sich eben vom abstracten Begriff; daß er aber andrerseits jene höhere Natur der Idee darin sucht, daß sie dem Gebiet des Werdenden, Erscheinenden entrückt, ein von der Materie abgetrenntes, ewiges Seyn in völliger Reinheit und Unvermischtheit mit ihr darstellt. Während nach der ersteren

Auffassung die höhere Natur der Idee darauf beruht, daß sie die Welt der Erscheinung lebendig bedingt, ist sie nach der letztern darauf gegründet, daß die Idee der ganzen Erscheinungswelt abgekehrt ist, und also auch nur durch beharrliche Abstraction von ihr und allen ihr zukommenden Merkmalen gedacht werden kann. Hatte der Platonische Dualismus in der Materie einen unversöhnlichen Gegensatz den Ideen gegenüber gestellt, so war es eine natürliche Folge, daß Plato die Idee ihr eigenthümliches Leben dadurch retten und erhalten läßt, daß sie von dem Gegensatz schlechthin abstrahirt.

Der Hr. Verf. beschließt seine Erörterungen über die Materie mit der eindringenden Untersuchung einer spätern Ausbildung dieses Lehrstücks (p. 306 — 322), welche aus sparsamen Andeutungen besonders des Aristoteles über den Inhalt der mündlichen Vorträge des Plato nur mühsam noch zu entziffern ist, nachdem die Aufzeichnungen des Aristoteles und andrer von den mündlichen Vorträgen Plato's, die vom Guten handelten, verloren gegangen sind. Vermöge jener Weiterbildung versuchte Plato nach der vorliegenden Darstellung, in der der Hr. Verf. vielfach auf seinen hieher gehörigen Aufsatz im Rheinischen Museum *) zurückgeht, „eine Einigung seiner Ideenlehre mit der Pythagoräischen Zahlenlehre beabsichtigend, aus dem Grund der Mannigfaltigkeit, den er in diesem Zusammenhang als zwiefaches Unendliches, als das Große und Kleine darstellt, die Ideen in der Form von Idealzahlen durch Wirksamkeit des absoluten Eins abzuleiten" (p. 307). Letzteres, das unbedingte Eins, im Sinn der Pythagoräer gefaßt, ist dann auch zugleich mit der Idee des Guten, nach Hrn. Br. die Plat. Bezeichnung für die Idee der Gottheit, zu deren Behandlung er nach seinen Erörterungen über die Materie übergeht (p. 322 — 350).

Hr. Br. faßt Plato's Lehre von der Gottheit § 109 in folgende kurze Worte zusammen, die bey einem im wesentlichen richtigen Sinn doch der Platonischen Weise philosophischer Bezeichnung etwas zu fern stehen und hier und da die rechte Einfachheit und Ungesuchtheit des Ausdrucks vermissen lassen möchten, mit der ja doch die Anforderung an Kürze, Präcision und Objectivität der Darstellung sehr wohl verträglich sind. Sie lauten:

„Unbedingter Grund der Ideen und ihrer Verwirklichung in der Welt der Erscheinung ist die Gottheit, so fern die ewigen Bestimmtheiten jener und ihre Erkennbarkeit nur kraft der unbedingten d. h. göttlichen Vernunftthätigkeit sich zu bethätigen und damit den an sich wirkungs- und bestimmungslosen Stoff zu verwirklichen vermögen. Als unbedingt denkende, oder freye Ursächlichkeit wird sie das schlechthin Gute, als letzter Grund der durch die intelligibeln Zahlen schematisirten Ideen das unbedingte Eins genannt."

Der Hr. Verf. vermeidet, wie man sieht, zwey andere Platonische Begriffe als Bezeichnungen des höchsten Wesens mit der des Guten auf gleiche Linie zu stellen, nämlich den der Wesenheit (οὐσία) und den des Geistes oder der Vernunft (νοῦς). Er läßt sich durch die Hauptstelle für die Platonische Gottesidee bestimmen (Republ. VI. am Ende besonders 509 b. 517 c.), wornach allerdings das Gute nicht nur als über Seyn und Wesenheit erhaben (τῆς οὐσίας πρεσβείᾳ καὶ δυνάμει ὑπερέχον), sondern auch als Grund des Geistes so wie aller wahren Erkenntniß und Vernunftthätigkeit (φρόνησις) bezeichnet wird, „welche letztere ihre positive Bestimmtheit erst durch den Begriff des Guten erhalte, nicht umgekehrt diesem sie mittheile" (ἡ τοῦ ἀγαθοῦ ἰδέα . . . ἔν τε ὁρατῷ φῶς καὶ τὸν τούτου κύριον τεκοῦσα ἔν τε νοητῷ αὐτὴ κυρία ἀλήθειαν καὶ νοῦν παρασχομένη). Auch findet der Hr. Verf. es wahrscheinlich, daß Plato in seinen Vorträgen über das Gute diese erhabene Stellung der Idee des Guten, welche sie zum Grund der Denkbarkeit der Ideen nicht minder als ihrer Wirklichkeit macht, noch weiter darzuthun gesucht habe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Jahrgang II. Heft 2. „Ueber die Zahlenlehre der Pythagoräer und Platoniker."



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie.

(Fortsetzung.)

Ref., der die Evidenz der Stelle Republ. VI. keineswegs zu läugnen gesonnen ist, und die Vermuthung theilt, daß die mündlichen Vorträge Plato's über die Idee des Guten dieser die höchste Stelle zu sichern suchten, zweifelt doch daran, ob die darin ausgesprochene Rangordnung der Bezeichnungen für das Absolute mehr zu urgiren sey als die, welche wir in Beziehung auf die verschiedenen Arten von Gütern am Schluß des Philebus lesen. Wenigstens fehlt es nicht an Stellen, wo οὐσία und νοῦς als höchste Bezeichnungen des Absoluten gebraucht werden. Oder sollten die ἀληθὴς οὐσία, das ὄντως ὄν des Phädrus*), so wie der νοῦς βασιλικός des Philebus nicht als eben so berechtigte Ausdrücke für das Wesen des Absoluten zu betrachten seyn, als der des absolut Guten? zumal da, was das Seyn betrifft, Plato gerade in der Hauptstelle Republ. (518. c.) die Abkehr der Seele vom Werdenden hinweg zum Seyenden mit der zum Guten selbst ziemlich synonym braucht. Sollte Plato wirklich das wahre Seyn so wie die reine Geistigkeit so sehr nur als untergeordnete Momente des Absoluten gedacht haben, daß er sie auch nach ihrer Scheidung von allem endlichen Sinnlichen doch nicht als Bezeichnungen des Absoluten mit der des Guten gleich zu stellen wagte? In Beziehung auf den νοῦς des Philebus möchte sich die Nothwendigkeit einer solchen Gleichstellung besonders klar darthun lassen, da der νοῦς dort (cf. pag. 28. 30) auch über die Natur der Gränze (der Ideen *) hinausgerückt wird, als Ursache der Mischung sowohl des Unbegränzten wie der Gränze (mithin auch als Ursache der Ideen wie ihrer Wirklichkeit). Der Hr. Verf. kann deßhalb auch nicht umhin, hinsichtlich des Verhältnisses von νοῦς und der Idee des Guten folgendes Zugeständniß zu machen:

> „Obgleich die Idee des Guten als letzter Grund der Erkenntniß und ihrer Wahrheit, des Geistes und der von ihm ergriffenen Wesenheiten, erhabener als Geist und Wesenheit seyn soll, — doch vermögen wir nur als Geist sie zu denken, nur die Wirksamkeit des Geistes ihr beyzulegen, da wir nur unter dieser Form der höchsten Kraftthätigkeit sie auffassend, ihre Ursächlichkeit von der nothwendigen Ursächlichkeit des Stoffs zu unterscheiden im Stande sind" (p. 326).

Zwey Bemerkungen zu dieser Stelle kann Ref. nicht zurückhalten. Erstens scheint Hr. Vr. hier die Begriffe Geist und unbedingte Kraftthätigkeit ziemlich zu identificiren, da doch bey Plato der νοῦς nicht als bloße Thätigkeit sondern auch als Subject der Thätigkeit und als die ihr zu Grunde lie-

*) vergl. auch Soph. p. 248 Ende 249, wo vom Seyn Vernunft, Seele, Leben prädicirt wird.

*) cf. p. 332 des vorliegenden Handbuchs, wo mit Recht gegen Zeller bemerkt wird, daß unter πέρας im Philebus nicht ausschließlich die Weltseele zu verstehen sey, die die Gesetze des Weltalls in Zahlenverhältnissen darstelle, sondern auch die übrigen Bestimmtheiten der Idee.



gende absolute Wesenheit gedacht wird; denn das sagt die vorhin berührte Stelle des Philebus, welche dem νοῦς auch ψυχή beylegt, unzweydeutig aus. Ferner kommt es uns sehr bedenklich und mit der Darstellung der Objectivität, die sonst vom Hrn. Verf. angestrebt, aber freylich durch Einmischung moderner Begriffsbezeichnung auch von ihm nicht ganz rein gehalten wird, schwer vereinbar vor, daß dem Begriff der Kraftthätigkeit eine solche Stelle im Platonischen System übertragen wird, die er doch erst im Aristotelischen gewinnt.

Daß Plato übrigens die Idee des Guten nach des Hrn. Verf. Ansicht, wenn auch nicht als frey schöpferische Gottheit, doch als persönlich und im Sinn eines theistischen Systems gedacht, wiewohl der Hr. Verf., wahrscheinlich um die Objectivität der Darstellung nicht zu trüben, der letzten beyden Bezeichnungen, als einem neueren Gedankenkreis angehörig, sich nicht bedient, geht aus den gleich folgenden Worten hervor (p. 326):

„Denn dieser (nämlich der Ursächlichkeit des Stoffs) die Ursächlichkeit der Ideen ausdrücklich und bestimmt entgegensetzend, muß Plato letztere als frey, mithin als schlechthin frey den Grund gedacht haben, von dem wiederum die Gesammtheit der übrigen Ideen abhängig seyn sollte; und setzte er diese d. h. die Idee des Guten als schlechthin frey, so mußte er ihr eine selbstbestimmende, denkende und geistige Kraftthätigkeit zueignen, mag auch der Begriff absoluter Selbstbestimmung noch nicht zu deutlicher, begrifflicher Entwicklung bey ihm gelangt seyn."

In Beziehung auf die weitere Frage, welche kaum jemals zu einer letzten Entscheidung wird geführt werden können, in welcher Weise Plato die Bedingtheit aller übrigen Ideen durch die des Guten gefaßt, und wie die Wirksamkeit der freyen Vernunftthätigkeit der letzteren, erklärt sich Hr. Br. (p. 327) zunächst gegen die allerdings ungenügende Ritter'sche Auffassung, wonach die Idee des Guten als höchster Begriff zu betrachten sey, der die Gesammtheit der Ideen in sich einschließe oder in seinem Umfang enthalte, mithin allen als gemeinsames Merkmal zukomme. Plato, bemerkt Hr. Br. dagegen, habe gewiß die Ideen nicht bloß als Begriffe, „sondern auch in ihrer concreten Bestimmtheit von der des Guten abhängig seyn lassen." Nicht bloß denkend auffassen solle die göttliche Vernunft, die von ihr unabhängigen Bestimmtheiten der Ideen, oder „das sie in sich abspiegelnde Subject" seyn. Andrerseits nun aber kann nach dem Hrn. Verf. die Platonische Idee des Guten doch auch nicht als schöpferische Ursache der Ideenwelt angesehen werden; denn nicht geschaffen, sondern zeitlos ewig sollten die Ideen seyn. Und dieselbe Schwierigkeit, sich die Causalität der höchsten Idee im Verhältniß zur Ideenwelt zu denken, kehrt auch bey dem Verhältniß des unbedingten Eins zu den Idealzahlen wieder. „Der Schlüssel nun des Räthsels," daß nämlich die Idee des Guten und des Eins Grund der Wesenheiten seyn soll, und diese doch als Ideen ewig seyen, meint Hr. Br. (p. 328) „könne wohl nur in der Voraussetzung sich finden: die Ideen, besondere Bestimmtheiten der ewigen Natur des Guten oder der Gottheit, vermöchten wirksam und damit als Wesenheiten sich zu erweisen lediglich durch die dieser eigenthümliche vernünftige Kraftthätigkeit, wenn nicht durch diese belebt oder beseelt würden sie wirkungslose und damit wesenlose Denkbestimmungen seyn." Die überwiegende Wahrscheinlichkeit aber dieser Annahme findet er darin gegeben, daß „einerseits, wie die Wesenheit der Ideen so ihre Ursächlichkeit für die Welt der Erscheinungen auf die Idee des Guten zurückgeführt, andrerseits die Vernunft als von ihr gezeugt bezeichnet wird; letzteres in Bezug auf die Behauptung, die Idee des Guten als solchen, weil Grund alles Denkens und aller denkbaren Wesenheiten, sey über beydes erhaben" rc. Diesem Gedanken entspreche es einmal, wenn in der mythisch umkleideten Kosmologie des Timäus der Weltbau des Vergänglichen nicht durch die Gottheit selbst, sondern durch untergeordnete göttliche Wesen „d. h. wohl durch den von jener mit Kraftthätigkeit ausgerüsteten Inbegriff der Ideen, zunächst so fern sie sich in den Weltkörpern bereits verwirklicht haben" ausgeführt wird; — entspreche ferner die symbolische Zahlenlehre Plato's, „indem hier durch unmittelbare Wirksamkeit des göttlichen Eins die Ideen aus dem Großen und Kleinen entwickelt d. h. zur Kraftthätigkeit erweckt würden, auf daß durch sie die Welt der Erscheinung aus demselben stoffartigen Grunde sich gestalte." Ref. kann folgendes Bedenken gegen diesen Versuch die Schwierigkeit zu

lösen nicht unterdrücken. Bey der festen Ueberzeugung Plato's von dem ewig sich gleich bleibenden Wesen der Ideen müssen sie auch immer schon nicht bloß als abstracte Denkbestimmungen, sondern auch als mit Kraftthätigkeit ausgerüstet und wirksam gedacht werden. Dann aber kehrt die Frage wieder, wie die Ideen ewig, zugleich aber die höchste Idee ihr Grund seyn soll. Nur wenn sich Plato die Belebung und Beseelung der abstracten Denkbestimmungen als in der Zeit vergehend gedacht hätte, wo dann übrigens eine andere nicht minder schwierige Frage sich herbeydrängen würde, in welches Verhältniß nämlich man nach Plato die abstracten, ewigen Denkbestimmungen zum Absoluten selbst zu setzen habe, würde in des Hrn. Verf. Ansicht ein glücklicher Versuch zur Lösung der Schwierigkeit gegeben seyn. Daß aber Plato eine solche Ausrüstung der Welt der Ideen mit Kraftthätigkeit — eine Belebung, Beseelung derselben als abstracter Denkbestimmungen — lauter Begriffe, die sich überdieß nicht unmittelbar auf Platonische Aeußerungen zurückführen lassen, — als etwas zeitlich geschehendes dargestellt habe, wird wohl Niemand hoffen überzeugend darthun zu können. Ref. hätte hier auch gern die weitere Schwierigkeit näher berücksichtigt gesehen, welche darin liegt, daß die Ideen doch nicht bloß „Bestimmtheiten der Idee des Guten und Gottes," sondern auch der Welt sind, daß sie die Welt in ihrem wahren Ansichseyn darstellen, mithin die Frage entsteht, wie die gleichzeitige Annahme einer freythätigen persönlichen Weltursache und einer Welt, die in ihren ewigen Urbildern selbst ewig und absolut selbstständig ist, zurecht zu legen sey. Hauptsächlich hat sich an diesen Punkt von jeher der Vorwurf angeschlossen, Plato's Ueberzeugung von dem Daseyn einer freyen persönlichen Weltursache sey etwas problematisches, wo nicht geradezu bloß scheinbares. Und in der That, wenn auch der Geist der Plat. Lehre unzweifelhaft ein theistisch-theokratischer ist, wie es auch schon der Geist Sokratischer Lehre gewesen war, so ist doch in seiner Lehre von einer völlig an sich seyenden Ideenwelt ein damit keineswegs ausgesöhntes Element vorhanden. — Der Hr. Verf. führt im weitern Verlauf (p. 331 ff.) den schönen Nachweis, wie Plato die Ursächlichkeit der höchsten Idee des Guten näher sich gedacht, indem sie ihm sowohl Wirk- als Endursache alles Bedingten gewesen, wie sich ferner in den Plat. Aussprüchen über jene Ursächlichkeit schon die Grundlinien des später ausgeführten ontologischen, kosmologischen und physikotheologischen Beweises finden. Auch Plato's Gedanken von der göttlichen Weltregierung, so wie die Vereinbarkeit göttlicher Weltregierung mit der freyen Selbstbestimmung des Menschen und mit dem Vorhandenseyn des Bösen und des Uebels nach Plat. Anschauung werden hier besprochen. Nach Hrn. Br. betrachtet Plato das Böse als den verneinenden Gegensatz gegen das Gute (Theaetet p. 176, a), der durch die göttliche Ursächlichkeit nur z u g e l a s s e n werde. Letzteres wird aus Tim. 29, e im Vergleich mit Theaet. l. c. in so fern etwas rasch gefolgert, als es im Tim. nur heißt, daß Gott alles so viel als m ö g l i c h gut will, nicht aber gesagt wird, wie der Wille Gottes sich zu der Beygabe des Schlechten, auf die durch das „so viel als möglich" hingedeutet und die in der Stelle des Theaetet als nothwendig dargestellt wird, verhält. Der Begriff der Zulassung setzt ein klareres Bewußtseyn über das Verhältniß des göttlichen Willens und der menschlichen Freyheit als alleiniger Ursache des Bösen voraus, als wir es in der Sokratisch-Platonischen Lehre finden. Es wäre nach des Ref. Ansicht überhaupt darauf hinzuweisen gewesen, daß diese Lehre durch den religiösen sittlichen Standpunkt des Alterthums nicht minder bedingt war, als die vom göttlichen Wesen als schöpferischer Ursache der Welt. Am meisten Erkenntniß von der freyen Selbstbestimmung des Menschen als Grund des Bösen in der Welt zeigt sie zwar immerhin gerade nach der Seite, wo sie sich an die religiöse Ueberlieferung anschließt und im Sinne der Lehre von der Seelenwanderung einen von sittlicher Entscheidung abhängigen Zustand der Seele auf den verschiedenen Stufen ihres Daseyns anerkennt. Indeß möchte es theils noch nicht gelungen seyn, diese Seite der Lehre mit der andern, wonach das Böse als etwas durch die Endlichkeit des Sinnenwesens und äußere übermächtige Einflüsse nothwendig gegebenes erscheint (cf. Tim. p. 86 u. a. auch Polit. p. 269), in Einklang zu bringen,

theils wird jene Entscheidung zum Guten und Bösen noch nicht schon so als freyes Eingehen in den göttlichen Willen oder positives Widerstreben gegen denselben gedacht, wie dieß von christlich sittlichen Principien aus anerkannt werden muß und von der Philosophie der christlichen Zeit zum Theil auch tiefer erfaßt worden ist. Wir erinnern nur an Kant's Ansicht von einem radicalen Bösen und an Schelling's Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freyheit. Auf die Platonische Ansicht von der menschlichen Freyheit kommt der Hr. Verf. später noch einmal besonders zu sprechen; in der Darstellung der Plat. Psychologie nämlich (p. 431 — 452), bezeichnet er sie „als das der Vernunft eigenthümliche Vermögen, sich für das Gute durch Selbstbestimmung zu entscheiden, wenn gleich innerhalb der durch ihre Verkörperung und ihre Zusammengehörigkeit mit der Natur der Dinge bedingten Gränzen," und glaubt sich nach Abwägung aller hierher gehörigen Aussprüche Plato's, die freylich kein abschließendes, positives Resultat gewinnen lassen, doch wenigstens das negative zu ziehen berechtigt, „daß Plato sich eben so wenig für die Theorie des Indeterminismus wie für die des Determinismus oder des Prädeterminismus unbedingt entschieden haben würde."

Hr. Br. beschließt seine Darstellung der Plat. Theologie mit einer kurzen Erörterung des Verhältnisses, in welches sich Plato zum Polytheismus des Volksglaubens setzte. Mit Recht hebt er die „schonende Behandlung" hervor, die sie von Plato erfuhr, indem sein Bestreben darauf gerichtet gewesen sey: „den Volksglauben von entsittlichenden Ansätzen zu reinigen, gegen materiale Deutungen zu sichern und als Leiter zu lebendigem Glauben an den ewigen Gott zu benutzen."

Es folgt auf die Darstellung der Theologie Plato's, welche den Schlußstein der Platonischen Dialektik bildet, die Darstellung auch des physischen und ethischen Theils des Systems (p. 350 — 452 und 452 — 552). Wir beschränken uns hier auf eine kurze Angabe des Ganges, den sie nimmt.

In der Auseinandersetzung der physikalischen Lehren Plato's nach Anleitung des Timäus schließt sich Hr. Br. an Böckh's Resultate hinsichtlich dieses Dialogs an, berücksichtigt aber auch fleißig Henri Martin's Werk über denselben (études sur le Timée de Platon Paris 1841. 2 vol.). Wegen der durchgängigen Wechselbeziehungen des Leibes und der Seele verknüpft er mit den physikalischen auch zugleich die psychologischen Lehren Plato's, und als Episode schaltet er innerhalb Platonischer Psychologie die Grundlinien Platonischer Aesthetik ein (409 — 431). Das Bedürfniß nämlich, welches Plato empfinden mußte, Vermittlungen zwischen dem unsterblichen Seelenwesen und dem sterblichen aufzusuchen, welches ihn auf das Eiferartige führt als höhere sinnliche Kraft, entsprechend der Mittelstufe der richtigen Vorstellung zwischen Empfindung und Wissenschaft — ließ ihn auch zwischen „der höhern geistigen Liebe als dem der Vernunft eigenthümlichen Bildungs- und Entwicklungstrieb und der niedern sinnlichen ein diesen beyden Richtungen der Liebe Gemeinsames" auffinden. Es ist ihm dieß

„der Trieb, das Ewige einerseits durch Vernunftthätigkeit zu ergreifen, andrerseits durch Fortpflanzung dem Vergänglichen einzubilden. Das Schöne, als entsprechende Abbildung des Ewigen, der Ideen im Veränderlichen, war ihm das Mittel, durch welches es uns gelingen sollte, unter der Form der Ewigkeit geistig und leiblich zu zeugen; die Kunst, Darstellung des Schönen, und nur so weit ihrer Bestimmung entsprechend, in wie weit sie vom Bewußtseyn der Ideen geleitet werde (p. 399 f.).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg und Herzog von Franken. Von Dr. Joh. Nep. Buchinger, k. b. Rathe, vormaligem Archivar zu Würzburg und dermaligem ersten Adjuncten im k. Reichsarchive ꝛc. Nebst des Bischofs Porträt und Facsimile in Stahlstich und 4 radirten Steinzeichnungen. Würzburg 1843. Verlag von Voigt und Mocker. 8. VI. 395 S.

Die Geschichte der deutschen Hochstifter seit der Glaubensspaltung ist eigentlich nur die Geschichte des glücklich oder unglücklich geführten Kampfes gegen die früher oder später eingetretene Säcularisation. Nur ganz selten treten solche Lichtmomente ein, in welchen der Kampf gegen Außen auch eine innere Entwickelung gestattet, der geistliche Fürst auch als Bischof segensreich aufzutreten vermag. So nothwendig mit dem Bestande des deutschen Reiches die Aufrechthaltung der geistlichen Herrschaften war, sollte nicht dieses seinen Grundcharakter und damit auch den Endzweck seines Daseyns verlieren, so unnöthig erscheinen daher diese in einer späteren Epoche, die freylich gerade durch die Säcularisation Pflichten auf sich genommen hat, deren man sich eben so wenig entschlagen darf, als man den Gewinn der Säcularisation einzuärndten bemüht gewesen ist. Das Hochstift Würzburg, nach dessen Besitz anfänglich so mancher deutsche Ritter sich sehnte, das im siebenzehnten Jahrhunderte Weimar, wie im neunzehnten Oranien, Habsburg und Wittelsbach begehrten, hat an der allgemeinen Calamität deutscher Bisthümer nicht nur redlich mitgetragen, sondern auch besonders in der Epoche Julius von Mespelbrunn so mannhaft sich erwiesen, daß es den Zagenden zum Vorbilde, den Furchtsamen zur Schutzwehr, den Fliehenden zum sichern Porte diente. Julius selbst steht so achtbar in der Geschichte da, errang sich die Bewunderung seiner Freunde wie seiner Feinde in solchem Maaße und hat sein Andenken so tief in die Herzen des fränkischen Volksstammes eingegraben, daß eine Wiederbelebung seines Gedächtnisses zu den dankenswerthesten Bemühungen gehört. Die umsichtige und quellenmäßige Behandlung dieses Gegenstandes durch Hrn. Buchinger verleiht aber dieser Biographie einen doppelten Werth und macht sie zu einem wichtigen und nicht zu übergehenden Beytrag sowohl für die Geschichte des Reformationszeitalters, wie für die der Vorbereitungen zum 30jährigen Kriege, und der Stadt und des Fürstenthums Würzburg noch insbesondere.

Durchgehen wir die erste Abtheilung des Buches, so schildert uns der Verf. zuerst die vier Epochen der Geschichte von Würzburg, von welchen die dritte, die unglücklichste, von 1518 — 1648, zum größeren Theile den Inhalt des vorliegenden Buches bildet. Alle nun folgenden Paragraphe des ersten Capitels sind von allgemeinem Interesse. Die Ausbreitung der lutherischen Lehre im Hochstifte Würzburg und der rege Antheil, den die fränkische Ritterschaft daran nahm, „alle nicht ohne die Aussicht, durch den Abfall von der Kirche die lang gewünschte Unabhängigkeit von den fränkischen Bi-

schöfen und ihrer beschwerlichen Landeshoheit zu gewinnen;" der Bauernkrieg in Franken und die Gefahr eines hessischen Krieges durch den Landgrafen Philipp, der die Hochstifter Würzburg und Bamberg brandschatzte; dann der heillose markgräfliche Krieg, aus dem sich die schändlichen Attentate Wilhelms von Grumbach entwickelten; die Ermordung des Bischofs Melchior am 15. April 1558, die Plünderung von Würzburg durch Wilhelm sind Ereignisse, die begreiflich machen, daß, als einmal ein gewaltiger Mann zum Bischofe erwählt wurde, derselbe die Glaubensspaltung auch nur im Lichte jener Scenen erblickte, die in ihrem Gefolge über das Herzogthum Franken gekommen waren. Der Verf. schildert hierauf die Verluste, welche die Stifter durch die Declaration zu Gunsten der Ritterschaften und Städte in dem Religionsfrieden 1555 erlitten, die stete Bekämpfung des katholischen Theiles der Bevölkerung durch die vom Siege berauschten Gegner, die Hilflosigkeit des Bischofs Friedrich, der die Tage in fruchtloser Abwehr, die Nächte in Weinen und dem Gebete zubrachte, es möge ihm, dem schwachen Greise, ein Nachfolger zu Theil werden, „der kräftig, muthig und erleuchtet genug wäre, die verirrten Diöcesanen der alten Kirche wieder zu gewinnen und das erschütterte Haus Gottes wieder aufzurichten." Er entschlief den 12. Nov. 1573. Was er so sehnlich gewünscht hatte, gieng in Erfüllung — durch Julius von Mespelbrunn.

Das zweyte Capitel bespricht die Wahl und den Regierungsanfang des Bischofs Julius. Wie wenig die Bedürfnisse des Augenblicks von der Seite erkannt wurden, von welcher es am meisten erwartet werden mußte, zeigt der Verf. an der Beschränkung, welche das Domkapitel dem neu erwählten Bischof Julius in der Wahlcapitulation anlegte. „Es schien, als wäre das Capitel zu steter Vormundschaft über ihn berechtigt." Nicht minder charakteristisch ist das Erstaunen der Würzburger über die auf Julius gefallene Wahl, der als geborner Mainzer Unterthan bisher als Fremder angesehen worden war und dessen außergewöhnliche Eigenschaften wohl nur von dem Domkapitel erkannt wurden, das ihn wählte und ihm dann die Hände band.

Nachdem der Verf. die Abstammung und frühere Laufbahn des B. Julius geschildert, die Huldigung von Würzburg, seine Consecrirung und kaiserliche Bestätigung erzählt, geht er auf die Theilnahme des Bischofs an dem Reichstage d. J. 1576, an dem Landsberger Bunde, an dem Cölner Friedenscongresse zur Schlichtung der Niederländer Unruhen, an dem Augsburger Reichstage 1582, an den Cölner Unruhen wegen der Säcularisationsversuche des bekannten Gebhard Truchseß von Waldburg, an der Abwendung der Gefahr eines französischen Krieges, an den Beschwerden über Verletzung des Religionsfriedens 1594 und 1598 über. Er schildert den Abschluß der calvinistischen Union im Jahre 1599, die daraus hervorgegangenen Keime zu einem allgemeinen Religionskriege, die Absicht, die Bisthümer durch häufige Durchzüge von Truppen zu ruiniren, die Drohungen der Union, wie die Nothwendigkeit des Abschlusses der Liga, endlich den Regensburger Reichstag im Jahre 1613. Der Inhalt des vierten Capitels ist mehr particularer Natur; es beschäftigt sich mit den „Verhältnissen und Verhandlungen des Bischofs mit andern Reichsständen." Von diesen nehmen wie billig die Streitigkeiten mit Abt Balthasar von Fulda den ersten Rang ein. Die mit Bamberg scheinen Ref. nicht ausführlich genug dargestellt zu seyn, da nach handschriftlichen Quellen Bamberg damals auf dem Punkte stand, protestantisch zu werden und insbesondere nur durch die Thätigkeit des B. Julius davon abgehalten wurde.

(Schluß folgt.)

Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie.

(Schluß.)

Diese Ueberzeugungen vom Wesen der Liebe sind im Phädrus „in mythischer Hülle angedeutet." Der Lysis „soll ihnen durch eine mehr dialektische Begriffsentwicklung entgegenführen." Das Gastmahl ist bestimmt „das Gebiet der Liebe in seinem ganzen Umfang zu verzeichnen," wie Schleiermacher die Absicht desselben richtig bezeichnet habe. In der

Auffassung der den Sokratischen vorangehenden Reden tritt Hr. Br. denen bey, welche in ihnen nicht Verspottung vorhandener Richtungen, sondern Vorbereitungen auf die Sokratische Rede finden. Während sie mehr nur rhetorisch poetischer Art der tiefern wissenschaftlichen Begründung entbehren, ist des Sokrates Rede dazu bestimmt, diesen Mangel zu ergänzen.

Die Platonischen Lehren von der Unsterblichkeit der Seele und ihrem verschiedenartigen Zustand nach dem Tode, der van ihrer Selbstbestimmung abhängig, führen den Hrn. Verf. auf die Entwicklung der Plat. Ethik hinüber, den andern „Haupt- und Wurzelzweig des gemeinsamen Stammes der Dialektik, aber ungleich enger mit diesem verwachsen und zu vollendeterer Entwicklung gediehen“ (p. 452 — 552). Hier wird nur von ihm vorerst der Inhalt der Sokratischen ethischen Gespräche entwickelt (des Protagoras, Laches, Charmides, Euthyphro, Gorgias und Meno), an die eine Erörterung des Inhaltes des ersten Buchs der Republik angeschlossen wird. Die nicht leicht erkennbare Absicht des Protagoras wir dahin bestimmt: „den schwankenden gesinnungslosen Annahmen über Lehrbarkeit der Tugend und ihre verschiedenen Richtungen, wie sie sich bey den Sophisten vorfanden, die innern Widersprüche nachzuweisen, in die sie sich verwickeln mußten und im Gegensatz dazu die Entwicklung der Sokratischen Lehre von der Einheit der Tugend und ihrem Zusammenfallen mit dem Wissen einzuleiten.“ Wenn Sokrates sich von Protagoras zugeben läßt, das Gute gehe auf in Lust, das Böse in Unlust, so geschieht es theils um zu zeigen, „daß die Sophistischen Prunkreden von der Tugend und ihrer Lehrbarkeit in jener Annahme wurzelten und sie sich zu ihr bekennen müßten, sobald sie genöthigt würden, ihre Behauptungen zu begründen; theils um hervorzuheben, daß selbst die Sophisten in Folge ihrer Grundvoraussetzung die Sokratischen Behauptungen, die Tugend sey Wissenschaft und alle unsittliche Handlung Mangel an Wissen und unfreywillig, als wahr anerkennen mußten, wie entfernt auch vom richtigen Verständniß derselben.“ Wird in allen diesen Gesprächen, die überhaupt mehr nur grundlegender Natur sind und durch die Polemik gegen Sophisten und Hedoniker auf die positiven Resultate vorbereiten, die Platonische Lehre vom Endziel unsrer Bestrebungen, vom höchsten Gut nur eingeleitet, so ist der Philebus der nähern Darlegung derselben gewidmet. Der Gegensatz, der sich in ihm gegen die Einseitigkeit der übrigen Sokratiker, gegen Cyrenaiker, gegen Antisthenecr, vielleicht auch Megariker findet, wird scharfsinnig nachgewiesen. Was den Schluß dieses Gesprächs betrifft, der bekanntlich ganz besondere Schwierigkeiten bietet (p. 61 ff.); so ist der Hr. Verf. der Ansicht, daß unter dem Guten, welches in der dreyfachen Form der Schönheit, Verhältnißmäßigkeit und Wahrheit dargestellt werde, das unbedingt Gute zu verstehen sey, dagegen der „in unverkennbarer Eilfertigkeit mitgetheilte Entwurf zu einer Tafel der Güter“ alles „von uns zu verwirklichende Gute“ umfassen soll; die erste Stelle auf derselben nehme dann diejenige Form des an sich Guten an, vermittelst deren es sich im Bewußtseyn zunächst darstelle (nämlich die ewige Natur des Maaßes selbst — die Ideen), die zweyte das davon durchdrungene Leben (das Gleichmäßige, Schöne und Vollendete); die dritte der wirkende Bestandtheil eines solchen vom Maaß durchdrungenen Lebens, Vernunft und Einsicht. Diese setzen nämlich als Bedingung ihrer Wirksamkeit das an den beyden ersten Stellen Genannte voraus, so wie dann andrerseits aus dieser Wirksamkeit Künste, Wissenschaften (das der vierten Ordnung zugewiesene) und die begleitenden höheren Lustempfindungen (das der fünften Stelle) sich entwickeln sollen (p. 489 — 495).

Mit der Lehre vom höchsten Gut hängt nach des Hrn. Verf. richtiger Bemerkung die Plat. Lehre von der Tugend in so fern zusammen, als das höchste Gut auch als Verähnlichung mit Gott, das Gute als Inbegriff der Tugenden bezeichnet werde, doch habe die Tugendlehre ihren eigenthümlichen Anfangspunkt mehr in der Platonischen Seelenlehre, indem sie als die Tauglichkeit der Seele zu den ihr eigenthümlichen Werken, als die innere Harmonie, die Schönheit und das Wohlseyn derselben gedacht werde (p. 493 ff.). Unter den vier Tugenden, in welche getheilt sich dem Plato die Eine Tugend darstellt, sofern sie als bekämpfende in eine Mehr-

heit von Richtungen auseinander geht, entsprechen Mäßigkeit, Tapferkeit, Weisheit den drey Seelenthätigkeiten, die Gerechtigkeit als vierte ist die in That ausbrechende Harmonie der innern Thätigkeiten, der zufolge jede, ohne ihre Schranken zu übertreten, das ihrige thut." Sie ist es, welche die untrennbare Verbindung von Tugend und Glückseligkeit gewährleistet; denn glücklich ist der in sich völlig Einige. Ihre vollkommene Verwirklichung findet sie in Plato's Idealstaat. Die „Eigenthümlichkeiten des letzteren, seine Vorzüge wie Gebrechen" führt Hr. Br. auf das „Bestreben Plato's zurück, ihn als durchgängiges Gegenbild des sittlichen Einzellebens darzustellen." Mit Recht macht er aber auch darauf aufmerksam, daß wenn auf diese Weise der gesetzlichen Anerkennung der individuellen Freyheit kein Raum gelassen wird, dieß nicht etwas dem Plat. Staatsideal ausschließlich Eigenthümliches ist, vielmehr auch aus der Idee des griechischen Staats folgte,

„sofern derselbe in seinem Unterschiede von den Staaten der neueren, christlichen Zeit keine von ihm irgend wie unabhängige gesetzliche Wirkungssphäre weder den einzelnen Bürgern noch einer Gemeinschaft derselben zugestand. Nur wenn in ausgearteten Demokratien zügellose Willkühr alle Schranken des Gesetzes durchbrach, wurde jene Gebundenheit aller persönlichen Freyheit gelöst, und weil an ihre Stelle gesetzlose Willkühr trat, der Staat der Auflösung oder dem Untergange in unbeschränkter Gewaltherrschaft entgegengeführt."

Jene Entzügelung aller eigenliebig willkührlichen Bestrebungen, die er um sich her erblickte, habe Plato wohl am meisten veranlaßt, „die Idee eines Aufgehens des Einzellebens im Staatsleben mit solcher Schärfe auszubilden" (p. 522). Dem Plat. Musterstaat gegenüber, als einem in sich gegliederten Organismus, sieht Hr. Br. im Staat der Gesetze „ein auf historisch-kritischem Weg gewonnenes Aggregat, hervorgegangen aus dem Innehalten der richtigen Mitte zwischen zügelloser Demokratie und der Zwang- und Willkührherrschaft des Tyrannen." Daher der öfter populäre Ton der Bücher der Gesetze. „Daher, wenigstens zum Theil, das scheinbar Unplatonische in Form und Darstellung derselben;" wiewohl Hr. Br. nicht in Abrede stellen will, „daß in ihnen der hohe künstlerische Geist der Bücher vom Staate und anderer Meisterwerke nicht waltet, sey dieß nun Folge einer durch Alter schon geschwächten Geisteskraft gewesen, oder davon, daß Plato sich auf ein der freyen Entfaltung der Flügelkraft seines Geistes nachtheiliges Gebiet gewagt hatte" (p. 552). Wenn Plato in den Gesetzen an die ihm zunächst liegenden Verhältnisse seiner auch im Untergang noch großen Vaterstadt nicht anknüpfte, die Atheniensische Demokratie vielmehr als hoffnungslos aufgab — so „begreift sich dieß einerseits aus den Grundvoraussetzungen seines Musterstaats, andrerseits aus einem in seiner Gesetzgebung kaum verkennbaren Mangel an den Eigenschaften des praktischen Staatsmanns." „Wie sehr wir aber diesen Mangel auch beklagen, so beschließt Hr. Br. sein eben so mildes als sachgemäßes Urtheil über die politische Seite der Plat. Ueberzeugungen —

„wie gern wir unsern Blick abwenden mögen von einer Schattenseite des hell leuchtenden Genius, — die unumwundene Anerkennung des Mangels ist mit der fleckenlosen Reinheit seiner Gesinnung vereinbar, und diese Ueberzeugung hat auch der große Staatsmann und Geschichtschreiber nicht auflockern wollen, der ihn — verglichen mit Demosthenes — einen nicht guten Bürger nannte" (Niebuhr kl. hist. u. philol. Schriften I, 467. 471 ff.) (p. 570).

Die sehr gelungene zusammenfassende Uebersicht der Plat. Lehre, welche der Hr. Verf. zum Schluß (S. 553 — 570) bietet, der wir auch die eben angeführte Stelle entnommen, läßt uns dringend wünschen, daß Hr. Br. seinem im Vorwort ausgedrückten Wunsche nicht entsagen wolle, nach Abschluß des Lehrbuchs an der Zusammenstellung der Ergebnisse seiner Untersuchungen in freyeren Umrissen sich zu ergehen. Es würde sich dann zeigen, daß ihm zu „künstlerischer Darstellung" philosophischer Systeme die Kraft, welche er sich nach seiner bescheidenen Weise im Vorwort absprechen zu müssen glaubt, keineswegs mangele.

Möge das Werk immer mehr den Weg besonders auch zur akademischen Jugend finden und so manche unfruchtbare philosophische Lektüre verdrängen, von der die gegenwärtige Generation auf gefährliche Weise umwuchert wird.

C. H.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Der Eid bey den Griechen und Römern von Dr. Ernst Lasaulx. Würzburg 1844. S. 34, gr. 8.

Diese Abhandlung über einen der wichtigsten Gegenstände der alten Religions- und Culturgeschichte schließt sich genau den früheren Schriften des verehrten Hrn. Verf. über die Gebete und den Fluch bey den Griechen und Römern an, und zeichnet sich durch die nämlichen Vorzüge aus, welche wir bey der Anzeige derselben hervorhoben. Der Hr. Verf. hat seinen Stoff auch dießmal mit einer solchen Gründlichkeit und Umsicht behandelt, daß wir uns auf eine kurze Darlegung des Inhaltes beschränken können. Wahrhaftig zu seyn im Denken und Handeln galt den Griechen als erstes Gebot aller ächten Sittlichkeit, Wahrheit als die Grundlage jeder großen Tugend. Die Wahrheit priesen ihre Dichter und Denker als die Mitgenossin der Götter, Tochter des Zeus und Königin des Lebens; sie führe bey Göttern und Menschen den Reigen aller Güter an, und mit Bogen und Pfeil müsse man gegen die Bösen angehen; denn wo doppelsinnig das Herz, sey auf die Zunge kein Verlaß. Auf den Willen des Menschen, wahrhaftig zu seyn in Wort und That und auf den Glauben an die Macht der göttlichen Gerechtigkeit ist, wie das bürgerliche Leben überhaupt, so zu seiner Befestigung auch der Eid gegründet, welcher das gegebene Wort dadurch feyerlich betheuert und zur Wahrhaftigkeit bekräftigt, daß er sich auf Gott als Zeugen der Wahrheit und Treue und als Rächer der Lüge und des Treubruches beruft. Der Eid ist demnach ein Gebet und Fluch zugleich; der Wille zur Wahrheit und der Unwille gegen die Lüge, die Anrufung des als gegenwärtig geglaubten Gottes, daß er dem Schwörenden beystehe, wenn er wahr, ihm widerstehe, wenn er falsch schwöre. Wer demnach dem Eidschwörenden keinen Glauben schenkte, von dem sagten die Alten, er mißachte die Götter und verdiene selber keinen Glauben.

Angerufen wurden von ihnen beym Schwören entweder alle Götter überhaupt oder die besondere Gottheit, welche die Versicherung zunächst angieng, oder mehrere Götter vereint, wo dann häufig drey in heiliger Zahl zusammen genannt werden. Auch schwur man nicht nur bey den Göttern, sondern bey allem, was einem lieb und heilig war. Der Hauptgott aber, bey dem geschworen wurde, des Eides Herr und Hort, war zu allen Zeiten Zeus Horkios, in beyden Händen Blitze tragend, um die Meineidigen zu zerschmettern, und neben ihm seine Beysitzerin Themis-Dike, die Göttin der Gerechtigkeit. Auch von den Göttern nahm man an, daß sie einander schwören, entweder beym Haupte des Zeus oder nach dessen Anordnung den größten und furchtbarsten Eid bey dem unterirdischen Wasser des Styx: wer diesen bräche, sollte, seiner Gottheit beraubt, ein volles Götterjahr aus der Gesellschaft der Himmlischen ausgeschlossen seyn.

Was die charakteristischen Gebräuche beym Schwören in der Heroenzeit anbelangt, so ist zu erinnern, daß der schwörende Fürst aufrecht stand, sein Scepter emporhob, auch die Hände und Blicke, wie beym Gebet, gen Himmel richtete, und daß

feyerlichen Eiden immer vollständige Opfer vorangiengen, welche die Schwörenden berührten, um anzudeuten, es solle im Falle des Meineides ihnen ergehen, wie dem Opferthier. Die übrigen Gebräuche, welche mit dem Eidschwur verbunden waren (S. 9 — 12), deuten auch sämmtlich entweder auf die bindende Kraft des Eides oder auf die furchtbare Strafe hin, welcher derjenige anheim fallen soll, der seinen Eid verletzt. Um die Seele des Schwörenden tiefer zu ergreifen und fester an ihr Wort zu binden (S. 23), wurden an vielen Orten große Eide in den Tempeln selbst oder an einer durch den Volksglauben besonders geheiligten Stelle unter mancherley erschütternden Gebräuchen abgelegt. Alle Fälle, in welchen der Eid gewöhnlich angewendet wurde, besonders aufzuzählen, würde uns zu weit führen; wir wollen nur im Allgemeinen bemerken, daß alle wichtigen Verhältnisse und Handlungen sowohl im öffentlichen als auch im Privatleben in der Regel durch Opfer und eidliche Versicherung bekräftigt wurden. Bündnisse, Freundschaftsverträge und Friedenstractate wurden beym Abschlusse und so oft man sie erneuerte, von den Vortragenden durch gegenseitige Abgeordnete über vollständigen Opfern beschworen, und dem Eide gewöhnlich ein Fluch gegen die Eidbrüchigen beygefügt. Bündnisse zwischen Völkern verschiedenen Stammes wurden bey den Hauptgöttern eines jeden beschworen, und ängstliche Sorgfalt angewendet, keinen Gott zu übergehen (S. 12. 13). Auch in jenen entsetzlichen Momenten äußerster Verzweiflung, wie sie uns in dem Kriegsleben der Völker des Alterthums öfters begegnen, wo man, die innersten Gewalten des Gemüthes aufbietend, selbstmörderischen Tod der drohenden Knechtschaft vorzog, verband man sich durch Eid und Fluch (S. 14 fg.). Der Eid war ferner das den Staat zusammenhaltende Band. Jede neue Verfassung, jede Veränderung der bestehenden, jede Aussöhnung nach innerem Parteykampfe wurde vom Volk und Rath beschworen (S. 16). Wenn in Athen ein Vater seine Kinder, leibliche wie adoptirte, unter seine Phratoren einführte, mußte er über Opfern schwören, daß die eingeführten in rechtmäßiger Ehe mit einer Bürgerin erzeugt seyen. Jeder frey geborne Bürgerssohn mußte beym Antritt des achtzehnten Lebensjahres, wenn er in die Zahl der Jünglinge aufgenommen, in das Gemeindebuch eingetragen, und in der Volksversammlung wehrhaft gemacht wurde, im Heiligthum der Agraulos den Epheneid leisten (S. 17 — 18). Am häufigsten waren in Athen, wie überall, die Eide vor Gericht (S. 18 — 22). Wie die Richter, so mußten alle Obrigkeiten beym Antritt ihrer Würde einen Amtseid, die Könige, wo sie rechtmäßig herrschten, nicht ausgenommen, leisten, und überhaupt galt im öffentlichen Leben der Eid überall als nothwendige Gewähr der Treue (S. 22 — 23).

Die Bestrafung des Meineidigen und Eidesbrüchigen war den Göttern überlassen; im bürgerlichen Leben traf sie Atimie. Uebrigens war es anerkannte Lehre der Volksreligion, durch den Gott in Delphi ausdrücklich bestätigt, daß der seinem Eide Getreue in Kindern und Enkeln noch gesegnet werde, der Meineidige aber niemals dem göttlichen Strafgericht entgehe, sondern früher oder später entweder selbst oder in seinen Kindern und Kindeskindern unausweichlich büße; ja auch im künftigen Leben werde, glaubte man, der Eidestreue belohnt, der Meineidige bestraft. Die an Eidestreue sich erfreuen, singt Pindar (O. II, 71), führen bey den Götterfreunden ein thränenloses Leben, während die anderen schreckliche Qual erdulden (S. 25 — 27). Dem Mißbrauche des leichtsinnigen Schwörens im täglichen Leben suchten die Weisen des Volkes, Gesetzgeber, Philosophen, Redner und Dichter zu allen Zeiten nach Kräften entgegen zu wirken, wie der Hr. Verf. (S. 27 — 30) durch mehrere Zeugnisse nachweist.

(Schluß folgt.)

Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg und Herzog von Franken.

(Schluß.)

Nach diesem folgt die Schilderung jener bekannten großen Unternehmungen, welche dem Namen des B. Julius für Franken und die gesammte katholische Welt ein unvergängliches Gedächtniß bereiteten: die Errichtung der neuen Universität von

Würzburg mit den dazu gehörigen Collegien, auf daß die Jugend nicht bloß Unterricht, sondern auch Erziehung erlange. In welchem Geiste dieses geschah, geht am besten aus den Worten hervor, die Julius bey Uebernahme des ersten Rectorates aussprach: „er habe diese Universität zur Ehre des ewigen Gottes und zum Nutzen des ihm anvertrauten gemeinen Wesens errichtet, und es liege ihm nichts so sehr am Herzen, als daß für jenen Zweck die Jugend mit Wissenschaften und Kenntnissen ausgeschmückt werde. Er sey von Jugend auf durch Gottes Gnade so erzogen worden, daß er zur Vertheidigung der hl. katholischen Kirche und des Glaubens alles das Seinige, wie es der große Gegenstand verdiene, beyzutragen sich verpflichtet halte und das fordere auch von ihm die bischöfliche Würde, womit er von Gott geziert worden sey. Er werde, so lange er lebe, sich eifrigst bemühen, alles das zu leisten, was von seinen Kräften nur erwartet werden könne.“ Von den Vorlesungen aber meinte er, vor Allem diejenigen fördern zu müssen, welche „zu dem von Uns gesetzten Zweck, das ist, zum Heile der Seelen das meiste beytragen, nämlich die Vorlesungen der Theologie und die mit derselben nothwendig verbundenen der Philosophie.“

An diese Beförderung der Unterrichtsanstalten schloß sich auf das Innigste eine umfassende kirchliche Reformation an. Diese wird nach ihren beyden Richtungen geschildert, in Bezug auf die katholischen, wie auf die protestantischen Unterthanen, von deren Standpunkt aus sie als Gegenreformation erscheinen mußte, wie sie denn auch eben so richtig als solche z. B. von Ranke bezeichnet wird, als diese Benennung von dem entgegen gesetzten Standpuncte aus unrichtig ist. Der Verf. durchgeht zuerst die Maßregeln, um „die lutherischen Prediger und Beamten zu entfernen,“ dann, um „die Bekehrung des Volkes zu bewirken“ und welche Wirksamkeit hierbey die Missionen entwickelten. Das politische Recht, welches der Bischof zu diesen Maßnahmen hatte, ist von dem Verf. schon in den vorhergehenden Kapiteln dargelegt worden; es beruhte in dem auf der Gegenseite zuerst geltend gemachten Grundsatze, cujus regio, talis sit religio. Kaum mindere Mühe bereitete dem Bischof die Reformation des eigenen Clerus, ohne welche jedweder Versuch, auf die Andersgläubigen zu wirken von selbst fruchtlos gewesen wäre. Die Art und Weise wie dieses geschah, verdient in allen Zeiten beherzigt zu werden. B. Julius verstand es, als er die verfallenen Klöster wieder herstellte, ihnen dadurch Geist einzuhauchen, daß er ihnen nie einen anderen Zweck unterschob, als den ihre Ordensregel ihnen vorstellte und jedwedem die Wirksamkeit anwies, welche ihm dieser zufolge zukam. Da somit nichts Fremdartiges in sie kam, erlangten sie die nothwendige Freyheit innerhalb der natürlichen Sphäre und konnten heilsam wirken, während sie sonst gehemmt eine kümmerliche Existenz zu führen gezwungen gewesen wären und doch Jedermann sie für dasjenige verantwortlich gemacht hätte, was sie ihren Ordenszwecken nach hätten leisten sollen und nun durch Aufdringung eines fremden Zweckes nicht leisten konnten. Glaube aber Niemand, daß es dem umsichtigen Manne nur etwa darum zu thun gewesen wäre, durch Herbeyführung von Ordensleuten eine Musterkarte von Ordensregeln um sich zu bilden. Strenge drang er darauf, daß jeder Orden seine Pflichten erfülle, wie er andererseits die Zahl der Pfarreyen vermehrte und es sich zur angelegentlichsten Pflicht machte, den Zustand der Weltgeistlichen zu verbessern und die Kirchen in gehörigen Stand zu setzen. „Es läßt sich kaum beschreiben, was B. Julius alles für Kirchen, Kirchengeräthe und Pfarrwohnungen geleistet hat. Man zählte, als er starb, mehr als 300 Kirchen, welche er erbaut oder ausgebessert hatte.“ So setzte er dem zerstörenden Eifer der Zeit das erhaltende Princip entgegen; ohne sich in einen Principienstreit einzulassen, sorgte er für die That. Noch jetzt zehrt das Frankenland von den Wohlthaten, die er spendete, und wenn auch das Elend der Zeit so vieles zerstörte, was seine schaffende Hand errichtet, so hat sich doch daran ein Segen geknüpft, der von Geschlecht zu Geschlecht fortgehend ihn den größten Wohlthätern Deutschlands würdig zur Seite stellt.

Der umsichtige Fleiß des Verf. führt im siebenten Kapitel auch die Justiz und Polizey dem Leser vor Augen, die Hofordnung, die Stadt-

und Dorfordnungen. Wie sonderbar tönt nicht in unsere Zeiten, die alles von Hand zu Hand zu bringen strebt, das weise Gebot herein: „Häuser, Höfe und andere Güter dürften, ohne von den Vorgesetzten geprüfte erhebliche Ursache, nie in mehr als 2 Theile zerschlagen oder abgetheilt werden." Aeltere Zeiten haben mit den großartigen Fragen der Gegenwart, mit Pauperismus und Proletariat schon aus dem Grunde nichts zu thun gehabt, weil sie, den Ursachen solcher Erscheinungen entgegentretend, es zu den Folgen nicht kommen ließen. Je mehr von nun an, wie anerkannt in England, seit Aufhebung der Klöster und milden Stiftungen der Pauperismus ausbrach, desto mehr verdient die Weisheit desjenigen Anerkennung, der da aufbaute, wo andere niederzureissen bemüht waren. Es folgt die Landwehrordnung, die Centordnung, das Stadt- und Brückengericht zu Würzburg, das Landgericht des Herzogthums Franken, Hexenprocesse. Das achte Kapitel bringt die Geschichte der Gründung des Julius-Hospitals zu Würzburg und anderer Hospitäler. Der von den meisten Fürsten verschmähte Titel eines Vaters der Armen und Hülflosen gebührt in der That dem trefflichen Julius, durch dessen menschenfreundliche Anstalten bis zum gegenwärtigen Augenblicke, ja hoffentlich bis zum Ende der Zeiten, Hunderttausende nicht bloß die Pflege, sondern auch ein verhältnißmäßig reichliches Unterkommen erhielten, erhalten und empfangen werden. Gleich so vielen Stiftern der ältern Zeit hat B. Julius nicht nur einen Fluch auf denjenigen gesetzt, der die Krone seiner Stiftungen, das Juliushospital, verletze oder beraube. Er citirt ihn auch vor den Richterstuhl des allmächtigen Gottes. Glücklicher als Andere hat unsers Wissens B. Julius noch Niemanden gefunden, der diese Probe bestehen wollte.

Das neunte, zehnte und eilfte Kapitel beschäftigt sich mit dem Bau des Marienberges und anderer Schlösser, mit den Streitigkeiten mit der fränkischen Ritterschaft, mit der Finanzverwaltung und den Landtagen.

In dem zwölften Kapitel werden wir noch näher mit der Persönlichkeit des Bischofs bekannt. Noch einmal führt der Verf. den Abfall des Erzb. Gebhard von Cöln vor Augen, um eine Parallele zwischen diesem und Julius — seinem Freunde — zu ziehen. Welch unermeßliche Folgen hätte es gehabt, wenn Julius in Gebhards Fußstapfen eingetreten wäre! — Wie aber einst bey dem Volke der Angelsachsen vor der furchtbaren Katastrophe, die die Normannen über sie brachten, die Anordnungen des hl. Dunstan Sitte und Nationalität so tief begründeten, daß, wie Lappenberg bemerkt, auch die Eroberung sie nicht zu vertilgen vermochte, so hat, was B. Julius aufgerichtet, das Herzogthum Franken in der Art befestiget, daß es die gräßliche Katastrophe des Schwedenkrieges zu überstehen und aus der Asche sich wieder zu erheben vermochte. Was der rechte Mann, auf die rechte Höhe gestellt, in der Spanne Zeit des irdischen Lebens mit geringen Mitteln Großes zu leisten vermöge, hat Julius gezeigt. Da er nicht seinen Ruhm suchte, sondern die Ehre Gottes und die Wohlfahrt seines Volkes, ist ihm der wahre Ruhm im reichlichsten Maße zu Theil geworden.

Was Ref. bedauert, ist daß der Verf. nichts Näheres über den Tod dieses ausgezeichneten Kirchenfürsten berichtet. Der Tod ist die Probe des Lebens und kein Moment daher lehrreicher als dieser. Gerade bey Julius, von dem der Verf. aus einer Urkunde die Worte anführt: non memini me legisse, mala morte mortuum, qui libenter opera charitatis exercuit. Habet enim multos intercessores et impossibile est, multorum preces non exaudiri, wäre ein ausführlicher Bericht von Interesse gewesen.

Es folgen noch 3 literarische und 5 artistische Beylagen. Druck und Ausstattung machen der Verlagshandlung alle Ehre. Und so wird wohl Niemand ohne große Befriedigung diese lehrreiche Monographie aus der Hand legen.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Die Mythologie der Griechen für Gebildete und die studirende Jugend, dargestellt von Konrad Schwenck. Mit zwölf lithographirten Tafeln. Frankfurt am Mayn 1843 VIII. und 614 S. gr. 8.

Herr Prof. Schwenck hat nicht bloß durch seine etymologisch-mythologischen Andeutungen und seine mythologischen Skizzen, sondern auch durch schätzbare Aufsätze in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft viele Beweise von seiner gründlichen Kenntniß der griechischen Mythologie gegeben. Sein neuestes Werk auf diesem Gebiete ist zunächst für Gebildete, unter denen er in diesem besonderen Falle die der alten Litteratur nicht ganz Fremden versteht, und für die studirende Jugend, und zwar nicht zur Unterhaltung, sondern zur Belehrung derselben bestimmt, und die Darstellung so gehalten, wie es dieser Zweck erfordert. Wegen dieser Bestimmung des in Frage stehenden Werkes können wir auf eine specielle Prüfung der Ansichten, welche der Hr. Verf. bey der Behandlung der einzelnen Mythen aufstellt, nicht eingehen, sondern müssen uns auf eine nähere Betrachtung der Einrichtung und Anordnung des Ganzen beschränken.

Ungern vermissen wir eine aus mehreren Capiteln oder Abschnitten bestehende Einleitung, welche einem solchen Buche, wenn es seinem Zwecke vollkommen entsprechen soll, nach unserer Ueberzeugung nicht fehlen darf. In dem ersten Capitel ist die Entstehung des Polytheismus und sein Verhältniß zu dem ihm vorausgehenden Monotheismus zu erörtern, was der Hr. Verf. nicht thut. Indeß hoffen wir, er werde, da der vorliegende Band nur ein Theil eines umfassenden Werkes über die Mythologie der asiatischen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer und Slaven ist, diesen wichtigen Gegenstand in dem Theile in Erwägung ziehen, welcher die Mythologie der asiatischen Völkerschaften enthalten wird. Daß derselbe nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann, wenn ein mythologisches Werk einen Anfang haben soll, wird jeder Sachverständige einräumen. Im zweyten Capitel muß die Annahme, daß die griechischen Götter aus Asien und Aegypten stammen, geprüft, es müssen die Umstände hervorgehoben werden, welche die Entstehung derselben veranlaßten. Zwar ersehen wir aus kurzen Bemerkungen, welche der Hr. Verf. an verschiedenen Stellen macht, daß er jener Ansicht nicht besonders zugethan ist; allein bey dem hohen Ansehen, dessen sich dieselbe erfreut, ist es nothwendig, daß ihr ein besonderes Capitel gewidmet und genau nachgewiesen werde, was die Griechen bey ihrem Verkehre mit dem Morgenlande aus dem fernen Osten annahmen, und was auf heimathlichem Boden entstand. In dem dritten sind die vorzüglichsten Objecte zu bezeichnen, welche die Griechen als Götter betrachteten, und die Ursachen darzulegen, welche sie bestimmten, denselben göttliche Verehrung zu erzeigen. Der Hr. Verf. nennt zwar in den Ueberschriften der einzelnen Abtheilungen seines Werkes, auf welche wir später zurückkommen werden, die Objecte der Verehrung; allein die bloße Anführung der Namen genügt nach unserm Dafürhalten nicht. Hier würden wir auch

den ausgedehnten **Wirkungskreis**, welche die Griechen den Lichtgöttern gaben, bezeichnet und angeführt haben, warum man ihnen diese oder jene Kraft beylegte. Im vierten würden wir die Thiere, Bäume und Pflanzen, welche den einzelnen Göttern heilig waren, anführen, die Ursachen dieser auffallenden Erscheinung angeben und den Sinn der Sagen über die Verwandlungen der Götter in Thiere, so wie über ihr Auftreten in Gestalten, die aus Bestandtheilen von Menschen und Thieren bestehen, zu erforschen suchen, im fünften aber die vorzüglichsten Symbole und Attribute, welche die Götter haben, in Kürze bezeichnen, weil dieselben zur Aufhellung ihrer Natur wesentlich beytragen, im sechsten ihre vorzüglichsten körperlichen und geistigen Eigenschaften, zum Theil auch ihre Kleidung betrachten, in so ferne alle diese Dinge mit ihrem Charakter in der innigsten Verbindung stehen. Im siebenten aber würden wir die Entstehung ihrer vorzüglichsten Namen erklären, im achten auf die Bedeutung der Anzahl ihrer Kinder und ihrer Diener hinweisen, im neunten von ihrer Beschäftigung, ihren Thaten und Schicksalen im Allgemeinen sprechen, im zehnten die vorzüglichsten Orte namhaft machen, an welchen sie sich aufhalten, und die Gründe darlegen, warum sie an denselben verweilen; dann würden wir die Ursachen zusammen stellen, welche dazu beytrugen, daß man ihnen den Olympos zum gemeinsamen Aufenthaltsorte oder zum Versammlungsplatze anwies. Im eilften Capitel würden wir die Veranlassungen berühren, durch welche sie in verschiedene genealogische Verbindungen gebracht wurden, und an diese Erörterungen unsere Ansicht über die Entstehung der Theogonien und den Werth derjenigen anreihen, welche sich unter dem Namen des Hesiodus erhalten hat. Der Hr. Verf. sah sehr wohl ein, daß, wenn ein Gott in verschiedenen genealogischen Beziehungen erscheint, man deßhalb nicht berechtigt sey, verschiedene Götter ein und desselben Namens anzunehmen, und daß man daraus, daß sich die Charaktere der Götter, welche ein und denselben Namen führen, durch den Einfluß verschiedener Umstände und Verhältnisse verschieden gestalteten, nicht folgern könne, sie seyen schon ursprünglich ihrem Wesen nach von einander verschieden gewesen. Im zwölften Capitel würden wir endlich die vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten des Cultus, in so ferne sie für das Verständniß der Sagen von besonderer Wichtigkeit sind, angeführt, und dieselben nicht erst bey den an die verschiedenen Götter geknüpften Mythen berührt haben. Der Hr. Verf. hat zwar die meisten dieser Gegenstände bey den über die einzelnen Götter erhaltenen Sagen berührt, und hier viele sehr lehrreiche Bemerkungen eingestreut, allein der Sinn derselben würde sich viel leichter und vollständiger erfassen lassen, wenn sie nicht an verschiedenen Stellen erschienen, sondern in einer zweckmäßigen Verbindung vorgetragen wären, und später auf sie nur mit wenigen Worten hingewiesen würde.

Mit der Eintheilung des Stoffes sind wir im Allgemeinen einverstanden, können aber nicht verschweigen, daß vieles einen besseren Platz hätte erhalten können. Der Verf. theilte sein Werk in drey große Abtheilungen, von denen die erste die Aufschrift führt: Himmel, Feuer, Licht und Nacht, Sonne, Mond, Gestirne, Winde und Zeugung; die zweyte: Wasser, Erde und Gewächsesegen; endlich die dritte: Personificationen, Mährchen und Heroënsagen. In der ersten Abtheilung würden wir Sonne, Mond und Gestirne an die Spitze stellen, und auf diese Licht und Feuer folgen lassen. Daß die Griechen das Himmelsgewölbe als solches ohne Rücksicht auf die Lichtkörper, welche sich an demselben befinden, verehrten, können wir nicht glauben, und sehen keinen Grund, warum wir in Zeus, den der Hr. Verf. früher als Sonnengott betrachtete, eine Bezeichnung des Himmelsgewölbes erblicken sollen. Eben so wenig können wir uns von der Richtigkeit der Behauptung überzeugen, daß die Griechen der Nacht an sich ohne Rücksicht auf Mond und Sterne, welche dieselbe erhellen, göttliche Verehrung erwiesen. Den Ausdruck **Zeugung**, welcher leicht Mißverständnisse veranlassen dürfte, halten wir nicht bloß für unpassend, sondern auch jeden andern, der ihn ersetzen könnte, für unnöthig, da die Götter, deren Macht und Wirkungskreis den Hrn. Verf. zur Wahl desselben bestimmt haben, ohne Zweifel aus Prädicaten her-

vorgingen, welche ursprünglich die Lichtgötter trugen. Endlich dürften die Winde in der zweyten Abtheilung, in welcher von den Gottheiten des Meeres und der Erde gesprochen wird, einen passendern Platz gefunden haben; dort hätten wir auch von den Harpyien gesprochen, die Sirene aber, welche der Verf. in diese Abtheilung versetzt, in die dritte zu den übrigen Personificationen verwiesen.

Mit der Ordnung, in welcher die einzelnen Götter in der ersten Abtheilung auf einander folgen, können wir nicht ganz zufrieden seyn. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn der Hr. Verf. zuerst alle Sonnen- und Lichtgötter, dann aber alle Mondgöttinen angeführt und an diese die übrigen Wesen und Genien angereiht hätte, welche mit ihnen in Verbindung stehen und sich zum Theil aus Prädicaten gebildet haben, die jene ursprünglich trugen. In der zweyten Abtheilung erscheint uns der Ausdruck Erdesegen ungeeignet, da wir keine Gottheit kennen, in welcher derselbe im strengsten Sinne personificirt wäre. Dionysos hatte eine ganz andere Bedeutung. Demeter aber als solchen zu betrachten, ist nach den über sie erhaltenen Angaben nicht wohl zuläßig, und die mit ihr in Verbindung stehenden Göttinnen Damia und Auresia waren früher wohl nur Prädicate, welche die Wirksamkeit dieser Göttin bezeichneten, und erst im Laufe der Zeit von ihr getrennt wurden. Pandrosos und Herse endlich entstanden aus Prädicaten, welche man dem Monde wegen seines Einflusses auf die Erde gab. Bacchus, Kybele, die Giganten, die idäischen Daktylen, die Satyren und die Kentauren gehören nicht in diese, sondern in die erste Abtheilung, den Göttern der Unterwelt aber würden wir einen besondern Abschnitt bestimmt, endlich Orpheus, Melampus und Cheiron zu den übrigen Heroën gesetzt und hier auch von Midas und Marsyas gesprochen oder die auf sie bezüglichen Mythen in der ersten Abtheilung berührt haben.

In der dritten Abtheilung erscheinen auch die Musen und Charitinnen unter den Personificationen, zu denen dieselben nach ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht gehören; sie würden in der zweyten oder ersten eine ungleich passendere Stelle erhalten haben. Der Ausdruck „Mährchen," welcher sich hier findet, könnte füglich fehlen, oder doch durch einen andern ersetzt seyn, welcher bezeichnender wäre, als dieser. Der Heroënsage hätten wir einen besondern Abschnitt bestimmt, und dieselbe nicht an die Personificationen angeschlossen, mit welchen sie in keiner so nahen Verbindung steht, daß man sie als eine Fortsetzung derselben betrachten könnte. Ferner wäre es sehr gut gewesen, wenn der Hr. Verf. alle Heroën in diesem Abschnitte, und nicht viele derselben schon in der ersten und zweyten Abtheilung aufgeführt hätte, wozu er sich theils durch irrige Auffassung ihres Wesens, theils durch die Verbindung, in welcher sie mit einzelnen Göttern erscheinen, bestimmen ließ. Wollte man auf diese so großes Gewicht legen, so könnte man alle in den Kreis der Göttergeschichte ziehen, und dieß mit um so größerem Rechte thun, als die meisten von ihnen ursprünglich der Götterwelt angehörten.

Diesen Bemerkungen über die Eintheilung und Anordnung des Stoffes, welche in keinem Werke, am wenigsten in einem solchen, als eine geringfügige Sache angesehen werden kann, wollen wir noch einige andere über die Behandlung der einzelnen Mythen folgen lassen. Der Hr. Verf. hat sich glücklicher Weise von der Einseitigkeit frey erhalten, welcher sich Geppert hingab, der bey jedem Mythus nur einen Schriftsteller besonders im Auge hatte.

(Schluß folgt.)

Der Eid bey den Griechen und Römern von Dr. Ernst Lasaulx.

(Schluß.)

Der Ausspruch Solons, Rechtschaffenheit sey glaubwürdiger, als Eidschwur, so wie jener des Aeschylus, nicht der Eid mache den Mann, sondern der Mann den Eid glaubwürdig, enthalten nicht sowohl eine Geringschätzung des Eides, als vielmehr

die Forderung, daß jedes Wort ein Eid seyn solle. Dennoch hatten, im Ganzen geschätzt, die Griechen niemals den Ruhm besonderer Eidestreue; und die Klagen über Meineid und Eidesbruch sind fast eben so alt, als der Eid selbst (S. 30). Namentlich wird den Spartanern von attischen Schriftstellern Geringschätzung der Eide und Verträge vorgeworfen. Wenn auch diese Vorwürfe zunächst von politischem Hasse eingegeben sind, so werden sie doch durch manche Züge aus dem Leben bestätigt (S. 31 fg.). Gewissenhafter in Beobachtung geschworener Eide waren die Athener; indessen hat man sich in Staatsangelegenheiten freylich auch bey ihnen eben so wenig, als an anderen Orten, stets durch beschworene Verträge binden lassen. Selbst von Aristides dem Gerechten, welcher nach Platons Urtheil in seinem politischen Leben von der Tugend allein sich leiten ließ, wird erzählt, daß er einst im Namen Athens einen Bundeseid feyerlich beschworen, später aber, als die Umstände sich verändert, den Athenern gerathen habe, zu verfahren, wie ihr Vortheil erheische, und die Schuld des Wortbruches auf sein Haupt zu wälzen (S. 33). Daß der Eid in den letzten Zeiten der Selbstständigkeit Griechenlands nach dem Verfalle der öffentlichen Zucht und Sittlichkeit häufig verletzt wurde und die Aeußerungen der Römer über die griechische Treue besonders auf diese Periode sich beziehen, bedarf keines näheren Beweises, und wenn Cicero (Pro Flacco 4, 9) sagt, daß die Griechen niemals Treue und Glauben bewahrt hätten, so ist diese Behauptung übertrieben, wenn man sie auch auf die frühere Zeit beziehen will. Zum Schlusse der vortrefflichen Abhandlung theilt der Hr. Verf. (S. 33 — 34) den Eid des Hippokrates, welchen jeder in die Heilkunst Eingeweihte seinem Lehrer schwur, als ein schönes Denkmal hellenischer Sinnesart in der frühern Zeit mit. Die Anmerkungen, womit diese Abhandlung, wie die früheren, ausgestattet ist, geben von der ausgebreiteten Gelehrsamkeit und Belesenheit des Hrn. Verf. ein höchst ehrenvolles Zeugniß. Zwey derselben, welche sich zunächst auf Mythologie beziehen, wollen wir anführen, weil wir mit der von ihm ausgesprochenen Ansicht nicht einverstanden sind. Der Verf. (S. 10 Not. 38) glaubt, es sey nicht unwahrscheinlich, daß, wie die homerischen Scholien bemerken, bey der (eidlichen) Anrufung des Zeus, Helios, der Flüsse und der Gaia an die vier Elemente, Luft, Feuer, Wasser und Erde gedacht worden sey. Dieser Annahme widerspricht nach unserer Ueberzeugung schon der Umstand, daß Zeus nach den über ihn vorhandenen Sagen und nach seinen Thaten und Eigenschaften nie als Gott der Luft oder des Aethers betrachtet werden kann, was zum Theil schon aus der Angabe des Homerus erhellt, daß er im Aether wohne. Der im Aether Wohnende kann wohl schwerlich als Aether angesehen worden seyn, wohl aber kann dem Sonnengotte der Aether als Wohnung angewiesen werden, in so ferne sich die Sonne in dem vom Aether umgebenen Raume zu bewegen scheint. Die Chaldäer (S. 11. 12 Not. 47) pflegten bey feyerlichen Bundeseiden das Opferthier in zwey Theile zu zerschneiden, diese dann zu verbrennen, und durch die beyden Opferflammen hindurch zu gehen, um anzudeuten, daß es dem Eidbrüchigen ergehen solle, wie dem Opferthiere. Der Hr. Verf. sagt in Bezug auf diesen Gebrauch: „dieselbe Sitte scheint auch dem von Sophokles (Antigone, v. 265) erwähnten Gottesurtheile zu Grunde zu liegen.“ Nach unserer Ansicht hängen die vom Sophokles erwähnten Gottesurtheile mit dem Licht- und Feuercultus der heidnischen Völkerschaften zusammen, und dürften sich viel leichter erklären lassen, wenn sie mit diesem in Verbindung gebracht werden, als wenn man sie auf die bey den Eiden der Chaldäer üblichen Opfergebräuche bezieht. Wir schließen diese Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, daß der gelehrte und geistreiche Hr. Verf. der angezeigten Abhandlung seine Forschungen auf dem Gebiete der alten Culturgeschichte auch ferner mit dem ihr bisher gewidmeten Eifer und Erfolge fortsetzen möge.

Uschold.



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. 3 Bde. Herausgegeben von Dr. K. L. Michelet. Zweyte Ausgabe 1840, 1842 und 1843.

Sofern jedes neue System als besondre Form der allgemeinen Entwicklung der Philosophie im bestimmten Verhältnisse zu den ihm vorausgegangenen Systemen sich gestaltet oder hervorbildet, so ist die Geschichte der Philosophie die Voraussetzung und Vermittlung seiner speciellen Entwicklung, ohne daß sie deßhalb in der neuesten Philosophie ihre Vollendung feyerte, zu welcher sich die vorhergehenden Systeme nur als Durchgangspunkte oder Uebergangsmomente verhielten.

Erklärt nun aber ein Denker die der Zeit nach letzte oder vielmehr neueste Philosophie ausdrücklich für das „Resultat aller vorhergehenden *) und bestimmt er das Princip wahrhafter Philosophie dahin, daß sie „alle besonderen Principien in sich enthalte," so bezeichnet er eben damit sein System als die allgemeine Einheit und Wahrheit der übrigen. Daher sagt Hegel ausdrücklich **): „Dieselbe Entwicklung des Denkens, welche in der Geschichte der Philosophie dargestellt wird, wird in der Philosophie selbst dargestellt, aber befreyt von jener geschichtlichen Aeußerlichkeit rein im Elemente des Denkens."

Von diesem Verhältnisse seines Systems als absoluter Wissenschaft zu den vorhergehenden Systemen als relativen der Idee der Philosophie inadäquaten Stufen ihrer Entwicklung zeigt sich Hegel so sehr überzeugt, daß er die Geschichte der Philosophie nur im Sinne einer stufenweisen Entwicklung seines Systems darstellt. Verfolgen wir mithin seine Geschichte der Philosophie in ihren Hauptsphären und Stufen, so werden wir daraus nicht nur seine Auffassung der Geschichte der Philosophie selbst, sondern eben so sehr die Art und Weise kennen lernen, in welcher er durch die Darstellung und Kritik aller wesentlichen Formen der Philosophie den Begriff seines Systems von Stufe zu Stufe zu entwickeln und zu beweisen sucht. Es fragt sich mithin, ob er im Versuch, sein System als Resultat und Wahrheit der Geschichte der Philosophie zu erweisen, dieser keine Gewalt anthut und jedem Systeme volle Gerechtigkeit in der Erfassung und der Entwicklung seines Princips widerfahren läßt, oder ob er nicht, sowohl den allgemeinen Entwicklungsgang der Philosophie, wie den Charakter der einzelnen Systeme subjectiv und parteylich darstellt und deutet?

I. Der Begriff der Philosophie.

Erklärt Hegel sein System als das Resultat aller vorhergehenden, so muß er auch seinen Begriff der Philosophie für das Princip ihrer Geschichte halten, da jenes (das Resultat) an sich oder der Möglichkeit nach in diesem (dem Princip) wie die Frucht in dem Keime (nach seiner eigenen Denkweise) vorausgesetzt ist. Nun definirt er in der ersten Ausgabe der Encyclopädie S. 6 § 5. die Philosophie als „die Wissenschaft der Vernunft, in so ferne

---

*) Hegels Encykl. § 13.

**) § 14. der Encykl.

diese sich ihrer selbst als alles Seyns bewußt wird" und aus diesem Drange der Vernunft, die Wirklichkeit als ein durch sie gesetztes und von ihr durchdrungenes Seyn sich zu vindiciren, erklärt er die ganze Geschichte der Philosophie. Daher sind ihm die philosophischen Systeme eben so viele Bildungsstufen der Vernunft, durch welche sie sich als das Wesen und die Wahrheit der Wirklichkeit erfaßt und durch diese Aufhebung oder Idealisirung der Objectivität sich ihrer Absolutheit bewußt wird oder sich als unendliche über die Objectivität übergreifende Subjectivität und mithin als absoluten Geist begreift. Daher sagt er am Schlusse seiner Geschichte der Philosophie III. Bd. 685: „Die Geschichte der Philosophie ist das Innerste der Weltgeschichte. Ihre Begriffe sind die einfachste Offenbarung des Geistes der Welt. Die Gegenwart ist das Höchste. Die bestimmten Philosophieen sind Eine Philosophie in der Entwicklung, die Enthüllung Gottes, wie er sich weiß." Dieses Ziel der Realisirung der Vernunft (durch die vollendete Zurücknahme der Objectivität in die Subjectivität) zum absoluten Geiste bezeichnet er also als Vollendung der Weltgeschichte, indem er in der jetzigen Zeit den Triumph dieser Eroberung und absoluten Besitznahme alles Seyns gefeyert zu sehen glaubt. „Es scheint," sagt er in dem III. Bande des erwähnten Werkes S. 680 und 690, „dem Weltgeiste gelungen zu seyn, alles fremde gegenständliche Wesen sich abzuthun und endlich sich als absoluten Geist zu erfassen, und was ihm gegenständlich wird, aus sich zu erzeugen, und es, mit Ruhe dagegen, in seiner Gewalt zu behalten. Der Kampf des endlichen Selbstbewußtseyns mit dem absoluten Selbstbewußtseyn, das jenem außer ihm erschien, hört auf. Das endliche Selbstbewußtseyn hat aufgehört, endliches zu seyn; und dadurch anderer Seits das absolute Selbstbewußtseyn die Wirklichkeit erhalten, der es vorher entbehrte. Es ist die ganze bisherige Weltgeschichte überhaupt und die Geschichte der Philosophie insbesondere, welche nur diesen Kampf darstellt, und da an ihrem Ziele zu seyn scheint, wo dieß absolute Selbstbewußtseyn, dessen Vorstellung sie hat, aufgehört hat, ein Fremdes zu seyn, wo also der Geist als Geist wirklich ist. Denn er ist dieß nur, indem er sich selbst als absoluten Geist weiß; und dieß weiß er in der Wissenschaft. Der Geist producirt sich als Natur, als Staat; dieß sind, jenes sein bewußtloses Thun, worin er sich ein Anderes, nicht als Geist ist; in den Thaten und im Leben der Geschichte, wie auch der Kunst, bringt er sich auf bewußte Weise hervor, weiß von mancherley Arten seiner Wirklichkeit, aber auch nur Arten derselben; aber nur in der Wissenschaft weiß er von sich als absolutem Geist, und dieß Wissen allein, der Geist, ist seine wahre Existenz. Dieß ist nun der Standpunkt der jetzigen Zeit, und die Reihe der geistigen Gestaltungen ist für jetzt damit geschlossen." Wie subjectiv die erwähnte idealistische Begriffsbestimmung der Philosophie sey, scheint Hegel später selbst eingesehen zu haben, daher er sie in den folgenden Ausgaben der Encyclopädie im Gegensatze zu der ersteren Definition § 2. im allgemeinen „als denkende Betrachtung der Gegenstände" definirt, und um das Resultat der Philosophie nicht wiederholt in einer unbegründeten Definition vorauszusetzen, so daß die petitio principii der Kreisbewegung des immanenten Denkens passend vorstehe, eine vorläufige Begriffsbestimmung der Philosophie für unmöglich erklärt, da sich ihr bestimmter Begriff erst aus der methodischen Entwicklung des Inhalts der Vernunft ergebe. Noch bestimmter widerspricht er jenem idealistischen Principe und Resultate, wenn er § 6. die Uebereinstimmung der Philosophie mit der Wirklichkeit und der Erfahrung für nothwendig ausgiebt, da sie von anderem Bewußtseyn dieses Einen und desselben Gehaltes nur der Form nach unterschieden sey und es als höchsten Zweck der Wissenschaft bestimmt: durch die Erkenntniß dieser Uebereinstimmung die Versöhnung der selbstbewußten (philosophirenden) Vernunft mit der seyenden Vernunft, mit der Wirklichkeit hervorzubringen. Diese „Einheit" der Philosophie als des seine substanzielle Wahrheit begreifenden Geistes „mit dem Wesen der Religion und des Staates und mit einer sinnigen Erfahrungserkenntniß" behauptete Hegel in vielen Erklärungen *) darüber so emphatisch, daß seine Schüler von der sogenannten rechten Seite sich über

*) z. B. in der Vorrede zur zweyten und dritten Ausgabe der Encyklopädie.

nichts mehr als über seine conservative Richtung freuten.

II. Das Verhältniß der Philosophie zur Geschichte des Geistes und zu den bestimmten Sphären seines Lebens und Reiches.

Indem Hegel die Einheit aller Gestaltungen oder Sphären des Geistes als die wesentliche Kategorie ihres Verhältnisses bezeichnet, bestimmt er die Philosophie als den Gedanken ihrer Zeit, womit er eben so sehr ihren formellen Unterschied als begreifender Vernunftwissenschaft wie ihre wesentliche Identität mit den übrigen Manifestationen des Geistes ausdrückt. So conservativ jedoch diese Bestimmung des Begriffes der Philosophie und ihres Verhältnisses zur Wirklichkeit erscheint, so sehr verkennt Hegel in seiner nähern Erklärung darüber eben die wesentliche Kategorie der Einheit.

Dieß zeigt sich schon in seiner Bestimmung des geschichtlichen Eintritts der Philosophie, indem er ihre Hervorbildung durch die Negation der substanziellen Existenz des Geistes sich geltend machen läßt, und daher von ihr behauptet, sie sey auch (nicht etwa Aufhebung im positiven Sinne, sondern) Vernichtung. Die Folge davon sey, daß der seine Zeit begreifende Geist „die bestehende Religion und Sittlichkeit und Staatsverfassung angreife und wankend mache, womit die Periode des Verderbens eintrete. Der Fortgang sey nun, daß der Gedanke sich in sich sammle, und sich gegen die wirkliche Welt ein Reich des Gedankens bilde, wodurch sie eine Versöhnung nicht in der Wirklichkeit, sondern in der ideellen Welt hervorbringe.“ I. Bd. S. 66.

Diese geschichtliche Erklärung der Philosophie widerspricht ihrem von Hegel selbst bestimmten Begriffe, indem sie als die das Wesen oder die Wahrheit des geschichtlichen Daseyns begreifende Vernunftwissenschaft „die substanzielle Weise der geistigen Existenz“ oder das Wesen der Religion, der Sittlichkeit und des Staates nicht in dem von Hegel bestimmten Sinne negirt, sondern vielmehr in der seiner Idee adäquaten Form begreift, so daß der philosophische Geist nur die inadäquate Form der begrifflosen Vorstellung negirt, um die dem Wesen oder der Idee des Geistes und den Sphären seines Reiches entsprechende Organisation desto bestimmter zu affirmiren. Eben deßhalb wird die Einheit der Philosophie mit dem Wesen oder der Wahrheit der Zeit verkannt, wenn man ihre angeblich versöhnende Thätigkeit darein setzt, daß sie gegen die wirkliche Welt ein Reich des Gedankens bilde.“ Diese letzte Erklärung Hegels bildet das andre Extrem zu seinen eigenen nur zwey Seiten später ausgesprochenen Behauptungen, die Philosophie sey „ganz identisch mit der Zeit, sie stehe nur in so fern über der Zeit, als sie sich den substanziellen Geist im Denken zum Gegenstande mache, denn sie habe keinen andern Gegenstand.“ Ja er erklärt sich sogar und zwar namentlich in der geharnischten Vorrede zur Rechtsphilosophie nach dem Princip: Was wirklich ist, ist vernünftig — so entschieden realistisch, daß er der Philosophie alle Fähigkeit und Berechtigung über die Wirklichkeit hinauszugehen, um ihr Wesen in einer ihrer Idee entsprechenderen Form und mithin in diesem Sinne positiv idealistisch zu begreifen, abspricht, und sie auf das bloße Begreifen der Zeit und des wirklichen und eben dadurch vernünftigen Staates beschränkt. Ob er nun gleich schon den formellen Unterschied des Wissens selbst für einen realen erklärt, indem durch das Wissen eine neue Epoche des geistigen Daseyns hervorgebracht werde, so kann die Philosophie doch nur in dem Falle als „Resultat einer Entzweyung des Geistes mit seiner wesentlichen Existenz“ betrachtet werden, wenn man den Unterschied als solchen für Widerspruch hält, da sich doch der Unterschied seinem Begriff nach an der Einheit bestimmt und sie vermittelt. Der seine bestimmte Idee begreifende Geist unterscheidet sich demnach zu dem Zwecke von seiner wesentlichen Existenz oder von seinem religiösen und sittlichen und politischen Leben, um sich auf der Stufe des wissenschaftlichen Denkens der innern Wahrheit dieser Sphären bewußt zu werden.

Ist es Ein und derselbe Geist, welcher sich im

Verhältnisse zur Gottheit seine Religion theoretisch und praktisch begründet und sich in der Einheit mit derselben sein Staatsleben organisirt, so hat die Philosophie keinen andern Inhalt als die wesentliche Existenz oder wahrhafte Wirklichkeit des Geistes zu begreifen. Demnach wird sie, so weit sie diese Aufgabe im Fortgange der Weltgeschichte in der Bestimmtheit besonderer Stufen des Vernunftwissens realisirt, nicht aus der Entzweyung des Geistes mit seinem Wesen und seinem Daseyn resultiren und das dadurch entstehende Verderben nicht durch Abstractionen, in denen „sie Grau in Grau malt" *) und sich gegen die wirkliche Welt in ein ideelles Reich flüchtet, zu versöhnen versuchen. Vielmehr tragen Philosopheme oder sogenannte Systeme, welche aus vem Ruin des geistigen Lebens entstehen und ihn vollenden wie z. B. die Sophistik, der Skepticismus und Materialismus z. B. der französischen Encyklopädisten, den Charakter des innern Widerspruchs und des Verfalls der Völker und der Zeiten, deren Reflexe sie sind, in sich selbst, indem sie die Wahrheit des religiös-sittlichen und des geistigen Lebens überhaupt durch eine rein negative Dialektik in der Methode des reflectirenden und abstrahirenden Verstandes zerstören.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Hegels Aeußerung am Schlusse der Vorrede seiner Rechtsphilosophie!

Die Mythologie der Griechen rc.

(Schluß.)

Herr Schwenck hat durch Benützung der wichtigsten Angaben der einzelnen Schriftsteller die verschiedenen Sagen in der Art vervollständigt, daß sich der ursprüngliche Sinn derselben viel leichter auffinden läßt. Nur hat er die minder bedeutenden Sagen von den wichtigern nicht immer sorgfältig genug geschieden, und sie nicht überall in der Ordnung an einander gereiht, in welcher sich die Bedeutung und der Wirkungskreis der einzelnen Götter am deutlichsten erkennen läßt. Doch wollen wir ihn deßhalb um so weniger tadeln, als in dieser Beziehung sehr viel von den subjectiven Ansichten abhängt, welche sich ein Mythenforscher über die verschiedenen Götter gebildet hat. Einen großen Vorzug gab er seinem Buche dadurch, daß er die Beynamen der Götter, welche so viele Aufschlüsse über ihr Wesen gewähren, in einer großentheils gelungenen Uebersetzung anführt. Daß manche unrichtig aufgefaßt sind, hat seinen Grund in der großen Schwierigkeit der Sache. Ein weiteres Verdienst um Förderung der Kenntniß der griechischen Mythologie erwarb sich der Hr. Verf. dadurch, daß er auf die Darstellung der Götter durch die bildende Kunst Rücksicht nahm. Wir wünschten, daß er auch alle charakteristischen Symbole, welche an den bedeutendsten Kunstwerken angebracht waren, angeführt, und auf ihre Bedeutung aufmerksam gemacht hätte. Der Hauptvorzug aber, den das in Frage stehende Handbuch vor den früher erschienenen hat, besteht darin, daß Hr. Schwenck an die Erzählung der einzelnen Sagen eine Erklärung derselben anknüpfte, welche das richtigere Verständniß vieler Mythen wesentlich fördern dürfte. Wenn wir auch mit einem großen Theile seiner Ansichten nicht einverstanden seyn können, so sind wir doch weit entfernt, die vielen schätzbaren Winke und Bemerkungen, welche er giebt, zu verkennen, oder in Abrede zu stellen, daß sein Werk unter allen Handbüchern das vollständigste, lehrreichste und zweckmäßigste sey. Die äußere Ausstattung ist ganz vorzüglich zu nennen, und die lithographirten Tafeln bilden eine höchst schätzbare Zugabe.

Uschold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie.

(Fortsetzung.)

Auch der von Hegel als Ziel und Vollendung der Wissenschaft bezeichnete Pantheismus, welcher den menschlichen und göttlichen Geist identificirt und der von ihm nicht weniger gepriesene logische Idealismus, welcher „alles gegenständliche Wesen sich abthut und was ihm gegenständlich wird, aus sich erzeugt," entwickelt sich nicht in der „Einheit mit der Religion und einer sinnigen Erfahrungserkenntniß," indem durch den Pantheismus eben so sehr das Wesen der erstern wie durch den Idealismus der objective Gehalt der letztern negirt wird. Dagegen folgt es aus dem Begriffe der Sache, daß Philosophieen, in welchen sich wirklich der Geist ihrer Zeit in seiner Wahrheit erfaßte, eben so sehr die wesentliche Einheit des religiösen und sittlichen Bewußtseyns in sich reflectirten, *) wie sie durch die wissenschaftliche Erkenntniß der Wahrheit eine neue Wissensstufe begründeten, und idealisirend auf das gesammte geistige Daseyn zurückwirkten. Daß die Akme der antiken Bildung mit dem einbrechenden Verderben des Alterthums zusammenfällt, ist in der Endlichkeit seines Princips begründet. Aber wie das negative Princip und der Verfall des hellenischen Lebens in solchen Gestaltungen der Kunst, der Poesie und der Wissenschaft sich ausdrückte, welche den Charakter desselben in sich tragen, so folgt es aus dem Geiste der Sophokleischen Poesie und der ihr verwandten Platonischen Philosophie, daß sie, da sie nicht ohne eine bestimmte Grundlage oder nicht wesenlos sich entwickelten, die esoterische Religion *) und die höhere Lebens- und Weltanschauung der Hellenen in ihren Productionen, welche das Ideal oder die Wahrheit des hellenischen Lebens und Geistes verewigten, manifestirten. Selbst Aristoteles war ächter Grieche, so fern er in seinen politischen und ethischen Schriften das Wesen des Staates und der Sittlichkeit mit Rücksicht auf seine historischen Gestaltungen entwickelte und in seiner Logik und seiner Naturforschung den classischen ächt hellenischen Charakter der griechischen Philosophie vollendete. Dagegen entspricht der excentrische Charakter der neuplatonischen Philosophie, welche Hegel für die höchste Ausbildung der alten Philosophie erklärt, ganz derjenigen Periode des sich überlebenden Heidenthums, in welcher es durch Mystik, Magie und Theurgie das durch seine göttliche innere Wahrheit siegreiche Christenthum zu verdrängen und zu überbieten suchte. Wie constructiv die

*) Vrgl. Hegels Bemerkung I. S. 69. „Es ist Ein bestimmtes Wesen, welches in den verschiedenen Elementen sich darstellt, indem er überall die wesentliche Einheit der Philosophie mit der Religion behauptet."

*) Man erinnere sich, daß Sophocles die „dreymal selig preist, die durch die Weihungen hindurchgegangen in den Hades wandeln, um dort wahrhaft zu leben," und daß Plato die Erfahrungen der durch dieselben Mysterien Geweihten mit der Anschauung der Ideen vergleicht.



mittelalterliche Philosophie in der Ausbildung der kirchlichen Lehre gewirkt habe, ist am Tage und die neuere Philosophie hat so wenig wie die Reformation selbst ein negatives Princip zu ihrem Grunde und Wesen. Dieß beweisen, wie wir in der Folge sehen werden, schon Cartesius und noch entschiedener Leibnitz, der Anfangs- und Centralpunkt der deutschen Philosophie. Wird aber die Richtung der Philosophie in jene negativ idealistische, die Objectivität in die Subjectivität zurücknehmende Methode gesetzt, so kann jene in keiner angemesseneren Weise ausgeführt werden, als wenn der Inhalt auf die Form reducirt, aller Fortschritt als ein nur formeller bezeichnet und „das Denken des Denkens oder die logische Idee" als höchstes Resultat der philosophischen Entwicklung bezeichnet wird.

III. Die begriffmäßige Entwicklung der Geschichte der Philosophie.

Um die Geschichte der Philosophie als stufenweise Entwicklung seines Systems betrachten zu können, behauptet Hegel: *) „Wenn man die Grundbegriffe der in der Geschichte der Philosophie erschienenen Systeme rein dessen entkleidet, was ihre äußerliche Gestaltung, ihre Anwendung auf das Besondere, und dergleichen betrifft: so erhält man die verschiedenen Stufen der Bestimmung der Idee selbst in ihrem logischen Begriffe. Umgekehrt, den logischen Fortgang für sich genommen, so hat man darin nach seinen Hauptmomenten den Fortgang der geschichtlichen Erscheinungen; — aber man muß freylich diese reinen Begriffe in dem zu erkennen wissen, was die geschichtliche Gestalt enthält."

Je mehr nun von dem bestimmten Inhalte der Systeme abstrahirt und nur auf ihre Form reflectirt wird, desto eher läßt sich diese Erfassung der Geschichte der Philosophie durchführen. Denn, schreitet der Geist, wie Hegel behauptet, überhaupt nur dadurch fort, daß er den Begriff, in welchem er sich auf einer frühern Stufe erfaßt hat, von neuem zum Object seiner Thätigkeit macht *), ist mithin der Fortschritt ein nur formeller, so daß eben dieses Wissen seiner selbst seine Wirklichkeit bildet *), so lassen sich alle vorhergehenden Systeme am leichtesten als bloße Vorstufen zu dem neuesten: „den Begriff, diese Substanz oder Wurzel seines Daseyns" **), in seiner absoluten Wahrheit als logische Idee erfassenden Systeme erklären. Existirt jedoch der Geist eines Volkes oder einer Zeit nicht nur in jenem Sichwissen, sondern wesentlich in dem sich ihm durch sein bestimmtes Verhältniß zur Gottheit entwickelnden Systeme seines religiösen Bewußtseyns und Lebens und seines politischen Daseyns, so wie seines ästhetischen und natürlichen Bewußtseyns, so ist ihm der Inhalt eben so wesentlich, wie die Form, und diese begründet, weil sie nicht selbst der Inhalt ist, keinen realen Unterschied oder keine neue Wirklichkeit. Und wenn es schon aus dem Begriffe der durch das Wesen selbst gebildeten oder organisirten Form folgt, daß sie, wenn sie eine wahrhaft neue ist, einen neuen Inhalt voraussetzt, so dürfen wir, um dieser Einheit der Form mit dem Inhalte willen, nur erwägen, daß neue Systeme neue Weltepochen voraussetzen, um uns zu überzeugen, daß der Fortschritt des philosophirenden Geistes eben so sehr ein materieller wie ein formeller ist.

Wäre dagegen der Inhalt in allen Systemen derselbe und würde jedes vorhergehende System durch das folgende aufgehoben, so daß die „in sich gegangene zum Stoff gewordene Geistesgestalt" den Inhalt einer andern Sphäre oder Stufe ausmachte, der nur in einer andern Form zu erfassen wäre, so wäre nach dem Principe dieses formellen Fortschreitens allerdings das „Denken des Denkens" die höchste und letzte Wissenschaft, in welche alle concreten Gestaltungen zurückgingen, und wirklich sagt Hegel am Schlusse seiner Encyclopädie: „Der absolute Gehalt, der in sich concrete Geist ist eben dieß, seine Form, das Denken selbst zu seinem Inhalte zu haben." Allein ist es nicht

*) Geschichte der Philosophie I. S. 43.

**) Rechtsphilos. §. 343.

*) Gesch. der Philos. I. S. 70.

**) A. a. O. S. 60.



der qualitative Unterschied des geistigen Producirens oder Reproducirens, ob ein seinem ganzen Gehalte nach neues System z. B. von Leibnitz entworfen oder ob es nur in anderer Form z. B. von Wolf erfaßt und dargestellt wird? Daher läßt es sich geschichtlich nachweisen, daß sich die Denker folgender Zeiten durch ein nicht nur formell, sondern wesentlich eigenthümliches Princip die frühern Systeme überwinden konnten, und aus innerster Geistestiefe eine neue Weltansicht sich bilden. — Ein durchaus neues Princip ist es, durch welches Cartesius sich über die Scholastik erhob und sie antiquirte, und nicht bloß durch einen formellen, sondern einen wesentlichen Fortschritt ging Spinoza über Cartesius hinaus, indem seine durch des letztern Philosophie nur vermittelte substantiell pantheistische Denkweise ein wesentlich verschiedenes orientalisches Princip voraussetzt. Leibnitz aber überwand Spinoza's substantiellen Standpunkt durch sein Princip der Individuation, wodurch er mit eben der Nothwendigkeit zu der Bestimmung des Absoluten als des die Objectivität begreifenden und bestimmenden in sich unendlichen Urindividuums, wie zur Conception des Systems der relativen Individuen oder Monaden als der Manifestation des absoluten Princips übergieng.

Wenn sich demnach die philosophischen Systeme nicht nur als Vorstufen zu dem den Begriff der Philosophie in der Form der absoluten logischen Idee erfassenden Systeme verhalten, so sind sie aus der vollständigen Entwicklung der allgemeinen Idee der Philosophie zu begreifen.

Aus der Entwicklung des Vernunftwissens ergiebt sich erstens seine Unterscheidung in bestimmte Gegensätze, welche sich entweder als positive sich integrirende Bildungsmomente der Philosophie oder als negative (z. B. die skeptischen Denkversuche) zu überwindende Formen erweisen. Durch die Vereinigung oder Vermittlung der erstern und die Negation oder Widerlegung der letztern ist die Hervorbildung besonderer Bildungs- oder Entwicklungsstufen der Philosophie bedingt. Diese letzteren sind die Voraussetzungen relativer Schlußpunkte des philosophischen Wissens, welche entweder die Principien eines ganzen Cyclus der Philosophie in sich concentriren und mithin eine Periode positiv abschließen oder nur die Krisis derselben und eben damit den Uebergang zu einer neuen Epoche bilden. Die Systeme aber, welche neue Perioden begründen, unterscheiden sich von den bloßen Bildungsmomenten oder Entwicklungsstufen eines philosophischen Cyclus durch ihre innere Universalität, in welcher sie den Keim einer vielseitigen Entwicklung des philosophischen Wissens in sich enthalten. In keinem Falle aber ist der Fortschritt so stetig, daß jedes folgende System die Wahrheit aller vorhergehenden ist und das der Zeit nach letzte alle Principien in sich enthält, vielmehr bildet jedes wahrhafte System ein in sich geschlossenes selbständiges Ganzes und ist mithin nicht nur Uebergangsmoment oder Durchgangspunkt zum angeblich oder vermeyntlich letzten; und zweytens sind die folgenden Systeme, wenn sie gleich durch die vorhergehenden vermittelt sind, durch ihren besondern Charakter — es giebt nach einem Hegelschen Vergleich so wenig ein allgemeines System als es allgemeines Obst giebt — mehr oder weniger einseitig und exclusiv, so daß selbst relative Rückschritte in der Geschichte der Philosophie möglich sind und vorkommen. Diese relativen Rückschritte vermitteln aber dadurch, daß sie widerlegt oder überwunden werden, den allgemeinen Fortschritt der Philosophie durch eine vielseitigere Erkenntniß der Wahrheit, die aus ihrer Ueberwindung sich ergiebt.

Wenn endlich Hegel die Geschichte der Philosophie aus dem Begriff des Vernunftwissens zu entwickeln und den Verlauf derselben als einen nothwendigen, d. h. gesetzmäßigen zu erweisen bezweckt, so wird die Wahrheit seiner Methode durch den subjectiven Versuch, den Begriff seines besondern Systems als das immanent bewegende Princip der gesammten Philosophie überhaupt zu betrachten, und die Hauptmomente des Fortganges der Geschichte der Philosophie mit den Formen und Stufen seiner immanenten Dialektik zu identificiren, mehr als problematisch. Denn diese Methode erregt den oben erwähnten Verdacht, daß Hegel die geschichtlichen Systeme aus dem Gesichtspunkte seines absolut fertigen Systemes reconstruire und beurtheile, eine Parteylichkeit ihrer Darstellung und Kritik, welche

nur dadurch überwunden wird, daß man den Begriff der Philosophie in höchster Allgemeinheit erfaßt, um alle Formen, in welchen sich das Vernunftwissen realisirt, in der Gestalt und Ordnung denkend zu reproduciren, in welcher sie sich selbst entwickeln und zu Organen eines Ganzen vermitteln. Diese allseitige Receptivität oder ungetheilte objective Theilnahme an den Systemen der Vergangenheit ist jedoch auf dem Standpunkte eines Denkers unmöglich, der im Besitze eines absolut wahren, vollkommen fertigen Systemes zu seyn glaubt.

Um nun jene Frage, ob und wie weit Hegel die Geschichte der Philosophie subjectiv construirt oder objectiv oder immanent entwickelt habe, zu untersuchen, beleuchten wir vorerst seine allgemeine Charakteristik und Eintheilung der Geschichte der Philosophie, um von dieser zu der Prüfung seiner Auffassung und Beurtheilung der Hauptsysteme fortzuschreiten.

IV. Die allgemeine Eintheilung und Charakteristik der Geschichte der Philosophie und ihrer Hauptsysteme.

Entsprechend dem negativ idealistischen formellen Fortschritte und dem pantheistischen Principe und Resultate von Hegels Philosophie bestimmt sich ihm die Geschichte der Philosophie nach den besondern Stufen des Wissens der Idee, die im Systeme des sich als das Absolute wissenden Begriffs in ihrer absoluten Wahrheit erkannt werde.

Daher bestimmt er den Anfang des Philosophirens als „die Verwandlung des Seyns oder der Objectivität in die Idee und ihre Vollendung als das absolute Wissen der Idee oder des Geistes.“ Sonach bezeichnet er „die Entwicklung der Einen Philosophie als die Enthüllung Gottes, wie er sich weiß.“ *)

Die Bildungsstufen der alten Philosophie seyen

„Erstens die Verwandlung des Gegenständlichen in die Idee,

*) III. S. 686.

Zweytens die Bestimmung des abstracten an und für sich seyenden Gedankens als allgemeinen Wesens durch Plato,

Drittens die Durchdringung des Universums durch den Begriff (Aristoteles) und endlich

Viertens die Erfassung der Idee als Totalität, wodurch die intellegible Welt als Gedankenwelt begriffen wurde (der Neuplatonismus).“

„Aber das Werk der modernen Zeit sey, diese concrete Idee zu fassen als Geist, als sich wissende Idee. Um dazu fortzugehen, von der wissenden Idee zum Sichwissen der Idee, gehört“ fährt Hegel fort, „der unendliche Gegensatz, daß die Idee zum Bewußtseyn ihrer absoluten Entzweyung gekommen ist. Die Philosophie vollendete so, indem der Geist das gegenständliche Wesen dachte, die Intellectualität der Welt, und erzeugte diese geistige Welt als einen jenseits der Gegenwart und Wirklichkeit vorhandenen Gegenstand, wie eine Natur, — die erste Schöpfung des Geistes. Die Arbeit des Geistes bestand nun darin, dieß Jenseits zurück zur Wirklichkeit und ins Selbstbewußtseyn zu führen. Dieß ist darin geleistet, daß das Selbstbewußtseyn sich selbst denkt, und das absolute Wesen als das sich selbst denkende Selbstbewußtseyn erkennt.“ *) Dieses Werk sey durch die neuern Systeme vollbracht worden, indem schon im Cartesius das reine Denken über diese Entzweyung sich aufgethan habe.

*) Eine Consequenz dieser Ansicht ist die Behauptung: daß das Gottesbewußtseyn das vollendete Selbstbewußtseyn der Menschheit sey.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie rc.

(Fortsetzung.)

Wenn nun nach den oben erwähnten Worten des sich als absoluten oder göttlichen Geist wissenden Weltgeistes die absolute Versöhnung dieser Entzweyung und der Zweck der Geschichte der Philosophie „die Enthüllung Gottes wie er sich weiß," ist, so erhellt daraus, welche Meynung Hegel von sich als dem Begründer und Vollender der „Philosophie" hatte, in welcher sich der absolute Geist in der Form des absoluten Begriffes erfaßte! —

Um nun auf die bezeichnete Begriffsbestimmung und Eintheilung der Geschichte der Philosophie überzugehen, so ist leicht einzusehen, daß sie nur unter Voraussetzung, die Sphären und Stufen derselben seyen nur Uebergänge und Durchgänge zum absoluten Idealismus des Begriffs der Hegelschen Philosophie möglich ist.

Denn nur nach dieser Annahme kann die Erkenntniß des Seyns oder des Gegenständlichen, von welcher die griechische Philosophie begann, als eine Verwandlung desselben in der Idee bestimmt werden. So eifrig die ersten Philosophen bestrebt waren, die Erscheinungen und Vorgänge oder in höherem Sinne die Harmonien des Universums vernünftig zu erforschen oder, wie die Pythagoräer sagten, die Harmonie des Alls durch die ihr analoge Harmonie der Seele zu erkennen, so wenig dachten diese Vorgänger Platos daran, das Seyn oder die Objectivität, zu welcher sie sich eben so receptiv wie selbstthätig im Erkennen verhielten, und welches sie als ein der Gottheit verwandtes und mithin relativ selbständiges All betrachteten, in die Idee zu verwandeln. Nur die Eleaten verwandelten das Seyn in den abstracten Gedanken, indem sie es mit demselben identificirten, aber in der Unbestimmtheit dieser Abstraction, in welcher sie nicht einmal die Subjectivität von der Objectivität unterschieden und noch weniger zur bestimmten Erkenntniß des Verhältnisses der erstern zur letztern fortgiengen, kommen sie so wenig zur Begriffsentwicklung und Systematisirung, daß Hegel sie zu bloßen Vorgängern Heraclits, dieses gegenständlichen Forschers, macht, welcher die Weisheit in die Auslegung der Weise der Anordnung (Einrichtung) des Alls setzt. *) Anaxagoras aber, welchen Hegel als den Vollender der vorsokratischen Philosophie betrachtet, erklärte nicht das reine Denken oder die Idee, sondern den von der Welt geschiedenen reinen Geist (νοῦς) für das weltordnende Princip, während Heraclit den Naturgeist als im Zerstören schaffenden, im Schaffen zerstörenden Zeus pries.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir auf die Art und Weise eingehen wollten, in welcher Hegel im Abschnitte über Sokrates das Streben nach einem sittlichen Ideale charakterisirt und auf welche Weise er die Anklage, der letztere habe die Jünglinge verderbt, zu motiviren suchte. Man darf nur Xenophons Memorabilien und seine so wie Plato's Apologie des Sokrates lesen, um Hegels

*) Geschichte der Philos. I. Bd. S. 355.

Urtheil (II. Bd. S. 98), „Sokrates hätte, weil ihn die Athener für schuldig erklärten, diese respectiren und sich schuldig bekennen sollen," unwahr und ungerecht zu finden.

Das Extrem dieser Ansicht hat Forchhammer in der Schrift: „Sokrates und die Athener oder der Revolutionär und die Gesetzlichen" ausgesprochen, eine Schrift, welche, weil sie die Begriffe in einer zu auffallenden Weise verkehrt, selbst Hegels Schülern keine willkommene Erscheinung war.

Haben es doch die Athener selbst, die den Sokrates nur mit geringer Stimmenmehrheit für schuldig erklärten, nach seinem Tode bereut, daß sie sich, statt redlich zu prüfen von seinen nichtswürdigen Anklägern verblenden lassen, den weisesten und besten Bürger zum Tode zu verurtheilen.

Obgleich Plato als Begründer der Ideenlehre und der Dialektik, wodurch die absolute Idee im Verhältniß zu dem Systeme der weltlichen Idee erkannt wird, Idealist war, so war er doch weit entfernt, den Gedanken als „allgemeines an und für sich seyendes Wesen" in Hegels Sinne zu hypostasiren, und mithin den logischen Idealismus zu anticipiren. Seine Untersuchungen über die Principien und Ideen sind vielmehr, schon weil Sokrates die Dialogen darüber führt, sehr bestimmt, so zwar, daß er selbst da, wo er zu den höchsten Principien aufsteigt, diese nach dem Vorgange der Pythagoräer als physikalische und ethische Potenzen oder Mächte faßt, und ihnen den königlichen Verstand oder Geist des Anaxagoras als weltschöpferisches und weltordnendes Princip überordnet, welcher aber ohne „die Seele" d. h. die Subjectivität und ohne die „Natur" d. h. das Wesen des Zeus d. h. Gottes, dessen Geist er sey, nicht begriffen werden könne. Durch diese Zurückführung der absoluten Idee auf ein selbstbewußtes Urwesen unterscheidet sich die platonische Fassung derselben wesentlich von Hegels Bestimmung der absoluten Idee als des „sich als das Absolute sowohl Objective wie Subjective zum Gegenstande habenden Begriffs" und des von ihm unpersönlich gedachten absoluten Geistes, den er nur als die allgemeine Einheit und Wahrheit der einzelnen Geister faßt.

Daß einem Plato die abstrakte Idee nicht an und für sich seyendes allgemeines Wesen, oder nicht Princip und Resultat der Welt war, sondern daß er die Gottheit als selbstbewußten freyen Urgeist und als sich nach seiner Güte und Weisheit offenbarenden, nach bestimmten namentlich ethischen Zwecken handelnden Urheber und Ordner der Welt dachte, erhellt nicht nur aus seiner ausdrücklichen Erklärung desselben als Schöpfers und Vaters des Alls (ποιητὴς καὶ πατὴρ τοῦ παντός), sondern aus seiner ganzen speculativen Theologie, die er in seinen letzten und genialsten Dialogen, im Timäus am ausführlichsten darstellt. — Gesteht doch ein berühmter Kenner Platos, der selbst so pantheistisch dachte, wie Hegel, indem er im Urtheil über die platonische Theologie der Wahrheit die Ehre giebt: „Wenn die hellenischen Kosmologien mythologisch oder physiologisch sind, so ist die platonische eigentlich theokratisch wie die mosaische, voll Würde und Erhabenheit, die aus der Idee des höchsten Weltbildners entsteht und voll theologischer Weihe." Ast, Platons Leben und Schriften S. 569.

Diese persönliche Erfassung Gottes tritt in allen ethischen und kosmologischen Dialogen Plato's so entschieden hervor, daß man ihn nicht von dem Vorwurfe des Pantheismus, sondern des Anthropomorphismus zu rechtfertigen hat. Da nun der Theismus dem Anthropomorphismus zum Grunde liegt, und seine Wahrheit ist, so kann Plato's Gotteslehre, wenn ihre etwas symbolische und mythische Darstellung idealisirt wird, nur auf den Begriff des erstern zurückgeführt werden, während der Pantheismus seiner Theologie geradezu widerspricht. Daß der durch die Weltentwicklung seine ewigen Ideen und Zwecke realisirende Gott Plato's nicht bloß Weltbildner, sondern Weltschöpfer ist, hat Böckh in seiner Abhandlung über den platonischen Timäus schon längst mit siegreicher Klarheit bewiesen.

In seiner Geschichte der Philosophie beweist Hegel nur, daß ihm erst die Welt, die Gott nach Plato als ein ihm ähnliches All und in diesem Sinne als einen zweyten Gott, als ein Abbild (εἰκών) Gottes, wie er sich ausdrückt, geboren oder geschaffen hat, das Wahrhafte ist, nicht aber: daß Plato selbst den ersten wahrhaften

Gott, der ihm nicht nur „das Gute," sondern der Gute ist, der die Welt ihm so ähnlich wie möglich machen wollte*), eine „bloße Voraussetzung und daher weder bestimmt noch sich selbst bestimmend ist." II. Bd. S. 225. Wem Gott bloße Voraussetzung der Wissenschaft der Welt ist, ein solcher bestimmt allerdings das Absolute an sich nur als das reine mit dem Nichts identische Seyn, aber Hegels Versuch, Plato's Princip auf sein Princip zu reduciren, ist so gewaltsam, daß ihm jede Zeile des Timäus, dieser objectiven und geschichtlichen Gottes- und Schöpfungslehre widerspricht.

Auf diesem speculativ-theologischen Standpunkte betrachtet Plato die Ideen vorerst als die Urgedanken (νοήματα) und Urbilder (παραδείγματα) des göttlichen Verstandes, welches ewige Ideensystem oder welche urbildliche Welt Gott durch die Weltschöpfung und Entwicklung verwirkliche, daher er die Ideen ontologisch als die αἰτίαι oder Principien und Wesenheiten (οὐσίαι) der Dinge und Subjecte betrachtet; und die wahren Begriffe des menschlichen Geistes sind ihm nur die den göttlichen Ideen und den Wesenheiten seiner Geschöpfe entsprechenden Gedanken. Daher ist ihm das wahre menschliche Wissen eine in der Verwandtschaft des menschlichen Geistes mit dem göttlichen begründete und durch die Erfassung der Objectivität vermittelte Erinnerung oder Reproduction des göttlichen Urdenkens und des durch den göttlichen Geist gedachten und verwirklichten objectiven Systems. Schon aus dieser gedrängten Exposition der platonischen Philosophie erhellt, mit wie wenigem Rechte Hegel ihren Grundgehalt auf die Erfassung des „abstracten an und für sich seyenden Gedankens" reducirte.

Wie Plato's, so ist auch Aristoteles' Philosophie eher eine Instanz und ein Zeugniß gegen, als für Hegels logischen Idealismus. So objectiv und gelungen desselben Versuch erscheint, Aristoteles als speculativen Empiriker zu rechtfertigen, welcher alle Gestaltungen des Universums nicht nur zu beobachten und zu beschreiben, sondern durch nothwendige Denkbestimmungen oder Kategorien zu begreifen versuchte, so wenig kann er beweisen, daß dem Aristoteles „das Denken objectivirendes Thun" ist, wornach der Begriff alle Realität aus sich erzeuge. Durch seine objective Erforschung der Wirklichkeit und seine Anerkennung der Wesenhaftigkeit der Einzelnheit unterscheidet sich Aristoteles eben so entschieden von Hegels idealistischer Natur- und Geistesphilosophie, wie seine formelle Logik in gewissem Sinne Hegels Erfassung der Logik als einer Wissenschaft des absoluten schöpferischen Denkens widerlegt. Mit mehr Recht vindicirt Hegel den Neuplatonismus dem Begriffe seiner Philosophie.

Der Neuplatonismus ist nämlich ein so reiner Intellectualismus, daß er gar nicht zum Begriffe einer realen Existenz kommt, sondern die Gottheit nur als selbstloses Grundwesen denkt, welches bestimmungslos in sich selbst ruhe, indem durch die von ihm ewig gezeugte unendliche Intelligenz die Dinge und Wesen gesetzt werden, welche Emanationen wahrhaft betrachtet nichts anders seyen, als die ewigen Gedanken derselben. Sie sind, wie Hegel sagt, „Momente oder Bestimmungen des Denkens und eben dadurch des Seyns, indem ihre Existenz nichts anderes sey als ihr Gedachtwerden."

Die Identität des Denkens und des Gedachten oder des Seyns, wird von dem Neuplatonismus schon als Wahrheit des speculativen Wissens überhaupt gefaßt, in welchem der Geist die Welt oder die Objectivität als seine Manifestation oder Emanation wisse.

Daß aber die Neuplatoniker jene Identität durch Ekstase oder durch das Einswerden der Seele mit dem Absoluten und mithin durch orientalische Mystik zu erkennen suchten, ist bekannt. Ist aber Seyn und Denken, Subject und Object nur im Selbstbewußtseyn, nicht aber im gegenständlichen Bewußtseyn der Gottheit und der Welt identisch, so ist das Princip des idealistischen Intellectualismus so unwahr, wie sein System inconsequent ist, indem er nach der Vollendung der Idee in der intelligibeln Welt (dem κόσμος νόητος) oder in dem Systeme der Logik als der absoluten Wissenschaft

*) ἀγαθὸς ὢν, sagt Plato im Timäus von Gott, πάντα ὅτι μάλιστα ἐβουλήθη γενέσθαι παραπλήσια αὐτῷ. p. 29. E.

entweder aller Erfahrung zum Trotz die höheren Stufen des Daseyns vor den niedrigern entstehen und mithin die Weltseele im Bilden der Erscheinungswelt immer tiefer und endlich bis zur Materie, dem Nichtseyenden, herabsteigen läßt, oder aber die absolute Idee ohne Grund in einer solchen Stufenfolge ihrer Momente äußerlich hervortreten läßt, welche ihrer innern Dialektik widerspricht.

War der Neuplatonismus der kühnste aber sich selbst vernichtende Versuch, durch orientalische Mystik und occidentale Dialektik das Heidenthum, das sich bereits überlebt hatte, durch eine ihm inadäquate Idealisirung seines Geistes zu verjüngen, — Proclus erklärte den ächten Philosophen für den Hierophanten aller Religionen und wollte eine philosophische Weltreligion begründen, — so erscheint er im Vergleich mit der platonischen und aristotelischen Philosophie eher als ein Rückschritt, denn als ein Fortschritt. Wenn nämlich Plato, der überall, wo er in das innere Heiligthum der Philosophie zurückgeht, pythagoräisirt, in der Einheit mit der esoterischen Religion und mit der höhern Bildung seiner Zeit dieselbe Wahrheit des hellenischen Geistes denkend erfaßte, deren poetischer Verklärung ein Pindar und Sophocles sich weihten, Aristoteles dagegen der Gründer der Logik und eines denkenden Empirismus wurde, so waren sie die ächten Vollender der hellenischen Wissenschaft; wogegen die Neuplatoniker durch ihre orientalische Mystik, ihre pantheistische Weltreligion und ihre phantastische Dialektik das Wesen und den ächten Charakter aller positiven Religion und aller begreifenden Wissenschaft auflösten. War mithin der Neuplatonismus nicht die wesentliche Einheit und Wahrheit der platonischen und aristotelischen Philosophie und nicht die innere Vollendung der antiken Philosophie, sondern die letzte aber subjectivste Verklärung des in sich selbst zerfallenen Heidenthums, so hatte Hegel keinen objectiven im Wesen des Neuplatonismus enthaltenen Grund seiner Verherrlichung. Noch subjectiver als die Vollendung und Wahrheit der platonischen und aristotelischen Philosophie faßt Hegel die Idee oder die Wahrheit des Christenthums und der christlichen Wissenschaft.

Seine Einleitung in die Philosophie des Mittelalters ist die eclatanteste Darlegung, daß er nicht den geringsten Versuch macht, seinen Pantheismus d. h. seine Lehre von der Identität des menschlichen Geistes mit dem göttlichen als immanente Idee oder als innere Wahrheit des Christenthums zu beweisen. Sondern wie er seinen Begriff der Philosophie der Geschichte derselben voraussetzt, um ihn stufenweise durch die Gestaltungen derselben theils assertorisch, theils durch eine sophistische Kritik, theils durch eine falsche Erfassung und Deutung derselben darzulegen, so läuft seine Reduction des christlichen Bewußtseyns auf seine pantheistische Lehre in den unmittelbarsten unbegründetsten Behauptungen und Versicherungen fort. Eine Beleuchtung der ersten Seiten dieser Einleitung wird zur Bestätigung dieses Urtheiles dienen.

Sie beginnt mit den Worten: (S. 99) „Bisher fiel die Philosophie innerhalb der griechischen (heidnischen) Religion. Von jetzt an (in dieser Periode) hat die Philosophie ihre Stelle in der christlichen Welt; Araber und Juden sind nur äußerlich, geschichtlich zu bemerken. Es ist eine neue Religion in der Welt aufgekommen, das Christenthum. Mit der Idee desselben sind wir durch die neuplatonische Philosophie ganz in Bekanntschaft getreten. Denn sie hat zu ihrem wesentlichen Princip, daß das Absolute, Gott der an und für sich seyende Geist ist."

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie.

(Fortsetzung.)

Sind dieß mehr als bloße Behauptungen? — Wird die Erscheinung und vollends der Begriff des Christenthums durch die Bemerkung, mit der Idee desselben sind wir durch die neuplatonische Philosophie, (welche bekanntlich in die entschiedenste Opposition zum Christenthum trat,) ganz in Bekanntschaft getreten, und durch die an ihren Pantheismus sich anschließenden Erklärungen wahrhaft und wirklich erkannt? Denn ist das bestimmte Princip des Christenthums nicht der sich persönlich selbstoffenbarende Gott? Ist das Absolute oder der Gott des Neuplatonismus der an und für sich seyende und mithin selbständige und selbstbewußte in seiner Unendlichkeit in sich vollendete und in diesem Sinne wahrhaft absolute Gott des Christenthums? Wird nicht das Wesen nicht nur der christlichen, sondern jeder Religion, die diesen Namen verdient, verkannt, wenn das Bewußtseyn der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in dem Sinne als ihr Charakter bestimmt wird, in welchem Hegel es sogleich auf der nächsten Seite 99 — 100 in den Worten darlegt: „Die nähere Gestalt desselben in der christlichen Religion ist, daß den Menschen ins Bewußtseyn gekommen, offenbar geworden ist, was Gott ist, — in näherer Bestimmung zum Bewußtseyn gekommen ist die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur: α) Das Ansichseyn dieser Einheit, β) in der Wirklichkeit des Cultus. Die Spitze der Subjectivität ist vertraut mit der Vorstellung. Der Cultus, das christliche Leben, ist, daß das Individuum, das Subject selbst in Anspruch genommen wird, gewürdigt wird, für sich zu dieser Einheit zu gelangen, sich selbst zu würdigen, daß der Geist Gottes, die Gnade, wie es genannt wird, in ihm wohne. Und die Lehre von der Versöhnung ist, daß Gott gewußt wird als sich versöhnend mit der Welt;" „daß er sich versöhnt," heißt, wie wir bey der neuplatonischen Philosophie gesehen haben, daß er sich besondert, nicht abstract bleibt: und zum Besonderen gehört nicht bloß die äußerliche Natur, sondern die Welt, besonders die menschliche Individualität. Das Interesse des Subjects selbst wird mit hineingezogen, spielt hier die wesentliche Rolle: daß Gott realisirt sey und sich realisire im Bewußtseyn der Individuen, die an sich geistig sind; wozu gehört, daß diese, weil sie Geist und frey an sich sind, durch den Proceß an ihnen selbst diese Versöhnung vollbringen, da sie das, was sie sind, Geist, frey an sich, zu ihrer Freyheit verwirklichen, — d. h. daß sie zu dem Bewußtseyn des Himmels auf Erden, der Erhebung des Menschen gelangen. Die Intellectual-Welt ist nicht jenseits, sondern das sogenannte Endliche ein Element darin; es ist nicht ein Hüben und Drüben. Das Concrete in Ansehung Gottes, der absoluten Idee, ist: das Weltliche, das Andere in Gott sehen, es als an sich göttlich wissen, göttlich machen, — auf geistige Weise, d. h. nicht auf unmittelbare Weise."

Wer wird in dem sich mit Gott identisch Wis-

sen des Menschen und mithin in dem absoluten Selbstbewußtseyn des Weltgeistes, in welchem er sich nach Hegels oben erwähnter Aeußerung als absoluten göttlichen Geist weiß, das Wesen des Cultus erkennen, in welchem der Mensch im freyen Verhältniß zu dem sich eben so sehr von ihm als seinem Geschöpfe unterscheidenden wie sich mit ihm einigenden göttlichen Geiste, die Gnade d. h. die erlösende, heiligende und erleuchtende Wirksamkeit desselben erfährt? Hegels Erklärung des Bewußtseyns der Selbstoffenbarung und Selbstmittheilung des göttlichen Geistes an die Gläubigen ist eben so willkührlich, wie seine Erklärung der christlichen Lehren, der Versöhnung Gottes mit der Welt in dem erwähnten neuplatonischen Sinne.

Das Interesse des Subjects, aber nicht als Organes der christlichen Kirche, sondern des im Cultus sich wollenden und wissenden Subjects wird freylich in dieser Apotheose des Menschen mit hineingezogen und es spielt allerdings eine wesentliche, ja selbst absolute Rolle, da Gott — nach der Voraussetzung — nur im Menschen sich weiß und dieser den göttlichen Geist als die Allgemeinheit und Wahrheit seines eignen Geistes verehrt. Aber wird durch diese absolute Negation und Umkehrung der Religion d. h. der Erkenntniß und Verehrung Gottes in Selbst- und Weltvergötterung das Wesen und die Wahrheit des Christenthums begriffen? Wahrer ist Hegels Charakteristik der Reformation als der Voraussetzung der neuern Philosophie, in so ferne als er sie auf das Princip der Subjectivität zurückführt, dessen höchste Bewährung darin liege, daß „nur der Glaube, nur die Ueberwindung des eigenen Herzens nöthig sey, damit der Mensch in ein freyes wahres Verhältniß zu Gott trete."

Aber wer möchte in dem bestimmten Princip der Reformation: in dem rechtfertigenden Glauben an Christus *) das Princip „der reinen Beziehung auf sich, der Freyheit und Selbstgewißheit" in dem Sinne erkennen, in welchem darin der neuere Idealismus begründet seyn soll?

*) Vergl. Schleiermachers tiefsinnige Erklärung des Protestantismus, wornach er das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche von seinem Verhältnisse zu Christo abhängig mache, während der Katholicismus das Verhältniß des Einzelnen zu Christo von seinem Verhältniß zur Kirche abhängig mache, womit eben so sehr die Einheit beyder Confessionen oder der ihnen gemeinsame christliche Charakter wie ihr Gegensatz ausgedrückt scheint.

Das Princip des Cartesius: cogito (d. h. ganz allgemein conscius sum) ergo sum ist allerdings für die Philosophie derselbe subjective Ausgangspunkt, welcher der Glaube als Princip des Protestantismus ist. Aber so wenig Luther, dessen christliches Abhängigkeitsgefühl das innigste war, als der Vorläufer der Freyheit des verständigen oder absoluten Rationalismus der neuern Zeit betrachtet werden kann, so wenig anticipirt Cartesius durch sein Princip den modernen Idealismus. Sondern wie der Protestantismus nicht durch die innere Entwicklung und Vollendung seines Princips, sondern durch die Negation und Umkehrung des Glaubens in sein abstractes Gegentheil in den sogenannten Rationalismus und in seinen bestimmten Widerspruch: die Irreligiosität gerieth, so ging die neuere Philosophie nicht durch eine stufenweise Entwicklung oder einen immanenten Fortgang, sondern erst durch den Abfall von Cartesius, Philosophie und selbst von den Urthatsachen seines Bewußtseyns, der Idee seiner selbst, der Idee der Gottheit und der von dieser begründeten und begriffenen Objectivität zum subjectiven und von diesem zum absoluten Idealismus über.

Wenn nämlich Cartesius gleich, im Unterschiede von der wesentlich objectiven Richtung der antiken Philosophie und von der in der substanziellen Einheit mit der Religion sich ausbildenden mittelalterlichen Mystik und Dialektik der Gründer der selbstbewußten und selbständigen Vernunftwissenschaft wurde, so daß er, nachdem er an allem gezweifelt hatte, nur im Selbstbewußtseyn die zweifellosteste innigste Gewißheit fand, so erhielt seine Forschung doch, nachdem er im Selbstbewußtseyn die Norm aller Gewißheit erkannt hatte, einen realistischen und dogmatischen Charakter. Mochte es daher immerhin als ein Mangel seiner Methode getadelt werden, daß er, sobald er das Princip der Gewißheit ge-



funden hatte, vom Skepticismus zur unmittelbaren Erkenntniß (der begrifflosen Empirie) und zur Methode des abstrahirenden Verstandes überging, statt in jeder Sphäre der Erkenntniß wissenschaftlich zu zweifeln, um durch die speculative Widerlegung des bestimmten Zweifels zur wissenschaftlichen Ueberzeugung zu gelangen; so ist nichts desto weniger sein Princip das Kriterium alles realen Wissens. Denn, da das sich wissende Ich als Subject und Object seines Wissens eines und dasselbe ist, so enthält das cogito ergo sum die innigste Selbstgewißheit, und es war daher eine nothwendige Consequenz, daß Cartesius die Gewißheit des gegenständlichen Bewußtseyns durch die Gewißheit des Selbstbewußtseyns begründete, und den Satz: „Alles, was ich klar und deutlich vorstelle, ist wahr," zur Norm aller realen Erkenntniß machte.

Da nun der Idealismus das Bewußtseyn der Objectivität und eines persönlichen Gottes negirt, so ist die Philosophie des Cartesius, welcher die Evidenz und Realität des gegenständlichen und des religiösen Bewußtseyns *) eben so sehr anerkannte, wie die Gewißheit des Selbstbewußtseyns, eine Instanz gegen Hegels Versuch, das erstere und das letztere auf das absolute Selbstbewußtseyn zu reduciren.

So unbegründet nun Hegels Erklärung ist, dem Cartesius sey die Gottheit, die er als „Archetypus" oder als absolutes Ideal und Princip der Welt dachte, nur die Wahrheit der Vorstellung und nur das Vermittelnde seines bekannten Dualismus gewesen, wornach er Denken und Ausdehnung: selbstbewußtes und räumliches Daseyn als ausschließliche Substanzen voraussetzte und aus einander hielt, so unwahr ist seine Meynung S. 376, Spinoza's Philosophie sey als die Objectivirung der Cartesianischen ihre wesentliche, nothwendige und wahre Fortbildung. Denn die wesentliche Objectivirung und Ausbildung der Cartesischen Philosophie kann doch unmöglich eine Depotenzirung ihres absoluten Ideals und Princips zur selbstlosen Substanz und eine Degradation der selbstbewußten der Gottheit ähnlichen Subjecte zu unselbständigen Accidentien oder Modificationen der erstern seyn, wornach sie sich von den selbstlosen Dingen nicht wesentlich unterschieden. Indem mithin Spinoza den Dualismus der Cartesischen Philosophie in der schlechtesten Weise durch die Verkennung des ihr immanenten Princips der Freyheit und des Selbstbewußtseyns negirte, rettete er die Einheit nur auf Kosten der wesentlichsten Bestimmungen einer speculativen Gottes- und Weltlehre, daher ihm Hegel selbst den Vorwurf macht, er sey so wenig zu einem entwickelten Systeme der Welt gekommen — er bezeichnet seine Philosophie als Akosmismos — als er die Gottheit in der ihrem Begriffe entsprechenden Form: der absoluten Subjectivität, erfaßt habe. Statt die Welt aus der absoluten Einheit in den bestimmten Reihen und Stufen des natürlichen und geistigen Daseyns zu begreifen, habe er alle bestimmten Unterschiede in den Abgrund der gemeinschaftlichen Substanz versenkt, die als diese neutrale Einheit sich weder selbst bestimmt noch erfaßt.

Je weniger Spinoza seine Principien rechtfertigte, und je bestimmter er sie nur voraussetzte, um Consequenzen daraus abzuleiten, die des Cartesius Grundprincip cogito ergo sum schlechthin negiren, desto mehr ist man gedrungen, der Conception seiner Philosophie eine eigenthümliche pantheistische Anschauungsweise zu Grunde zu legen, welche wir als eine orientalische bezeichneten, so daß er sich durch Cartesius nur bildete, um sich seiner Grundanschauung desto bestimmter wissenschaftlich bewußt zu werden.

Unerachtet Hegel die Mängel des Spinozismus so entschieden gesteht, als es auf seinem eigenen pantheistischen Standpunkte nur immer möglich ist, so urtheilt er doch mit um so größerer Vorliebe und Parteylichkeit über seine Ethik, je bestimmter er sich bewußt war, den substanziellen Pantheismus zur Basis seines idealistisch pantheistischen Systems gemacht zu haben. Daher ist es zu erklären, daß er den crassen Determinismus Spinozas, zufolge

*) Er war sich Gottes als allervollkommensten, alles bedingenden und begreifenden oder mit Einem Worte als absoluten Urwesens eben so gewiß, als er sich von der Unvollkommenheit und Bedingtheit oder Relativität seiner selbst und alles endlichen Seyns überzeugte.

dessen sich ihm die Ethik in eine Physik oder nach einem Hegelschen Ausdrucke in „eine geistige Naturgeschichte“ verwandelt, in seinen die ethischen Principien auflösenden Consequenzen ignorirt, und um ihn von allen Vorwürfen zu rechtfertigen, an sein Moralprincip: die Liebe gegen Gott erinnert. Kann aber ein Gott, der an und für sich so wenig liebt als denkt, sondern wie der alte Kronos seine Geburten verschlingt, nicht wieder geliebt werden, so sind solche Principien wie z. B. die Liebe Gottes Inconsequenzen Spinozas, die seinem sich zu einer gewissen religiösen Mystik hinneigenden Herzen Ehre machen, aber in der eisernen Consequenz seines Systems keinen Ort finden. —

Daß Leibnitz nicht etwa nur durch die Einsicht des Grundmangels der Spinozischen Philosophie, sondern durch die Originalität seines innern Genius zu dem Princip der Individuation und Specification fortgieng, hat Guhrauer in seiner neulich erschienenen Biographie dieses herrlichen Geistes erwiesen. Er war es, der durch ein eben so lebendiges wie tiefes Denken sich überzeugte, daß die absolute Einheit als unendliches alle besondern Principien begreifendes Urprincip sich eben so sehr selbst individualisirt und erfaßt, wie sie sich in einem Universum relativer Individuen oder Monaden offenbart, welche in der Bestimmtheit besonderer Momente, Stufen und Einheiten dieselbe Idee repräsentiren, die das Urindividuum (monas originaria) an und für sich in ihrer absoluten Wahrheit realisirt und erkennt.

Dieses System, welches, wie Leibnitz selbst fordert, in der größten Mannigfaltigkeit die größte Einheit erweist, erkennt das absolute Princip als das ewige Ideal der Welt, diese als seine allseitige Manifestation. Die Natur sey als der äußere Widerschein seiner ewigen Macht und Gottheit die Voraussetzung der geistigen Welt, in deren Perioden sich Gott als Vater, Erlöser und Vollender der Menschheit offenbare, und deßhalb bildet der Gedanke der Vollendung der Welt zu einem Gottesreiche und der Bestimmung der einzelnen Geister als Gott ähnlicher Subjecte zu Zeugen und Mitwissern seiner Herrlichkeit und seines Weltplans den erhabensten Abschluß seiner theokratischen Anschauung des Universums.

So speculativ nun Leibnitzens Grundanschauung der Gottheit und ihres Reiches ist, so hat doch seine Philosophie z. B. in der Lehre von der prästabilirten Harmonie, wie jedes menschliche Werk, ihre Unvollkommenheiten, und diese sind es, die Hegel um so schärfer rügt, je mehr seinem Geist der Geist des Leibnitzischen Theismus widerspricht, daher er ihn so viel möglich zum Pantheismus umkehren möchte, ein Versuch, dessen Gewaltsamkeit Niemand entgehen kann, der Leibnitzens principia philosophiae kennt, daher selbst Strauß und Feuerbach, so unerwünscht ihnen der christliche Charakter seiner Philosophie ist, ihn — zu ihrer Ehre sey es gesagt! — doch nicht läugnen! —

Zufolge derselben Parteylichkeit, mit welcher Hegel die Leibnitzische Philosophie, die, in ihrer Wahrheit erfaßt, die mächtigste Instanz gegen seine eigene Philosophie bildet, in einem falschen ihr ungünstigen Lichte betrachtet, sieht er Kants Hauptverdienst darin, daß er der Vorgänger des neuern Idealismus wurde, dessen Vollender er selbst geworden ist, ohne die wissenschaftliche Nothwendigkeit davon zu erweisen.

Aber mit so vielem Rechte er Kants unkritisches Verfahren in der Untersuchung des sogenannten Erkenntnißvermögens nachwies, dessen Gehalt und Umfang nicht vor dem Erkennen, sondern nur in diesem selbst in der ihm wesentlichen Form geprüft werden kann, so ist seine Polemik gegen die negativen Resultate des sogenannten Kriticismus doch deßhalb nicht schlagend, weil er in das andere Extrem von Kant verfällt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie.

(Schluss.)

Hatte dieser in Folge der Abstraction oder Scheidung der Form von dem Inhalte des Denkens die Denkbestimmungen für nur subjective unreale Kategorien erklärt, so erklärt sie Hegel für die absoluten Wesenheiten und Mächte alles Seyns und Bewußtseyns; und wenn jener das an sich oder das Wesen der Dinge für unerkennbar hielt, da es doch, wenn die letztern, was Kant läugnet, nicht bloßer Schein, sondern Erscheinungen sind, erscheint, so erklärte dieser nach der vorausgesetzten, aber nicht bewiesenen Identität des Denkens und Seyns das an sich der Dinge für weiter nichts, als für die abstracte Vorstellung derselben. Zeigte endlich Kant die Antinomien, in welche die Vernunft im Denken der Ideen nothwendig gerathe, ohne daß er sie zu lösen versuchte, so nahm Hegel diese unendlich schwierigen Probleme so leicht, daß es den Anschein hat, die Lösung derselben verstehe sich von selbst, was nur durch Umgehung der Hauptpunkte oder durch Zerhauung des Knotens möglich wird.

So scharfsinnig endlich Hegel Kants Postulat eines endlosen Fortschrittes, der, weil das Ziel in eine unendliche Ferne sich entrückt, nicht einmal eine Annäherung ist, widerlegt, so wenig weiß er auf seinem Standpunkte Kants Postulat eines moralischen Weltordners und seine Sanction des Sittengesetzes als göttlichen Gebotes zu schätzen. Doch muß man gestehen, daß er seiner Kritik der Urtheilskraft volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Fichte's System bezeichnet Hegel nicht mit Unrecht als consequente Fortbildung des transcendentalen Idealismus Kants. Hatte dieser schon von sich behauptet, wie in der Astronomie Kopernikus eine Umwälzung hervorgebracht habe, indem er den Mittelpunkt von der Erde in die Sonne verlegte, so wolle er in der Philosophie statt der Dinge den Geist zum Mittelpunkte machen, so daß sich die Dinge nach dem Geiste richten müssen, so führte jener den subjectiven Idealismus aus, den dieser wollte und nicht wollte.

Was nun Hegel an Fichte tadelt, ist nicht der unkritische und unberechtigte Versuch, das Ich oder die Subjectivität zum Princip und Resultat der Philosophie zu machen, sondern die Beschränktheit, wornach er das absolute Ich oder die allgemeine unendliche Subjectivität als Princip des endlichen Selbstbewußtseyns faßte, und mithin die Idealisirung oder Aufhebung des Nichtichs oder der Objectivität zur Aufgabe eines endlosen Progresses, eines unendlichen Sollens machte, statt im „absoluten Selbstbewußtseyn" die Vollendung des Idealismus zu feyern!

Dagegen erkannte er in der „absoluten Vernunft als der Identität des Objectiven und Subjectiven," wovon Schelling ausging, ein Princip, das schon an sich selbst System sey, aber während er seinem Vorgänger einerseits Vorwürfe macht, er habe sich zu viel auf die Erklärung des Ein-

zelnen eingelassen, erklärte er andrerseits seine Philosophie als unvollendetes System. Daß sie aber in seiner Geschichte der Philosophie in solcher Form erscheint, davon liegt zum Theil der Grund in seiner einseitigen fragmentarischen Darstellung und Auffassung selbst.

So ist es z. B. eine offenbare Ungerechtigkeit, wenn Hegel Schellings Untersuchungen über das Wesen der Freyheit zwar großmüthigerweise tief und speculativ nennt, aber sie unter dem Vorwande, die Geschichte der Philosophie könne sich mit Einzelnen nicht befassen, ignorirt, obwohl sie die Epoche bezeichneten, in der Schelling mit dem tiefer erkannten Princip der Freyheit und Persönlichkeit eine neue Welt entstand. Je mehr Hegel ahnen mochte, daß diese das Princip des Theismus zwar nicht ausführenden, aber doch anticipirenden Untersuchungen die Keime einer neuen Periode der Speculation enthalten, desto weniger mochte er sich darauf einlassen. Wäre aber wirklich die Schellingsche Philosophie nicht tiefer, reicher und wahrer, als Hegel sie darstellt, und wäre das Resultat der Geschichte der Philosophie die Vollendung des endlichen zum absoluten Selbstbewußtseyn, das in der Philosophie des absoluten Begriffes sich in adäquater Form erfasse, so wären wirklich alle bisherigen Systeme Vorstufen zu Hegels System. Daß aber dieses nicht die Einheit und Wahrheit der bisherigen Systeme und nicht die absolute Philosophie ist, das lehrt die Geschichte und die Gegenwart der Philosophie.

Schelling ist sowohl der Ueberwinder und Nachfolger Hegels, — so weit er überwunden werden kann, denn ein unsterbliches Verdienst hat auch er — wie sein Vorgänger und der Begründer seiner Philosophie geworden und selbst die aus Schellings Schule hervorgegangenen sogenannten Naturphilosophen, von welchen Baader, Steffens, Görres und Schubert eben so sehr Geistesphilosophen genannt werden können, haben Hegeln, der sich mehr oder weniger parteylich gegen sie erwies, in der Wirkung auf das höher gebildete Publikum überlebt. Je größer endlich Schleiermachers religiöses und wissenschaftliches Verdienst durch seine tiefe und umfassende Wirkung sich erweist, desto ungerechter erscheint Hegels Urtheil über diesen unsterblichen Begründer einer neuen Epoche und daß Hegel Denker, wie Herbart und namentlich wie Krause, ignorirte, ist gleichfalls ein Beweis seiner Parteylichkeit.

Nachdem Hegels System schon lange gesichtet, und so weit es sich bewährt, verdaut und in das allgemeine Bewußtseyn übergegangen seyn wird, werden die Schriften eines Schleiermacher so wie der erwähnten Natur- und Geistesphilosophen den redlich und wahrhaft Philosophirenden noch Keime weiterer Entwicklung darbieten! — Sind doch die bedeutenderen Schüler Hegels selbst, Göschel, Rosenkranz, Gabler von dem Princip des idealistischen Pantheismus, der das Ziel der Philosophie in der Apotheose des Weltgeistes und in der Negation der Objectivität erreicht zu sehen glaubt, zum Princip des Theismus und einer objectiven „das göttliche Urdenken nur reproducirenden Philosophie" *) fortgeschritten; deren höchste Aufgabe es ist, in der Einheit mit der innern und äussern Erfahrung die Idee des freyen selbstbewußten Urgeistes und des von ihm gedachten und verwirklichten Systems der Natur und des Geistes wissenschaftlich zu entwickeln.

Fischer.

*) Vergl. Gablers Schrift: Die Hegelsche Philosophie 1843 und des Referenten Abhandlung: der Uebergang des idealistischen Pantheismus zum Theismus in Fichte's Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie. Zehnter Band. Zweytes Heft 1843.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

Dansk Bibliographie eller fortgenelse over Böger, Tidskrifter. Aar. 1843. Kjobenhavn.

J. C. G. Boot, Notice sur les Manuscrits trouvés à Herculanum. Amsterdam 1841.

Catalogue général de la bibliothèque publique de la ville de Lisieux. Lisieux 1840.

Bulletin de la société de l'histoire de France. I. Procés-verbaux.

Le correspondant. Revue mensuelle. Religion, philosophie, politique, sciences, littèrature, beaux-arts. Ire année 1843. Par.

Casopis 'českého museum. Rocnik 18. W Praze. 1844.

F. Palacky, Archiv cesky cili staré pjsemmé pamatky ceské i morawské. Djl III. W Praze 1843.

Annuaire historique universel ou histoire politique pour 1842. Paris 1843.

Dr. W. Wachsmuth, Weimar's Musenhof in den Jahren 1772 — 1807. Berlin 1844.

Dr. H. K. Brandes, Ueber die olympischen Götter. Lemgo 1843.

C. G. F. Brederlow, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur. Th. 1. 2. Leipzig 1844.

Comte de Montalembert, du devoir des Catholiques dans la question de la liberté d'enseignement. Paris 1843.

Fel. Amat. Torres, Memorias para ayudar a formar un diccionario critico de los escritores Catalanes. Barcelona 1836. 4.

Constitutiones apostolicas y estatutos de la muy insigne universitad de Salamanca. Salamanca 1625. fol.

A. A. Renouard, Annales de l'imprimerie des Estienne, ou histoire de la famille des Estienne et de ses éditions. 2e édition, corrigée et augmentée. Paris 1843.

H. Neubürger, Encyklopädie der Buchdruckerkunst. Lief. 1. 2. Leipzig 1843.

Fr. Val. Cifuentes, Opusculos Castellanos de Ambrosio de Morales. T. 1 — 3. Madr. 1793.

H. Möwe, sämmtliche Schriften. Th. 1. 2. Magdeb. 1844.

A. Mai, Spicilegium Romanum. T. 1 — 8. Romae 1839 — 1842.

Pallas Athene. Jahrg. 1 — 3. A. u. d. Tit.: Ana. aus dem Lehrgebiete der Kunst und Wissenschaft. Gitschin 1840 — 42.

Nowočeská Biblioteka wydáwaná nakladem českého Museum. Cjslo I. Jos. Jungmanna, Sebrané spisy wersem i prosau. WPraze 1841.

Th. Benfey, Ueber das Verhältniß der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Leipzig 1844.

W. Carey, A grammar of the Sungskrit language. Serampore 1804.

C. P. Caspari, Grammatica Arabica. P. I. Lips. 1844.

Dr. Fr. E. Chr. Dietrich, Altnordisches Lesebuch. Leipzig 1844.

J. Cramer, Neues holländisch deutsches und deutsch holländisches Taschenwörterbuch. 3te verb. Auflage. Bielefeld 1844.

Dr. Ch. Al. Wahl, Clavis novi testamenti philologica. Ed. III. emend. et auct. Lips. 1843.

H. Hesselberg, Lettische Sprachlehre. Gekrönte Preisschrift. Mitau 1841.

Th. Blazewicz, Theoretisch - praktische Grammatik der dacoromanischen, das ist, der moldauischen oder wallachischen Sprache. Lemberg 1844.

Dr. Mager, Die modernen Humanitätsstudien. Heft 1. 2. Zürich 1844.

Fr. K. Kraft, Kleine Schulschriften. Neue Folge. Stuttgart 1843.

Diodori Siculi bibliothecae historicae quae supersunt. Ex nova recensione Lud. Dindorfii. Graece et latine. Perditorum librorum excerpta et fragmenta ad integri operis seriem accommodare studuit rerum indicem locuplet. adjecit C. Müllerus. Paris 1842 — 44.

J. A. Cramer, Anecdota graeca e codd. manuscriptis bibliothecae regiae Parisiensis. Vol. 3. 4. Oxonii 1841.

J. P. Cory, Ancient fragments of the Phoenician, Chaldaean, Egyptian. . Lond. 1832.

Dicaearchi Messenii quae supersunt, composita, edita et illustrata a Max. Fuhr. Darmstad. 1841.

H. Düntzer, Die Fragmente der epischen Poesie der Griechen von Alexander dem Großen bis zum Ende des fünften Jahrhunderts nach Christus. Th. 2. Köln 1842.

H. E. Dirksen, Die Scriptores historiae Augustae. Andeutungen zur Textes Kritik und Auslegung derselben. Leipzig 1842.

Dewan Kánh Ji, of Patna, Khazánat ul ilm, or the treasury of science, being a course of instruction in the various branches of Mathematics. Calcutta 1837.

Abu Zakariya Yahya El-Nawawi, The biographical dictionary of illustrious men chiefly at the beginning of Islamism. Now first edited from the collation of two Mss. at Göttingen and Leiden by F. Wüstenfeld. P. 3 — 5. Gotting. 1843.

E. Otto, Erinnerungen an Cuba, Nord- und Südamerika. 1838 — 41. Berlin 1843.

Otto Fr. Wehrhan, Umschau in Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Leipzig 1840.

Ad. Schmidl, Handbuch für Reisende im Kaiserthume Oesterreich. Wien 1844.

L. Rellstab, Paris im Frühjahre 1843. Bd. 1. 2. 3. Leipzig 1843.

J. G. Kohl, Reisen in Schottland. Th. 1. 2. Dresden 1844.

Fontanier, Voyage dans l'Inde et dans le Golfe persique par l'Egypte et la mer rouge. P. I. Par. 1844.

L'art de vérifier les dates depuis l'année 1770 jusqu'à nos jours, formant la continuation de la 3me partie de l'ouvrage publié sous ce nom par les religieux Benédictins et la congrégation de Saint-Maur. Publié par M. le Marquis de Fortia. Vol. 17. Par. 1842.

Stabilimenta militum sacri ordinis divi Joannis Hierosolymitani, una cum bulla ipsis concessa a Clemente VII. Salamanca 1534. fol.

M. Mar. Ribera, Centuria primera del real y militar instituto de la inclita religion de nuesta Señora de la Merced. Barcelona 1726. fol.

Dr. Ph. Wagner, Die griechische Tragödie und das Theater zu Athen. Leipzig 1844.

Dr. E. F. Bojesen, Handbuch der griechischen Antiquitäten. Gießen 1843.

Aug. Nougarède de Fayet, Essai sur la constitution romaine et sur les révolutions qu'elle a éprouvées jusqu'à l'établissement du despotisme militaire des empereurs. Paris 1842.

Lodov. Guarini, La finanza del Popolo Romano, trattato storico-legale. Napoli 1841.

E. Gerhard, Die Heilung des Telephos. Berlin 1844.

E. Curtius, Inscriptiones Atticae nuper repertae XII. Berl. 1844.

E. Curtius, Die Akropolis von Athen. Berl. 1844.

Champollion, Grammaire Egyptienne ou principes généraux de l'écriture sacrée Egyptienne appliquée a la répresentation de la langue parlée. P. IV. Schluß des Werkes. Par. 1844.

Bulletino dell' instituto di correspondenza archeologica per l'anno 1842. Roma 1842.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Vol. 14. Roma 1843.

Aug. Gladisch, Einleitung in das Verständniß der Weltgeschichte. Abth. 1. 2. Posen 1844.

J. G. Droysen, Geschichte des Hellenismus. Th. 2. Geschichte der Bildung des hellenischen Staatensystems. Hamburg 1843.

Walter Savage Landor, Pericles and Aspasia. Vol. 1. 2. Lond. 1836.

Thomas Arnold, History of Rome. Vol. III. from the end of the first to the end of the second punic war. Lond. 1843.

Nunez de Lião, Primeira parte das chronicas dos reis de Portugal. Lisboa 1600. fol.

M. Fr. Pacheco, Vida de la infanta Donna Maria. Lisboa 1675. fol.

Fr. de Fonseca, Evora gloriosa epilogo dos quatro tomos da Evora illustrada, que compoz o R. P. M. Manoel Fialho da Companhia de Jesu. Roma 1728.

Chronik des edlen En Ramon Muntaner. Aus dem Catalonischen des 14. Jahrhunderts übersetzt von Dr. K. F. W. Lanz. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. August.
Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.
Sitzung am 6. July d. J.

1. Zur Vorlage kam zuerst eine ausführliche und sehr bedeutende Schrift unseres auswärtigen Mitgliedes Dr. Ludwig Roß, unter dem Titel: Materialien zu einer Attis.

   1. Heft: Inschriften der Attischen Demen und ihre Vertheilung unter die Phylen betreffend;
   2. Heft: Demen von Attika nach Inschriften.

Dieses mehr als 200 eng geschriebene Seiten umfassende Manuscript stellt erstlich diejenigen Inschriften zusammen, in welchen mehrere Demen mit Unterordnung unter ihre Phylen erwähnt werden, und erläutert dann die Inschriften, welche einzelne Demen betreffen. Von diesen Inschriften beyder Arten sind sehr viele ganz neu oder werden mit bedeutenden Berichtigungen geliefert. Alles ist sorgfältig erläutert und als Resultat stellt sich ein Katalog der nach Phylen vertheilten attischen Gaue dar, welche an Vollständigkeit und Genauigkeit alles bisher über den Gegenstand Geleistete bedeutend übertrifft, so daß diese Arbeit als eine Fundamentalschrift für Attische Topographie kann betrachtet werden.

Die Classe drückt einstimmig ihr Bedauern aus, daß bey dem bedeutenden Umfange derselben ihr die Mittel fehlen, sie bald möglichst durch den Druck bekannt zu machen.

2. Hierauf kam eine Abhandlung unseres correspondirenden Mitgliedes des Hrn. Professors v. Jan:

   „über die ursprüngliche Gestalt der Saturnalien des Macrobius"

   zum Vortrage als Probe einer Bearbeitung des Schriftstellers, mit welcher Hr. v. J. seit einer Reihe von Jahren unablässig beschäftigt ist.

   Es wurde beschlossen diese Abhandlung zur Aufnahme in das Bulletin der Classe abzugeben (siehe S. 339).

3. Der functionirende Sekretär Hofrath Thiersch kommt in Bezug auf eine bey ihm eingegangene Schrift:

   Mélanges de philologie, d'histoire et d'antiquités par J. G. Roulez. Fasc. IV, Bruxelles 1833

auf die in seiner Abhandlung über die hellenischen Vasen (Abhandlungen der philosophischen Classe der k. Akademie IV. (XXI.) Bandes I. Abth.) Seite 42 u. f. gegebene Erklärung jener Vase zurück, auf welcher Hr. Politi einen Kampf der Götter gegen

die Giganten gebildet, angenommen hat, während an der angegebenen Stelle gezeigt wird, daß in dem Gemälde ein Kampf des Hercules und des Apollo enthalten sey, welcher durch die Dazwischenkunft von sechs Göttern gehemmt wird.

Der Verfasser jener Abhandlung hatte die Scene auf den Kampf der Götter und des Hercules um Pylos bezogen, dabey aber die Hirschkuh zwischen Apollo und Artemis bloß als Ornament und als eine Begleitung der Artemis angesehen, darum aber nicht weiter beachtet. Nun weist Hr. Roulez in der angegebenen Schrift unter der Aufschrift: Apollon et Hercule se disputant la Biche drey Denkmäler nach, in welchen die Hirschkuh, welche die Nymphe Taygeta der Artemis geweiht und Hercules auf Befehl des Eurystheus gefangen hatte, durch die Dazwischenkunft des Apollo und seinen Kampf gegen Hercules befreyt wird.

Da nun auf unserm Gemälde dieselbe Hirschkuh zwischen Apollo und Artemis erscheint und gegen den Gott zurückgewendet blickt, so besteht wohl kein Zweifel, daß sie es ist, um welche der Kampf zwischen dem Gott und dem Hermes sich entsponnen hat.

Ueber die ursprüngliche Gestalt der Saturnalien des Macrobius.

Das Urtheil über die Saturnalien des Macrobius muß, wenn wir den Maßstab eines selbstständigen Werkes der römischen Litteratur an dieselben anlegen, nothwendiger Weise höchst ungünstig ausfallen. So sehr sich nämlich der Verfasser bemüht hat, denselben eine Form zu geben, durch welche sie den trefflichsten Werken der griechischen und römischen Schriftsteller nahe gebracht würden, so daß er es sogar wagte, in dieser Beziehung die Dialogen Plato's zum Muster zu nehmen, so wurden doch seine Bemühungen aus leicht begreiflichen Gründen keineswegs mit dem beabsichtigten Erfolge gekrönt. Vor allem aber vermißt man in dem Inhalte jene naturkräftige Frische, welche bey dem Lesen der classischen Schriften des Alterthums unser Inneres auf eine so wohlthuende und erhebende Weise durchdringt, und man glaubt diesen gegenüber, wenn wir sie den Früchten eines Baumes in der Fülle seiner Kraft vergleichen, hier kaum das Erzeugniß der letzten Anstrengungen eines ausgehöhlten Stammes, vielmehr nur die Nachbildung einer solchen Frucht von unkunstfertiger Hand zu erblicken, welche unter einer im Ganzen kraft- und saftlosen Masse einzelne Kerne verschiedener edler Früchte birgt. Demungeachtet hat die Ungunst des Schicksals, die uns so viele jener classischen Werke, aus welchen wir hier Auszüge finden, entrissen hat, dieser Compilation einen unbestreitbaren Werth verliehen, und der Sammler von Fragmenten der griechischen und römischen Litteratur, wie der Forscher auf dem Gebiete der Mythologie und der römischen Antiquitäten sieht sich nicht selten genöthigt, zu derselben seine Zuflucht zu nehmen. Wer irgend in diesen Fall kommt, wird natürlich den Wunsch hegen, über das, was der Verfasser ursprünglich geschrieben hat, möglichste Gewißheit zu erlangen. Um so mehr müßte man sich wundern, daß seit mehr als zweyhundert Jahren hierfür so viel als nichts geschehen ist, wenn nicht andrer Seits leicht erklärlich wäre, daß, wer zu kritischen Arbeiten Lust und Kraft und die nöthigen Mittel besitzt, wenn ihm die Wahl frey steht, seine Thätigkeit lieber auf andere lohnendere Gegenstände hin wendet. Wer möchte wohl läugnen, daß zur Uebernahme einer solchen Arbeit eine ganz besondere Vorliebe für die Beschäftigung mit der diplomatischen Kritik gehört, welche bey beschränkten Hülfsmitteln eine jede Gelegenheit, dieselben nur mit einigem Nutzen für die Wissenschaft zu üben mit einer gewissen Resignation ergreift? Die Vorliebe für eine solche Beschäftigung war es wenigstens bey mir allein, welche mich, nachdem sich mir in der königlichen Bibliothek zu Bamberg einige Hülfsmittel dazu dargeboten hatten, zu dem Entschlusse brachten, mir mit nicht unbedeutenden Opfern aus den mir irgend zugänglichen Bibliotheken des In- und Auslandes den nöthigen Apparat zu verschaffen, um die Verbesserung der lange vernachlässigten Werke des Macrobius zu unternehmen; und, nachdem ich diese Arbeit der Hauptsache nach vollendet habe, erlaube ich mir hier eine kleine Probe

meiner Bestrebungen vorzulegen, die, wie ich hoffe, nicht ganz ohne allgemeines Interesse ist, wenn schon das Ergebniß derselben in so ferne kein erfreuliches ist, als eine Bereicherung unsrer Kenntniß des Alterthums von dieser Seite noch von dem Auffinden anderer, vollständigerer Handschriften abhängig erscheint.

Bekanntlich läßt Macrobius in den Saturnalien eine der beyden zuerst als redend eingeführten Personen der andern über die Vorträge und Gespräche berichten, welche Statt gefunden haben sollen, als eine Anzahl durch hohe Stellung oder durch Gelehrsamkeit ausgezeichneter Männer am gleichnamigen Feste, welches Andere nur unter Scherz und Spiel hinzubringen pflegten, zusammen kam, um sich über mehr oder weniger ernste Gegenstände auf eine belehrende Art zu unterhalten. Als Theilnehmer an diesen Zusammenkünften werden genannt: 1) Vettius Prätextatus (I, 17. §. 1. sacrorum omnium praesul genannt), in dessen Hause sie sich zuerst versammelten, 2) Q. Aurelius Symmachus und 3) dessen Freund Cäcina Albinus, 4) der Grammatiker Servius, 5) Furius Albinus und 6) Avienus, welche beyde zuerst allein mit Prätextatus im Gespräche begriffen waren, 7) Flavianus Nicomachus, 8) der Philosoph und Interpret Eustathius, 9) der Rhetor Eusebius, 10) der Arzt Dysarius 11) der Aegyptier Horus, ein Cyniker, 12) Evangelus, der durch seine beißenden Reden, die er hier und da einwirft, öfters gleichsam das Ferment der Unterredung bildet.

In allen Ausgaben findet sich eine Eintheilung in sieben Bücher, welche von der ersten Cölner Ausgabe (vom Jahre 1521) an, wieder in Kapitel zerfallen. Nicht so in den Handschriften. Vielmehr findet sich hier vorherrschend eine Eintheilung nach den Tagen des Festes, welche in der Stephanischen Ausgabe (Paris 1585) berücksichtigt, aber nicht nach Anleitung der Handschriften durchgeführt ist. Dort ist nämlich vom ersten bis zum fünften Buche ein jedes einem eigenen Tage zugewiesen, — daß das dritte auch dem zweyten Tage zugetheilt, und so der dritte Tag ganz ausgefallen ist, ist wohl nur ein Versehen —; das sechste und siebente Buch entbehrt der Bezeichnung der Tage ganz. Pontanus ließ in seiner Ausgabe (Leyden 1597) diese Bezeichnung auch bey dem fünften Buche weg, und setzte dagegen in die Ueberschrift des siebenten Buches: Conviviorum supremi diei ein; und so blieb es bis zu der letzten Ausgabe, der Zweybrücker (vom Jahre 1788), in welcher das vierte Buch noch dem zweyten Tage zugetheilt und der Zusatz des Pontanus in der Ueberschrift zum siebenten Buche weggelassen ist. Dieser hatte nämlich, obgleich er die Ueberschriften in der eben angegebenen Weise einrichtete, in seinen Noten zu dem Anfange und dem Schlusse des zweyten Buches die Ansicht aufgestellt, in dem ersten und zweyten Buche seyen die Vorträge und Gespräche des ersten Tages, in den übrigen fünf Büchern zusammen aber nur die des zweyten Tages enthalten. Eine genauere Untersuchung hierüber ist aber von keiner Seite angestellt worden; sonst würde sich leicht ergeben haben, daß die Handschriften größtentheils darin übereinstimmen, daß sie das erste und zweyte Buch dem ersten, das dritte Buch dem zweyten, das siebente Buch dem dritten Tage zutheilen. Bey den drey übrigen Büchern fehlt die Bezeichnung der Tage fast durchaus. Es fragt sich also nächst dem, ob diese Eintheilung überhaupt Glauben verdient, ob diese drey Bücher, wie es von dem fünften wenigstens eine Handschrift angiebt, und es die Unterschriften des dritten Buches, die dieses als den Schluß des zweyten Tages bezeichnen, voraussetzen lassen, dem dritten Tage zuzutheilen sind? [1])

1) Die Handschriften, in denen ich Spuren von der Eintheilung der Saturnalien nach den Tagen des Festes gefunden habe, sind folgende: Von den von mir selbst verglichenen die Bamberger (B.) M. v. 5. membr. sec. X. und die Wolfenbüttler (G.) Gud. 312. membr. sec. XIII., welche aus einem Original geflossen zu seyn scheinen und nur die ersten 3 Bücher enthalten. Von den Pariser Handschriften, welche Hr. Dr. Pressel für mich verglichen oder an einzelnen Stellen nachgesehen hat, N. 6371. membr. sec. XI. (P. 1.), N. 5797 membr. sec. XIII. (P. 2.), N. 8677 membr. sec. XV. (P. 6.). Von den Floren-

Wollen wir hierüber ins Reine zu kommen suchen, so müssen wir zuvörderst auf eine bedeutende Umstellung und mehrere Ergänzungen Rücksicht nehmen, welche von Pontanus, wie er sagt, nach einer englischen, und zwar einer Cambridger, Handschrift vorgenommen worden, und aus seiner Ausgabe in alle späteren übergegangen sind, und untersuchen, mit welchem Rechte dieses geschehen ist.

Jene Umstellung betrifft die letzten acht Kapitel (13 — 20) des dritten Buches nach den vor 1597 erschienenen Ausgaben, welche als Kapitel 9 — 16 an das Ende des zweyten Buches versetzt sind; die Ergänzungen finden sich am Anfange und am Schlusse des dritten Buches, am Anfange des vierten und am Schlusse des sechsten Buches.

Meine Bemühungen über das Vorhandenseyn dieser Handschrift Auskunft zu erhalten, sind bisher erfolglos geblieben. Mehrere Gründe, die im Folgenden weiter aus einander gesetzt werden, machen dasselbe höchst zweifelhaft. Gibt oder gab es aber wirklich eine solche Handschrift, so ist sie nach meiner Ansicht als schmählich interpolirt zu betrachten; und verdient die Berücksichtigung, welche sie gefunden hat, durchaus nicht.

Dieß läßt sich am besten dadurch erweisen, daß wir den Plan des ganzen Werkes aus einander setzen.

(Fortsetzung folgt.)

---

tiner Handschriften, deren theilweise Vergleichung mir Herr Bibliothekar del Furia besorgt hat, Cod. VIII. Plut. 41. membr. sec. XII. (M. 1.) und Cod. XXV. Plut. XC. super. membr. sec. XIII. (M. 3.). Ferner eine Berner, N. 514. membr. sec. IX. (H.), nur das siebente Buch enthaltend, welche Herr Bibliothekar Alb. Jahn für mich verglichen hat. Endlich eine Vossische in der Leydener Bibliothek, über welche mir Hr. Professor und Bibliothekar Geel gütigst Aufschluß ertheilt hat, N. 93. membr. sec. XIII — XIV. (V.). In derselben finden sich folgende auf jene Eintheilung bezügliche Ueber= und Unterschriften.

a) Zu Anfang des ersten Buches:

Macrobii Theodosii V. C. et inlustris conviviorum primi diei Saturnaliorum incipit feliciter. B. G. M. 3.

Ambrosii Theodosii Macrobii Viri Clarissimi et Illustrissimi primi diei Saturnaliorum liber I. incipit. P. I.

b) Am Schlusse des zweyten Buches (nach den neuern Ausgaben nach dem achten Kapitel des zweyten Buches):

M. Th. viri et illustris (sic) Conviviorum primi diei Saturnaliorum liber II explicit. M. 1.

M. Th. Conviviorum primi diei Saturnaliorum explicit. B. G. M. 3. P. 2. (G mit dem Zusatz: Incipit secundus).

M. Th. V. illust. Conviviorum primi diei et secundi Saturnaliorum V. C. liber II. explicit. Incipit tertius feliciter. P. 6.

c) Am Schlusse des dritten (nach den neuern Ausgaben des zweyten) Buches:

M. Th. V. ill. Conviviorum secundi diei explicit. M. 1. 3.

M. Th. conviviorum secundi diei explicit liber tertius, incipit quartus feliciter. P. 6.

(In B. fehlt der Schluß; in G. steht nur: Explicit.)

d) Am Anfange des fünften Buches:

De stilo Virgilii liber V. Conviviorum tertii diei.

e) Am Schlusse des siebenten Buches:

M. Th. V. C. et Inl. Conviviorum tertii diei liber explicit. M. 1.

M. Th. V. C. et Inl.. Conviviorum tertii diei explicit. M. 3. H. V.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 38.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung am 6. July d. J.

Ueber die ursprüngliche Gestalt der Saturnalien des Macrobius.

(Fortsetzung.)

Das eigentliche Gespräch beginnt mit dem sechsten Kapitel des ersten Buches. Das Vorhergehende ist der Einleitung und einer kurzen Besprechung am Vorabende des Festes gewidmet, welche von der Eintheilung des Tages und einigen grammatischen Fragen handelt. Jenes geht von der Entstehung des Namens Prätextatus und anderer römischer Beynamen aus, von da auf die Saturnalien, Saturnus und Janus und die Sitte über, daß an diesem Feste die Sklaven vor den Herren speisten, was eine größtentheils aus Seneca entnommene Erörterung über den Menschenwerth der Sklaven herbeyführt; ferner auf die zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Eintheilungen des Jahres und das Kalenderwesen der Römer, wobey Prätextatus den Ausspruch Virgils (Georg. I, 5.):

> Vos quoque, labentem coelo qui ducitis annum,
> Liber et alma Ceres,

so erklärt, daß er sagt, der Dichter habe gewußt, daß das Jahr von den ältern Römern nach dem Mond, von den spätern nach der Sonne eingetheilt worden sey, was, auf die Aeußerung des Avienus, es komme ihm sonderbar vor, daß die Sonne bald Apollo, bald Liber, bald noch anders genannt werde, eine weitläufige Auseinandersetzung der Ansicht, daß alle Götter auf die Sonne zurückzuführen seyen, von Seiten des Prätextatus veranlaßt, worauf Evangelus sich spöttisch darüber äußert, daß sie den Virgil für so gelehrt hielten, während er doch selbst erklärt habe, seine Aeneide verdiene nichts anderes, als vernichtet zu werden. Hierüber werden alle so entrüstet, daß sie die Vorzüge des Dichters nach verschiedenen Seiten hin zu beleuchten versprechen. [2]) Dieß wird, da sie eben zu Tische gerufen werden, auf den Rath des Prätextatus, dem folgenden Tage vorbehalten, und zwar bestimmt, daß Eustathius mit der Besprechung des Virgil als Astronomen und Philosophen den Anfang machen, und ihm Flavianus mit dem Nachweise seiner genauen Kenntniß des Auguralrechtes folgen soll, worauf dann Prätextatus seinen Vortrag über die Einsicht Virgils in das Pontificalrecht anzuschließen verspricht. Außerdem verheißt Symmachus die nachdruckvollsten Erfindungen der Rhetorik bey ihm nachzuweisen, Eusebius über seine Redekunst zu sprechen, Eustathius noch außer dem Obigen zu zeigen, was er von den Griechen entlehnt habe, Furius und Cäcina Albinus, was er in Versen und einzelnen Worten von den alten römischen Dichtern in seine Werke aufgenommen habe. Avienus behält sich vor, Einzelnes

2) Vgl. I, 24. §. 2. ff. (Ich gebe die Paragraphen, in welche ich die Kapitel eingetheilt habe, mit an, um anzudeuten, wie weit die Stelle etwa von dem Anfange des Kapitels entfernt ist).

einzuwerfen, und giebt den Rath, wenn irgend etwas noch dunkel seyn sollte, sich deßhalb an Servius zu wenden.

Das zweyte Buch enthält die bey und nach dem Essen am ersten Tage geführten Gespräche, namentlich scherzhafte Anekdoten von berühmten Männern der früheren Zeit und eine Besprechung der Ansichten des Plato, Aristoteles, Sokrates und Hippokrates über den Sinnengenuß. Der Schluß fehlt. Pontanus reiht aber, wie erwähnt worden ist, hier die letzten Kapitel des dritten Buches an, so daß das Ganze, wie es scheint, vollkommen passend, mit den Worten: Atque ita facta discessio est, abschließt. Allein es entsteht nun die Frage, ob diese Worte so mit Recht als der Abschluß der Besprechungen des ersten Tages betrachtet werden, und nicht vielmehr nach den Unterschriften, welche sich nach demselben in einigen Handschriften finden, als Schluß der Versammlung des zweyten Tages anzusehen, und sammt dem Vorhergehenden an dem Ende des dritten Buches zu belassen sind?

Für das Letztere spricht die Ordnung in allen mir zu Gebote stehenden Handschriften, selbst in der einen Pariser (N. 6371), welche diese Worte als den Schluß des zweyten Buches bezeichnet. Hier ist nämlich an dem eigentlichen Schlusse des zweyten Buches kein Abschnitt gemacht, und das, was Pontanus als das dritte Buch betrachtet, in das zweyte mit eingerechnet. Es läßt sich aber auch in den versetzten Kapiteln selbst Manches nachweisen, was nur gestattet, sie zu den Besprechungen am zweyten Tage zu rechnen.

Einmal wird, wenn sie an das zweyte Buch angereiht werden, das Auftragen des Nachtisches an einem und demselben Tage zweymal erwähnt [3]). Wenn nun anders W. A. Becker [4])

3) Einmal heißt es II, 8. §. 1. His dictis excitata laetitia . . . mensas secundas minister admovet; das andere Mal III, 18 (II, 14.) §. 1. Adhuc dicente Furio secundae mensae inlata bellaria novo sermoni principium dederunt.

4) Im Gallus Th. II. S. 141. Die Stelle des Petronius Satyr. c. 68. lautet: Interposito deinde spatio quum secundas mensas iussisset adferri sustulerunt servi omnes mensas et alias attulerunt. Eine andere Erklärung findet sich bey Forcellini s. v. mensa, wo es heißt: Videtur mensa significare parvam aliquam tabulam, vel lancem, vel quid simile, singulis convivis appositum in mensa communi ad reponendas dapes, quae divisae iis distribuebantur, und damit der bey Virgil Aen. III, 257. et 394; VII. 116 et 125 vorkommende Gebrauch, die Speisen auf viereckige Stücken Brod zu legen, welche dort auch mensae heißen, in Verbindung gebracht wird. Demnach wäre, nach unserer Weise zu sprechen, das Hinstellen der Dessertteller darunter zu verstehen. Diese Erklärung scheint der Umstellung des Pontanus einiger Maßen günstig zu seyn; doch ist außerdem, daß an der erstern Stelle schon das Wort bellaria besprochen wird, noch zu beachten, daß vor der zweyten Stelle offenbar ein eigentliches Tischgespräch vorhergeht, welches nach der Anordnung des Pontanus erst nach Vollendung der eigentlichen Mahlzeit hätte Statt finden müssen.

die auf ein wirkliches Aufstellen anderer Tische nach der Mahlzeit sich beziehenden Worte bey Petronius mit Recht als einen schalen Witz betrachtet, so läßt sich nicht einwenden, es könne an der einen Stelle das Aufstellen anderer Tische, an der andern das wirkliche Auftragen des Nachtisches gemeint seyn, zumal da an der ersteren Stelle Flavius und Albinus, ohne Zweifel, weil sie den Nachtisch auftragen sehen, sich veranlaßt finden, zu besprechen, was Varro unter dem Worte bellaria verstehe.

Ferner werden, wenn wir dieses als den Schluß der Unterredungen am erstrn Tage betrachten, für den zweyten Tag zwey verschiedene Versammlungsorte angegeben. Hier fordert nämlich Prätextatus auf, am folgenden Tage in dem Hause des Symmachus zusammen zu kommen [5]), während am Schlusse des ersten Buches Flavius die Anwe-

5) III, 20 (II, 16.) §. 8. Inter haec Praetextatus: Vellem Servium nostrum diutius audire: sed hora nos quietis admonet, ut exorto iubare eloquio Symmachi domi suae fruamur, wo Pontanus eloquio Symmachi donisque lesen will.

senden für den folgenden Tag zu sich einladet [6]). Wenn Pontanus an der ersteren Stelle die Schwierigkeit durch eine Aenderung zu beseitigen sucht und die Behauptung aufstellt, weder diese noch irgend eine andere Zusammenkunft habe im Hause des Symmachus, sondern bey Vettius Prätextatus Statt gefunden, so läßt sich außer der andern Stelle, zu welcher er nichts bemerkt hat, noch geltend machen, daß die Abwechslung schon in der Einleitung ausgesprochen ist [7]), und daß die Zusammenkunft am dritten Tage doch gewiß in das Haus des Symmachus verlegt seyn mußte, wenn dieser auf den Wunsch des Eustathius, einen Virgil zur Hand zu haben, denselben aus seiner Bibliothek herbeyholen läßt [8]).

Endlich läßt sich auch nicht so leicht, als Pontanus will, darüber hinweggehen, daß hier Symmachus als der nächste Redner genannt ist, während nach seiner Anordnung der Vortrag des Prätextatus folgt [9]). Der Vortrag des Symmachus kann nämlich vor diesem nicht ausgefallen seyn, da nach der oben erwähnten Stelle [10]) Prätextatus ausdrücklich versprochen hat, nach Eustathius und Flavianus sprechen zu wollen, und der Vortrag des Symmachus sich von dem verwandten des Eusebius, den wir nach Pontanus im vierten Buche haben, nicht wohl trennen läßt. Sehen wir auf den in den Handschriften sich findenden Anfang des fünften Buches, so ist daraus abzunehmen, daß Eusebius von den beyden zuletzt sprach [11]), daß also mit Recht nach der vor Pontanus allgemeinen Anordnung Symmachus als der erste Redner für den dritten Tag bezeichnet wird. Ob übrigens das, was uns im vierten Buche erhalten ist, wirklich dem Vortrage des Eusebius angehört, wie es nach den Zusätzen des Pontanus der Fall wäre, ist nicht als ausgemacht zu betrachten, da sich Symmachus und Eusebius so in die Betrachtung der Virgilischen

---

6) I, 24. §. 22. Et Flavianus: Ex placita iam vos lege convenio, ut sequenti die penates mei beari se tanti coetus hospitio glorientur. His cum omnes assensi essent, ad coenam . . . concesserunt.

7) I, 1, §. 1. Convivia quoque sibi mutua comitate praebentes. — I, 2. §. 5. Sed quodnam istud convivium? An vero dubitandum non est, quin id dicas, quod doctissimis procerum ceterisque nuper apud Vettium Praetextatum fuit et discurrens post inter reliquos grata vicissitudo variavit.

8) V. 3. §. 17. Cedo igitur, Eustathius ait, Virgilianum volumen, quia locos singulos eius inspiciens Homericorum versuum promptius admonebor. Cumque Symmachi iussu famulus de bibliotheca petitum librum detulisset, temere volvit Eustathius, ut versus, quos fors obtulisset, inspiceret.

9) Vgl. N. 5. Daß im dritten Buche der Vortrag des Prätextatus enthalten sey, besagt die Ergänzung des Pontanus am Anfange desselben ausdrücklich; allein auch abgesehen von dieser ergiebt es sich aus der Vergleichung des Inhaltes mit dem Prätextatus (I, 24. §. 14.) gegebenen Versprechen, und aus seinem von Kapitel 10 beginnenden Zwiegespräch mit Evangelus.

10) I, 24. §. 19. His dictis et universo coetui complacitis Praetextatus cum in se conversa omnium ora vidisset: Philosophia, inquit, quod unicum est munus deorum et disciplina disciplinarum honoranda est anteloquio. Unde meminerit Eustathius primum sibi locum ad disserendum omni alia professione cedente concessum. Huic tu, mi Flaviane, succedes, ut et auditu vestro recreer et aliquanto silentio instaurem vires loquendi. — Das. §. 21. Sed et Eustathius et post hunc Nicomachus meminerint crastina dissertatione servari sibi anteloquii functionem. An der letzteren Stelle steht in der Stephanischen Ausgabe und den folgenden fälschlich statt Nicomachus der Name Symmachus. Schon Gronov hat bemerkt, daß jener Name nach der von Pontanus zu I, 17. mitgetheilten Inschrift, in welcher ein Virius Nicomachus Flavianus erwähnt wird, wie nach den älteren Ausgaben und seiner Handschrift hergestellt werden müsse. Es ist aber erst in der Zweibrücker Ausgabe wirklich geschehen. Meine Handschriften bestätigen diese Aenderung durchaus.

11) V. 1. §. 1. Post haec cum paulisper Eusebius quievisset, omnes inter se consono murmure Virgilium non minus oratorem quam poëtam habendum pronuntiabant.

Gedichte in rhetorischer Hinsicht getheilt haben [12]), daß es nicht recht klar ist, wohin das Vorhandene zu rechnen sey, wo von den Redefiguren, namentlich von dem Ausdrucke der Gemüthsbewegungen die Rede ist. Nach meiner Ansicht ist es wahrscheinlicher, daß es ein Theil des Vortrages des Symmachus ist, und also die größere, durch den Ausfall des Vortrages des Eusebius und eines Theiles des Vortrags des Symmachus entstandene, Lücke nach dem uns als viertes Buch überlieferten Theile des Vortrages des Symmachus angenommen werden muß.

Fassen wir die oben erwähnten Ergänzungen des Pontanus, da sie mit der von ihm vorgenommenen Umstellung zum Theil in unmittelbarer Verbindung stehen, in das Auge, so haben wir in den an der Spitze des dritten Buches stehenden Worten [13]) zuerst nach dem Obigen zu beanstanden, daß die Zusammenkunft nach denselben in dem Hause des Prätextatus Statt finden soll. Die Worte, mit denen dieses gesagt ist, erinnern an den Anfang des Gespräches im ersten Buche [14]). Das Folgende ist Wort für Wort aus jenem Buche entnommen [15]), was Macrobius wohl nicht auf diese Weise gethan haben würde, da der Sprecher hier ein anderer ist, und eine so wörtliche Wiederholung um so unnatürlicher ist, da dieses mit der Rede des Prätextatus, in welcher diese Worte das erste Mal vorkommen, gar nicht auf einen Tag fällt.

(Fortsetzung folgt.)

12) I, 24. §. 12. Et ne videar (inquit Symmachus) velle omnia unus complecti, spondeo violentissima inventa vel sensa rhetoricae in Virgiliano me opere demonstraturum. Eusebio autem oratorum eloquentissimo non praeripio de oratoria apud Maronem arte tractatum.

13) Die Ergänzung am Anfange des dritten Buches lautet folgendermaßen: Congregatis in tempore constituto in domo Vettii qui venire debuerant, ante (nach den Noten dazu hat die Handschrift inter) caenandum coepit Evangelus Vettium taliter compellare: Dixisti, inquit, mi Vetti, inter omnia quibus eminet laus Maronis hoc te lectorem assiduum admirari quia doctissime ius pontificium, tanquam hoc professus, in multa et varia operis sui parte servavit. Et si tantae dissertationis sermo non cederet, promisisti fore ut Vergilius noster Pontifex maximus videretur. Nunc igitur comple promissum, vel sermonem a memoria tua credam cessisse vel potius praesulem nostrum Vergilium Pontificem ignorasse. Tunc Praetextatus decenti rubore perfusus: Non, inquit, o Evangele, propter verba tua magis vana quam vera, sed propter totius coetus reverentiam, quem scio avide istud audire, ostendam nec me sermonis oblitum nec sacrorum Vergilium imperitum. Hoc autem reputo principialiter praemittendum quoad hoc quis diis superis rem sacram recte perficiat. prius eum rite purificari oportere. Et hoc Vergilius prius plane demonstrat, quum Aeneam Pontificem introducit patri suo sic loquentem. — Statt dessen haben die Handschriften und alten Ausgaben nur: violatum cum se nosset multa caede pollutum. Die darauf folgenden Verse Virgils sind (Aen. II, 717 ff.):

Tu genitor cape sacra manu patriosque Penates:
Me bello e tanto digressum et caede recenti
Attrectare nefas, donec me flumine vivo
Abluero.

14) I, 6. §. 1. Postero die ad aedes Vettii matutini omnes, inter quos pridie convenerat, adfuerunt.

15) Vgl. I. 24. §. 14. Et Vettius: Equidem inter omnia, quibus eminet laus Maronis, hoc adsiduus lector admiror, quia doctissime ius pontificium tamquam hoc professus in multa et varia operis sui arte servavit: et si tantae dissertationi sermo non cesserit, promitto fore, ut Virgilius noster pontifex maximus adseratur. Die Ausgaben haben dissertationis; der Interpolator scheint auch außerdem die Lesart parte vor sich gehabt zu haben, welche meine Handschriften außer der Pariser P. 1, wie auch die ältern Ausgaben bieten.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 39.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-Philologische Classe.

Sitzung am 6. July d. J.

Ueber die ursprüngliche Gestalt der Saturnalien des Macrobius.

(Fortsetzung.)

Der hämische Charakter des hier redend eingeführten Evangelus ist durch Hinzufügung der Worte, in welchen er ausspricht, wenn Prätertatus sein Versprechen nicht erfüllte, so müßte man entweder von Virgil oder von ihm eine nachtheilige Meinung bekommen, einigermaßen gewahrt; nicht so der des Prätextatus. Für ihn, als den würdevollsten unter der ganzen Versammlung, will das Erröthen nicht recht passen, das sonst wohl auf nicht ungeeignete Weise dem jugendlichen Servius beygelegt wird [16]; und in solchen Dingen pflegt Macrobius ziemlich genau zu seyn. Endlich paßt der Uebergang, in dem es heißt, Virgil habe wohl gewußt, daß man sich gehörig reinigen müsse, um eine heilige Sache recht verrichten zu können, weit weniger als die dadurch verdrängten, freylich fragmentarischen Worte in den Handschriften und alten Ausgaben, in denen der Sinn liegt, „er nahm die Penaten nicht selbst, da er sich durch vielfachen Mord befleckt wußte," zu den folgenden Versen des Virgil, in welchen Aeneas seinem Vater aufträgt, die Penaten zu tragen, weil er sie nicht anrühren dürfe, bevor er sich im Flußwasser gewaschen habe. Außerdem ließe sich hier, wie in den übrigen Zusätzen, Manches hervorheben, was der Ausdrucksweise des Macrobius nicht entsprechend ist; doch wollen wir nicht so sehr in's Einzelne eingehen.

Schlagender tritt die Unächtheit in dem Zusatze an dem Schlusse des dritten Buches hervor [17]. Hier hätte Prätextatus die Frage des

16) Vgl. I, 2. §. 15. Servius inter grammaticos doctorem recens professus iuxta doctrinam mirabilis et amabilis verecundiae; und VII. 9. §. 1. His dictis cum ad interrogandum ordo Servium iam vocaret, naturali pressus ille verecundia usque ad proditionem coloris erubuit.

17) Der Zusatz an dem Schlusse des dritten Buches nach der Anordnung des Pontanus (nach den frühern Ausgaben, am Schlusse des zwölften Kapitels) lautet: Tunc Servius respondere rogatus, ait: Leges Ceres dicitur invenisse; nam et sacra ipsius Themisferia (in der Note verbessert in Thesmophoria) vocantur. Sed hoc ideo fingitur, quia ante inventum frumentum a Cerere passim homines sine lege vagabantur: quae feritas interrupta est invento usu frumentorum: itaque ex agrorum divisione inventa sunt iura. Phoebus vero praeest auspiciis. Lyaeus vero, id est Liber, urbibus liberatis est deus, unde Marsyas eius minister in civitatibus libertatis est indicium. Communis hoc habet sensus, quod Dido sacrificabat numinibus quae urbi praesunt, quasi nuptura pro reipublicae utilitate. Demum Junoni, cui curae sunt nuptiae. Est etiam sensus altior.

Evangelus beantworten sollen; statt dessen wird die Antwort auf eine ungeschickte Weise, wie sonst nirgends, dem Servius zugewiesen, und was er spricht, ist Wort für Wort aus dem Commentar des Servius zu Virgil entnommen [18]). Die beyden Erklärungen der Stelle passen aber hierher durchaus nicht. Doch am auffallendsten sind die Schlußworte: Et sic Junonem conciliavit noster Servius. Da die Bemerkung des Servius mit den Worten: Et sic Junonem conciliat schließt, so könnte man vermuthen, es habe Jemand diese Bemerkung mit dem Schlusse: Et sic Junonem conciliavit noster, und der Unterschrift Servius in seinem Exemplar an den Rand geschrieben, und so sey dann der Zusatz in jener Handschrift entstanden, deren Daseyn wir nicht geradezu abläugnen wollen, da der Betrug von Seiten des Pontanus doch gar zu arg wäre, wenn er, wie es zu diesen Ergänzungen hier und da geschehen ist, zu seinen eignen Worten Varianten anführte.

Nicht besser steht es um die dem vierten Buche vorgesetzten Worte [19]). Statt daß, wie es hier das Folgende durchaus erfordert, von der heftigen Gemüthsbewegung die Rede wäre, welche ein gänzliches Erstarren herbeyführt, werden nach einigen nichts sagenden Einleitungsworten in einer sonst bey Macrobius nicht vorkommenden Weise einzelne mit dem Zwecke des Vortrags in keiner Verbindung stehende Worte aus den vorausgehenden Versen Virgil's angeführt.

Am Schlusse des sechsten Buches ist eine Antwort des Servius weggefallen. Was war hier natürlicher, als daß sich der Interpolator wieder an den Commentar desselben zu Virgil hielt. Als er zu der hier angeführten Stelle nichts bemerkt fand, wandte er sich zu der Stelle desselben Buches der Aeneide, wo er die aus Tannenholz geschnittenen Rippen des trojanischen Pferdes erwähnt fand, und schrieb das dort stehende ab, ohne darauf zu achten, daß es zu der vorausgehenden Frage, die sich auf die ahornenen Balken in jenem Pferde bezieht, nur zum Theil einigermaßen paßt [20]). Hierauf wird nicht, wie an dem Schlusse der ersten Unterhaltung

---

Nam facturi aliquid ante adversos placamus deos et sic propitiis supplicamus, ut: Nigram hiemi pecudem, Zephyris felicibus albam. Igitur ante placat Cererem nuptura, quae propter raptum filiae nuptias execratur, et Apollinem, qui expers uxoris est, et Liberum, qui nisi raptam uxorem habere non potuit. Et sic Junonem conciliavit noster Servius. Cum autem his dictis omnes applausissent, placuit eis audire Eusebium, quo noster Vergilius tanquam rhetor effulsit.

18) Vgl. zu Virg. Aen. IV, 58.

19) Die Ergänzung am Anfange des vierten Buches lautet: Tunc Eusebius taliter exorsus est: Rhetores omnes orationibus patheticis studere palam est, quales multas non erit difficile in Vergilio reperire. Nam Aeneam apud inferos Didoni fugienti loquentem inducit:

Invitus regina tuo de littore cessi,
Sed me iussa deum
Imperiis egere suis.
Siste gradum teque aspectu ne subtrahe nostro

subiungit:

Nec magis incepto vultum . . .

Die Handschriften und alten Ausgaben beginnen nämlich mitten im Verse:

. . . sermone movetur.

20) Am Schlusse des sechsten Buches ist Folgendes hinzugefügt: Tum Servius: Non sine ratione Vergilius hoc loco abietem commemorat, item acerem et pinum paulo post; nam fulminata abies interitum dominae significabat: et Troia per foeminam periit. Acer autem in tutela stuporis, et viso equo stupuere Troiani, ut pars stupet innuptae donum exitiale Minervae. Pinus quidem in tutela est Matris Deum, sed et fraudium et insidiarum, quia eius poma cadentia per fraudem interimunt et hic scilicet equus plenus insidiarum est. His a Servio peroratis statuerunt in crastino Flavianum audire, quoniam (nach der Note dazu soll gelesen werden quo etiam) Maro in augurali iure refulsit.

Dieß soll die Antwort seyn auf das Vorausgehende: Subiecit Avienus:

— Cum iam trabibus contextus acernis
Staret equus:

Scire vellem in equi fabrica casune an ex industria hoc genus ligni nominaverit? Diese

am ersten Tage, gemeldet, daß sie sich darauf zu Tische begaben, sondern nur hinzugefügt, am folgenden Tage sollte Flavianus seinen Vortrag über die Kenntniß des Virgil von dem Auguralrechte halten, der nach Pontanus ein achtes Buch ausgemacht hätte, und auf den dritten Tag des Festes gefallen wäre. Nach dem Obigen wird aber diesem Vortrage von Macrobius selbst seine Stelle vor dem des Prätextatus angewiesen und für den zweyten Tag bestimmt; er wäre also, wenn er wieder aufgefunden würde, vor dem dritten Buche einzuschalten. Der Ausdruck in den Schlußworten verräth offenbar dieselbe Hand, als der Schluß der Ergänzug am Ende des dritten Buches, wo eben so ungehörig als am Anfange des vierten Eusebius als Sprecher des Folgenden eingeführt wird.

Wer möchte nach dieser Auseinandersetzung wohl noch daran zweifeln, daß diese Ergänzungen als Interpolationen zu betrachten sind? Sind sie aber unächt, so fällt mit denselben nicht nur die einzige Stütze für die erwähnte Umstellung, sondern es zeigt vielmehr ihre Unächtheit mehr als alles Andre wider die Glaubwürdigkeit jener, welche ja auf derselben Autorität beruht.

Ist somit die von Pontanus vorgenommene Umstellung beseitigt, und andererseits anerkannt, daß der Schluß der versetzten Kapitel nothwendig den Schluß der Besprechungen an einem Tage bilden mußte: so kann auch über die Eintheilung des Ganzen kein Zweifel mehr Statt finden. Es ergiebt sich nämlich, daß das erste und zweyte Buch dem ersten Tage, das dritte dem zweyten und die vier übrigen dem dritten Tage angehören.

Dagegen möchte sich nur die Einwendung machen lassen, daß auf diese Weise der Stoff allzu ungleich vertheilt wäre; doch dieß scheint nur der Fall zu seyn, wenn wir, statt auf den Stoff selbst zu sehen, uns durch die jetzige Eintheilung in 7 Bücher irre leiten lassen, welche offenbar erst gemacht wurde, als die fehlenden Theile verloren waren; was sich daraus abnehmen läßt, daß sie nur durch die Unterschriften einer einzigen der von mir benützten Handschriften [21]) bestätigt wird, während andere eine Eintheilung in 5 oder 4 Bücher haben [22]). Wenn wir den Stoff selbst betrachten, so ist das dem zweyten Tage Zugewiesene keinesweges so unbedeutend. Es kommen nämlich auf denselben die drey Vorträge, für welche am Schlusse der erstern Unterredung des ersten Tages [23]) die Ordnung bestimmt worden ist: 1) der Vortrag des Eusathius über Virgil's Kenntniß von der Astronomie und der Philosophie, 2) der Vortrag des Flavianus über das Auguralrecht, 3) der des

Stelle ist aus Virg. Aen. II, 112, die Antwort aber aus der Bemerkung des Servius zu II, 16. — sectaque intexunt abiete costas, entnommen.

21) Die oben schon (Note 1) erwähnte Pariser Handschrift N. 8677. (P. 6.) hat außer den dort angeführten Unterschriften am Schlusse des sechsten Buches: Macrobii Theodosii liber sextus explicit: sequitur liber septimus feliciter; und am Schlusse des siebenten Buches: M. Th. Saturnatiorum liber septimus et ultimus explicit feliciter.

22) So hat die zweyte Florentiner Handschrift, Cod. XXXVI. Plut. LXV. membr. sec. XV. (M., 2), in welcher die Unterschriften durchaus nur die Zahl der Bücher angeben, am Schlusse des dritten Buches der vor Pontanus gewöhnlichen Ordnung ganz entsprechend: Saturnaliorum liber III explicit. Incipit IIII. Die drey folgenden Bücher sind aber in eines zusammengefaßt. Die nächste Unterschrift unter dem sechsten Buche lautet: Macrobii Theodosii Saturnaliorum liber IIII explicit. Eiusdem incipit liber quintus et ultimus, und unter dem siebenten Buche steht: Macrobii Theodosii viri illustrissimi Saturnaliorum liber quintus et ultimus explicit feliciter. Deo gratias. — Aehnlich ist die Eintheilung in der Pariser Handschrift N. 6371. (P. 1.). Doch da in dieser unter dem dritten Buche steht: Explicit liber II Saturnaliorum. Incipit tertius in laude Virgilii, trägt das siebente Buch die Ueberschrift: Incipit liber IIII de diversis quaestionibus; eine Unterschrift hat dasselbe nicht.

23) Vgl. Note 10.

Prätextatus über das Pontificalrecht; und als Gegenstand der Unterredung bey und nach der Mahlzeit 1) die Besprechung des Luxus der Römer bey Tische, und 2) die Aufzählung der verschiedenen bey dem Nachtische vorkommenden Früchte. Es ist also diesem Tage ursprünglich nicht weniger zugewiesen, wohl aber von dem ihm Zugewiesenen mehr verloren, als bey den übrigen.

Von den Unterredungen am ersten Tage fehlt nämlich nichts als der Schluß. Von den beyden ersten am dritten Tage gehaltenen Vorträgen, des Symmachus und des Eusebius, ist der eine ganz, der andere zum Theil verloren. Alles übrige aber, was in dem oben angeführten Plane enthalten ist, findet sich im fünften und sechsten Buche wirklich vor; im fünften der zweyte Vortrag des Eustathius über dasjenige, was Virgil aus griechischen Schriftstellern, namentlich aus Homer entlehnt hat und über das Verhältniß, in welchem die Homerische und die Virgilische Behandlung gleicher Stoffe zu einander stehen; im sechsten 1) der Vortrag des Furius Albinus über das, was Virgilius ganz oder theilweise aus alten lateinischen Dichtern entlehnt, was er scheinbar aus dem Homer entnommen, in Wahrheit aber von ältern lateinischen Dichtern überkommen habe, und 2) der Vortrag des Cäcina Albinus über die lateinischen und griechischen Wörter, welche Virgil zuerst in die römische Litteratur eingeführt zu haben scheine, während sie doch bey früheren Dichtern schon vorkämen; nach welchem 3) Servius auf des Cäcina Wunsch nachweist, welche Figuren Virgil von andern Dichtern entlehnt habe, und auf mehrere Fragen des Avienus antwortet, so daß am Schlusse nur weniges zu fehlen scheint [24].

24) Der erste Vortrag ist im Kap. 1 — 3 enthalten; der zweyte im Kap. 4, 5; der dritte im Kap. 6; die Beantwortung der Fragen des Avienus im Kap. 7 — 9.

Das siebente Buch enthält das Tischgespräch am dritten Tage. Nach Besprechung einiger Fragen über eine zweckmäßige Unterhaltung bey Tische kommen sie überein, alle nach der Reihe dem Arzte Dysarius Fragen aus dem Gebiete der Naturgeschichte und der Medizin vorzulegen. Die Fragen aller Gegenwärtigen nebst deren Beantwortung und hier und da der Besprechung einer entgegengesetzten Ansicht finden sich vor [25]), so daß am Schlusse, wo offenbar noch etwas weggefallen ist, nicht viel zu fehlen scheint, vielleicht, wie in allen Handschriften des ältern Plinius außer der Bamberger, nur so viel, als gerade in der Handschrift, aus welcher alle vorhandene geflossen sind, auf dem letzten Blatte stand.

Hiermit könnte die Frage über die ursprüngliche Gestalt der Saturnalien als vollkommen gelöst erscheinen, wenn nicht Caspar Barth den Commentar zu dem aus dem sechsten Buche des Cicero vom Staate allein erhaltenen Traume des Scipio als einen Theil der Saturnalien angesehen hätte, und nicht wirklich in den Saturnalien einige Stellen vorkämen, welche eine solche Ansicht zu begünstigen scheinen.

(Schluß folgt.)

25) Die allgemeinen Fragen werden im Kap. 1 — 3 abgehandelt. Im Folgenden finden sich die Fragen 1) des Prätextatus Kap. 4. §. 4. — 2) Des Flavianus Kap. 6. §. 14. — 3) Des Symmachus Kap. 7. §. 13. — 4) Des Furius Albinus Kap. 8. §. 1. — 5) Des Cäcina Albinus Kap. 8. §. 7. — 6) des Evangelus Kap. 9. §. 1. und Kap. 16. §. 1. — 7) Des Eusebius Kap. 10. §. 1. — 8) Des Servius Kap. 11. §. 3. — 9) Des Avienus Kap. 12. §. 1. — 10) Des Horus Kap. 13. §. 1. — 11) Des Eustathius Kap. 14. §. 1.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 40.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 32. August.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-Philologische Classe.
Sitzung am 6. July d. J.

Ueber die ursprüngliche Gestalt der Saturnalien des Macrobius.

(Schluß.)

Jener Gelehrte versichert nämlich, in einer der ihm zu Gebot stehenden Handschriften jenes Commentar's denselben dem dritten Tage der Saturnalien zugewiesen gefunden zu haben, und er scheint geneigt, denselben an die Stelle des dritten Buches der Saturnalien zu setzen, weil im Eingang dieses Buches das Haus des Vettius als Versammlungsort bezeichnet, am Schlusse des zweyten aber das Haus des Symmachus für den folgenden Tag dazu bestimmt würde [26]. Es ist klar, daß er sich hierbey durch die unrichtigen Ueberschriften der einzelnen Bücher, so wie durch die Umstellung und die Interpolationen, welche sich in allen Ausgaben seit Pontanus finden, irre führen ließ; denn, wenn dieser Commentar wirklich an die Stelle des dritten Buches gesetzt würde, so würde er gar nicht, wie Barth's Handschrift angiebt, dem

26) In der Notitia literaria de Macrobio vor der Zweybrücker Ausgabe S. III. findet sich Folgendes: Commentarios illos partem esse Saturnaliorum, perperam ab iis divulsam, notat Barthius ad Claudianum pag. 918. Idem pag. 791: Somnii commentationem partem esse Saturnaliorum, suspicari faciunt manu exaratae membranae, in quarum antiquissimis reperi: Macrobii Theodosii Viri Consularis et illustris Commentariorum tertiae diei Saturnaliorum liber primus incipit: ut non in libros opus illud suum, sed in dies distribuisse videatur Macrobius; singulorum autem dierum operas aliquot libris distinxisse, quorum tertium occuparint hi de somnio Scipionis Commentarii. Quae res et reliquorum tenori congruit, qui non aliter interiores Maronis sensus et doctrinam inquirunt, quam iste Marci Tullii. Potest autem, ut ante exordium tertii huius Saturnaliorum libri exciderit minutum quoddam Epistolium, quod hos Commentarios ordini operis instituti conciliaverit; tertius vero quartusque, ut hodie positi sunt, vix unum librum faciunt, ubi cum praecedentibus et sequentibus comparaveris. Nec tertius omnino secundum, talis quidem sequi debet: cum finis secundi dicat alterius diei operas apud Symmachum disceptandas esse, principium autem tertii de Vettii domo, ubi conventum fuerit, sermonem habeat. Omnino aliis libris inventis opus erit, ut is auctor concilietur ordini suo, quos inquirere adhortor, quibus talium copia est. — Man könnte vermuthen, die angeführte Ueberschrift stamme aus einer Handschrift, in der, wie in der Münchner (früher Salzburger Sal. aul. 38.), der Commentar auf die Saturnalien folgte, und als Unterschrift für diese und Ueberschrift für jene etwa Folgendes stand: M. Th. viri ill. Conviviorum tertii diei Saturnaliorum explicit. Liber primus incipit in Somnium Scipionis.

dritten, sondern dem zweyten Tage zufallen und den Plan des Werkes gänzlich zerstören. Dieß bedarf also keiner weiteren Widerlegung, und wenn wir untersuchen, ob die Angabe jener Handschrift, mit welcher übrigens von den fünfzehn Handschriften, welche ich ganz oder theilweise zur Verbesserung dieses Werkes benützt habe, auch nicht eine übereinstimmt, so zeigt sich einmal, daß der dritte Tag schon an sich so reichlich bedacht ist, daß demselben ein so ausführlicher Vortrag nicht mehr zugewiesen werden kann, und daß dieser ganz und gar außerhalb des im ersten Buche entworfenen Planes liegt, daß sich, wenn er mit den Saturnalien in Verbindung gebracht werden soll, nur annehmen ließe, es wäre in dem verlorenen Theile der Unterredungen des dritten Tages eine weitere Besprechung für einen oder mehrere folgende Tage festgesetzt worden.

Diese Annahme scheint dadurch eine Stütze zu erhalten, daß an der oben erwähnten Stelle, an welcher sich Evangelus darüber aufhält, daß man den Virgil für einen Philosophen ausgeben wolle, worauf dann die übrigen erklären, die Vorzüge des Dichters nach verschiedenen Seiten hin beleuchten zu wollen, auch Cicero von ihm als ein schlechter Philosoph erwähnt wird, worauf ihm Symmachus antwortet, über Cicero wollten sie später sprechen [27]). Es kommt also nun darauf an, ob Grund vorhanden ist, zu glauben, daß Macrobius seine Saturnalischen Gespräche über drey Tage hinaus ausgedehnt habe, und ob, wenn dieß der Fall seyn sollte, jener Commentar von der Art ist, daß er als ein Theil dieser weiteren Vorträge betrachtet werden könnte.

Für das Erstere scheint der Umstand zu sprechen, daß Macrobius in der Einleitung von diesen Zusammenkünften die Ausdrücke: „mehrere“ und „so viele Tage“ braucht [28]), und sagt, die Zusammenkünfte hätten bey Vettius Prätextatus begonnen und seyen dann „bey den Uebrigen“ herumgegangen [29]). Allein faßt man die Sache näher in's Auge, so giebt einmal der noch dazu deminutive Ausdruck complusculi gar keinen Ausschlag, und wo von so vielen Tagen die Rede ist, ist ausdrücklich das Gespräch an dem Vorabende mit einbegriffen [30]), so daß, auch wenn wir bey dem Bekannten stehen bleiben, vier Tage darunter verstanden sind, was gewiß keinem Anstande unterliegt. Für „die Uebrigen“ ist aber der Ausdruck reliqui gebraucht, welcher keineswegs eine Nöthigung enthält, ihn auf alle Uebrigen zu beziehen.

Blicken wir aber auf die Festzeit, welche bey der Bestimmung der Zahl der Tage, an denen die Zusammenkünfte gehalten wurden, vorzugsweise entscheidend ist, so erhalten wir von dieser Seite her, da Macrobius selbst sagt, sie sey von Augustus auf drey Tage festgesetzt worden [31]), geradezu die Anleitung, bey der Zahl von Tagen stehen zu bleiben, in welcher sich das anerkannter Maßen zu den Saturnalien Gehörige abschließt.

Außerdem ist noch in Anschlag zu bringen, daß eine jede der theilnehmenden Personen in den besprochenen Vorträgen und Unterredungen der-

27) I, 24. §. 3. Nisi forte, ut Graeci omnia sua in immensum tollunt, nos quoque etiam poëtas nostros volumus philosophari, cum ipse Tullius qui non minus professus est philosophandi studium quam loquendi, quotiens aut de natura deorum aut de fato aut de divinatione disputat, gloriam, quam oratione conflavit, incondita rerum relatione minuat. Tum Symmachus: De Cicerone, Evangele, qui vitiis inpenetrabilis est, post videbimus etc.

28) I, 2, §. 2. convivio per complusculos dies continua comitate renovato. — Das. §. 12. quae vel in conviviis vel maxime extra mensam ab iisdem per tot dies dicta sunt; u. das. §. 13. Cave aestimes diem unum referendis quae per tot dies sunt dicta, sufficere.

29) Vgl. Note 7.

30) I, 2. §. 13. Nam et quae pridie quam adessem inter eos dicta sunt, Avieno mihi insinuante comperta sunt.

31) I, 10. §. 4. Sed Mallius ait eos, qui se, ut supra diximus, Saturni nomine et religione defenderant, per triduum festos instituisse dies et Saturnalia vocavisse, unde et Augustus huius, inquit rei opinionem secutus in legibus iudiciariis triduo servari ferias iussit.

maßen ihre Bestimmung erfüllt hat, daß keine mehr als überflüssig erscheint, indem selbst Horus, der nach dem Bisherigen als bedeutungslos für den Gang der Unterredungen gelten könnte, 1) als Aegyptier den Cultus des Saturnus in seinem Vaterlande auseinandersetzt, und dann sich nach einigen Punkten in dem römischen Kalenderwesen erkundigt, zu deren Besprechung keine Gelegenheit gewesen wäre, wenn er sie nicht als Fremder gegeben hätte; und 2) als Cyniker durch eine Beobachtung, die er bey dem Waschen eines einzigen Gewandes gemacht haben will, auf die Besprechung der verschiedenen Wirkungen des Fluß- und Seewassers hinführt [32]), so daß, wenn etwa noch am Schlusse Decius dem Postumionus, welcher nach der Einleitung ihm über die bey den Zusammenkünften vorgekommenen Vorträge und Gespräche berichtet, mit einigen Worten seinen Dank dafür abstattete, das Ganze, so weit man es von diesem Verfasser erwarten kann, abgerundet erscheint.

Demnach sind die Worte des Symmachus, daß sie später von Cicero sprechen wollten, wohl nicht als so ernstlich gemeint zu betrachten. Höchstens könnte man daraus abnehmen, daß Macrobius vorhatte, ein ähnliches Gespräch zu schreiben, in welchem Cicero den Hauptgegenstand der Besprechung ausmachte, daß er aber dann seinen Plan änderte, und statt dessen den Commentar zum Traume des Scipio schrieb.

Daß dieser Commentar kein Theil der Saturnalien oder eines ähnlichen Gespräches war, geht unbestreitbar daraus hervor, daß er durchaus als ein selbstständiges Werk erscheint, in welchem Macrobius überall in seinem eignen Namen spricht, und seinen Sohn, welchem dieses Werk eben so wie die Saturnalien gewidmet ist, am Anfange der beyden Bücher anredet, was bey den Saturnalien nur an der Spitze des ganzen Werkes geschieht, und nirgends der geringste Anlaß zu der Vermuthung gegeben wird, daß hier irgend einmal eine dialogische Form bestanden habe, was Barth selbst in seinen Adversarien zugiebt [33]).

Wollen wir die beyden Werke in irgend eine Beziehung zu einander bringen, so bietet sich dazu nur die gemeinsame Widmung derselben an Eustachius, den Sohn des Macrobius, dar. Beyde waren zu seiner Bildung bestimmt, und zwar scheint es, wenn wir auf die oben gegebene Andeutung über die Abfassungszeit beyder Werke, wie auf ihren Inhalt und ihre ganze Haltung sehen, daß die Saturnalien dem angehenden, der Commentar zu dem Traume des Scipio dem reiferen Jünglinge gewidmet war, wenn schon in dem erstern Werke Manches enthalten ist, was nach unsern Ansichten diesem Zwecke durchaus nicht entspricht. Dem zufolge könnte man in Versuchung kommen, das grammatische Werk des Macrobius „über das Verschiedene und Gemeinsame in dem griechischen und lateinischen Verbum," von dem wir nur einige Fragmente haben, auch dem Eustachius, und zwar als Knaben, gewidmet zu betrachten, wenn demselben nicht in

32) I, 7. §. 10. Cum igitur consedissent, Horus Avienum intuens, quem familiarius frequentare solitus erat: In hoc, inquit, Saturni cultu, quem deorum principem dicitis, ritus vester ab Aegyptiorum religiosissima gente dissentit. — I, 15. §. 2. At hic non a primo in ultimum mensis diem ad incrementum continuum numerus accedit, sed post Kalendas dirigitur in Nonas, inde ad quasdam Idus deflecti audio, post rursus . . . in sequentes Kalendas. Quae omnia quid sibi velint scire equidem velim. Weniger wichtig für den Plan des ganzen Werkes ist es, daß er VII, 13. §. 9. den Ausspruch des Dysarius bestätigt, das die Aegyptier zuerst die Ansicht aufgestellt hätten, es gienge ein Nerve von dem Herzen nach dem Ringfinger. — Die Frage wegen des See- und Flußwassers findet sich VII. 13. §. 16. Mehr zufälliger Weise scheint ihm VII. 7. §. 2. die Verfechtung des Satzes zugetheilt zu seyn, daß der weibliche Körper mehr Wärme in sich habe, als der männliche.

33) In seinen Adversarien XXXVII, 17. fährt C. Barth, nachdem er die Note 26 erwähnte Ueberschrift des Commentars zu dem Traum des Scipio in seiner einen Handschrift mitgetheilt hat, also fort: Ut videri possit (sic!) Saturnaliorum pars fuisse ii libri, cui opinioni tamen forma dialogorum contradicit, qua illi concepti sunt, licet non adeo stricte, quin conciliari res possit.

einer Wiener Handschrift der Gruß des Macrobius an den Symmachus voran stünde.

In Betreff der Saturnalien aber darf als ausgemacht betrachtet werden, daß sie nur auf drey Tage berechnet waren und nie einen über den im ersten Buche entworfenen Plan hinausgehenden Umfang gehabt haben.

Schweinfurt den 18. Mai 1844.

Dr. L. v. Jan.

Aufzählung sämmtlicher dermalen in Frankreich bestehender literarischer Vereine.

(Vortrag des Hrn. Classensecretär Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.

(Fortsetzung.)

Montpellier. Eingegangen sind:

1) Die gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts gegründete Académie royale des sciences; sie war der Pariser Akademie nachgebildet und wurde in der Revolution vernichtet. Sie hat im Jahre 1766 einen Band Mémoires und jedes Jahr die Protokolle ihrer öffentlichen Sitzungen publicirt.

2) Die 1800 gestiftete Société libre des sciences et belles-lettres ist seit 1830 erloschen; sie hat regelmäßig ein Bulletin veröffentlicht.

Moulins (Dép. de l'Allier). 1) Société d'agriculture de l'Allier, um das Jahr 1820 gegründet, publicirt Annales; sechs Bände sind erschienen.

2) Société centrale des amis des arts, gegründet 1836, beschäftigt sich mit Forschungen über die Künste im Mittelalter, giebt eine Monatsschrift, l'art en province genannt, heraus und veranstaltet alle Jahre eine Kunstausstellung. Präsident: der Chevalier Chartier.

Nancy (Dép. de la Meurthe). 1) Académie des lettres, sciences et arts, 1750 von König Stanislaus gestiftet und 1803 wieder hergestellt, publicirt einen Jahresbericht, Mémoires von 1808 — 1834. Präsident: Jacquin. Secretär: Alphonse de Haldat.

2) Commission des antiquités, seit 1828, publicirt nichts.

3) Société Lorraine des amis des arts.

Nantes (Dép. de la Loire-Inférieur). Société académique de la Loire-Inférieure, gegründet 1798, hat acht Bände Annales herausgegeben. 1839 erschien ein Band. Präsident: Sallion.

Nantua (Dép. de l'Ain). Société d'émulation de l'arrondissement de Nantua, publicirt nichts.

Narbonne (Dép. de l'Aude). Commission archéologique de Narbonne, seit 1833, hat ein Museum errichtet, aber bisher noch nichts publicirt. Präsident: Jallabert.

Nevers (Dép. de la Nièvre). 1) Commission d'antiquités du département.

2) Die 1817 gegründete Société centrale d'agriculture, arts et manufactures, ist wieder eingegangen.

Nimes (Dép. du Gard). 1) Académie du Gard, gegründet 1682 mit sehr bedeutenden Privilegien, wurde 1806 wieder hergestellt; sie publicirt Mémoires. Präsident: F. Béchard.

2) Commission des Monuments antiques et des archives départementales.

3) Société libre d'agriculture, um das Jahr 1804 gegründet und 1833 wieder hergestellt, publicirt ein Bulletin.

Niort (Dép. des Deux-Sèvres). 1) Société de statistique des Deux-Sèvres, gegründet 1836. In der von dieser Gesellschaft herausgegebenen Sammlung ihrer Arbeiten befinden sich auch einige geschichtliche und archäologische Abhandlungen.

2) Société de médecine. Präsident: Boreau.

Eingegangen ist:

3) Die 1801 gestiftete Société libre des sciences et arts du département des Deux-Sèvres, später Athénée genannt; sie hat Mémoires publicirt.

Saint-Omer (Dép. du Pas-de-Calais). Société des Antiquaires de la Morinie, gegründet 1833, publicirt fast jedes Jahr einen Octavband historischer und archäologischer Abhandlungen; der fünfte ist 1841 ausgegeben worden. Beständiger Secretär Dr. Givenchy.

Orange (Dép. de Vaucluse). 1) Société académique, gegründet im Jahre 1810.

2) Commission archéologique.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 41.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Juli 1844.

1. Vorgelesen wurde eine Abhandlung vom Adjuncten Hrn. Dr. Vogel jun.: Ueber das Vorkommen des salpetersauren Natrons in dem Wasser der Brunnthalerquelle bey München.

Die erste Bedingung der erschöpfenden Analyse eines Wassers, d. h. einer Analyse, welche auf alle in dem Wasser möglicher Weise vorkommenden Bestandtheile Rücksicht nehmen soll, ist die Anwendung einer sehr großen Quantität des zu untersuchenden Wassers. Es gelingt selten in einer Menge von 6 bis 10 Maaß auch nur geringe Spuren von Mangansalzen nachzuweisen, und doch ist es bekannt, daß unsere Wasserleitungsröhren nach nicht langer Zeit öfters eine starke Kruste von kohlensaurem Manganoxydul enthalten, ja sogar durch diesen Bestandtheil fast verstopft sind. Wenn man daher den Pfannenstein eines Wassers untersucht, so giebt sich bisweilen Gelegenheit, Substanzen nachzuweisen, deren Gegenwart bey der Analyse auch größerer Quantitäten Wassers gar nicht geahnet wurde. So ist es vor mehreren Jahren meinem Vater gelungen, in einem Münchner Wasser, welches schon häufig und von verschiedenen Chemikern untersucht wurde, außer der salpetersauren Magnesia auch Salpeter zu entdecken, welcher in deutlichen Prismen krystallisirt sich noch in der Sammlung des chemischen Laboratoriums aufbewahrt findet. Bey Wiederholung des Versuchs, aus dem früher untersuchten Wasser Salpeter darzustellen, ist es mir geglückt, einen Körper aufzufinden, welcher meines Wissens bisher noch nicht als Bestandtheil irgend eines Wassers, noch in irgend einem vegetabilischen oder animalischen Stoffe beobachtet wurde. Dieser neue Bestandtheil des Wassers ist das salpetersaure Natron (Natrum cubicum oder Rhomboidalsalpeter), dessen Vorkommen in der Natur bisher auf Peru beschränkt gehalten wurde, wo es ein mit Alluvialerde und Thon bedecktes Lager bildet, und unter dem Namen von Chili-Salpeter in den Handel geworfen wird.

Ich benützte zu meinen Versuchen den Destillationsrückstand von 100 Maaß, also 200 bayerischen Pfunden der Brunnthaler Quelle, welche sowohl die k. Residenz, als auch das chemische Laboratorium und den botanischen Garten mit Wasser versieht. Der völlig zur Trockne abgerauchte Rückstand betrug 558 Gran, wovon 250 Gran in Wasser nicht wieder lösliche und 308 Gran in Wasser lösliche Substanzen waren.

Um zu beweisen, daß sich in dem Wasser wirklich salpetersaures Natron befinde, wurde folgender Gang der Untersuchung eingeschlagen. Nachdem der Destillationsrückstand mehrmals mit heißem Wasser ausgewaschen war, verdampfte ich das Filtrat, welches nun alle im Wasser löslichen Theile enthielt, bis zur Trockne. Um die zerfließlichen Salze zu trennen, wurde diese weiße Salzmasse in dünnen Schichten an den innern Wänden eines Glastrich-

ters mit enger Oeffnung vertheilt und in den Keller gestellt. Nach etwa acht Tagen waren die zerfließlichen Salze, bestehend aus salpetersaurer Kalk- und Bittererde, aus Chlorcalcium und Chlormagnesium in die unter dem Trichter befindliche Flasche abgeflossen und die im Trichter gebliebenen Theile wieder fest geworden. Diese wurden nun im Wasser gelöst und von dem sich abscheidenden Gyps durch wiederholtes Filtriren getrennt. Aus der concentrirten Flüssigkeit setzten sich nach einiger Zeit rhomboëdrische Krystalle an, sehr leicht und deutlich zu unterscheiden von den daneben sich bildenden undurchsichtigen gestreiften Prismen von Salpeter, die noch von geringen Spuren von Gyps und Kochsalz begleitet waren.

Diese durchsichtigen rhomboëdrischen Krystalle wurden aus der allmählig krystallisirten Salzmasse hervorgehoben und, um ihre Natur zu erforschen, einer besondern Untersuchung unterworfen. Die klaren Krystalle zeigten doppelte Strahlenbrechung, welche besonders deutlich mit der Loupe wahrgenommen werden konnte. Sie schmelzen leicht auf einem erhitzten Platinblech und detonniren auf glühenden Kohlen mit gelber Flamme. In Wasser lösen sich die Krystalle leicht auf, entfärben auf Zusatz von concentrirter Schwefelsäure die Indigotinktur, und Weinsteinsäure giebt in der wäßrigen Lösung keinen Niederschlag. Ein Theil der Krystalle fein gerieben und mit Kohlenpulver vermengt wurde in kleinen Portionen in einem glühenden Platintiegel verpufft, wobey die den Natronsalzen eigenthümliche pomeranzengelbe Flamme sehr deutlich wahrgenommen wurde. Der Rückstand nach der Verpuffung löste sich in Wasser zu einer stark alkalisch reagirenden Flüssigkeit, aus welcher sich nach und nach anfangs durchsichtige an der Luft aber bald verwitternde Krystalle absetzten, welche mit Säuren stark aufbrausten und sich wie basisch kohlensaures Natron verhielten.

Zur Entfernung jeden Zweifels, daß die aus dem Wasser erhaltenen rhomboëdrischen Krystalle wirklich salpetersaures Natron seyen, versetzte ich die eben erwähnten durch Verpuffen des Salzes erhaltenen verwitterten Krystalle mit verdünnter Schwefelsäure, so daß sie eine vollkommen neutrale Flüssigkeit gaben. Nachdem die Lösung etwas abgedampft war, setzten sich sechsseitige sehr glänzende Krystalle an, welche an der trocknen Luft bald ihre Durchsichtigkeit verloren und zuletzt gänzlich in Staub zerfielen, woraus hervorgeht, daß diese Krystalle Glaubersalz sind.

Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß in dem von mir untersuchten Wasser außer dem salpetersauren Kali sich noch salpetersaures Natron befindet. Um die deutlichen rhomboëdrischen Krystalle dieses Salzes zu erhalten, ist es durchaus nothwendig, die zerfließlichen Salze erst durch Aussetzen an der feuchten Luft zu entfernen, in der Art, wie ich es oben beschrieben habe, da aus einer concentrirten Auflösung dieser zerfließlichen Salze der cubische Salpeter nicht leicht herauskrystallisirt.

Es ist fast zu vermuthen, daß in den meisten Wassern sich Spuren von salpetersauren Salzen auffinden lassen, denn, wie bekannt, erzeugt jeder Blitzschlag bey Gewittern eine gewisse Quantität Salpetersäure, die im Regenwasser auch nachgewiesen ist. Außerdem aber wissen wir, daß beym Faulen und Verwesen stickstoffhaltiger organischer Körper in Berührung mit atmosphärischer Luft, Wasser und Basen der sich ausscheidende Stickstoff, bevor er Gasform angenommen hat, mit dem Sauerstoff der Luft zu Salpetersäure vereinigt wird, und diese sich mit den vorhandenen Basen verbindet. Trifft nun die auf diese Weise entstandene Salpetersäure in einem Wasser mehr Natron als Kali, so wird sich vorzugsweise Natronsalpeter bilden. Ich habe mir vorgenommen, demnächst das Isarwasser auf seinen Gehalt an salpetersauren Verbindungen zu untersuchen.

---

2. Hr. Professor Dr. v. Kobell theilt folgende Abhandlungen mit.

a) Ueber die Fortschritte der Galvanographie.

Ich habe von Zeit zu Zeit der k. Akademie über die Fortschritte der Galvanographie berichtet und die mir zugekommenen oder von mir veranlaßten

Arbeiten dieser Kunst vorgelegt. Das fortwährende Studium der darauf Einfluß habenden Umstände hat zu mancherley Verbesserungen geführt und die Methoden der Anwendung haben sich vielfach ausgebildet und vermehrt. Ich will in dem gegenwärtigen Aufsatze einige Bemerkungen mittheilen, welche für diejenigen von Interesse seyn dürften, die diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit schenken.

Ich habe in meiner „Galvanographie" zuerst gezeigt, daß für das galvanische Copiren einer Kupferplatte die Zwischenlage eines andern Metalls nothwendig sey, wenn man jeder Zeit einer Ablösung und Trennung der beyden Platten versichert seyn will. Es sind nämlich die Umstände, unter welchen eine vollkommene Ablösung solcher Platten ohne jene Zwischenlage stattfindet, so schwierig sicher zu bestimmen, daß unter vielen Fällen immer einige von Verwachsung vorkommen werden, wenn auch nur in der Art, daß die Spiegel dabey leiden und eine matte Fläche bekommen. Hat man aber das Original versilbert oder verplatinirt, wozu ich eine ganz einfache Methode durch Austausch angegeben habe, so trennen sich die Platten jederzeit und wird im schlimmsten Falle nur die unendlich dünne Versilberung des Originals zum Theil losgerissen, welches übrigens nicht geschieht, wenn der galvanische Strom die gehörige Stärke besitzt. Ich habe über letzteres schon früher mehrfache Versuche angestellt und bin gegenwärtig durch zahlreiche Beobachtungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein ganz allmählig zunehmender Strom am vortheilhaftesten für die Trennung der Platten ist und daß dabey die Spiegel auf das vollkommenste wiedergegeben werden. Es ist aber bey Anwendung des Trommelapparates höchst einfach, sich eines solchen Stromes zu versichern, da man auf das Zink in der Trommel nur Wasser ohne Säure oder Salzauflösung zu gießen hat, um dieser Bedingung zu genügen. Die geringe Leitungsfähigkeit des Wassers verursacht die erste Zersetzung des Kupfervitriols, und da diese ohne Bildung von Zinkvitriol in der Trommel nicht vor sich geht, so wächst durch die Zunahme dieses Salzes der Strom in den ersten zwölf Stunden so allmählig und giebt bey übrigens günstigem Zustande des Apparates ein so vollkommenes Kupfer, als man es nur wünschen kann. Für die weitere Bildung der Platten kann man dem Wasser Schwefelsäure oder Salze zusetzen, um sie zu beschleunigen, da natürlich das Ablösen nur von der Qualität der ersten Schichte abhängt. Es ist aber diese Art, die erste Schichte zu bilden, für die Galvanographie insbesondere von Wichtigkeit, denn beschleunigt man gleich anfangs die Kupferbildung zu sehr, so kann es geschehen, daß sich in gewissen Fällen die wachsenden Bleche stellenweise von der Farbe trennen, besonders, wenn diese nicht hinlänglich rauh ist, und wäre mir ein Fall dieser Art, welcher mir später vorkam, gleich bey den ersten Versuchen begegnet, so hätte ich die Anwendung des galvanischen Kupferniederschlags zum Zweck des Galvanographirens wahrscheinlich als unausführbar aufgegeben, zumal die Theorie wenig dafür versprach.

Ich beschleunigte aber gerade anfangs die Niederschläge, um das Unterwachsen der Farbe zu vermeiden, welches bey der damaligen Anwendung von Oelfarben, deren gehöriges Trocknen ich nicht immer abwartete, öfters vorkam.

In Beziehung auf das Versilbern bin ich bey der bereits beschriebenen Art, mittelst Anwendung einer Auflösung von Chlorsilber in gesättigter Kochsalzlösung, geblieben, als der einfachsten und wohlfeilsten, die es vielleicht giebt. Um aber ein nachheriges Anlaufen der Platten zu verhindern, fand ich sehr vortheilhaft, die versilberte Platte 10 bis 12 Stunden in eine Auflösung von Kupfervitriol zu legen, dann abzuwaschen, schnell zu trocknen und im Falle die Spiegel trüb aussehen sollten, was nur zuweilen geschieht, sie mit sehr feinem ungelöschtem Kalk und Leder naß und dann trocken zu reiben.

Ich habe eine versilberte Platte, nachdem sie aus der Versilberungsflüßigkeit kommt, immer nach dem Trocknen mit Leder gerieben, wodurch die Politur des Originals erst ganz zum Vorschein kommt. Darauf wurde das Malen begonnen. Indessen schien es mir nicht unwichtig auch Versuche anzustellen, auf Kupfer zu malen und dann erst die freyen Stellen zu versilbern, wobey natürlich ein

nachträgliches Reiben mit Leder nicht stattfinden konnte. Ich ließ also solche gemalte Platten sich mit Silber mehr oder weniger belegen, allein es zeigte sich, daß sich die Platten nicht vollkommen trennten und die Spiegel litten.

(Schluß folgt.)

Aufzählung sämmtlicher dermalen in Frankreich bestehender literarischer Vereine.

(Vortrag des Hrn. Classensecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung vom 16. März l. J.)

(Fortsetzung.)

Orleans (Dép. du Loiret). Société des sciences, belles-lettres et arts, gegründet 1809, hieß anfangs Société des sciences physiques, de médecine et d'agriculture; ihre Arbeiten erscheinen in den Annales de la Société des sciences u. s. w. Präsident: Pelletier Sautelet.

Pau (Dép. des Basses-Pyrénées). Vor der Revolution bestand hier eine Société des sciences et beaux-arts (1720 gestiftet).

Paris (Dép. de la Seine). 1) Institut de France. Es besteht nach seiner jetzigen Organisation aus 5 Classen.

a) Académie française; immerwährender Secretär: Villemain.

b) Académie des inscriptions et belles-lettres.

c) Académie des sciences; immerwährende Secretäre: Arago und Flourens.

d) Académie des beaux-arts.

e) Académie des sciences morales et politiques; immerwährender Secretär: Mignet.

Jährlich erscheint ein Annuaire, welches die organischen Statute und den Personalstand enthält. Das Institut hat publicirt: Histoire et Mémoires de l'Institut royal de France, classe d'histoire, et de littérature de France, tome I. (1815) bis tome XIV. (1840) in 4; die Académie des sciences morales et politiques: zwey Bände Mémoires. Die Académie des sciences hat von 1666 — 1797 jährlich Mémoires publicirt; eben so von 1720 — 1777 die Sammlung von Denkschriften, welche von der Akademie ausgesetzte Preise erhielten (9 Bde.); von 1750 — 1786 Mémoires des savants étrangers (11 Bde.); von 1735 — 1777 Recueil des machines et inventions (7 Bde.). Seit 1816 wurden von ihr 17 Bände ihrer Mémoires und 6 Bände Mémoires de savants étrangers veröffentlicht. Von 1802 bis 1830 haben die zwey immerwährenden Secretäre Rapports annuels des travaux de l'Académie herausgegeben, und seit 1835 Compte-rendu hebdomataire de ses séances, jährlich 2 Bände. Außerdem läßt das Institut viele Gelegenheitsschriften drucken, wie namentlich die Eloges verstorbener Mitglieder.

2) Société des amis des lettres, gegründet 1832.

3) Société centrale des amis des arts et des lettres, gegründet 1833.

4) Institut central des lettres et des sciences, um das Jahr 1833 gegründet.

5) Société des amis des arts, gegründet 1789, wieder hergestellt 1816, veranlaßt jährliche Ausstellungen, kauft Bilder und andere Kunstgegenstände an und verlost sie unter die Mitglieder.

6) Athénée des arts, 1792 von Gaulard Desaudray unter dem Namen Lycée des arts gegründet, hat einige Mémoires und jedes Jahr die Protokolle der öffentlichen Sitzungen publicirt; 1835 begann die Herausgabe einer Zeitschrift, unter dem Namen Le Lycée. Die Gesellschaft theilt Medaillen aus.

7) Société libre des beaux-arts, gegründet 1830, publicirt Annales.

8) Société philotechnique, gegründet 1795, für Wissenschaft, Litteratur und Kunst, publicirt jedes Jahr ein Compte-rendu de ses travaux.

9) Société philomathique, gegründet 1788, zählte Männer wie Monge, Bertholet, Laplace, Chaptal u. s. w. unter ihren Gründern. Diese Gesellschaft hat, von 1791 an, in mehreren Serien ein Bulletin mensuel in 4. publicirt, welches wegen der Gediegenheit des Inhaltes allgemein geschätzt wird; von 1827 — bis 1832 erlitt die Herausgabe des Bulletins eine Unterbrechung. Gegenwärtig veröffentlicht die Gesellschaft ihre Acte in dem Journal „Institut."

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 42.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Juli 1844.

2. Herr Professor Dr. v. Kobell theilt folgende Abhandlungen mit.

a) Ueber die Fortschritte der Galvanographie.

(Schluß.)

Statt des Versilberns oder Platinirens kann man auch eine Vergoldung anwenden, wobey ich die chemische durch Austausch der galvanischen vorziehe, da bey jener die Oberfläche nicht mit einer neuen Metallschichte belegt, sondern nur gegen ein anderes Metall ausgewechselt wird. Ich habe mich dazu folgender Mischung mit Vortheil bedient. Ich löse 100 Gran trocknes Cyankalium in einer Unze Wasser auf und mische dazu 40 — 50 Gran mäßig verdünnter Goldauflösung. Man gießt in einem flachen Porcellan- oder Glasgefäß die Flüssigkeit über die Kupferplatte und bedeckt das Gefäß mit einer Glasplatte. In Zeit von einer Stunde ist die Platte schön vergoldet. Sie wird dann mit Wasser abgewaschen und mit einem Tuche abgetrocknet. Bey dieser Art ist ein Reiben mit Leder kaum nöthig, noch weniger mit Kalk und die Platten sind dem Anlaufen nicht so ausgesetzt, wie die versilberten. Doch kommt diese Vergoldung theuerer und die Flüssigkeit zersetzt sich bey längerem Aufbewahren, so daß sie nur frisch bereitet den Niederschlag in gehöriger Vollkommenheit liefert. Gefässe von Blech oder Holz, mit Oelfarbe oder Firniß angestrichen, wie sie zum Versilbern mit der Kochsalzlösung gebraucht werden, sind bey diesem Vergolden nicht zu gebrauchen.

Was das Farbmaterial betrifft, so haben die enkaustischen Farben entschiedene Vorzüge vor den Oelfarben, theils wegen des matten und schnellen Trocknens, theils auch wegen des Haftens. Ein gutes Bindemittel liefert auch eine Auflösung von Wachs in Copaivabalsam, womit man irgend eine Farbe gehörig anreibt. Solche Farben kann man, im Falle das Korn nicht auf die Oberfläche getreten, die Fläche also zu glatt und glänzend ist, durch gelindes Erwärmen der Platte matt machen, ohne bey gehöriger Vorsicht befürchten zu dürfen, daß ein Unterwachsen oder Ablösen der Farbe statt findet.

Eine sehr gute Farbe giebt auch die lithographische Kreide, welche mit destillirtem Wasser angerieben, mit feinem Korn auftrocknet und sehr gut hält*). Das Korn läßt sich durch Einreiben irgend

*) Das Recept zu der bey den Versuchen gebrauchten Kreide wurde mir, wie folgt, angegeben. Seife 12 Loth, weißes Wachs 18, Schellack 6, Kienruß $3\frac{1}{2}$. Die Seife wird zuerst $\frac{1}{4}$ Stunde geschmolzen, dann nach und nach das Wachs und zuletzt der Schellack zugesetzt und eine ganze Stunde auf raschem Feuer erhalten. Dann wird die Masse angezündet und wieder gelöscht und unter fleißigem Umrühren der Ruß (oder eine andere Farbe, die zur Galvanographie geeignet) zugesetzt. Nach 2

einer Farbe natürlich beliebig verändern. Diese Farbe eignet sich nach den von Hrn. Rottmann jun. dahier angestellten Versuchen vortrefflich, um, namentlich in Strichmanier, zarte Töne, für Fleisch und dergl. hervorzubringen. In dieser Weise sind Porträts sehr gelungen gemalt worden. Für tiefere Töne kann eine enkaustische Farbe von gröberem Korn angewendet werden.

Das geeignete Korn, auf welches sehr viel ankommt, kann aber auch auf eine andere Art erzeugt werden. Ich habe schon früher von geätztem Aqua-Tinta-Korn Gebrauch gemacht, und damit ein Bild gleichsam untermalt anlegen und auf dem genommenen Relief fertig malen lassen. Dergleichen eignet sich besonders zu Landschaften und Architekturstücken, und es sind in dieser Weise vier große Ansichten von München von Hrn. Rottmann sehr gelungen hergestellt worden. Es kann aber das aufgeschmolzene Aqua-Tinta-Korn selbst dazu gebraucht werden und es gestattet dieses auch die Anwendung der lithographischen Kreide, womit sehr weiche Zeichnungen erhalten werden können. Die Hauptlichter bringt man durch Wegschaben des Korns von den betreffenden Stellen sehr leicht hervor und kann auch, vor dem Anschmelzen, der Kolophoniumstaub an solchen Stellen mit dem Pinsel entfernt werden.

In ähnlicher Weise kann man sich rauhe Flächen und Platten verschaffen, welche man mit der Roulette, Linirmaschine ꝛc. anfertigt und dann auf das Relief malt. Die Lichter werden dabey mit dem Polirstahl hervorgebracht. Man kann auch einer fertigen Platte durch geschickte Anwendung einer feinen Roulette ein Korn geben, welches nichts an dem Bilde verdirbt, das Wischen der Platte erleichtert und eine größere Anzahl von Abdrücken sichert.

Eine Bekanntschaft mit allen diesen Methoden, welchen sich noch manche andere zugesellen werden,

---

Stunden wird die Masse angezündet, wieder gelöscht, und solches öfters wiederholt, je nachdem man die Kreide hart haben will. Nach 3stündigem Kochen läßt man die Masse in einer Schaale erkalten und schneidet die Kreide.

und eine zweckmäßige Combination derselben giebt die glücklichsten Resultate und in der That sind bereits Kunstwerke damit geliefert worden, wie man sie kaum erwarten konnte. Es haben sich vorzüglich die Herren Schöninger und Freymann in München und, von verschiedenen Künstlern unterstützt, die Herren Theyer und Waibele in Wien um die Anwendung und Verbesserung der Galvanographie verdient gemacht. Während die erstern mit Beyhülfe der Roulette eine Manier ausgebildet haben, deren Resultate der Schwarzkunst, Aqua-tinta, und dem Kupferstich ähnlich sind, hat Herr Theyer die eigenthümliche und originelle Manier, welche die Galvanographie darbietet, die freye Tuschmanier, verfolgt. In beyden Arten der Anwendung ist Ausgezeichnetes geleistet worden und in den Kunsthandel übergegangen. Auch Hr. Rottmann jun. in München hat schöne Arbeiten, einige bis zur feinsten Miniatur, geliefert.

Obwohl es eine sehr einfache Sache ist, sich die galvanischen Platten selbst zu verfertigen, so mag doch in der Herstellung der Apparate noch ein Hinderniß gegen die Verbreitung der Galvanographie liegen, welches aber schon aus dem Grunde bald verschwinden wird, weil sich die Vortheile des Copirens gestochener Kupferplatten bereits so wesentlich herausstellen, daß sich die Anstalten dazu allmählig vermehren. In solchen Anstalten und Laboratorien können dann auch die Platten galvanographischer Bilder gefertigt werden, so daß sich der Künstler nicht einmal so viel darum zu bekümmern haben wird, als um die Vorbereitung eines lithographirten Steines zum Abdrucken.

Was die Fällungsflüssigkeit betrifft, so habe ich an der in meiner Schrift angegebenen Mischung keine Aenderung nöthig gefunden. Da aber die Flüssigkeit allmählig mehr mit Zinkvitriol sich mischt, besonders, weil es für die Kupferbildung vortheilhafter ist, die Trommel nur bis zur Membrane einzutauchen, so daß die Flüssigkeit in der Trommel höher steht, als außerhalb, so ist es zweckmäßig, eine solche länger gebrauchte Flüssigkeit mit frischer Kupfervitriolauflösung zur Hälfte oder zum dritten Theil dem Volumen nach, zu mischen, denn, wie ich gezeigt habe, löst eine Zinkvitriolauflösung nur

sehr wenig Kupfervitriol auf und eine gute Fällungsflüssigkeit muß an diesem möglichst reich seyn.

Die mit Pergament überspannten Trommeln oder Kästen, für größere Arbeiten, liefern bessere Resultate, als die mit Thierblasen überspannten und können sehr lange gebraucht werden, wenn man kleine Löcher, die sich besonders da bilden, wo sich zuweilen von Außen etwas Kupfer an die Membrane ansetzt, mit Damarfirniß, Oelfarbe oder Wachs zustreicht.

Es kann als ein gutes Zeichen für die Dichtigkeit des Pergaments gelten, wenn die Flüssigkeit in der Trommel in 12 Stunden nicht merklich gesunken ist. Liegt aber die Zinkplatte durch Auslaufen der Flüssigkeit nach dieser Zeit trocken, so ist die Membrane zu dünn oder hat kleine Löcher bekommen, welche gedeckt werden müssen.

Dem gewalzten Zink ist gegossenes vorzuziehen, da bey letzterem der kohlige Schmutz, der beym Verzehrtwerden der Platte sich bildet, an diesem haften bleibt und nicht auf die Membrane fällt. Auch sind dergleichen Platten leichter zu reinigen, denn es löst sich der Schmutz beym Bürsten in Wasser krustenartig ab. Dieses Reinigen geschieht alle 12 Stunden. Große Gefässe, die viel Kupferauflösung fassen, sind für die Bildung eines guten Kupfers besonders zu empfehlen und kann man auch zum fortwährenden Sättigen Kupfervitriolkrystalle hineinlegen. Indessen soll man immer so viel Auflösung bereit haben, um nach einigen Tagen die Flüssigkeit wechseln, und in der gebrauchten neuen Vitriol in der Wärme auflösen zu können.

Schließlich mache ich noch aufmerksam, beym Abfeilen darauf zu achten, daß nicht Feilspäne zwischen die beyden Platten fallen, was leicht geschehen kann, wenn diese bey anfangender Trennung beym Feilen federn. Man kann dadurch die Spiegel gänzlich verderben, da die Spänchen in diese sich eindrücken. Am besten geschieht das letzte Abfeilen der Platte bey horizontaler Lage derselben, in welcher sie durch eine Art von Nähkißhacken auf einem Tische festgehalten wird. Daß beym Drucken auf das Wischen der Platten sehr viel ankommt, und ein ungeübter Drucker ganz mißglückte Abdrücke liefert, ohne daß die Schuld in der Platte liegt, weiß jeder, welcher den Kupferdruck kennt. Zähigkeit und Ton der Farbe sind dabey von großem Einflusse.

---

b) Ueber die galvanische Anfertigung erhabener Typen, welche gleich den Holzschnitten gedruckt werden können.

Schon Spencer hat die Galvanoplastik zur Herstellung erhabener Typen zu benützen gesucht und die ersten Versuche in der Art angestellt, daß er eine Kupferplatte mit einer Mischung von Wachs, Harz und Indisch-Roth überzog und in diese Schichte Schriftzüge gravirte, welche das Kupfer bloßlegten. Er ließ darauf galvanisches Kupfer anschießen, bis zur Höhe des Grundes wachsen, und schmolz dann diesen von den Zügen ab. Dabey zeigte sich, daß die gewachsenen Typen zum Theil von der Unterlage sich ablösten und er suchte diesem Uebelstande durch vorheriges Aetzen, endlich gar durch Graviren der Unterlage zu begegnen, um das galvanische Kupfer in den erhaltenen Vertiefungen haften zu machen.

Es ist leicht einzusehen, daß man auf diesem Wege nicht weit kommen kann, denn, abgesehen von der Mühseligkeit der Anfertigung, wenn ein eigentliches Kupferstechen dabey nöthig ist, so muß die Wachsschichte eine bedeutende Dicke haben oder die Typen müssen sehr hoch seyn, wenn der Grund beym Drucken rein kommen und nicht Farbe annehmen soll.

Ich habe schon vor drey Jahren dergleichen Typen angefertigt, wobey ich aber nicht beabsichtigte, dieselben auf der Unterlage haften zu machen, sondern im Gegentheil sie von dieser ablösbar mit einer den ganzen Grund bedeckenden galvanischen Platte verbunden zu erhalten.

Dabey ist an ein Abbrechen nicht zu denken und man erhält, wenn es nöthig ist, die Typen

von gleicher Höhe und an dem zu schwärzenden Theile so eben, als die Platte war, auf welche der Grund aufgetragen wurde. Ich habe darüber mit meinem Freunde, dem Maler Foltz, mehrere Versuche angestellt, und es hat dieser durch Auftrag von Farbe an den Stellen, welche beym Drucke weiß erscheinen sollen, einen Uebelstand beseitigt, welcher nur bey dieser Art der Plattenbildung, nicht aber bey einer der Spencer'schen ähnlichen, beseitigt werden kann.

Um die betreffende Aufgabe zu lösen, hat man natürlich die Art, wie Holzschnitte gemacht sind, und das Aussehen solcher Stöcke zu untersuchen, und danach die galvanische Anfertigung zu richten. Man bemerkt keinen besonders tiefen Schnitt, wenn viele Linien neben einander liegen oder stark schattirte Stellen vorkommen, weil die Linien das Papier so halten, daß es nicht dazwischen eindringen kann, dagegen sind die Stellen, welche farblos kommen sollen, mehr oder weniger tief ausgeschnitten. Diesen Bedingungen kann man auf folgende Weise bey der galvanischen Anfertigung genügen.

Man überzieht eine versilberte Kupferplatte mit einem gut zu schneidenden Wachsgrund, ähnlich dem von Spencer angegebenen, oder mit gewöhnlichem Aetzgrund, welcher um so besser ist, als er möglichst dick aufgetragen noch gut radirt und gravirt werden kann. Diesen Grund macht man mit Graphit, der mit Kork aufgerieben wird, leitend, und radirt oder gravirt, am besten mit elfenbeinenen Stiften und Grabsticheln, die Zeichnung. Wo sich größere freye Stellen finden, wird hierauf der Grund durch Auftragen von geschmolzenem Wachs mittelst eines Pinsels erhöht und dieses durch Graphit ebenfalls leitend gemacht. Zuletzt werden diese Erhöhungen an den kleinen Stellen, wo die Striche über eine Linie weit oder weiter von einander stehen, mittelst einer dicken Oel-, Wachs- oder Asphaltfarbe ebenfalls mit einem Pinsel aufgetragen und die Farben mit Graphit eingestaubt. Dieses Erhöhen geht ziemlich schnell und kann leicht eingeübt werden. Nachdem der Graphit durch Wegblasen aus den Vertiefungen gehörig entfernt ist, hält man zur Austreibung der Luft die Platte über Dämpfe von kochendem Wasser und legt sie dann, wie eine galvanographische Platte auf einem Kupferblech, in den Apparat. Die Trommel wird ohngefähr bis zu zwey Zoll Abstand erhöht, und, wenn das Ganze hinreichend überwachsen, die Type abgenommen und auf eine Holzplatte gekittet oder sonst auf einem Stock befestigt.

Diese Anfertigung setzt Bekanntschaft mit dem Radiren und Graviren voraus, welches übrigens um so leichter und schneller ausgeführt wird, als man es nicht mit Metall, sondern nur mit Wachs zu thun hat. Stempel zu Verzierungen für Buchbinder, Notentypen und dergl. sind sehr leicht auf diese Weise anzufertigen.

Um einen nicht zu dicken Grund anzuwenden, kann man die Zeichnung ätzen, die Platte dann in die Versilberungsflüssigkeit (von Chlorsilber und Kochsalz) eine Stunde lang einlegen und darauf fertig machen. Die vorliegenden Proben sind von Holzschnitten nicht zu unterscheiden *).

---

*) Ein ähnliches Verfahren zur Herstellung galvanischer Typen ist kürzlich von Palmer bekannt gemacht worden. Ich bemerke, daß ich auf das hier beschriebene schon im Jahre 1841 ein Patent genommen habe.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 43.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Juli 1844.

2. Hr. Professor Dr. v. Kobell theilt folgende Abhandlung mit.

c) Ueber ein Nickelerz von Lichtenberg bey Steben in Bayern.

Dieses Nickelerz bricht in ansehnlicher Quantität auf dem Friedrich-Wilhelm-Stollen bey Lichtenberg, im Bergamte Steben. Es hat große Aehnlichkeit mit dem Nickelarsenikglanz.

Zum Theil kommt es in kleinen Oktaëdern vor, mit hexaëdrischer und oktaëdrischer Spaltbarkeit, meistens findet es sich krystallinisch derb.

Die Farbe ist lichte stahlgrau, die Härte ohngefähr wie Flußspath.

Um das spec. Gewicht zu bestimmen, reinigte ich eine Parthie des Pulvers mit verdünnter Salzsäure von beybrechendem Kalkspath, bestimmte dann mit 68,6 Gran den Gewichtsverlust im Wasser und zersetzte weiter die Probe mit Salpetersäure. Der ausgeschiedene Quarz wog 2,4 Gr. Die 68,6 Gr. des Erzes zeigten 11,80 Gewichtsverlust im Wasser. 2,4 Gr. Quarz verlieren 0,92, es verlieren also (nach Abzug des Quarzes) 66,2 Gr. Erz 10,88 Gr., daher das spec. Gew. nahezu = 6,08, vielleicht, wegen noch etwas eingemengten Kalkspaths, um weniges höher. Vor dem Löthrohre schmilzt das Mineral leicht mit Entwicklung von Arsenikrauch und schweflichter Säure zu einer stahlgrauen, die Magnetnadel irritirenden, Perle. Mit Flüssen bekommt man die Reaction von Nickeloxyd.

In eine offene Glasröhre geschoben und erhitzt, giebt es zuerst arsenichte Säure, dann einen Ring von Schwefelarsenik und zuletzt metallisches Arsenik. In Salpetersäure wird es mit Ausscheidung von Schwefel zu einer grünen Flüssigkeit aufgelöst. Von Kalilauge wird kein Schwefelarsenik extrahirt. Ganz dasselbe Verhalten zeigen die bekannten Varietäten des Nickelarsenikglanzes von Lobenstein und Schladming.

Da das Pulver in der Kälte von verdünnter Salzsäure nicht angegriffen wird (nur eine Spur von Schwefeleisen wird aufgelöst), so wurden dadurch die zur Analyse bestimmten Proben von dem beybrechenden überall eingemengten Kalkspathe gereinigt, nachdem das Brausen aufgehört hatte, sogleich mit Wasser gut gewaschen und gehörig getrocknet.

Die Schwefelsäure (der Schwefel) wurde mit besondern Quantitäten bestimmt, indem die Probe durch Salpetersäure oxydirt und nach Abscheidung des Quarzes und Schwefels, die Schwefelsäure durch salpetersauern Baryt gefällt wurde. Nach dem Wägen des trocknen Rückstandes wurde der Schwefel verbrannt und die Quarzmenge bestimmt.

Bey der Präcipitation der Schwefelsäure kann bey ähnlichen Mischungen leicht ein Fehler in der

Bestimmung gemacht werden, welcher den Schwefelsäuregehalt zu hoch angiebt.

Wenn man nämlich die, nicht zu saure, Auflösung mit salpetersauerm Baryt versetzt und dann mit Wasser verdünnt und den Niederschlag sich absetzen läßt, so fällt immer eine kleine Menge von arseniksauerm Eisenoxyd mit nieder, und zwar um so mehr, als man stärker verdünnt und länger stehen läßt. Es ist daher rathsam, den gewogenen schwefelsauern Baryt mit mäßig starker Salzsäure aufzukochen und abermals zu wägen. Nimmt man aber einen zu großen Säureüberschuß, um diesem Uebelstande zu begegnen, so kann es geschehen, daß etwas schwefelsaurer Baryt aufgelöst bleibt und man also zu wenig Schwefelsäure erhält.

Mit einer besondern Quantität wurde die übrige Analyse ausgeführt. Der Gang war folgender. Durch einen anhaltenden Strom von Schwefelwasserstoffgas wurde der Arsenik gefällt, der gebildete Schwefelarsenik von etwas zuerst niederfallendem Schwefelbley durch Kalilauge getrennt und das Bley als schwefelsaures Bleyoxyd bestimmt.

Die vom Niederschlag abfiltrirte, stark nach Schwefelwasserstoff riechende Flüssigkeit wurde in gelinder Wärme längere Zeit stehen gelassen und von dem noch niederfallenden Schwefelarsenik weiter abfiltrirt. Durch Abdampfen wurde die Flüssigkeit eingeengt und dann das Nickeloxyd in der Wärme mit kaustischem Kali gefällt, geglüht und gewogen, wieder in Salpetersäure aufgelöst und das Eisenoxyd mit kohlensauerm Baryt getrennt und, wie gewöhnlich, weiter bestimmt.

Es zeigte sich dabey bey zwey Proben ein weißes, Arseniksäure haltendes Präcipitat, ohngeachtet die Sättigung mit Schwefelwasserstoffgas sehr lange fortgesetzt worden war.

Diese Fällung der Arseniksäure mit dem Eisenoxyd, welche ganz übersehen werden kann, wenn man das Nickeloxyd durch Ammoniak in Ueberschuß vom Eisenoxyd trennen wollte und welche auch veranlassen kann, daß man zu wenig oder gar kein Eisenoxyd findet, da eine bestimmte Verbindung von arseniksauerm Eisenoxyd in Ammoniak auflöslich ist; diese Fällung schien mir ein Mittel, die Arseniksäure sicher vom Nickeloxyd zu trennen und einige deßhalb angestellte Versuche zeigten, daß bey gehörigem Zusatz einer Eisenoxydauflösung alle Arseniksäure mit Anwendung von kohlensauerm Baryt gefällt wurde.

Bey einer solchen Probe wurden auf 30 Gran des Erzes 30 Gran Eisenoxyd in salzsaurer Auflösung der salpetersauren Auflösung des Erzes zugemischt und dann mit kohlensauerm Baryt präcipitirt. Diese Scheidung, der von Berthier zur Bestimmung der Arseniksäure vorgeschlagenen ähnlich, aber sicherer wegen der Vermeidung des Ammoniaks, hat nur den Uebelstand, daß man voluminöse Präcipitate bekommt, doch geht das Filtriren ziemlich schnell, wenn man mehrere Trichter dazu verwendet. Der aufgelöste Baryt wurde dann mit Schwefelsäure gefällt und weiter das Nickeloxyd mit Kalilauge. Das im Platintiegel geglühte, fast sammtschwarze Nickeloxyd wurde vor dem Löthrohre auf der Kohle schnell grau mit metallischem Schimmer und dann vom Magnet gezogen. Es erwies sich übrigens vollkommen arsenikfrey.

Eine Probe auf Kobalt nach der Methode von Phillips zeigte keine Spur von diesem Metall, gleichwohl ist eine solche in dem Erz enthalten, denn wenn man der salpetersauern Auflösung etwas Schwefelsäure und dann Aetzammoniak in Ueberschuß zusetzt, so färbt sich die Flüssigkeit beym allmähligen Verdunsten und Absetzen des grünen Nickelsalzes blaß rosenroth.

Die Resultate der Analyse sind folgende:

			Mischgew.	
	Schwefel	14,00	„ 7,00	} 16,65 „ 3
(Verlust)	Arsenik	45,34	„ 9,65	
	Nickel	37,34	„ 10,12	} 10,89 „ 2
	Eisen	2,50	„ 0,77	
	Bley	0,82		
Spur von Kobalt				
		100,00		

Wenn Schwefel und Arsenik als vicarirend angenommen werden, so giebt diese Analyse ungezwungen die Formel $Ni^2 \left\{ \begin{matrix} As^3 \\ S^3 \end{matrix} \right.$ und es stellt sich das Mineral als ein interessantes Analogon des Schwefelkobalts dar, welcher $= Co^2 S^3$. Es ist dabey

Nickel gegen Kobalt und ein Theil Schwefel gegen Arsenik vertauscht. Um dieses Verhältnisses wegen möchte ich dafür den Namen Amoibit (von ἀμοιβή Vertauschung) vorschlagen, wenn sich nämlich die Mischung des Nickelarsenikglanzes als anders herausstellen sollte. Was dieses betrifft, so hatte Herr Löwe die Güte, mir seine neuern Analysen des Nickelarsenikglanzes von Schladming mitzutheilen, welche demnächst bekannnt gemacht werden sollen. Sie führen zu der Formel $\left.\begin{matrix}Ni\\F\end{matrix}\right\}\begin{matrix}S^2\\As^2\end{matrix}$, auch annähernd zu $\left.\begin{matrix}F\\Ni\end{matrix}\right\} S^2 + Ni^2\ As^3$, während die bisher angenommene Formel $Ni\ S^2 + Ni\ As^2$ war, in Uebereinstimmung mit der des Nickelantimonglanzes $Ni\ S^2 + Ni\ Sb^2$, wenn Arsenik und Antimon vertauscht werden.

Die Formel $\left.\begin{matrix}Ni\\F\end{matrix}\right\}\begin{matrix}S^2\\As^2\end{matrix}$ ist zuerst von Frankenheim*) angenommen worden, mit Hinweisung, daß der Schwefel As und Sb vertreten kann, jedoch wahrscheinlich nur nach ganzen Mischungsgewichten.

Doch hat Breithaupt noch früher auf den Isomorphismus von Haarkies = Ni S, Rothnickelkies = Ni As, Antimonnickel = Ni Sb und Magnetkies, im reinsten Zustande wahrscheinlich F S, aufmerksam gemacht. Die von ihm angegebenen Scheitelkantenwinkel der hexagonalen Pyramiden dieser Mineralien sind:

Magnetkies = 126° 49′
Antimonnickel = 126° 56′ 6″
Haarkies = 127° 10′
Rothnickelkies = 127° 32′

(Er rechnet dahin noch den Greenokit Cd S mit 127° 25′ 58″ und das Iridosmin mit 127° 36!)

Es geht daraus wohl hervor, daß in Verbindungen Schwefel und Arsenik vicariren oder als isomorph sich vertreten können, wenn sie auch isolirt keinen Isomorphismus zeigen. Ueber diese Verhältnisse haben die interessanten Arbeiten Kopp's einen neuen vielversprechenden Weg des Weiterkommens eröffnet. Er hat gezeigt, daß man nicht mit Sicherheit aus dem Isomorphismus von Verbindungen auf den Isomorphismus der entsprechenden Bestandtheile zurückschließen kann, und daß die Bedingung des Isomorphismus zweyer Körper ihr gleiches oder annähernd gleiches Atom-Volum sey. Indem er die Verschiedenheit der Atomvolume *) durch die Differenz zweyer Atomvolume (D), bezogen auf das arithmetische Mittel aus beyden bestimmt, giebt er dafür die Formel $D = \frac{V - V_{,}}{\frac{1}{2}(V + V_{,})}$, worin V das Atomvolum eines Körpers, $V_{,}$ das eines andern bedeutet. Isomorphismus ist um so eher möglich, je kleiner D, bey vollkommen isomorphen Körpern ist D = 0.

Der beobachtete Isomorphismus von Ni As, Ni S und FS geht auch aus dem Atomvolum hervor.

Das Atomvolum von Ni As (spec. G. = 7,6) = 1,104,
" " " von Ni S (spec. G. = 5,27) = 1,083,
" " " von F S (spec. G. = 4,6) = 1,174.

Die Differenz der Atomvolume von Ni As und F S ergiebt sich daher = 0,06, die Differenz von Ni S und F S = 0,08, die Differenz von Ni As und Ni S = 0,02.

Es geht daraus hinlänglich hervor, daß diese Verbindungen isomorph seyen, obwohl im tesseralen System streng genommen die Differenzen der Atomvolume isomorpher Körper immer 0 seyn müßten. Daß sie dieses bey den angeführten Fällen nicht sind, beruht wahrscheinlich darauf, daß man durch die Beobachtung und Analyse mit ziemlicher Sicherheit auf das Mischungsgesetz einer Verbindung schließen, aber nicht eben so das normale spec. Gewicht der erkannten Mischung bestimmen kann. In manchen Fällen könnte letzteres theoretisch abgeleitet werden, wenn es von mehreren isomorphen Verbindungen, wenigstens bey einer mit Genauigkeit bekannt wäre.

*) System der Krystalle p. 28.

*) Poggendorffs Ann. B. LIII. p. 448.

Was von den eben angeführten Verbindungen rR gesagt wurde, das gilt auch für die analogen rR^2 und die Differenz der Atomvolume vom tesseralen Eisenkies FS^2 und Weißnickelkies $Ni As^2$ ergiebt sich 0,21, während sie für Weißnickelkies $Ni As^2$ und Speißkobalt nur 0,09 ist. Bey letztern ist die Verschiedenheit im spec. G., nämlich $Ni As^2 = 7{,}13$ und $Co As^2 = 6{,}4 - 6{,}6$ für die in Frage stehenden Verhältnisse sehr auffallend, da die Mischungsgewichte der Verbindung nur unmerklich verschieden sind.

Es lassen sich nun diese Berechnungen auf Mischungen wie $Co^2 S^3$ und $Ni^2 As^3$ zwar nicht weiter anwenden, da letztere nicht im isolirten Zustande bekannt ist, doch läßt sich mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß ihre Atomvolume dieselben seyn werden und die Beobachtung der Krystallisation gestattet hinlänglich für das oben analysirte Nickelerz die Formel $\left.\begin{matrix}Ni^2\\F^2\end{matrix}\right\}\left\{\begin{matrix}As^3\\S^3\end{matrix}\right.$ anzunehmen. Die Bekanntmachung der Analysen von Löwe und Rammelsberg, welcher ebenfalls den Nickelarsenikglanz untersucht hat, wird zeigen, in wie weit die fraglichen Mineralien zusammengehören oder nicht.

Aufzählung sämmtlicher dermalen in Frankreich bestehender literarischer Vereine.

(Vortrag des Hrn. Classensecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.)

(Fortsetzung.)

Gel. Gesellschaften in Paris.

10) Athenée royal, 1785 von Pilastre des Roziers unter der Benennung Lycée gegründet, hatte die Einrichtung der Vorlesungen über die verschiedenen Zweige der menschlichen Kenntnisse zum Hauptzweck. Diese Vorlesungen werden auch jetzt noch alle Jahre fortgesetzt.

11) Société des méthodes d'enseignement, gegründet 1829, publicirt ein Journal.

12) Société pour l'instruction élémentaire, gegründet 1815, publicirt ein monatliches Bulletin und den Compte rendu über die allgemeinen Sitzungen.

13) Société pour la propagation de l'enseignement universel et de l'émancipation intellectuelle, gegründet 1833.

14) Société de la morale chrétienne, gegründet 1821, publicirt ein Journal.

15) Société universelle d'utilité publique, gestiftet 1835, bezweckt die physische und moralische Verbesserung des Zustandes der Völker auf dem Wege des Fortschrittes; sie giebt ein Journal heraus.

16) Société nationale pour l'émancipation intellectuelle, um das Jahr 1835 gegründet.

17) Institut des langues, gegründet 1835, publicirt alle Monate das Journal grammatical de la langue française. Die Gesellschaft in drey Classen: für französische Sprache, fremde lebende Sprachen und todte Sprachen.

18) Société grammaticale, publicirt ein Journal.

19) Athénée de la langue française, gegründet 1808 oder 1809.

20) Société asiatique, gegründet 1822, publicirt seit ihrer Entstehung ein jeden Monat erscheinendes Journal für Geschichte und Literatur der Völker des Ostens. Die erste Serie, 1822 — 1827, bildet 11 Bände in 8; die zweyte, 1828 — 1836, 18 Bände; die dritte wird regelmäßig fortgesetzt; jeder Jahrgang bildet 2 Bände. Außerdem läßt die asiatische Gesellschaft auf ihre Kosten Originalwerke des Ostens, die für das Studium der Sprachen und der Geschichte der orientalischen Völker von Wichtigkeit sind, entweder im Original oder in Uebersetzungen drucken.

21) Société des bibliophiles, gegründet 1820, hat 6 Bände zu je dreyßig Exemplaren drucken lassen.

22) Société royale des antiquaires de France, gegründet 1806, hieß bis zum Jahre 1814 Académie celtique; unter letzterem Titel sind 6 Bände Mémoires, unter dem erstern 14 Bde. in 8 erschienen. Nouvelle série, seit 1835 5 Bände.

23) Société de l'histoire de France, gegründet 1833 zur Aufsuchung und Herausgabe von Originalurkunden zur Geschichte Frankreichs, hat 18 Bände mit Documenten und alten Annalisten, und seit 1834 ein in mehrere Serien getheiltes Bulletin périodique herausgegeben; auch erscheint seit 1837 ein Annuaire historique. Secretär: Jules Desnoyers, M. D. (Bibliothecaire du Mus. d'hist. nat.)

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 44.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.
Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Juli 1844.

3. Hr. Conservator Dr. Lamont: Bestimmung der mittlern Bewegung des zweyten, dritten, vierten und fünften Saturns-Satelliten, durch Vergleichung der neueren Beobachtungen mit den Herschel'schen vom Jahre 1789.

Zu den Gegenständen, welche ich gleich nach Aufstellung des Refractors auf der k. Sternwarte mit diesem mächtigen Werkzeuge zu beobachten unternommen habe, gehören auch die kleinen Saturns-Satelliten; sie schienen besondere Beachtung zu verdienen, theils, weil eine genaue Bahnbestimmung noch nicht vorhanden ist, theils, weil eine richtige Darstellung der Elemente, wegen der merkwürdigen durch den Ring des Saturn bedingten Verhältnisse, eigenthümliches Interesse darbietet. Die Zahl der Beobachtungen ist auch bereits so beträchtlich, daß ich bald hoffen kann, die elliptischen Elemente mit der erforderlichen Sicherheit darzustellen. Hiezu ist aber eine Vorarbeit nöthig; nämlich die Berechnung der von Sir W. Herschel im Jahre 1789 in Slough angestellten Beobachtungen, woraus man durch Vergleichung mit den neuen sehr genaue Werthe der mittlern Bewegungen, zugleich auch wenigstens einige Andeutungen, bezüglich auf die elliptischen Elemente, erlangen kann. Diese Vorarbeit habe ich nun ausgeführt, und beehre mich die Resultate hiemit der Klasse vorzulegen.

Die Herschel'schen Beobachtungen, in den Philosophical Transactions für 1791 enthalten, bestehen in Schätzungen der Entfernung der Satelliten vom Rande des Planeten, oder des Ringes, ausgedrückt theils in Durchmessern des Planeten und des Ringes, theils in Projectionen (projections) des Ringes, wobey mit Projection die Länge der Anse, oder die Größe bezeichnet ist, um welche der Ring über den Rand des Planeten hinausgieng. Einzelne Beobachtungen kommen auch vor, wo der Durchmesser der Satelliten selbst als Maaß gebraucht wird. Bezeichnet man den Durchmesser des Planeten mit d, den Durchmesser des Ringes mit R, den Durchmesser eines Satelliten mit δ, und die Projection $= \frac{1}{2}(R - d)$ mit p, so erhält man aus den Herschel'schen Beobachtungen folgende Entfernungen der Satelliten vom Mittelpunkte des Planeten.

V. Satellit. (Third Satellite.)

		Mittlere Zeit in Slough.			Entfernung des Satelliten.	Fortlaufende Zahl.
1789 Juli	23.	11ʰ	11′	47″	+ 2 d + ½ R	1.
	27.	11	53	55	+ 2½ d + ½ R	2.
	28.	11	3	8	+ ½ d + ½ d	3.
	28.	13	56	39	+ ⅓ d + ½ d	4.
Aug.	18.	11	11	27	+ 1½ d + ½ R	5.
	28.	13	34	42	+ 2 d + ½ R	6.
	29.	11	38	5	− ½ R	7.
		12	57	52	− ⅓ p − ½ R	8.
Sept.	11.	8	52	21	+ 1½ d + ½ d	9.
		11	2	0	+ 1 d + ½ d	10.
		12	41	44	+ p + ½ R	11.
		12	59	41	+ ¾ p + ½ R	12.
		14	22	27	+ ½ p + ½ R	13.
	13.	10	20	15	− 1¼ R − ½ R	14.
		8	41	35	+ ½ p + ½ R	15.
		10	9	21	+ 1⅓ p + ½ R	16.
		12	55	53	+ 2 p + ½ R	17.
		13	37	46	+ 2 p + ½ R	18.
	17.	7	50	55	+ 1¾ R + ½ R	19.
	18.	9	13	45	− ⅓ p − ½ R	20.
		9	43	40	− ¼ p − ½ R	21.
		10	20	34	+ ½ R	22.
	20.	11	17	33	+ 1½ p + ½ R	23.
		12	35	20	+ 1¼ p + ½ R	24.
		13	12	14	+ 1 p + ½ R	25.
	21.	9	11	57	− 2½ p − ½ R	26.
		10	30	44	− 3 p − ½ R	27.
	23.	10	29	52	+ 1 p + ½ R	28.
	24.	7	31	25	+ 1½ R + ½ R	29.
Oct.	12.	7	1	39	+ 3½ d + ½ d	30.
	15.	7	59	41	− 1½ d − ½ d	31.
		8	51	33	+ 1 d + ½ d	32.
	16.	6	25	0	+ 1¾ d + ½ d	33.
	18.	6	19	9	− 1 d − ½ d	34.
		7	51	54	− 1½ d − ½ d	35.
	20.	8	11	58	− ½ δ + ½ d	36.

V. Satellit. (Third Satellite.)

	Mittlere Zeit in Slough.	Entfernung des Satelliten.	Fortlaufende Zahl.
1789 Oct. 20.	8^h 36′ 54″	$+ \frac{3}{4}$ δ $+ \frac{1}{2}$ d	37.
28.	6 22 47	$-$ 3 d $- \frac{1}{2}$ d	38.
30.	6 6 57	$+$ 3 d $+ \frac{1}{2}$ d	39.
31.	6 24 58	$+ \frac{3}{8}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	40.
	8 22 39	$+ \frac{1}{4}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	41.
	9 7 31	$+$ α $+ \frac{1}{2}$ d	42.
Novbr. 2.	6 8 9	$- 1\frac{3}{4}$ d $- \frac{1}{2}$ d	43.
	6 46 3	$- 1\frac{3}{4}$ d $- \frac{1}{2}$ d	44.
3.	6 59 4	$+ 2\frac{1}{4}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	45.
4.	7 11 6	$+$ 2 d $+ \frac{1}{2}$ d	46.
9.	9 36 1	$+ \frac{1}{8}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	47.
21.	8 40 57	$+ 1\frac{1}{2}$ d $+ \frac{1}{2}$ d	48.
Decbr. 2.	6 39 59	$- \frac{3}{4}$ p $- \frac{1}{2}$ d	49.
16.	6 7 58	$- 1\frac{1}{2}$ d $- \frac{1}{2}$ d	50.

(Fortsetzung folgt.)

Aufzählung sämmtlicher dermalen in Frankreich bestehender literarischer Vereine.

(Vortrag des Hrn. Classensecretär Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.

(Fortsetzung.)

24) Institut historique, gegründet 1834, publicirt ein Journal in monatlichen Lieferungen und die Protokolle des Congrès européen, einer alle Jahre zusammentretenden Gelehrtenversammlung, die durch das Institut historique ins Leben gerufen worden ist.

25) Société de l'école royale des chartes, gegründet 1839, publicirt alle zwey Monate eine Sammlung Dissertationen unter dem Titel: Bibliothèque de l'école des chartes.

26) Société de statistique, gegründet 1803, publicirte ein Journal, aber nur ganz kurze Zeit.

27) Société française de statistique universelle, gegründet 1829, hat ein Bulletin in 4. publicirt.

28) Société de géographie, gegründet 1821, publicirt alle Monate ein Bulletin, die erste Serie desselben, von 1822 — 1833, bildet 20 Bände in 8., die zweyte, seit 1834, bis jetzt 18 Bde. Ferner giebt die Gesellschaft ein Receuil de voyages et de Mémoires in Quart heraus, wovon 1840 der sechste Band erschienen ist. Alle Jahre findet eine Preisvertheilung statt.

29) Académie royale de médecine, gegründet den 20. December 1820, hat 7 Bände Mémoires in 4. publicirt; seit 1836 erscheint alle Monate zweymal ein Bulletin in 8.

30) Société de la faculté de médecine de Paris, gegründet 1806, hat einen Band Mémoires in 4. und bis zum Jahre 1821 ein Journal unter dem Titel Bulletin de l'Ecole (später de la Faculté) de médecine de la société établie dans son sein herausgegeben; es sind im Ganzen 21 Bände.

31) Société de médecine, hieß bey ihrer Gründung im Jahre 1796 Société de santé.

32) Société médicale d'émulation, gegründet 1798, hat von diesem Zeitpunkte an bis 1826 9 Bände Mémoires publicirt. Die Referate über die Sitzungen sind seit 1810 dem Bulletin des sciences médicales einverleibt.

33) Société de médecine pratique, auch médico-

pratique, gegründet 1806 oder 1808, theilt Preise aus und publicirt alle Jahre ein Compte-rendu de ses travaux.

34) Société anatomique, gegründet 1808, aufgelöst 1808, von neuem constituirt 1825, publicirt alle Monate ein Bulletin.

35) Société de phrénologie, gegründet 1830, publicirt ein Journal, läßt Vorlesungen halten und hat eine Schädelsammlung angelegt.

36) Société de pharmacie, früher Société des pharmaciens de Paris, publicirte von 1797 — 1799 ein Journal in 4.; seitdem erscheinen die Berichte über die Arbeiten der Gesellschaft in dem Bulletin mensuel de Pharmacie.

37) Société des sciences physiques, chimiques et arts agricoles et industriels de France, gegründet 1832, hat von 1832 bis 1836 ein Journal herausgegeben, im Ganzen 4 Bände in 8.

38) Société du magnetisme, gegründet 1814, hat erst Annales, später die Bibliothéque de la société du magnétisme herausgegeben.

39) Société entomologique, publicirt seit ihrer Gründung im Jahre 1832 Annales in vierteljährigen Lieferungen; jeder Jahrgang bildet einen Band.

40) Société géologique de France, gegründet 1830, publicirt ein Bulletin in 8., wovon 1840 der eilfte, und Mémoires in 4., wovon der vierte Band erschienen ist.

41) Société royale et centrale d'agriculture, 1761 als Société d'agriculture de la généralité de Paris gegründet, gab 1781 einen ersten Band Mémoires heraus; deren regelmäßige Publication fieng aber erst 1785 an. Von diesem Jahre bis 1792 erschienen, in vierteljährigen Lieferungen, 26 Bände in 8., ferner im Jahre 1799 ein Supplementband mit den seit 1793 vollendeten Arbeiten. Seit 1799 hat die Gesellschaft alle Jahre einen Band Mémoires und außerdem eine Masse Berichte und gesonderte Notizen veröffentlicht.

42) Académie de l'industrie agricole, manufacturière et commerciale, gegründet 1830, publicirt ein Journal und theilt Preise aus.

43) Société des progrés agricoles, publicirt die Monatszeitung le Cultivateur.

44) Société d'horticulture, gegründet 1827, publicirt in monatlichen Heften Annales, bis jetzt 27 Bde.; alle Jahre wird eine Ausstellung von Gartenproducten abgehalten.

45) Société d'encouragement pour l'industrie nationale, hieß früher Société libre d'émulation pour l'encouragement des arts, métiers et inventions; sie wurde 1776 gegründet, gieng schon 1780 wieder ein, und wurde nach mehreren Umbildungen 1802 unter obigem Namen wieder hergestellt. Seitdem erscheint regelmäßig ein zehnmonatliches Bulletin in 4., das schon zu 39 Bänden angewachsen ist, und außerdem sehr zahlreiche Berichte und Programme der Preisaufgaben. Keiner Gesellschaft, das Institut allein ausgenommen, stehen so bedeutende Kapitalien zu Gebote wie dieser, zur Förderung und Aufmunterung der in ihr Gebiet einschlägigen Arbeiten.

46) Société séricole, gegründet 1837, publicirt Annales.

47) Société polytechnique, gegründet 1832, hat unentgeldliche Vorlesungen für Handwerker eingerichtet und publicirt ein Receuil industriel.

Erloschene Gesellschaften.

1) Musée de Paris, 1789 von Court de Gobelin gegründet, gab 1780 einen Band Mémoires heraus.

2) Société littéraire du Portique, gestiftet 1800.

3) Société des bonnes lettres, gegründet 1821, publicirte ein Journal, hielt Vorlesungen oder Conferenzen und vertheilte Preise, löste sich aber bereits 1830 auf.

4) Société d'encouragement pour les lettres et beaux arts, gegründet 1834, hat im Jahre 1835 ein Journal publicirt.

5) Société populaire et républicaine des arts, bestand während der Jahre 1793 und 1794 und publicirte ein Journal.

6) Cercle des arts, um das Jahr 1820 gegründet, publicirte den Mémorial universel, ein monatlich dreymal erscheinendes Journal; der neunte Band wurde Ende 1822 ausgegeben.

7) Société académique des sciences.

8) Société libre des sciences, lettres et arts.

9) Société des belles-lettres.

Diese drey Gesellschaften wurden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gegründet, bestanden aber nur kurze Zeit.

10) Société des observateurs de l'homme, gegründet nach 1793.

11) Académie de législation, gegründet 1800, hielt noch im Jahre 1810 Zusammenkünfte.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 45.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Juli 1844.

3. Hr. Conservator Dr. Lamont: Bestimmung der mittlern Bewegung des zweyten, dritten, vierten und fünften Saturns-Satelliten durch Vergleichung der neueren Beobachtungen mit den Herschel'schen vom Jahre 1789.

(Fortsetzung.)

IV. Satellit. (Second Satellite.)

			Mittlere Zeit in Slough.			Entfernung des Satelliten.	Fortlaufende Zahl.
1789	Juli	23.	11h	11′	47″	+ $\frac{3}{4}$ d + $\frac{1}{2}$ d?	1
		27.	11	55	55	$\frac{1}{4}$ d + $\frac{1}{2}$ d	2
		28.	11	3	7	+ $\frac{3}{4}$ d + $\frac{1}{2}$ d	3
			13	56	39	+ 1 d + $\frac{1}{2}$ d	4
	Aug.	18.	11	11	27	+ $\frac{3}{4}$ d + $\frac{1}{2}$ d	5
		28.	13	34	42	+ 2 d + $\frac{1}{2}$ d	6
		29.	11	35	5	+ 1 d + $\frac{1}{2}$ d	7
	Sept.	8.	11	7	48	— $1\frac{3}{4}$ d — $\frac{1}{2}$ d	8
		10.	8	12	24	+ $\frac{1}{2}$ R + 2 δ	9
		11.	8	52	21	— $1\frac{3}{4}$ d — $\frac{1}{2}$ d	10
			11	2	0	— $1\frac{3}{8}$ d — $\frac{1}{2}$ d	11
			13	59	31	— $1\frac{1}{4}$ p — $\frac{1}{2}$ R	12
			14	22	27	— 1 p — $\frac{1}{2}$ R	13
		13.	10	24	14	— $\frac{1}{2}$ R — $\frac{1}{2}$ δ	14
			10	31	13	— 2 δ — $\frac{1}{2}$ R	15
		14.	8	41	35	— 1 p — $\frac{1}{2}$ R	16
			10	9	21	— $1\frac{1}{2}$ δ — $\frac{1}{2}$ R	17
		16.	7	45	48	— $1\frac{1}{4}$ p — $\frac{1}{2}$ R	18
			10	31	21	— 1 d — $\frac{1}{2}$ R	19

IV. Satellit. (Second Satellite.)

	Mittlere Zeit in Slough.					Entfernung des Satelliten.	Fortlaufende Zahl.
1789	Sept.	16.	12^h	5′	5″	— 1 R — ½ R	20
			13	8	55	— 1¼ d — ½ R	21
		18.	9	13	45	+ 1¼ p + ½ R	22
			11	12	26	+ ¾ p + ½ R	23
			12	10	16	+ ½ p + ½ R	24
			12	25	14	+ 1 δ + ½ R	25
			12	49	10		26
			12	53	9	+ 1 δ + ½ R	27
			12	56	9	+ ¾ δ + ½ R	28
		20.	12	35	10	+ 2 p + ½ R	29
			13	12	4	+ 2½ p + ½ R	30
		23.	10	29	52	+ 1 R + ½ R	31
		24.	7	24	26	+ ½ R	32
			7	31	25	+ ½ R	33
	Octob.	12.	7	1	39	+ 1 d + ½ d	34
		15.	7	6	50	+ 1½ d + ½ d	35
		16.	6	25	4	— ¾ d — ½ d	36
			6	44	58	— ¾ d — ½ d	37
			8	43	38	— 1¼ d — ½ d	38
			10	19	32	— 1½ d — ½ d	39
		17.	7	34	53	— 1 p — ½ d	40
		18.	6	19	9	+ 2 d + ½ d	41
			7	51	54	+ 1¾ d + ½ d	42
		20.	7	10	8	+ 1¼ δ + ½ d	43
		29.	7	6	44	+ 1⅜ d + ½ d	44
		30.	6	6	57	+ 2 d + ½ d	45
		31.	6	22	58	+ ¼ d + ½ d	46
	Novbr.	2.	6	46	3	— 2 d — ½ d	47
		3.	6	59	4	+ 2 d + ½ d	48
		4.	8	35	52	— ¼ d — ½ d	49
		7.	6	10	28	— 1 d — ½ R	50
			6	35	24	— 1⅛ d — ½ d	51
		15.	7	6	49	— ¾ p — ½ d	52
	Decbr.	2.	5	54	6	— 1¾ d — ½ d	53
		16.	6	7	58	— $1\frac{7}{10}$ d — ½ d	54

Bemerk. Nro. 3. u. 4. ausgelassen, weil nicht angegeben ist, ob die Entfernung vom Rande des Ringes oder des Planeten geschätzt wurde.

Nro. 5. Im Original $\frac{3}{4}$ d + $\frac{1}{2}$ R; wahrscheinlich ein Schreib- oder Druckfehler.
Nro. 20. Entfernung entschieden unrichtig.
Nro. 31. Almost a diameter following the Ring; als unsicher ausgelassen.
Nro. 50. Ganz sicher durch einen Schreib- oder Druckfehler entstellt. Weggelassen.

III. Satellit. (First Satellite.).

Mittlere Zeit in Slough.						Entfernung des Satelliten.	Fortlaufende Zahl.
1789	Juli	27.	11ʰ	53′	55″	+ 1 d + $\frac{1}{2}$ d	1
		28.	11	3	7	— $1\frac{1}{2}$ d — $\frac{1}{2}$ d	2
			13	56	39	— $1\frac{1}{2}$ d — $\frac{1}{2}$ d	3
	Aug.	18.	11	11	27	— $1\frac{1}{2}$ d — $\frac{1}{2}$ R	4
		28.	13	49	42	{+ $1\frac{7}{24}$ p + $\frac{1}{2}$ R	5
						{ 1 d + $\frac{1}{2}$ d	6
		29.	11	35	5	— $1\frac{1}{2}$ d — $\frac{1}{2}$ d	7
		31.	10	3	29	— $1\frac{1}{2}$ d — $\frac{1}{2}$ d	8
	Sept.	11.	13	25	37	— 2 d — $\frac{1}{2}$ R	9
			13	59	31	— $\frac{1}{2}$ p — $\frac{1}{2}$ R	10
			14	22	28	— $\frac{3}{4}$ p — $\frac{1}{2}$ R	11
		13.	10	18	15	— $\frac{1}{2}$ R	12
			10	31	12	— $\frac{1}{3}$ p — $\frac{1}{2}$ R	13
		14.	10	9	20	+ $\frac{3}{4}$ p + $\frac{1}{2}$ R	14
			12	55	53	+ $1\frac{1}{2}$ p + $\frac{1}{2}$ R	15
			13	37	46	+ $1\frac{1}{2}$ p + $\frac{1}{2}$ R	16
			13	59	42	+ $1\frac{1}{2}$ p + $\frac{1}{2}$ R	17
		16.	7	45	52	+ $\frac{1}{2}$ p + $\frac{1}{2}$ R	18
			10	24	26	+ $1\frac{1}{2}$ p + $\frac{1}{2}$ R	19
			12	5	9	+ 1 d + $\frac{1}{2}$ R	20
			13	8	59	+ $\frac{3}{4}$ d + $\frac{1}{2}$ R	21
		17.	7	50	55	— 1 p — $\frac{1}{2}$ R	22
			8	40	47	— $1\frac{1}{3}$ p — $\frac{1}{2}$ R	23
		18.	9	13	45	— $1\frac{3}{4}$ p + $\frac{1}{2}$ R	24
			10	33	22	+ 2 p + $\frac{1}{2}$ R	25
			12	12	16	+ $1\frac{1}{4}$ p + $\frac{1}{2}$ R	26
		21.	9	1	59	— 2 p — $\frac{1}{2}$ R	27
			10	30	44	— $1\frac{5}{8}$ p — $\frac{1}{2}$ R	28
		23.	10	29	52	— $\frac{3}{4}$ p — $\frac{1}{2}$ R	29
			11	33	42	— $\frac{1}{2}$ R — δ	30
		24.	7	24	26	+ $1\frac{1}{4}$ p + $\frac{1}{2}$ R	31
			8	20	17	+ 1 p + $\frac{1}{2}$ R	32
			10	21	57	+ $\frac{1}{2}$ R	33

III. Satellit. (First Satellite.)

			Mittlere Zeit in Slough.			Entfernung des Satelliten.	Fortlaufende Zahl.
1789	Sept.	25.	7^h	5′	33″	— 1 p — ½ R	34
			8	12	22	— ½ p — ½ R	35
			10	9	3	— ⅔ p — ½ d	36
	Octob.	12.	7	1	39	— ¾ d — ½ d	37
			7	48	31	— ½ p — ½ R	38
			8	48	21	— ½ R	39
			9	50	11	— ¾ p — ½ d	40
		15.	11	4	11	— ½ p — ½ d	41
		16.	10	19	22	+ ½ d + ½ d	42
			11	28	11	+ ¼ p + ½ R	43
		18.	7	13	1	+ 1½ δ + ½ d	44
			7	32	57	+ 2½ δ + ½ d	45
			7	51	54	+ ⅜ d + ½ d	46
			8	36	47	+ ½ R	47
		20.	5	58	20	+ ⅛ d + ½ d	48
		28.	6	22	47	+ 1 d + ½ d	49
		29.	7	6	44	— ⅞ d — ½ d	50
		30.	6	6	57	+ ¾ d + ½ d	51
		31.	6	22	59	— ¾ d — ½ d	52
			8	22	39	— ⅜ d — ½ d	53
	Novbr.	2.	9	9	39	+ ⅛ d + ½ d	54
			9	85	35	+ ¼ d + ½ d	55
		3.	8	45	47	+ ½ d + ½ d	56
		4.	7	8	6	+ ¼ d + ½ d	57
		7.	6	10	28	— 1¼ d — ½ d	58
			6	35	24	+ 1¼ d + ½ d	59
		8.	5	24	39	+ ⅞ d + ½ d	60
		15.	6	43	53	+ ¾ d + ½ d	61
		21.	8	40	57	+ ¾ d + ½ d	62
	Decbr.	16.	6	7	58	+ 1 d + ½ d	63

Nro. 4. Ich habe corrigirt — 1½ d — ½ d
Nro. 5. Weggelassen.
Nro. 12. Emerging.
Nro. 47. Very nearly clear of the following projection. Weggelassen.
Nro. 48 u. 63. Diese Beobachtungen wurden ausgelassen, weil sie zu sehr von den übrigen abweichen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 46.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. Juli 1844.

3. Hr. Conservator Dr. Lamont: Bestimmung der mittlern Bewegung des zweyten, dritten, vierten und fünften Saturns-Satelliten, durch Vergleichung der neueren Beobachtungen mit den Herschel'schen vom Jahre 1789.

(Fortsetzung.)

Für den II. Satelliten haben bereits die Herren Beer und Mädler (in ihren „Beyträgen zur physischen Kenntniß der himmlischen Körper") die Elemente aus Herschel's Beobachtungen abgeleitet; ich begnüge mich, die von ihnen gefundenen Resultate anzuführen, um so mehr, als aus Herschel's Beobachtungen dieses Satelliten wohl nur eine Bestimmung der Epoche abgeleitet werden kann.

Um für die übrigen Satelliten aus den obigen Beobachtungen eine Bahnbestimmung abzuleiten, habe ich zuvörderst mit Benützung der Sonnentafeln von Carlini, der Saturns-Tafeln von Bouvard, und der Bessel'schen Elemente des Ringes, folgende Ephemeride berechnet.

Datum 1789	Pariser Meridian: Log. der Entfernung des Saturns von der Erde.	Mitternacht Länge der Erde auf der Ringebene.
Juli 31.	0,94689	6°. 14',2
August 15.	0,93963	5. 30,7
„ 30.	0,93522	4. 35,0
Sept. 14.	0,93405	3. 33,0
„ 29.	0,93617	2. 31,0
Oktob. 14.	0,94207	1. 38,5
„ 29.	0,95034	1. 8,8
Nov. 13.	0,96051	0. 39,1
„ 28.	0,97171	0. 38,3

Die Längen auf der Ringebene sind von aufsteigenden Knoten des Ringes in der Ecliptik an gezählt.

Es sey nun die Entfernung des Satelliten vom Mittelpunkte des Saturn . $= x$
Die halbe große Axe der Satelliten-Bahn $= a$
Die Excentricität derselben . . $= e$
Länge des Perisaturniums . . $= \omega$
Mittlere Bewegung für einen mittlern Sonnentag . . . . . $= n$
Epoche: Mittlere Länge für 1789 . $= \varepsilon$
Wahre Länge . . . . . $= v$
Radius Vector . . . . . $= r$

Länge der Erde vom Saturn ausgesehen, und auf der Ringebene vom aufsteigenden Knoten des Ringes in der Ecliptik anfangend, gezählt $= \lambda$
Entfernung des Satelliten von seiner obern Conjunction . . . . . $= u$,

so hat man folgende Gleichungen

$$r = a\,(1 - e \cos\,(nt + \varepsilon - \omega) - \ldots)$$
$$v = nt + \varepsilon + 2\,e \sin\,(nt + \varepsilon - \omega) +$$
$$u = v - \lambda - 180^0$$
$$x = r \sin u = a \sin\,(nt + \varepsilon - \lambda - 180^0)$$
$$+ \tfrac{1}{2}\,ae \sin\,(2\,nt + 2\,\varepsilon - \lambda - 180^0 - \omega)$$
$$- \tfrac{3}{2}\,ae \sin\,(\omega - \lambda - 180^0)$$

Setzt man $nt + \varepsilon - \lambda - 180^0 = \varphi$ und $\omega - \lambda - 180^0 = \omega'$, und nimmt man an, daß die wahren Werthe der halben großen Axe, der Excentricität, der Epoche und der Länge des Perisaturniums $= a + \delta\,a$, $e + \delta\,e$, $\varepsilon + \delta\,\varepsilon$, $\omega + \delta\,\omega$ seyen, so hat man

$$x' - x = \delta\,a \sin\,\varphi + a\,\delta\,\varepsilon \cos\,\varphi$$
$$+ \tfrac{1}{2}\,ae \cos\,\omega' \sin\,2\,\varphi$$
$$- (3 + \cos.\,2.\,\varphi)\,\tfrac{1}{2}\,ae \sin\,\omega'.$$

Hier bedeutet x' die beobachtete, x die mit den Elementen a, ε, n, unter Voraussetzung einer Kreisbewegung berechnete Entfernung. Die Rechnung wird wesentlich vereinfacht, wenn man a als Einheit annimmt: es ist alsdann $x = \sin\,\varphi$, und wenn man ferner $\tfrac{1}{2}\,e \cos\,\omega' = p$, $-\tfrac{1}{2}\,e \sin\,\omega = q$ setzt, so hat man zur Verbesserung der Elemente folgende Gleichung:

$$x' - \sin.\,\varphi = \delta\,a \sin\,\varphi + \delta\,\varepsilon \cos.\,\varphi +$$
$$p.\sin\,2\,\varphi + q\,(3 + \cos\,2\,\varphi)$$

Die Entfernung x' hat Herschel, wie bereits oben bemerkt worden ist, theils in Durchmessern des Saturn, theils in Durchmessern des Ringes und Projectionen ausgedrückt, und es ist nöthig ein Verhältniß des Ring-Durchmessers zum Durchmesser des Planeten herzustellen. Indem ich mich hier auf dasjenige beziehe, was ich in dieser Hinsicht im XIII. Bande der Denkschriften der Akademie in meiner Abhandlung über die Bahn des III. Saturns-Satelliten gesagt habe, nehme ich Behufs der Rechnung bey sämmtlichen Satelliten das Verhältniß der Projection p zu dem Durchmesser = 0,510 an, woraus für den Ringdurchmesser R der Werth R = 2,02 d folgt.

Aus den Resultaten der Rechnung wird man beurtheilen können, ob es der Mühe sich lohne, deßfalls die Untersuchung weiter auszudehnen.

Nach dem bisher Gesagten wird der Gang der Rechnung so einzurichten seyn, daß man zuerst die nöthige Verbesserung wegen der Aberration anbringt, alsdann mit vorläufigen Werthen von a, ε, n, die Längen der Satelliten auf der Ringebene bestimmt, und die Entfernung berechnet, welche mit den beobachteten Entfernungen verglichen, die Werthe von $x' - \sin\,\varphi$ in den obigen Bedingungsgleichungen geben. Außerdem habe ich (obwohl kaum so große Genauigkeit erforderlich gewesen wäre) die beobachteten Entfernungen wegen der unvollständigen Erleuchtung der Saturnskugel corrigirt. Bey Herstellung der Bedingungsgleichungen hielt ich es (wegen der beträchtlichen Unsicherheit der Schätzungen) für zweckmäßig, erst diejenigen Beobachtungen, bey denen die Werthe von φ nicht weit von einander verschieden waren, in eine einzige Gleichung zu vereinigen, eigentlich Normalörter zu bilden, und dann erst die Auflösung nach der Methode der kleinsten Quadrate vorzunehmen. Hier folgen die Resultate für die einzelnen Satelliten, wobey alle Zeitbestimmungen sich auf den Pariser Meridian beziehen.

V. Satellit

Angenommen:

Mittlere Länge für 1789 $\varepsilon = 217^0\ 35,41$
$n = 79^0\ 41,42$
$a = 1$
$d = 0,2623$
$R = 0,5298$
$p = 0,1338$
$\delta = 0,0297$

Zur Bildung der Bedingungsgleichungen leitet man aus den Beobachtungen folgende Data ab:

φ	x' — sin. φ	Vereinigte Beobachtungen
15°,9	+ 0,450	36. 37. 15. 28.
31 ,2	+ 305	16. 17. 5.
40 ,9	— 825	18. 48. 45. 33.
87 ,6	— 62	39. 2. 30. 29.
121 ,0	— 1,120	6. 1. 46.
145 ,6	— 1,024	9. 23. 10.
153 ,0	— 0,443	24. 25. 11.
158 ,6	— 402	12. 13. 3. 40.
168 ,3	— 655	41. 47. 4. 42.
194 ,3	— 215	49. 7. 8.
210 ,8	+ 238	34. 35. 26.
235 ,3	+ 1,233	27. 50. 19.

φ	x′ — sin. φ	Vereinigte Beobachtungen
301°,7	— 66	38. 14. 43.
327 ,8	+ 274	44. 31. 32.
342 ,6	+ 87	20. 21. 22.

Die Auflösung der hierausgebildeten Gleichungen giebt:

$$\delta a = -0.06015$$
$$\delta \varepsilon = +0.01567 = +53',87$$
$$p = +0.03183.$$
$$q = -0.00150$$

Und hieraus:

Mittlere Länge für 1789

$$\varepsilon + \delta \varepsilon = 218°. \quad 29'$$

Länge des Perisaturniums $\omega = 180°. \quad 10'$

Excentricität $e = 0.06374$

IV. Satellit

Angenommen:

Mittlere Länge für 1789 $\varepsilon = 143°, \quad 12'$

$$n = 131 \quad 32,1$$
$$a = 1$$
$$d = 0,4052$$
$$R = 0,8185$$
$$p = 0,2066$$
$$\delta = 0,0342$$

Die Data zur Bildung der Bedingungsgleichungen sind:

φ	x′ — sin φ	Vereinigte Beobachtungen
16°,3	+ 0,097	4. 2. 46.
35,0	+ 353	5. 7. 34.
62,7	+ 138	48. 29. 30. 35.
114,1	— 146	41. 42. 44.
144,6	— 103	23. 24. 25.
155,5	— 141	26. 27. 28. 9.
195,2	— 1,128	52. 32. 33. 53. 49.
205,0	— 0,607	14. 36. 15. 1. 37.
220,6	— 277	38. 51. 19.
236,9	— 489	39. 20. 45.
262,9	+ 725	22. 54. 8.
283,8	— 152	6. 47. 10.
310,7	+ 680	11. 55. 12.
327,7	— 325	13. 16. 17.
339,8	— 0,645	18. 40.

Die Auflösung der hieraus gebildeten Bedingungsgleichungen giebt:

$$\delta a = +0.003778$$
$$\delta \varepsilon = +0.02605 = 1° \; 29',56$$
$$p = +0.00343$$
$$q = +0.005309$$

Und hieraus:

Mittlere Länge für 1789

$$\varepsilon + \delta \varepsilon = 144°41'$$

Länge des Perisaturniums $\omega = 305°42'$

Excentricität $e = 0,01265$

III. Satellit. *)

Angenommen:

Mittlere Länge für 1789 $\varepsilon = 98° \quad 34'$

$$n = 190 \quad 41,88$$
$$a = 1$$
$$d = 0,5088$$
$$R = 1,0278$$
$$p = 0,3053$$
$$\delta = 0,0605$$

Die Data zur Bildung der Bedingungsgleichungen sind:

φ	x′ — sin φ	Vereinigte Beobachtungen
18°,5	+ 0,304	35. 43. 54.
22,2	+ 136	56. 44. 41.
28,4	+ 329	45. 42.
37,9	+ 554	61. 13. 17.
57,0	+ 9	59. 14. 18.
65,8	+ 311	1. 15. 16.
76,7	— 87	23. 19. 20.

*) Die Herschel'schen Beobachtungen des III. Saturns-Satelliten habe ich zwar in der oben erwähnten Abhandlung im XIII. Bande der Denkschriften bereits in Rechnung genommen, glaubte sie aber hier wiederum vornehmen zu müssen, theils um einen dort vorkommenden Rechnungsfehler zu verbessern, theils um eine neue Combination zu versuchen. Die Verschiedenheit der Resultate verschiedener Combinationen gewährt übrigens die Ueberzeugung, daß man aus Herschels Beobachtungen dieses Satelliten elliptische Elemente nicht mit Sicherheit ableiten könne.

φ	x' — sin φ		Vereinigte Beobachtungen
90,2	—	0,579	24. 25.
121,7	—	448	48. 30
139,1	—	97	31. 50. 32.
203,1	—	773	40. 55. 11.
211,8	—	998	12. 8. 9.
223,8	—	1,055	10. 57. 58.
235,5	—	0,610	21. 6. 22.
247,0	—	978	7. 2.
277,2	—	401	3. 26.
300,9	—	736	4. 27. 33.
315,4	+	364	36. 60. 28.
319,1	—	75	49. 37. 34.
328,6	—	759	29. 38. 51.
340,1	—	1,019	35. 39. 52.

Die Auflösung der hieraus gebildeten Bedingungsgleichungen giebt:

$$\delta a = + 0.029946$$
$$\delta \varepsilon = + 0.041507 = 2^{0}.\ 0',7$$
$$p = + 0.0068926$$
$$q = - 0.012910$$

Und hieraus:

Mittlere Länge für 1789

$$\varepsilon + \delta \varepsilon = 100^{0}.\ 35'.$$

Länge des Perisaturniums $\omega = 244.\ 30.$

Excentricität $e = 0{,}02927$

(Schluß folgt.)

Aufzählung sämmtlicher dermalen in Frankreich bestehender literarischer Vereine.

(Vortrag des Hrn. Classensecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung vom 16. März l. J.)

(Fortsetzung.)

12) Société universelle de civilisation, gegründet 1819, hat eine Monatsschrift unter dem Titel Revue sociale herausgegeben.

13) Société hagiologique française, hatte sich, nach dem im Jahre 1737 ausgegebenen Programme, zur Aufgabe gesetzt, das große Werk der Bollandisten, die Vitae sanctorum, fortzusetzen; es scheint aber beym bloßen Projecte geblieben zu seyn.

14) Société bibliophile historique, gegründet 1835, hat 3 Bände Mémoires in 8. publicirt.

15) Société de statistique, gegründet 1803, hat für eine ganz kurze Zeit ein Journal herausgegeben.

16) Société d'histoire naturelle, im Jahre 1790 von Mitgliedern der Société Linnéenne, die damals kurz nach ihrer Stiftung wieder eingegangen war, gegründet, löste sich 1800 von selbst auf, ward 1821 erneuert, 1833 in eine Société des sciences naturelles umgewandelt, löste sich aber 1837 von Neuem auf. Die Gesellschaft hat im Jahre 1792 einen Band Actes in Folio, 1799 einen Band Mémoires in Quart, von 1823 bis 1834 weitere 5 Bände Mémoires in Quart, und von da bis 1837 ein periodisches Bulletin herausgegeben.

17) Société Linnéenne, gegründet 1788 von Broussonet und Millin, wurde 1792 aufgelöst, 1797 wieder hergestellt, bald darauf aber von Neuem aufgehoben und erst 1821 wieder ins Leben gerufen. Von da bis zum Jahre 1837, wo sie sich völlig auflöste, erschienen 7 Bände Mémoires und Annales in 8.

18) Société des amateurs des sciences physiques et naturelles, bestand bloß zwey Jahre, 1807 und 1808; sie hielt ihre Sitzungen im Oratorium und hat 2 Bände Mémoires in 8. publicirt.

19) Académie royale de chirurgie, gegründet 1731, aufgelöst 1793, hat von 1743 bis 1774 5 Bde. Mémoires, und von 1753 bis 1783 5 Bände mit Preisen gekrönter Abhandlungen publicirt.

20) Académie d'horticulture, gegründet 1830, hat bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1837 ein Journal publicirt.

21) Cercle agricole de Paris, bestand vor 1837, und hat sich seitdem mit der Société des progrés agricoles vereinigt, und giebt in Verbindung mit dieser den Cultivateur et Journal des progrés agricoles heraus.

Pepignan (Dép. des Pyrénées Orientales). Société des sciences, belles-lettres, arts industriels et agricoles des Pyrénées Orientales, gegründet 1800, hieß bis zum Jahre 1830 Société philomatique; sie publicirt seit 1834 regelmäßig ein Bulletin, bis jetzt vier Bände stark. Präsident: Traisse d. Aelt.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 47.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.
Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. July 1844.

3. Hr. Conservator Dr. Lamont: Bestimmung der mittlern Bewegung des zweyten, dritten, vierten und fünften Saturns-Satelliten, durch Vergleichung der neueren Beobachtungen mit den Herschel'schen vom Jahre 1789.

(Schluß.)

II. Satellit.

Dem oben Gesagten zufolge führe ich hier nur die von den H. H. Beer und Mädler berechneten Elemente des II. Satelliten an: nämlich

Distanz a = 1.60396 d
Umlaufszeit = $32^h. 53'. 2'',728$
Epoche: 1789 Septemb. 14. $12^h. 4',8$ mittlere Pariser-Zeit für $67^0\ 56'\ 25'',5$ saturnicentrische Länge des Satelliten in der Ring-Ebene.

Wir wollen nun die gefundenen Resultate zur Feststellung der mittlern Bewegungen anwenden. Zu diesem Zwecke hebe ich aus den Ergebnissen der von mir angestellten Beobachtungen (deren vollständige Bekanntmachung später erfolgen wird) die Epochen (für den pariser Meridian geltend) heraus: Nämlich

V. Satellit. Mittlere Länge für 1839. 318^0. 38'
IV. Satellit. Mittlere Länge für 1839. 184^0. 59'
III. Satellit „ „ „ „ 154. 39
II. Satellit „ „ „ „ 317. 33

Die Vergleichung mit den oben aus Herschel's Beobachtungen abgeleiteten Epochen giebt die Bewegung in Beziehung auf den aufsteigenden Knoten des Ringes, für ein gemeines Jahr von 365 Tagen, wie folgt:

V. Satellit 80 Rev. + 286^0. 52',26
IV. Satellit 133 „ + 130. 16,10
III. Satellit 193 „ + 124. 43,68

Bey diesen Satelliten konnte die vorläufige Reduction, unter Annahme der von Caßini bestimmten Umlaufszeiten, ausgeführt werden. — Ein ähnliches Verfahren in Bezug auf den II. Satelliten mit Einführung der von den H. H. Beer und Mädler gefundenen Bewegung zeigte daß diese letztere zu weit von der Wahrheit sich entferne.

Es wurde deßhalb aus den neuern Beobachtungen zuerst ein richtigerer Werth der mittlern Bewegung abgeleitet, und damit die obige mittlere Länge für 1839, dann für 1789 mittlere Länge $285^0.17'$, gefunden. Darnach hat man die mittlere Bewegung in 365 Tagen.

II. Satellit 266 Rev. + 137^0. 14',66

Die täglichen mittlern Bewegungen und Umlaufszeiten ergeben sich aus dem Bisherigen, wie folgt:

Mittlere tägliche Bewegung. Umlaufszeit.
V. Satellit 79^0. 44',404 4^d. 12^h. 25'. 12'',14

Mittlere tägliche Bewegung.			Umlaufszeit.			
IV. Satellit	131°.	32′,094	2ᵈ.	17ʰ.	41′.	8″,26
III. „	190.	41,874	1.	21.	18.	26,14
II. „	262.	43,927	1.	8.	53.	6,76

Sämmtliche Bewegungen sind, wie man sieht von den bisher angenommenen Werthen mehr oder weniger verschieden: am größten ist die Abweichung beym II. Satelliten. Was die hier festgestellten Werthe betrifft, so werden sie, in so ferne man nicht auf sehr lange Zeiträume die Rechnung ausdehnt, durch weitere Beobachtung kaum eine merkliche Verbesserung mehr erhalten können.

---

4. Die Königl. dänische Societät der Wissenschaften sendet die von ihr festgesetzten Preisfragen für das Jahr $18\frac{44}{45}$ ein, die hier mitgetheilt werden.

Quaestiones a Societate Regia Danica Scientiarum anno 1844 cum praemii promisso propositae.

A. A CLASSE MATHEMATICA.

Constat observationes eclipsium Pleiadum, quae fiunt per Lunam, magnum habere momentum non solum ad longitudines geographicas determinandas, verum etiam ad errores tabularum Lunae detegendos. Patet vero ad harum observationum examen recte instituendum nunc quaedam, quae huc usque desiderabantur, comparata esse subsidia. Ut enim silentio praetereamus, quanto perfectior generalis eclipsium theoria recentissimis temporibus reddita sit, sufficit monere, maximi habendum esse, quinquaginta trium stellarum e numero Pleiadum positiones, cura illustrissimi Besselii, exacte definitas esse. Quod cum ita sit, societas regia, proposito praemio consueto, postulat:

Ut observationes eclipsium Pleiadum tali modo, qui conditione praesente astronomiae dignus judicari possit, ad calculum revocentur, ita tamen, ut in hoc negotio non solum ad observationes recentiores respiciatur, verum etiam priorum ratio habeatur, illarum scilicet, quae erroribus ex imperfecto statu horologiorum pendentibus satis exacte liberatae existimari possint.

B. A CLASSE PHYSICA.

Constat, acidum benzoicum, non solum propter modum, quo chemica arte generari et transmutari posset, verum etiam ob rationem, quae inter hanc vegetabilem materiem et animalem substantiam, quae acidum hippuricum dicitur, intercedat, ulteriori investigatione dignissimum esse. Ad hanc praecipue rationem illustrandam maxime intererit, experimentis rite institutis cognitum habere, quatenus, ut accepimus, et qua copia in graminibus Anthoxantho odorato et Hierochloa boreali (Holco odorato Lin.) reperiatur acidum benzoicum; nec minus intererit, quaenam in aliis pabuli generibus hujus acidi ratio sit, rite investigasse. — Societas eam itaque praemio suo ornabit dissertationem, quae hanc rem optime illustraverit.

C. A CLASSE HISTORICA.

Inter civitates a Graecis ad septentrionem versus conditis singularem observationem meretur, quae forma et nomine **regni Bosporani** diu in regione freto Cimmerio adjacente viguit, cum propter ipsum situm quique ejus erant ad statum et conditionem illius civitatis pertinentes effectus, tum ob rationes, quae ei vel belli foederumve vel commercii causa cum aliis populis intercedebant.

Hujus eximie memorabilis civitatis Graecae res cum nondum ita sint tenebris erutae, ut non novis et ad hoc propositum unice conversis investigationibus plus lucis eis afferri queat, cumque hinc accuratior tractuum illorum cognitio geographica, illinc reperta recentiori aevo, quae huc faciant, varii generis monumenta studioso historiae auctiorem materiam suppeditent, societas nostra non alienum putat, doctis sub praemio hanc proponere quaestionem:

Instituta sollicita et diligenti omnium fontium, unde res peti possint, investigatione et comparatione, exhibeatur civitatis Graecae apud fretum Cimmerium sitae, quae regni Bosporani forma et nomine diu viguit, quam maxime fieri possit, accurata descriptio, cum quod ambitum ejus et fines ac viciniam, tum quod statum internum externasque ac cum aliis populis sive belli foederumque (quos politicas appellant) sive commercii causa intercedentes rationes adtinet, adhibito usu et addita recensione critica monumentorum huc facientium, quae adhuc reliqua habentur, velut nummi, inscriptiones, ruinae etc.

Addit Societas, sibi e re fore videri, ideoque a se desiderari, ut commentationi auctoris accurata et ad comparationem instituta delineatio geographica adjungatur.

D. A CLASSE PHILOSOPHICA.

Quid in Ethicis post Kantium profectum sit, concinne recenseatur et solide examinetur et dijudicetur.

PROPOSITO PRAEMIO LEGATI THOTTIANI.

(200 thalerorum argenteorum.)

Investigetur exponaturque, secundum quas leges qualitates physicae metallorum mixtorum a compositione eorum pendeant.

In quaestionibus tractandis sermone Latino, Gallico, Anglico, Germanico, Suecico, Danicove uti licebit. Commentationes notandae erunt non nomine scriptoris, sed tessera aliqua, adiiciendaque charta obsignata, eadem tessera notata, quae scriptoris nomen, ordinem domiciliumque indicet. Qui societati adscripti sunt et in imperio Danico habitant, certamine abstinebunt. Qui in una ex propositis quaestionibus solvenda satisfecerit, ei, ubi aliud praemium nominatum non est, praemii loco tribuetur numus aureus societatis, 50 ducatos Danicos pretio aequans.

Commentationes intra exitum mensis Augusti 1845 Joanni Christiano Oersted, qui societati ab epistolis est, transmissae esse debebunt.

Aufzählung sämmtlicher dermalen in Frankreich bestehender literarischer Vereine.

(Vortrag des Hrn. Classensecretärs Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März. l. J.)

(Fortsetzung.)

Poitiers (Dép. de la Vienne). 1) Société d'agriculture, sciences, arts et belles-lettres, gegründet 1818, publicirt ein Bulletin.

2) Société des antiquaires de l'Ouest, gegründet 1834, publicirt alle Jahre einen Band Mémoires in 8. Präsident: Mangon de la Lande.

Eingegangen ist:

3) Die durch Vereinigung der Société d'émulation, der Société d'agriculture und des Athénée im Jahre 1807 entstandene Académie des sciences et arts.

Pont-Audemer, (Dép. de l'Eure), Société d'agriculture, seit 1832, ist eine Unterabtheilung des Centrallandwirthschaftsvereines zu Evreux.

Le-Puy (Dép. de la Haute-Loire). Société d'agriculture, arts, sciences et commerce, gegründet 1811, hat eine Sammlung von Alterthümern angelegt und publicirt Annales, so wie ein Bulletin agronomique et industriel. Präsident: Bertrand.

Saint-Quentin (Dép. de l'Aisne). 1. Société des sciences, arts, belles-lettres et agriculture, gegründet 1825 unter dem Namen Société académique, hat vor einigen Jahren mehrere historische und archäologische Abhandlungen publicirt. Die Publicationen der Gesellschaft führen den Titel: Mémoires de la Société académique de Saint-Quentin. Im Jahr 1839 ist ein Band erschienen. Präsident: Mallet.

2.) Société industrielle.

Quimper (Dép. de Finistère). Société d'émulation, gegründet 1823, publicirt ein Bulletin.

Rambouillet (Dép. de Seine-et-Oise). Société archéologique de l'arrondissement de Rambouillet, gegründet 1836.

Rennes (Dép. de l'Ille et Villaine). 1.) Société des sciences et des arts, gegründet 1796, ging im Jahre 1814 ein und wurde 1832 wieder hergestellt; sie publicirt hie und da ein Compte-rendu de ses travaux. Präsident: Dufilhol. 2) Société d'agriculture, de commerce et des arts, 1757 von den Ständen der Bretagne gegründet, hat bis zum Jahre 1760 unter dem Titel Corps d'observations, zwei Bände Mémoires publicirt. Unter dem Kaiserreiche wurde sie als Société d'agriculture et d'industrie wieder hergestellt und übte durch ihre Schule und Preisvertheilungen großen Einfluß auf die Cultur des Departements.

Rhodez (Dep. de l'Aveyron). 1.) Société des lettres, sciences et arts de l'Aveyron, gegründet 1836, wirkt für Geschichte und Archäologie, Naturwissenschaften Künste, Handel und Gewerbe und hat bereits zwey Bände in Octav publicirt. Präsident: de Barrau.

2. Société d'agriculture, gegründet 1836, publicirt ein Bulletin.

Eingegangen sind:

3.) Académie des jeux floraux, eine Nachahmung derer zu Toulouse; sie vertheilte ebenfalls Preise.

4.) Die 1806 gegründete Société d'agriculture; sie publicirte anfangs das Annuaire du cultivateur, und seit 1806 eine Zeitschrift, betitelt Feuille villageoise.

Rochefort (Dép. de la Charente-Inférieure). Société d'agriculture, sciences et belles-lettres, um das Jahr 1838 gegründet.

La Rochelle (Dép. de la Charente-Inférieure). 1.) Académie royale des belles-lettres, sciences et arts, gegründet 1732, wieder hergestellt 1803.

2. Société des sciences naturelles de la Charente-Inférieure.

Rouen (Dép. de la Seine-Inférieure). 1.) Académie royale des sciences, belles-lettres et arts de Rouen, gegründet 1744, aufgelöst 1793, in ihrer früheren Gestalt wieder hergestellt im Jahre 1803. Die alte Akademie stellte oftmals Preisaufgaben aus dem Gebiete der Geschichte; die neue hat zwischen 1814 und 1821 ein Précis analytique der Arbeiten der alten Akademie während der Jahre 1744 bis 1793 in fünf Octavbänden drucken lassen. Seit 1804 publicirt sie jedes Jahr ein Précis analytique ihrer Arbeiten. Präsident: Lemoine Jourdain. Secretär pour la Classe des Sciences Lery.

2.) Société libre d'émulation, gegründet 1792, publicirt jedes Jahr ein Compte-rendu über die öffentliche Sitzung, so wie auch ein Resumé des während des Jahres Geleisteten.

3). Société centrale d'agriculture du département de la Seine-Inférieure, gegründet 1761, wieder hergestellt 1819, publicirte vor der Revolution, wo sie Société d'agriculture de la généralité de Rouen hieß, zwischen 1763 und 1787 drey Bände Mémoires. Gegenwärtig gibt sie das Mémorial d'agriculture et d'industrie du département de la Seine-Inférieure heraus; bis 1832 waren davon sechs Bände erschienen.

Eingegangen ist:

4.) Die Académie d'immaculée conception. Ihr Ursprung geht bis ins zwölfte Jahrhundert; damals war sie aber bloß eine religiöse Brüderschaft. Erst seit 1486 verband sie mit den geistlichen Uebungen Beschäftigung mit Dichtkunst und Litteratur. Diese Akademie hat eine große Anzahl Schriften, die die ausgesetzten Preise errungen hatten, drucken lassen.

Soissons (Dép. de l'Aisne). Die 1674 gegründete Académie de Soissons ist im Jahre 1817 eingegangen; sie beschäftigte sich vorzüglich mit Geschichte und Litteratur und hat eine Anzahl preisgekrönter Abhandlungen publicirt.

Strassbourg (Dép. du Bas-Rhin). 1.) Société des sciences, agriculture et arts, entstand 1803 durch die Vereinigung der Société libre des sciences et arts, der Société d'agriculture und der Société de médecine; sie publicirt Mémoires. Präsident: Laust.

2.) Société du Muséum d'histoire naturelle, gegründet 1828, publicirt Mémoires. Zwei Bände und der Anfang des dritten sind erschienen.

3. Société des amis des arts.

Eingegangen ist:

4.) Die Société harmonique des amis réunis, auch Société de magnétisme, gegründet 1789, hat drei Bände Annales publicirt. Sie löste sich 1789 wieder auf.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 48.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.
Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe der kgl. Akademie der Wissenschaften am 15. Juni verlas Hr. Prof. Dr. Höfler die folgende Abhandlung:

Zustände in Deutschland und Italien gegen Ende des eilften Jahrhunderts.

(In Anschluß an Bd. XV. Nr. 173.)

Wollte man den innern Zustand der damaligen Welt nur nach den Stürmen beurtheilen, welche noch immer auf der Oberfläche sich zeigten und besonders Deutschland zum Schauplatze ihrer Verheerungen machten, so würde man sich in großem Irrthume befinden. Zwar war, was noch fortwährend daselbst geschah, arg genug, um eine solche Meinung zu erzeugen und zu nähren. Durch die für Heinrich IV. so günstigen Umstände, der Abdankung P. Victors III., der wiederholten Erledigung des römischen Stuhles, wie durch seine eigne Thatkraft war die Wagschale der königlichen Parthey wieder gestiegen. Sein Gegenpapst hielt sich noch immer in Italien, er selbst, obgleich seine Parthey sich minderte, in Deutschland.

Allein Niemand konnte sich verhehlen, daß im Ganzen seit dem Tode Gregor's VII. eine Wendung der Angelegenheiten vor sich gegangen war. Schon 1086 hatte der Kampf der Deutschen gegen Heinrich die Gestalt eines Kreuzzuges genommen; ein hohes Kreuz mit rother Fahne auf einem Wagen befestigt war der Mittelpunkt, um den das Heer sich sammelte. Die Fürsten wie die übrigen Krieger schritten zu Fuße einher; vor dem Beginne der Schlacht sanken Alle auf die Kniee nieder und empfiengen den Segen der Bischöfe. So war die Schlacht bey Würzburg begonnen und zum großen Nachtheile Heinrichs der Sieg erfochten worden. *). Aber was in Deutschland gewonnen worden, ward durch den Tod Victors III. in Italien wieder eingebüßt. Als der Cardinalbischof von Ostia, Otto, von den Cardinälen zu Terracina zum Papst (Urban II.) gewählt worden war und nun erklärte, er werde in die Fußstapfen P. Gregor's treten **), so fielen, als die Sache Heinrichs verloren schien, die Sachsen von der kirchlichen Seite ab. Andererseits starben mehrere der Heinrich'schen Bischöfe zum Theile in auffallender Art, oder söhnten sich mit der Kirche aus; allein jetzt starb auch der Gegenkönig Hermann und um das Spiel des Glückes voll zu machen, fielen die Sachsen auf's Neue von Heinrich ab, schlugen ihn und beraubten ihn selbst der königlichen Insignien, mordeten aber dann den Bi-

*) Bert. Const. 1086.

**) De me porro ita in omnibus confidite et credite, sicut de beatissimo patre nostro P. Gregorio, cujus ex toto sequi vestigia cupiens, omnia quae respuit, respuo, quae damnavit, damno, quae dilexit prorsus amplector, quae vero rata et catholica duxerit, confirmo et approbo et ad postremum in utramque partem, qualiter ipse sensit in omnibus omnino sentio atque consentio. Epl. Urbani P. ad Salzeb. aliosque episcopos. Ap. Mansi XX. p. 705.

schof Burkhard von Halberstadt, einen der eifrigsten Anhänger der Kirche. Es war das größte Glück, daß man für Victor III. einen Nachfolger im Geiste Gregor's VII. gefunden hatte, wie auch die ihn wählenden Cardinäle und Bischöfe im Auftrage P. Gregor's und P. Victor's III. hiebey gehandelt zu haben erklärten. Urban vereinigte die feste Besonnenheit des Ersten mit der Milde des Zweyten. Seine natürlichen Anlagen, seine Erziehung, die Verfolgung, die er als päpstlicher Gesandte von Heinrich IV. erlitten, wie die Würde, welche er vor der Erlangung des Papstthumes bekleidet, vereinigten sich, ihn zu einem der ausgezeichnetsten Männer seines Zeitalters, zum würdigen Nachfolger so großer Vorgänger zu machen. Ein Franzose von Geburt erhielt er seine Bildung an der Kirche zu Rheims durch den Canonicus Bruno, einen Deutschen, welcher nachher sowohl als einer der wenigen Ordensgründer dieser Nation, als auch dadurch berühmt wurde, daß der von ihm begründete Orden am längsten einer Reformation nicht bedurfte. Nachdem er, wie sein Lehrer, Canonicus zu Rheims geworden, legte er gleich diesem ein Amt nieder, das der Strenge seiner Grundsätze zu wenig zusagte und begab sich nach Clugny unter die Leitung des so hoch gefeyerten Abtes Hugo. Von diesem wurde er zum Prior ernannt; als aber Gregor VII. auf ihn aufmerksam geworden, erhob ihn dieser zum Cardinalbischof von Ostia und bediente sich des unerschrockenen und tüchtigen Mannes zu den schwierigsten Gesandtschaften. Tritt uns in Desiderius das Wirken eines geistlichen Fürsten entgegen, der an die Spitze eines altersmüden Ordens gestellt, den großen Anforderungen einer neuen Zeit sich weniger gewachsen fühlt, so hatte der Cluniacensercardinal Otto sich gleichsam der gesammten höheren Bildung seiner Zeit bemeistert und vermochte dadurch wahrhaft an der Spitze derselben zu stehen. Neigte sich mit Gregor VII. und Victor III. die Reihe jener Männer zu Ende, welche Leo IX. und Victor II. zur Reformation der Kirche herangezogen hatten, so begann mit Otto ein neues Geschlecht, das die Zeiten der Anarchie nicht mehr erblickt, sondern in der bereits begonnenen Reformation erzogen worden war und deßhalb auch keinen höheren Beruf kannte, als die Gegner zur Annahme derselben zu vermögen. So sieht man denn auch Otto während seiner Legation in Deutschland in einer Thätigkeit begriffen, welche nur dem Benehmen Petrus Damiani's zu vergleichen ist, der inmitten eines bodenlosen Verderbens nicht nur davon nicht berührt ward, sondern auch selbst nicht einmal durch sie sich Furcht oder Schrecken abgewinnen ließ.

Noch in dem letzten Lebensjahre P. Gregor's hatte Otto als dessen Legat an der Spitze der treugebliebenen Bischöfe eine Unterredung mit Heinrichs Anhang gepflogen *) und die Einwürfe der Gegenparthey, Heinrich sey nicht excommunicirt, da er, in seine Länder noch nicht völlig wieder eingesetzt, nicht habe excommunicirt werden dürfen, in ihrer ganzen Unhaltbarkeit erwiesen. Größere Mühe als die Widerlegung fälschlich angeführter Canonen machte es aber dem Legaten, die päpstlichen Beschlüsse in Betreff derjenigen durchzuführen, welche mit dem Gebannten Umgang pflogen, wie überhaupt die eigenthümliche Interpretation von Concilbeschlüssen, wie sie in der Zeit Gregor's VII. statt gefunden hatte, bey der Masse des Volks zurecht zu weisen. Da die simonistischen oder beweibten Priester gebannt worden, gestatteten sich die Layen die Sacramente auf eigene Faust zu administriren oder den von solchen Priestern vollbrachten mit äußerstem Hohne zu begegnen **). Es war dieß unstreitig, wo es vorkam, eine entsetzliche Sache; aber weder so allgemein, noch so tief wurzelnd als die Laster, bey deren Ausrottung sich dieser übertriebene Eifer gezeigt hatte, und selbst auf die Gefahr hin, daß solche Scenen vorfallen konnten, hätte Niemand von der Bekämpfung der Simonie und des Concubinates der Priester zurücktreten dürfen. Gerade weil solche arge Scenen vorgefallen waren, mußte man um so fester auf Entfernung der excommunicirten Priester von den kirchlichen Functionen dringen, indem dann auch die Ursache und der Anlaß zu diesen Scenen von selbst wegfielen. Die Erfahrungen, die in diesem Punkte Otto in Deutschland zu machen Gelegenheit hatte,

*) Kunstmann, die Synode von Gerstungen (1085), in der Freyburger Zeitschr. für Theologie. Bd. IV. 1840. S. 116.

**) Sigeb. chron. ad a. 1074.

scheinen aber zu den Verfügungen, welche er später als Papst erließ, den hauptsächlichsten Anlaß gegeben zu haben.

Die Angelegenheiten des deutschen Königs hatten bey Urbans Thronbesteigung die Wendung genommen, daß das Reich beynahe allein noch im Kampfe gegen die Kirche verharrte und höchstens England noch unter dem elenden Wilhelm II. für einige Jahre noch Guibert als Papst anerkannte. Deutschland hatte sich somit von der allgemeinen Richtung ausgeschieden, und während seiner Bestimmung zufolge in Europa nichts Großartiges und Bedeutendes ohne dieses Centralland vor sich gehen sollte, konnte es bald die Folgen seines unnatürlichen Benehmens fühlen. Um so mehr mochte Urban in seinem Innern aufgefordert werden, die geeigneten Mittel zu ergreifen, um sich allgemeine Anerkennung und der Welt dadurch den Frieden zu verschaffen. Nach allen Ländern ergiengen seine Schreiben, die die Völker ermahnten, in dem einen Glauben zu verharren und alle Zwietracht zu vermeiden. In den beyden Ländern aber, in welchen der Streit am festesten Wurzeln gefaßt, gelang es ihm, die angesehensten Kirchenfürsten, in England den gelehrten und tiefsinnigen Anselm von Canterbury, in Deutschland den entschlossenen und unbescholtenen B. Gebhard von Constanz nicht sowohl auf seine Seite zu ziehen, als zur Entfaltung aller ihrer Kräfte für die gemeinschaftliche Sache zu entflammen.

Unter den Umständen, welche hiebey dem Papste zu Hülfe kamen, seiner Zeit eine bessere Richtung zu geben und ihr wieder Sinn für höheres Leben einzupflanzen, gehört vor allem die Entfaltung des Mönchslebens, das starke und unerschrockene Charaktere bildend, in allen stürmischen Zeiten unter wechselnder Gestalt regelmäßig seinen geistigen Einfluß in die Wagschale des Kampfes einzulegen pflegte. War es früher bey der Zerrüttung Italiens ein Italiener, bey der Auflösung der karolingischen Reiche ein Franzose, von welchen ihre Zeit einen neuen Impuls erhielt, so war es jetzt vorzüglich ein Deutscher, der sich an die Spitze einer der denkwürdigsten Bewegungen stellte, die das Mittelalter kennt, und die zu dem chaotischen Treiben seines Vaterlandes den vollendetsten Gegensatz bildet. Es war dieß der oben genannte Bruno, Urban's II. und so

vieler anderer bedeutender Männer Lehrer und seit 1084 Gründer des nach der großen Karthause bey Grenoble benannten Ordens. Wenn aber die meisten bey der Beschreibung dieser neuen Regel der ungeheueren Strenge des Lebens, der entsetzlichen Wildheit des Ortes erwähnen, wo die Niederlassung der neuen Mönche statt fand und wo alle Schrecken der Natur, grimme Kälte, Bergstürze, Lawinen, lebensgefährliche Pfade, eine unwirthbare Wildniß sich vereinigten, um zu einer Entsagung aufzufordern, die selbst damals als zu groß erschien; so dürfte doch nicht darin der Nachdruck liegen, nicht in diesem die Bedeutung für die damalige Zeit beruhen. Auch nicht einmal in der Ordensregel, welche sich vielfältig auf die von Clugny, jedoch so stützte, daß, was der hl. Benedict bestimmte, nach Lehre und Praxis des großen Kirchenvaters Hieronymus mehrfach verändert wurde. Selbst nicht in dem großen Stillschweigen, das die Leidenschaften tödtend, den Müssiggang erstickend auf das strengste eingeschärft, aber auch unverholen als die mühseligste geistliche Uebung erachtet wurde*). Sondern es dürfte vielmehr der größte Werth der neuen Ordensstiftung, die früh und spät so viele als „die Blüthe der Welt," „die ächte Pforte des Himmels" priesen, wo allein der Mensch die innere Vollkommenheit erlangen und mit der kein anderer Orden in Vergleichung treten könne, darin liegen, daß sie, von einem Layen in der Zeit gestiftet wurde, als die entschiedene Trennung des geistlichen Standes von dem weltlichen diesen zur heftigsten Feindschaft entflammte und denselben antrieb, durch Kampf und Wuth, durch Gegenpäpste und Verfolgungen aller Art die Gleichstellung der beyden Stände zu erwirken. Jetzt war nicht nur der Weg gewiesen, wie die Layen zu noch leuchtenderer Höhe gelangen konnten, als die Geistlichen; sondern Bruno, der das Erzbisthum von Rheims und von Reggio ausschlug, wurde selbst in den verwickelten Lagen des röm. Stuhles von Urban II. nach Rom berufen, blieb daselbst dem Papste mit seinem Gebete wie mit seiner Erfahrung hülfreich zur Seite stehend und starb end-

*) Siehe die bezeichnende Stelle bey Hurter Innoc. III. Bd. IV. p. 153 n. 29.

lich am 6. Oct. 1101 in Unteritalien, ohne Priester geworden zu seyn *).

Auch ein anderer Orden, der um dieselbe Zeit unter dem Schutze P. Gregor's entstanden war, trug ein ähnliches Gepräge. Gregor, der den Mönchen eines Klosters zürnte, als sie einen Grafen unter die Ihrigen aufgenommen, der der Kirche einen kräftigen weltlichen Schutz zu leisten im Stande war, hatte dem jugendlichen Stephan von Auvergne, aus dem Geschlechte der Vicegrafen dieser Landschaft, die Gründung eines Ordens von Einsiedlern (der Grandmontenser) gestattet (1073). Ihre strenge Weltverachtung sollte dienen, den Sinn einzig auf den Heiland zu richten, Beten, Arbeiten und Fasten die Hauptverrichtungen ihres Lebens seyn. Allein schon hier mochte sich der Satz beweisen, daß das Strengere leichter als das minder Strenge bestehe. Und während der Karthäuserorden, der die Pflege der Wissenschaften, die Verbreitung von Schriften in seine Regel mit aufgenommen hatte, unversehrt blieb, zieht sich der Streit der Weltlichen gegen die Geistlichen auch in den Orden von Grammont und erzeugte in ihm schon im nächsten Jahrhunderte die ärgerlichsten Scenen.

Von welcher Bedeutung solche Richtungen in dem schwebenden Kampfe werden konnten, hat P. Gregor an Petrus Igneus erfahren und sollte Urban an mehr als einem Beyspiel ersehen.

Ein Mönch von Camaldoli, dieser Stiftung des heil. Johannes Gualbertus, die eine ähnliche Richtung verfolgte wie jene Bestrebungen, hatte den Florentinischen Bischof durch den wunderbaren Bestand der Feuerprobe von seiner Schuld, die Bürger der Stadt von der Gesetzlichkeit der Maßregeln P. Gregor's gegen die Simonie überzeugt. Der Brief, in welchem der Magistrat selbst dem Papste Kunde gab, wie Petrus muthvoll auf dem schmalen Pfade zwischen 2 hell auflodernden Holzstößen unversehrt hindurch geschritten, der Beyname des Feurigen (igneus), den Petrus hievon erhalten, nebst dem Cardinalate, das der Papst hierauf dem muthigen Bekenner ertheilte, sind Zeugnisse genug für eine That, welche eben so oft in Zweifel gezogen wurde, als die Zweifler eine ähnliche Probe zu bestehen sich weigern würden. Wie hiedurch das moralische Ansehen der Kirche in den Anfängen des heftigsten kirchlichen Streites auf die leuchtendste Weise erhalten wurde, zeigte sich ein ähnlicher Einfluß auch jetzt auf der Höhe des Kampfes. Als Heinrich IV. zum dritten Male nach Italien zog, das in Deutschland verlorne Kriegsglück wieder an seine Fahnen zu ketten, so schien dießmal eine Entscheidung näher als je gerückt. Heinrich bot alle Kraft auf, da der neue Papst gleich anfänglich ihn und Guibert mit dem Anathem belegt hatte, durch die siegreichen Erfolge seiner Waffen Rache hiefür zu nehmen. Da die Großgräfin Mathilde sowohl an der Wahl Victor's III. als an der Erhebung Urbans II. lebhaften Antheil genommen hatte, und die weltliche Stütze der päpstlichen Parthey nach wie vor auf ihr beruhte, so konnte Heinrich IV. nicht eher sich einen bestimmten Erfolg versprechen, als nicht die Macht Mathildens gebrochen war. Allein eben deßhalb hatte Urban II. Sorge getragen, der Gräfin, die nach dem Tode Anselms verlassen dastand, an dem jungen Welf eine Stütze zu geben, wie sie der Krieg bedurfte, und die Gräfin hatte auch eingewilligt, ihm ihre Hand zu reichen, obwohl sie, viel älter als ihr Gemahl, sich weigerte, ihm die Rechte über sich selbst einzuräumen. Als nun Heinrich sich gegen ihre Besitzungen wandte, leistete Mantua 11 Monate lang Widerstand, und nur durch Verrath vermochte sich der König dieser wichtigen Stadt zu bemächtigen. Dann zog er über den Po und führte bereits im zweyten Sommer mit solchem Nachdrucke den Krieg, daß zuletzt Mathilde von ihren eigenen Mannen bestürmt wurde, mit Heinrich Frieden zu schließen. Dieser aber wollte ihn nur unter der Bedingung gewähren, daß Mathilde Urban aufgebe und Guibert als rechtmäßigen Papst anerkenne.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hurter S. 151.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 49.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe der kgl. Akademie der Wissenschaften am 15. Juni verlas Hr. Prof. Dr. Höfler die folgende Abhandlung:

Zustände in Deutschland und Italien gegen Ende des eilften Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Schon hatte sich selbst der Bischof Heribert von Reggio dafür erklärt und gemeint, man müsse der Verfolgung weichen; schon war selbst Mathilde geneigt, dem Dringen der Ihrigen nachzugeben, als der Eremit Johannes — vielleicht Abt des Klosters von Canossa — in der Versammlung von Carpineto das Wort ergriff, die wankenden Gemüther mit neuem Vertrauen erfüllte und die Gräfin bestärkte, nachdem sie schon so große Mühe auf sich geladen, statt durch Abfall von ihrer Sache sie zu nichte zu machen, durch ein neues Aufbieten der Kräfte zu glücklichem Ende zu bringen. Sofort entschloß sich Mathilde, die Unterhandlungen abzubrechen und aufs Neue dem Kriege die Entscheidung zu überlassen. 1091. Als aber Heinrich plötzlich Canossa überfiel, das vor Jahren Zeuge seiner Erniedrigung und seiner Hinterlist gewesen war, so erlitt er während des Gebetes des Abtes Johann und seiner Mönche eine Niederlage *), verlor das königliche Panner, das ein Fußsoldat dem Sohne des Markgrafen Albert entriß und sah sich genöthigt, über den Po zurückzugehen, worauf bald neue und noch härtere Schläge seiner warteten. Sein eigener Sohn Conrad verließ ihn, der schmählichen Zumuthungen müde, die ihm der Vater gemacht hatte, und trat auf die Seite Welfs und der Gräfin Mathilde. Die lombardischen Städte Mailand, Cremona, Lodi, Piacenza schlossen den ersten, nachher so folgenreichen Bund auf 24 Jahre und sperrten die Alpenpässe, so daß keine Unterstützung aus Deutschland Heinrich zukommen konnte. Da der Erzbischof von Mailand den jungen Conrad zum lombardischen Könige krönte, Welf, Vater und Sohn, nebst der Großgräfin ihm huldigten, und in Deutschland der Bischof Gebhard als päpstlicher Legat und sein Bruder Berhtold von Zähringen immer mehr Ansehen erlangten, so sah sich Heinrich genöthigt, sich in ein Castell zu werfen, und auf das Aeußerste bedrängt soll er sich selbst den Tod zu geben versucht haben.

War so sein politisches Ansehen zerstört, so erhielt sein moralisches einen neuen Stoß durch die Flucht der Königin Praxedis, welche nach langer Haft zu Welf und Mathilde entkam, nun ihren Klagen über die schmählichste Behandlungsweise laut und offen Luft machte *) und auf dem Concil von

*) Donizo vita Mathildis II. c. 7. bey Mur. S. R. It. V. p. 371 — 73.

*) Bert. ad a. 1094. quae se tantas tamque inauditas fornicationum spurcitias et a tantis passam fuisse conquesta est. — ad a. 1095. Cujus querimoniam Dominus Papa cum sancta synodo satis misericorditer suscepit, eo quod ipsam tantas spurcitias non tam commisisse

Constanz wie auf dem von Piacenza vor dem Papste selbst das Bekenntniß der Thaten, zu denen sie gezwungen worden war, ablegte. Obwohl die Gibertiner sich noch immer im Besitz fester Plätze in Rom befanden, vermochte Urban II. doch schon Weihnachten 1093 in Rom zu feyern, und während der Gegenpapst mit Heinrich noch in der Lombardey verweilte, konnte Urban sich gleichfalls dahin verfügen und, wie er bereits in Benevent gethan, so auch in Piacenza ein Concil zu halten. Dadurch wurde der kirchliche Anhang des Gegenpapstes vollends zersprengt und Urban, der es verschmäht hatte, gegen dessen Anhänger in Rom weltliche Mittel zu gebrauchen, feyerte jetzt den Triumph seiner Mäßigung wie seiner Besonnenheit. Als sich der neue König Lombardiens zu ihm nach Cremona verfügt und den gewöhnlichen Eid der Treue geleistet *), nahm er ihn in den Schutz des apostolischen Stuhles auf und verhieß ihm seine wirksame Unterstützung, um die deutsche, dann die Kaiserkrone zu erlangen **).

Stehen diese Ereignisse in einiger Verbindung mit der Ausbreitung des monastischen Elementes, das um dieselbe Zeit in Deutschland hinter den Kriegsströmen her, wie diese von dem einen Lande fortgezogen waren, hundertfältig emporsproßte, so tritt die Einwirkung desselben bey einer neuen und allgemeinen Bewegung noch entschiedener hervor. Es ist bereits bemerkt worden, daß schon P. Sylvester den Occident zum Kampfe gegen den Orient aufgeboten hat; daß Gregor VII. sich selbst an die Spitze der Christenheit stellen wollte und ein Heer von 50,000 Streitern bereit hatte; Victor III. hatte Heer und Flotte zum Kreuzzuge nach Afrika abgesendet, von wo aus die Morabethen erst unlängst einen Zug nach Spanien, Oct. 1086, unternommen

quam invitam pertulisse, pro certo agnoverit. Unde et de poenitentia pro hujusmodi, flagitiis injugenda, illam clementer absolvit, quae et peccatum suum sponte et publice confiteri non erubuit.

*) de vita, de membris et de papatu Romano.

**) salva quidem justitia illius (Romanae) ecclesiae et statutis Apostolicis, maxime de investituris in spiritualibus officiis a laicis non usurpandis.

und in der großen Schlacht von Salakka bey Badajoz die Castilianer unter Alphons VI. auf das Haupt geschlagen hatten. So lange die italischen Inseln Sardinien, Corsica und Sicilien sich in den Händen der Saracenen befanden, war es natürlich, daß der Kampf gegen diese, an welchem schon Leo IV. und Johann X. so großen und ruhmvollen Antheil genommen, die Richtung dahin nahm. Schon seit dem Ende des zehnten Jahrhunders hatte Pisa sich an die Spitze dieser Züge gestellt, so daß die steigende Größe dieser Stadt, die Entfaltung ihrer Kräfte mit dem Kampfe gegen die Saracenen Hand in Hand gieng. Sie waren es, welche Corsica und Sardinien von den Saracenen säuberten; schon 1063 hatten sie einen siegreichen Zug nach Palermo unternommen und so viel Beute nach Hause gebracht, daß sie als Siegesdenkmal ihren herrlichen Dom zu bauen unternahmen. Auch von dem Zuge nach Afrika, den sie auf Victor's Antrieb unternommen, waren sie siegreich heimgekehrt und hatten einen saracenischen Fürsten daselbst dem römischen Stuhle Tribut zu entrichten gezwungen. Ihre Züge nach Sicilien hatten den normännischen Fürsten Unteritaliens den Weg gewiesen *), so daß bereits 1071 Palermo den Saracenen abgenommen wurde. In der ersten Hälfte des nächst folgenden Jahrhunderts vollendeten sodann die Pisaner die Befreyung der großen italisch-spanischen Bucht des mittelländischen Meeres durch eine glückliche Expedition nach den Balearen. 1114.

Es ist wohl kein Zweifel, so lange die Gefahr vor den afrikanischen Saracenen nicht beseitigt, nicht der Westen und der Süden von Europa sicher gestellt waren, konnte von einem Zuge nach dem Osten keine Rede seyn; obwohl ein solcher als eine der glücklichsten Diversionen erscheinen und den Angriffskrieg der Saracenen in einen Vertheidigungskrieg umwandeln mußte. Dieselbe Gefahr, welche in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts Europa bedrohte, war gegen Ende des eilften wieder gekehrt. Abermals bedrohte der Islam nach Vernichtung des Christenthums in seiner Heimath Asien, nach Zerstörung der einst so blühenden christlichen Länder

*) cf. Gaufr. Malaterra hist. Sicula II. c. 34.

in Afrika von zwey Seiten aus die letzte Zufluchtsstätte christlicher Civilisation, Europa. Er schien dasselbe wie mit einer Zange an den beyden Endpunkten, Constantinopel und Spanien erfassen zu wollen. Die Seldschucken hatten sich im Angesichte der größten Stadt des christlichen Erdkreises aufgepflanzt. 20,000 Köpfe erschlagener Christen hatte arabischen Geschichtschreibern zufolge *) Jusuf Ben Taschfin, der Gründer der Morabethen, auf dem Schlachtfelde von Salakka in einem Thurm aufschichten und von ihm das Gebet des Islams ausrufen lassen; 10,000 Köpfe wurden nach Sevilla gesandt, dessen Fürst die Morabethen gegen die Castillaner aufgeboten hatte, eben so viele nach Cordova, nach Valencia, nach Saragossa, nach Murcia. Während aber die zu Hülfe gebetenen Gäste bald sich als größere Feinde ihrer eigenen Glaubensgenossen als der nach der Niederlage noch furchtbaren Christen zeigten; der Kampfheld Cid den Muth der Spanier aufrecht erhielt und bald nachher als Erstlinge einer neuen Siegeslaufbahn das eroberte Tarragona dem römischen Stuhle zum Geschenke übergeben wurde, ließ der byzantinische Kaiser durch seine Gesandte bey dem Concil von Piacenza sowohl den Papst als alle abendländischen Christen zur Hülfe aufbieten.

So groß oder so klein der in neuerer Zeit in Zweifel gezogene Einfluß des Einsiedlers Peter von Amiens, welcher von Jerusalem zurückkehrend die Welt mit den Klagen über den Gräuel an heiliger Stätte erfüllte, seyn mochte, so viel steht wohl fest, zur Veränderung der bisherigen Richtung der Kreuzzüge hat sein Auftreten wohl das Meiste beygetragen. War die Noth des byzantinischen Kaisers Ursache, daß der erste große Kreuzzug, an dem auch die Binnenländer Antheil nahmen, den Weg über Constantinopel nahm, so sind es die Klagen, welche aus Jerusalem drangen, gewesen, die den Zug nach dem hl. Grabe veranlaßten, dem 300jährigen Kampfe mit den Saracenen diese Richtung gaben.

Während aber die christlichen Völker zum ersten Male zu einer allgemeinen Unternehmung sich vereinigen, fällt es eben so sehr auf, daß sich keiner von den Königen daran anschloß, als daß die Deutschen von der ungemeinen Bewegung gar nicht ergriffen wurden, ja die Kreuzfahrer selbst als Thoren verhöhnten. Es war dieses die natürliche Folge ihrer schon so lange dauernden, inneren Zwistigkeiten, welche sie für das allgemeine Wohl und Wehe abgestumpft hatten. Zugleich war die eigenthümliche ascetische Richtung, welche in den letzten Jahren besonders den Layenstand ergriffen hatte *), dem Unternehmen eher hinderlich als förderlich, indem ja die via crucis bereits anderwärts eingeschlagen worden war und das Aeußerliche, Weltliche, welches mit dem Zuge nach Asien verbunden war, mit dem ächten Klostergeiste sich nicht zu vertragen schien. So nothwendig es für den Kreuzzug war, einen vorherrschend religiösen Charakter zu behaupten, unter geistliche Leitung, namentlich der päpstlichen Legaten gestellt zu werden, so mag im Ganzen die Anzahl der Mönche **), die sich an denselben anschlossen, nur gering gewesen seyn. Auch ist erst unlängst von dem Verfasser der Geschichte von Monte Cassino hervorgehoben worden, daß zwar die Kreuzfahrer, welche sich in den apulischen Häfen einschifften, in das Erzkloster kamen, um sich durch Gebet am Grabe des heil. Benedict zu stärken; daß der Abt Oderisius die begeisterten Schaaren dem byzantinischen Kaiser Alexius auf das dringendste empfahl ***), aber kein Mönch von Monte Cassino persönlich Antheil an dem Zuge nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Aufzählung sämmtlicher dermalen in Frankreich bestehender literarischer Vereine.

(Vortrag des Hrn. Classensecretär Dr. v. Martius in der allgemeinen Sitzung am 16. März l. J.

(Schluß.)

Toulouse (Dép. de la Haute-Garonne).
1.) Académie des jeux floraux, ein ehrwürdiger Ueber-

*) v. Hammers Gemäldesaal.

*) Sieh den frühern Aufsatz.
**) Trotz Wilhelm von Tyrus.
***) Tosti II. S. 18 rc.

rest des Mittelalters und das einzige Institut dieser Art in Frankreich, das die Revolution überlebt hat. Sie wurde 1323 als Société gaie des sept troubadours, auch Collége du gai savoir gegründet und erhielt am Anfang des 15. Jahrhunderts neuen Glanz durch Clemence Isaure, die Preise stiftete, Spiele anordnete und den Namen Société des jeux floraux ertheilt zu haben scheint. Seit 1694 heißt sie Académie, ward 1793 aufgelöst und 1806 neu organisirt. Seitdem publicirt sie ununterbrochen jedes Jahr, wie im vorigen Jahrhundert, eine Sammlung, die die Aufnahmsreden der neuen Mitglieder, eine Lobrede auf Clem. Isaure und die mit Preisen gekrönten Dichtwerke und Abhandlungen in Prosa enthält. Die feyerliche Preisvertheilung findet jährlich am 3. Mai statt; die Preise sind fünf Blumen in Silber oder Gold, die vorher in einer Kirche der Stadt geweiht werden; es sind dies: das goldene Tausendschön (400 Francs werth) für die Oden; das silberne Veilchen (250 Fr. werth) für ein Gedicht von zwei bis dreihundert Versen, eine Epistel, eine poetische Erzählung; die silberne Ringelblume (200 Fr. werth) als Preis einer Ekloge, Idylle oder Elegie, nach Wahl der Verfasser, die silberne Lilie (60 Fr.) für ein Sonnet oder eine Hymne zu Ehren der heiligen Jungfrau; endlich die wilde Rose, aus Gold geformt (450 Francs werth) als Preis einer von der Academie alle Jahre gestellten Aufgabe.

2.) Académie des sciences, inscriptions et belles-lettres, gegründet 1729, ward 1793 aufgelöst, 1800 unter den Namen Lycée, der nachher in Athénée umgewandelt wurde, hergestellt, 1807 aber in der ganzen alten Einrichtung und Verfassung von neuem constituirt. Die alte Academie hat, jedoch erst von 1782 an, 4 Bände Mémoires in Quart, die neue seit 1822 deren 5 in Octav publicirt; jeder Band enthält zwei Abtheilungen: Litteratur und Wissenschaften.

3.) Société archéologique du midi de la France, gegründet 1831, publicirt heftweise Mémoires archéologiques in Quart (der vierte Band ist begonnen), forscht nach Alterthümern und legt ein Museum an:

4.) Société royale de médecine, chirurgie et pharmacie, publicirt alljährlich den Bericht über die öffentlichen Sitzungen. Es werden Preise ausgetheilt.

5.) Société d'agriculture, gegründet 1798, publicirt seit 1805 das Journal des propriétaires ruraux pour le midi de la France, von dem bis 1840 35 Bände erschienen sind.

Tours (Dép. d'Indre et Loire). 1.) Société d'agriculture, sciences, arts et belles-lettres du département d'Indre et Loire, gegründet 1806, publicirt ein landwirthschaftliches Repertorium.

2.) Société médicale, gegründet um das Jahr 1820, gibt über ihre Arbeiten Comptes-rendus heraus. Präsident: Godefroy.

Trevoux (Dép. de l'Ain). Société d'agriculture, sciences, arts et belles-lettres de l'arrondissement de Trevoux, ist einzig und allein dem Interesse der Landwirthschaft und Industrie gewidmet und publicirt nichts. Präsident: Journel.

Troyes (Dép. de l'Aube). Société d'agriculture, sciences, arts et belles-lettres du département de l'Aube, gegründet 1801, beschäftigt sich vorzugsweise mit Landwirthschaft, doch sind auch Geschichte, Archäologie und Litteratur nicht ganz ausgeschlossen. Die Gesellschaft publicirt alle Jahre einen Band Mémoires in vierteljährigen Lieferungen; bereits sind 70 Hefte erschienen. Präsident: Thiérion.

Valence. 1.) Société de statisque, des arts utiles et des sciences naturelles de la Drôme, um das Jahr 1826 gegründet, publicirt seit 1827 von Zeit zu Zeit ein Bulletin périodique ihrer Arbeiten.

2.) Société d'agriculture départementale de la Drôme, gegründet 1800, publicirt ein Bulletin.

Valenciennes (Dép. du Nord). Société d'agriculture, sciences et arts de l'arrondissement de Valenciennes, gegründet 1831, hat seit 1833 drei Bände Mémoires herausgegeben. Präsident: Dinaux.

Vannes (Dép. du Morbihan). Société polymathique, um 1826 gegründet, läßt alle Jahre ein Compte-rendu de ses travaux drucken. Präsident: Taclé.

Versailles (Dép. de Seine et Oise). 1) Société royale d'agriculture et des arts de Seine et Oise, 1798 gegründet, gibt jedes Jahr Mémoires heraus, doch befindet sich darunter sehr wenig Historisches.

2.) Société des sciences morales, des lettres et des arts, gegründet 1835.

3.) Société des sciences naturelles, gegründet 1835, hat zwei Bände Mémoires publicirt.

Eingegangen ist:

4.) Die Société royale d'agriculture de Versailles, gegründet 1785; sie erlosch während der Revolution.

Vesoul (Dép. de la Haute-Saône). Société d'agriculture, commerce, sciences et arts, vor 1809 bereits bestehend, gibt ein Repertorium für Wissenschaft, Landwirthschaft und Gewerbe heraus. Präsident: Lacordaire.

Vienne (Dép. de l'Isère). Société des beaux-arts de Vienne, für Aufsuchung und Erhaltung geschichtlicher Denkmäler; sie hat noch nichts publicirt.

Villefranche (Dép. du Rhône.) Académie royale des belles-lettres et beaux-arts, gegründet 1695, löste sich im Jahre 1792 auf.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 50.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe der kgl. Akademie der Wissenschaften am 15. Juni verlas Hr. Prof. Dr. Höfler die folgende Abhandlung:

Zustände in Deutschland und Italien gegen Ende des eilften Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Der Theilnahmslosigkeit der Deutschen ungeachtet, gestaltete sich bey dem ersten Kreuzzuge ein Ereigniß, welches für die deutsche Geschichte von einer, ich möchte sagen, symbolischen Bedeutung war.

Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, dem zwar nicht die Krone, aber doch das Königthum des allerheiligsten Königreiches zu Theil wurde, war seiner mütterlichen Abstammung wie seinem Besitzthume nach ein Deutscher. Er hatte die Mark Antwerpen von dem deutschen Könige zu Lehen. Er hatte es sich auf der Seite des deutschen Königs erstritten, dessen Schlachten er focht. Ob gegen Rudolf von Schwaben, der von ihm die tödtliche Wunde empfangen haben soll, ist mit Recht zweifelhaft gemacht worden. Mit Heinrich zog er nach Italien, war bey der Erstürmung Rom's im Todesjahr P. Gregor's VII, soll sich hier eine Krankheit erholt und in Folge deren das Gelübde gemacht haben, würde er gesund, wolle er den Zug in das gelobte Land unternehmen. Erst nach der Rückkehr aus Italien erhielt er von Heinrich IV. das Herzogthum Niederlothringen, das einst sein Oheim, der jüngere Gottfried, Gemahl der Großgräfin Mathilde besessen. *) Er ist das treue Abbild der aus dem Geleise getretenen Zeit, die mit ihren unerhörten Schwankungen und Kämpfen auch ihn in ihrem Strudel fort riß, bis das Wort Urban's II. zu Clermont, das Kreuz auf sich zu nehmen, auch an sein Ohr klang, zu tiefst in seine Seele schnitt. Der Talisman war gefunden worden, durch den ein Leben voll Kampf und Streit nicht mehr gehaltlos und eitel verklang, sondern die Richtung zur Paradiesespforte eröffnet wurde. Das alte theuergewordene Waffenhandwerk konnte fortgetrieben und dennoch den Anforderungen des Christenthums Genüge geleistet, mit den Waffen in der Hand der Himmel erfochten werden, der sonst nach einem vielbewegten Leben in dieser Welt schwer oder gar nicht sich eröffnet. Der Weg war gezeigt, wie der Rittersmann dem Mönche gleichstand, beyde gleiche Mühen theilen, gleiche Belohnung empfangen konnten. Und so ist es auch fortwährend mit Gottfried. Es ist der einfache, wackere Rittersmann, den wir auf dem ganzen Zuge begleiten und es lag auch eine gewisse Gerechtigkeit darin, daß nicht an die von Geburt fürstlichen Personen, welche den Zug mitgemacht hatten, die Regierung überkam, sondern an einen aus der Mitte der Ritter, welche am meisten Antheil genommen, den Herzog von Lothringen, der ja seine fürstlichen Titel in Deutschland, wie

*) Sybel Geschichte des ersten Kreuzzuges. S. 210.

jetzt in Palästina nur seinem guten Schwerte verdankte.

Die Entdeckung eines neuen Welttheiles und die Eröffnung Innerasiens für europäischen Handel und Cultur hat 400 Jahre später zwar eine größere Bewegung der Völker hervorgebracht; allein gewiß nicht den Enthusiasmus erzeugt, unter dessen wohlthätigem Einflusse von nun an das Leben der europäischen Völker sich zu gestalten anfieng. Die christliche Welt hatte jetzt eine bestimmte Aufgabe erhalten. Das deutsche Kaiserreich, durch seine Verbindung mit Italien den Continent beherrschend, mußte jetzt selbst einem höheren, das heilige römische Reich dem sacrosancten Königreiche weichen. Der Vertheidigungskrieg, den die christlichen Völker bis jetzt gegen die moslemischen führten, verwandelte sich in einen Schutz und Angriffskrieg zugleich. *) Durch die Besitznahme von Edessa, Antiochia und Jerusalem war das moslemische Afrika von Asien abgeschnitten oder stand doch auf dem Punkte es zu werden. Verstand ein Römischer Kaiser seine Aufgabe, so ließ er die Frage über Investitur fallen und eilte der schönsten Laufbahn nach, die sich jetzt wieder erschloß, die schon Karl der Große in Spanien betreten, und anstatt wie es später geschah auf den roncalischen Gefilden das römische Recht zu proclamiren, konnte er das römische Reich wieder herstellen, wie es einst in 3 Welttheilen bestanden war. Eine neue Geschichte hub an, ein neuer Abschnitt in dem Leben der Völker begann. Alexander VI., als er durch den Vertrag von Tordesillas einen Meridian als Gränzlinie zwischen den Besitzungen der Portugiesen und der Spanier zog, konnte nicht erfreuter gewesen seyn, als Urban II., wie er die Kunde vernahm, der von ihm bewegte Zug habe den Boden von Palästina erreicht, im Kampf das hl. Grab befreyt, die Herrschaft des christlichen Namens wieder in Asien begründet, Jerusalem, das die Griechen verloren, sey von den Lateinern umschlossen, belagert, der Eroberung nahe.

*) Videmus — schrieb P. Paschal an das siegreiche christliche Heer in Asien — christianae fidei hostes, christiani populi oppressores — manu vestra partim contritos, partim — effugatos, videmus orientalem ecclesiam post longa captivitatis tempora magna ex parte ad antiquam libertatis gloriam rediisse. — Renovavit Dominus, antiqua miracula ut in uno mille et in duobus X millia persequeretur. Mansi XX p. 979.

Allein weit entfernt, daß diese Flamme im Stande gewesen wäre, auch Deutschland für die allgemeine Sache zu entzünden, vergeudete dieses Land nicht nur noch lange seine beste Kraft in fruchtlosem Kampfe um die Rechte kaiserlicher oder priesterlicher Gewalt, sondern es erhebt sich auch später, regelmäßig erst dann für die Vertheidigung der gemeinsamen Eroberung, wenn die Abhülfe zu spät, Edessa oder Jerusalem gefallen ist, bis zuletzt das Kaiserthum selbst mit Ursache wird an dem Verderben des christlichen Asien und die Schuld des Versäumnisses noch früher büßt, als durch dasselbe der gänzliche Verfall des schlecht gehüteten Palladiums eingetreten war.

Urban II. hatte gleich bey seinem Regierungs-Antritte dem Bischofe Gebhard von Constanz aus dem Geschlechte der Herzoge von Zähringen umfassende Vollmachten über die Anordnung der kirchlichen Zustände ertheilt. Er schrieb ihm, daß er nach dem Rathe der Cardinäle über Heinrich und Guibert den bereits früher verhängten Bann bestätigt und damit auch noch besonders alle diejenigen belegt habe, welche, mit Waffen, Geld, Rath oder Unterwerfung (obedientia) von diesen oder ihren Anhängern geistliche Weihen oder Würden empfangen hätten. Alle diejenigen, welche mit den Obigen Umgang pflögen, sollten zwar nicht dem Banne verfallen, aber doch auch nicht ohne Busse und Absolution in den Schooß der Kirche aufgenommen werden. Und auch hiebey solle ein Unterschied gemacht werden, je nachdem Jemand freywillig und absichtlich oder gezwungen sich an jene angeschlossen und mit ihnen Umgang gepflogen habe. In Bezug auf die Cleriker, welche von excommunicirten Bischöfen geweiht worden, fällte der Papst kein definitives Urtheil, indem ein so allgemeines Uebel auch nur durch eine allgemeine Synode geheilt werden könne. Vorläufig bestimmte er nur, daß wenn auf keiner Seite Simonie mituntergelaufen, die Cleriker von rechtmäßigen und nur später dem Banne verfallenen Bischöfen ordinirt worden waren, sich durch ihre Sitten und Kenntnisse

besonders auszeichneten, sie in den Graden der Ordination verbleiben sollten, die sie empfangen hatten, es müßte nur ein ganz besonders dringendes Bedürfniß und ihr untadelhafter Wandel eine Ausnahme gestatten oder hervorrufen. Auch wie es in dem Falle gehalten werden sollte, bestimmte der Papst, wenn ein Cleriker nach der Weihe sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatte, sorgfältig hinzusetzend, daß er nur den Standpunkt der Kirche nicht den des Reiches im Auge habe. Indem er aber den Bischof zu seinem Legaten in Sachsen, Bayern und den anliegenden Ländern ernannte, empfahl er ihm besonders die Obhut über die Abteyen Reichenau und St. Gallen, über die Bisthümer Chur und Augsburg, soweit das Ansehen des Bischofs von Passau nicht ausreichen würde. *)

Es war dieß ein Versuch in das Chaos der Ideen und der politischen Verhältnisse, wie es in Deutschland entstanden war, Ordnung zu bringen. Man sieht deutlich, daß der Papst den kirchlichen Standpunkt festzuhalten sich bemüht, offenbar um die Verwirrung durch diese bestimmte und strenge Unterscheidung in der Hauptsache zu lösen. Dasselbe tritt auch in den Entscheidungen hervor, welche er auf die Anfragen Pibo's des Bischofs von Toul i. J. 1099 ertheilte. Mit der rücksichtslosesten Strenge wird an der Verdammung der Simonie festgehalten. Wer für geistliche Würden etwas gäbe oder empfange, solle abgesetzt werden. Diejenigen, welche sich vom Subdiaconate an, mit Weibern befaßt hatten, sollten von aller geistl. Weihe, Würde und Pfründe entfernt, die Bischöfe, welche ihrer Verkehrtheit beygestimmt, mit dem Interdicte belegt werden. Die Söhne von Priestern sollten vom Dienste des Altars ausgeschlossen werden, wenn sie nicht in Klöstern die Probe eines frommen Wandels beständen. Wenn solche nach dem Subdiaconate noch Weiber genommen, sey ihnen Amt und Ehe zugleich untersagt. Den Priestersöhnen aber, die die Sünden ihrer Väter mit den Gütern der Welt ablegten um der Religion und Wissenschaft willen, solle der Weg zu den kirchlichen Ehren offen stehen. Bischöfe oder Cleriker, die als Simonisten bekannt

*) Harzh. III. pag. 210. 211.

seyen, müßten gänzlich von den hl. Aemtern und Pfründen entfernt werden. In den Kirchen, welche von solchen Simonisten geweiht worden, sollten die Altäre umgestürzt und sie von katholischen Bischöfen geweiht und gesalbt werden. *)

Es ist bemerkenswerth, daß hier einerseits die äußerste Strenge, anderseits aber die möglichste Milde geübt wurde. Nicht dadurch wurde der Clerus ein politischer Stand, daß das Cölibat ihm auferlegt würde; sondern im Gegentheile würde er es erst dadurch geworden seyn, wenn er sich verheirathet und die kirchlichen Pfründen in sein Eigenthum umgewandelt hätte, wozu er wirklich bereits im besten Zuge war. Die Maßregeln, welche die Päpste von Clemens II. an ergriffen, zerstörten diese Anlage zum Kastenwesen um dem geistlichen Stande eine freye Wirksamkeit zu bereiten. Jetzt aber wurde in das vorhandene Mißverhältniß eingelenkt und den Priestersöhnen einerseits ein Ende gemacht, indem anderseits diesen selbst der Weg zur Kirche wieder eröffnet wurde.

Werfen wir aber jetzt die Frage auf, in wie ferne in dem Pontificate Urbans II. eine Abweichung von dem Principe Gregor's VII. zu entdecken war, so ist diese Frage vorzüglich durch das Verhalten Gebhards zu entscheiden, den ja Urban II. selbst das Werk seiner Hände nannte und der eben deßhalb auch wohl als das treueste Abbild seines eigenen Strebens gilt.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten December 1843 bis incl. Februar 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Von dem Hrn. P. Flourens in Paris:

Anatomie générale de la peau et des membranes muqueuses. Paris 1843. 4.

*) Harzh. III. p. 224.

Von dem Hrn. Dr. Foelix in Paris:

Revue étrangére et française de législation, de jurisprudence. Decbr. 1843, Jan. et Fevr. 1844. Paris. 8.

Von dem Hrn. Raffaele Gargiulo, Professor in Neapel:

Osservazioni su di un quadruse creduto vero-antico da loro, mentre lo é falso-moderno. Napoli 1843. 8.

Von den Hrn. Prof. van der Hoeven en de Vriese in Leyden:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en Physiologie. Thl. 10, St. 4. Leiden 1843. 8.

Von dem Hrn. Baron d'Hombres Firmas, Corresp. de l'institut à Paris:

Suite des mémoires et observations de Physique et d'Histoire naturelle. 8.

Observations sur la Terebratula Diphya. 8.

Von dem Hrn. Dr. Giovanni Labus in Mailand:

Antica romana via del Sempione nuovamente asservata etc. Milano 1840. gr. 4.

Intorno alcuni monumenti epigrafici gentileschi e cristiani scoperti etc. Milano 1842. 8.

Epigrafe Istriana. ib.

Von Hrn. Martens, membre de l'académie roy. de Bruxelles:

Note sur la passivité des métaux. Brux. 1843. 8.

Recherches sur les causes de la mort naturelle. ib.

Von dem Hrn. Giulio Minervini in Neapel:

Il mito di Ercole di Sole illustrato etc. Napoli 1812. 4.

Durch und von dem Herrn Moreau de Jonnès in Paris:

Statistique de la France. Administration publique. fol.

Population de la France, comparée à celle des autres états de l'Europe. Paris 1842. 8.

Statistique des Céréales de la France. Le Blé; sa culture, sa production, sa consommation, son commerce. Paris 1813. 8.

Aperçu statistique sur la vie civile et l'économie domestique des Romains, au commencement du quatrième siècle de notre ère. Paris 1842. 8.

Statistique des Crimes commis en Angleterre en 1842. Paris 1843. 4.

Von dem Hrn. M. v. Ouwaroff in Petersburg:

Etudes de Philologie et de Critique. St. Petersb. 1843. gr. 4.

Durch Hrn. Baron v. Reiffenberg in Brüssel:

Légende de Barlaam et de Josaphat. Bruxelles 1843. 8.

Notice sur quelques manuscrits relatifs à la Belgique. ib.

Collection de Chroniques Belges inédites, publiée par ordre du Gouvernement. T. II. ib. 4.

Von dem Hrn. Edward Sabine, Lieut. Colonel in London:

Observations on days of unusual magnetic disturbance etc. Part. I. 1840 — 1841. London 1843. 4.

Vom Hrn. Friedrich Selner, k. k. Kreis-Sekretär in Elbogen:

Systematische Darstellung aller über das Strassenwesen und die Eisenbahnen bestehenden k. k. österreichischen Gesetze und Verordnungen. Karlsbad und Elbogen 1843. 8.

Vom Hrn. Dr. Wackenroder, Hofrath und Prof. in Jena:

Ausführliche Charakteristik der wichtigen stickstofffreyen organischen Säuren. Jena 1841 gr. Fol.

Chemische Tabellen zur Analyse der unorganischen und organischen Verbindungen. I. Thl. unorganische Verbindungen. Taf. I — XIV. Jena 1842. 43.

Durch Hrn. Prof. Elie Wartmann in Genf:

Expériences sur la noncaloricité propre de l'électricité. — Bulletin des séances de la société Vaudoise des sciences naturelles. No. 1 — 5. 8.

Vom Hrn. Dr. Wattmann, k. k. Reg. Rath u. Prof. in Wien:

Sicheres Heilverfahren bey dem schnell gefährlichen Lufteintritt in die Venen und dessen gerichtsärztliche Wichtigkeit. Wien 1843. 8.

Vom Hrn. Franz. Zantedeschi, Prof. in Venedig:

Relazione storico-critica sperimentale sull' Elettro-Magnetismo. Venezia 1840. 8.

Lettera al sig. Ambrogio Dott. Fusinieri, Induzione dinamica attraverso involucri e diaframmi di ferro. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 51.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe der kgl. Akademie der Wissenschaften am 15. Juni verlas Hr. Prof. Dr. Höfler die folgende Abhandlung:

Zustände in Deutschland und Italien gegen Ende des eilften Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Erst machte sich der Einfluß der neueren und besseren Richtung, die durch Leo IX. entstanden war, auch hier wieder siegreich geltend. Denn Gebhard von Constanz war ein Zögling des Klosters Hirsau, das durch das Ansehen Leo's IX. wieder hergestellt worden war, und dessen Begründer Abt Wilhelm, als er im Jahre 1091 starb, nicht nur den Ruhm eines ausgezeichneten Ordensstifters, sondern auch eines bedeutenden Gelehrten hinterließ *). Indem Gebhard mit großem Eifer die kirchliche Disciplin aufrecht erhielt, suchten die Anhänger der Kirche Heinrich IV. zur Aussöhnung mit der Kirche zu bewegen. Da sie aber als erste Bedingung Aufgeben Guiberts und seines Anhanges gestellt hatten, so fand dieses bey seiner Parthey einen so entschiedenen Widerstand, daß die Unterhandlungen abgebrochen wurden und Heinrich noch einmal das Glück der Waffen in Italien versuchte. Als durch die Entfernung des Kriegsschauplatzes wieder eine freyere Bewegung entstand, konnte man schnell sehen, wie eigenthümlich der Geist jener Zeit sich zu entwickeln dränge, indem gerade jetzt die früher erwähnten Genossenschaften sowohl der Geistlichen und Mönche zu einem gemeinsamen Leben, als auch selbst der Bauernmädchen in den einzelnen Dörfern entstanden und die allgemeine Bewegung Männer und Frauen in großer Anzahl zu den Klöstern trieb. Ist der Einfluß Gebhards auf diese Genossenschaften weniger nachweisbar als wahrscheinlich, obwohl sie jedenfalls nicht das Werk eines Einzelnen, nicht etwas Gemachtes, sondern durch die Einwirkung gar vieler Ursachen Entstandenes waren, so ist bei dem festeren Anschluß der kirchlichen Parthey unter sich der Einfluß Gebhards unläugbar. Herzog Berthold von Zähringen, Bruder Gebhards, wurde an die Spitze gestellt, eine Verbindung zwischen Alemannien und Sachsen eingeleitet, und als die Fürstenversammlung wegen einer Hungersnoth 1092 nicht zu Stande kam, wurde im nächstfolgenden Jahre der Fürstentag zu Ulm gehalten. Ist es für die deutsche Geschichte von Wichtigkeit, daß hier ein großer Gottesfriede bestimmt und nicht bloß über die Kirchen, deren Güter und Unterthanen, sondern auch über die Kaufleute ausgedehnt wurde, so ist es für den Geist der Zeit nicht minder wichtig, daß erst Herzog Berthold und dann auch Herzog Welf der Aeltere dem päpstlichen Legaten und Bischof von Constanz sich durch das Handgelöbniß zu Vasallen (des hl. Petrus) erklärten. Erst dadurch gewinnt, was gewöhnlich von dem Plane Gregor's VII. gesagt wird, seinen wahren Aufschluß. Den rastlosen Gegnern der Kirche gegenüber sollte eine

*) Bert. ad a. 1091.

gleiche Militia zu ihrem Schutze und Dienste geschaffen werden, welche, wenn auch freywillig, doch durch feste Bande sich hiezu verpflichtete. Welche konnten aber hiezu passender erscheinen, als diejenigen, deren sich bisher die Könige bedient hatten, um die Diener der Kirche dieser zu entfremden und von sich abhängig zu machen? Da König Alfons von Castilien, der unerschrockene Vertheidiger des christlichen Spaniens gegen die Morabethen sich unter den Gehorsam des Abtes von Clugny gestellt hatte, um dadurch des himmlischen Schutzes sicher zu seyn, die freywillige Unterwerfung unter einem geistlichen Oberen zur Erreichung der höheren Lebenszwecke eben so allgemein verbreitet, als den Begriffen des Christenthums angemessen war, dessen erhabener Begründer ja selbst seinem himmlischen Vater gehorsam war, bis zu dem Tode am Kreuze, so vermag man solche Thatsachen viel einfacher und dem Geiste jener Zeiten angemessener zu erklären, als dieses im Lichte einer Denkungsart geschehen kann, die alles aus den Motiven der Politik, der Herrschsucht und ähnlichen Triebfedern gemeiner Seelen herzuleiten sucht.

Als jetzt Hunger und eine ungemeine Sterblichkeit sich einstellten, trug auch dieses bey, das Ansehen der Kirche zu vermehren, indem die Vergänglichkeit alles irdischen Treibens vor die Augen gerückt ward. Tausende söhnten sich mit der Kirche aus; im Elsaß kamen haufenweise die Ritter und älteren Personen zu dem Magister Mangold von Lutenbach, versprachen dem Papste Treue und sagten sich von simonistischen und beweibten Priestern für alle Zeiten los. Als nun unter einem Zuströmen von Bischöfen, Geistlichen und Layen, wie seit der längsten Zeit nicht mehr statt gehabt hatte, P. Urban II. das berühmte Concil von Piacenza hielt und auf diesem durch besondere Beschlüsse die Gewissensunruhe derjenigen stillte, welche durch Umgang mit Excommunicirten selbst der Excommunication verfallen waren; als gleiche Milde auch in Betreff derjenigen geübt wurde, die ohne ihr Wissen und ihre Schuld von Simonisten ordinirt worden waren, so vermochte das Verbot der Simonie, des Concubinates der Priester und der Beywohnung bey ihren geistlichen Verrichtungen desto tiefere Wurzeln

zu fassen. Würdig schloß sich Urban II. an Gregor VII. an und was dieser begonnen, hat jener vollendet. In gerechter Würdigung des ursprünglichen Verdienstes traf es sich gerade in diesem merkwürdigen Jahre, daß Lutolf, Leo's IX. geistlicher Sohn und Decan zu Toul, in dieser Stadt Kirche und Kloster zu Ehren dieses Heiligen erbaute, der den gewaltigen Umschwung seiner Zeit in stiller und einfacher Größe herbeygeführt hatte. Der Graf Hugo von Dachsburg hatte mit Beystimmung seiner Frau und seiner Erben aus Liebe zu seinem Verwandten, dem verklärten Papste, die nothwendigen Güter zur Erbauung und Dotirung des Klosters, der Bischof Pibo für die Kirche und das Armenspital den Altar des hl. Leo übermacht. Urban II. aber hatte das seltene Glück, nach Besiegung der beyden mächtigsten Gegner der Kirche, Heinrichs und Guiberts, durch seine Bestätigungsurkunde (1095) denjenigen der Schaar der Auserwählten zuzuzählen, dessen Nachfolger er selbst war und in dessen Geiste Gregor VII. zu wirken erklärt hatte, welcher selbst ihn als den würdigsten zum dereinstigen Papste bestimmt hatte.

Allein in diesem Augenblicke trat wieder eine jener schnellen und außer aller Berechnung stehenden Veränderungen ein, die in der Geschichte solcher Kämpfe so häufig sich ereignen. Da die Ehe des jungen Welfs mit der viel älteren Großgräfin nicht zu eigentlichem Vollzuge gekommen war, so entzog sich jener ganz seiner Gemahlin. Der ältere Welf nahm für seinen Sohn Parthey gegen Mathilde und schloß sich selbst an K. Heinrich an, um durch diesen die Gräfin zu zwingen, ihre Güter seinem Sohne abzutreten. Allein unvermögend ihre Absicht zu erreichen kehrten die Herzoge nach Deutschland zurück und erhielten nun aufs Neue von Heinrich IV. ihre Bestätigung in der herzoglichen Würde von Bayern. Italien blieb Mathilden und K. Konrad überlassen, welcher sich auf die Normannen stützte und die Tochter des Herzogs Roger, des Eroberers von Sicilien, in Pisa als seine Braut empfieng. Der Aussöhnung mit dem Welfen folgte der Streit um die Erbschaft des alten Azzo, des Vaters des älteren Herzogs, der mit seinen Stiefbrüdern um die Erbschaft kämpfte, nach und es sah nun auch K. Heinrich

sich genöthigt, aus Italien zu entweichen, und da P. Urban auch den Besitz von Rom erlangt hatte, den Gegenpapst in Ravenna seinem Schicksale zu überlassen.

Aber noch einmal lächelte ihm das Glück. Wohl ehe die Nachricht von der Eroberung Jerusalems nach Rom gekommen war, 14 Tage, nachdem die Stadt in die Hände der Christen gefallen, starb Urban II. 29. Juli 1099; der Eifer der kirchlich Gesinnten fieng an zu erkalten, so daß selbst Mönche, die früher auf das lebhafteste die Sache der Kirche vertheidigt, sich auf die entgegengesetzte Seite wandten. Ein neuer Zug der Guibertiner fand gegen Rom statt und Guibert hoffte von Sutrium aus die Römer wieder für sich zu gewinnen, als ihn nach so vielen und großen Verwirrungen, die er hervor gerufen, der Tod in seiner Sünden Blüthe überraschte. Allein der Schlag, den Heinrich dadurch erlitten, ward aufgewogen, als K. Konrad im nächstfolgenden Jahre 1101 durch die Tröstungen der Kirche gestärkt sein Leben beschloß und nun Mathilde allein aufs Neue Widerstand leistete. Allein es war dieses auch nur das Spiel des Glückes; denn bald zeigte sich, zu welchen Dingen den unermüdlichen Verfolger der Kirche die strafende Vorsehung aufbewahrt hatte.

Heinrich hatte, als sein ältester Sohn von ihm abgefallen war, die Fürsten seiner Parthey vermocht, theils freywillig, theils widerstrebend in die Wahl seines jungen Sohnes Heinrich V. zu seinem Nachfolger einzugehen. Er selbst aber hatte diesem einen Eid *) abgenommen, weder nach der Herrschaft noch nach seinen Gütern gegen seinen Willen zu streben. Als aber der junge Heinrich fürchtete, er möchte bey dem Widerwillen der Deutschen gegen seinen Vater zuletzt in dessen Schicksal verwickelt werden und der Krone verlustig gehen, so verließ er unvermuthet den König und ließ sich, durch Bitten und Thränen des trostlosen Vaters unbewegt, zum Könige der Deutschen ausrufen. Bald zeigte sich jedoch der Unterschied zwischen dem Abfalle Konrads und der Empörung seines jüngeren Bruders. Während der eine aus Abscheu gegen die Lasterhaftigkeit seines Vaters, deren Zeuge und Genosse er wider Willen hatte werden müssen, und im Gefühle des Unrechtes der Verfolgung gegen die Kirche auf der begonnenen Laufbahn umkehrte und die Pflichten auf sich nahm, die sein Vater zu erfüllen verschmähte, tritt bey Heinrich V. die weltliche Berechnung, die Furcht, die Krone zu verlieren und die Erhebung eines andern königlichen Geschlechtes erleben zu müssen, in den Vordergrund. Außer seinem Abfall, von welchem wenigstens so viel anerkannt werden muß, daß die Bande des Gewissens noch stärker sind als die Bande der Natur, ist von Konrad keine That bekannt, die direct gegen seinen Vater gerichtet gewesen wäre. Heinrich V. begnügte sich aber nicht, den Eid zu brechen, sondern umgarnte seinen Vater auch so sehr mit einem Truggewebe *), daß der alte Fürst ungeachtet aller seiner schweren Unthaten das Mitleiden selbst derer rege macht, welche diese mit gerechtem Unwillen erfüllen. Allein es liegt eine gewisse Sühne darin, daß Heinrich IV., nachdem er 50 Jahre lang die Welt in der furchtbarsten Zerrüttung erhalten, noch von dem rächenden Arme der Vorsehung ereilt und durch diejenigen bestraft wurde, denen er selbst im Leben am nächsten stand und von denen er dem Laufe der Natur zufolge nur Gutes zu erlangen berechtigt war. Die Genugthuung, welche der apostolische Stuhl hiedurch erlangte, ward aber zum vollen Triumphe, als Heinrich IV. von seinem Sohne umgarnt, verrathen und mißhandelt keinen anderen Ausweg mehr erblickte, als „an den römischen Papst, und die heilige und allgemeine Kirche und den Stuhl von Rom“ zu appelliren **). Allein, wollte Heinrich dadurch die Kaiserkrone retten, so vergaß er, daß nach so maßlosem Aergerniß, so

*) A quo ne et ipse abiret in viam fratris sui jusjurandum accepit videlicet ne unquam se vel de regno vel de praediis patris eo vivente (nisi forte ex consensu ipsius) intromitteret. Historia de vita Henrici IV. Imp. ap. Urstuisium I. p. 386.

*) Siehe den Brief Heinrichs an den König Philipp von Frankreich bey Sigebert, chron. ad. a. 1106.

**) Damit schließt das Schreiben Heinrichs an seinen Sohn.

vielfältiger Excommunication und so geringer Busse *) von seiner Seite die Kaiserkrone der mindeste Preis war, um den er zum Heile seiner Seele die Aussöhnung der Kirche erlangen konnte.

In wenigen Jahren ward die Welt eine andere, indem rasch nach einander alle starben, die an der Spitze des Jahrhunderts gestanden. Ein Papst, würdig seinen Namen als glänzenden Ring der großen Kette ausgezeichneter Häupter der Christenheit einzuverleiben; ein König Lombardiens in jugendlichstem Alter und in den schwersten Kämpfen zwischen Pflicht und Natur begriffen und wahrscheinlich aufgezehrt durch das drückende einer Stellung, die ihm erst den Kampf gegen den Vater, dann auch gegen den Bruder gebot; ein deutscher König, der unglücklichste Mann in vielen Jahrhunderten von Zeitgenossen wie von Todten, und zwar noch an der Schwelle des Grabes von Allem ausgeschlossen, was die Kirche den Ihrigen als Segnung, als Preis der Lebensmühen, als frohes Ende nach siegreichem Kampfe den Streitern eröffnet, selbst Urheber der furchtbarsten Zerrüttung, die das Abendland bisher gesehen, und endlich ihre Beute; noch vor diesem ein Gegenpapst, das eidbrüchige Werkzeug in der Hand eines meineidigen Königs, mit den entsezlichsten Anathemen belegt und mit diesen noch den fest bindend, der ihn zur Zerrüttung der Völker auf die hohe Stelle erhoben, die er schändete, hervorragend nur durch seine Erbärmlichkeit wie durch den Gegensatz zu den großen Päpsten, die er bedrängte, und als warnendes Beyspiel für alle, welche von dem Phantom einer Nationalkirche bethört, sich dienstbeflissen dem Ehrgeize und der Herrschsucht in maßloser Verblendung zum Schemmel darbieten. Dagegen hatte Urban seine irdische Laufbahn beendigt, als das hohe Ziel erreicht worden, zu dessen Erkämpfung er die Kraft des Occidents aufgeboten; als ein neues Reich, das heiligste von allen, gegründet und dem tüchtigsten Manne anvertraut worden war; nach Bezwingung der äußern Feinde des Christenthums, nach Ueberwältigung des größten einheimischen Gegners, vollendend in der einen wie in der anderen Beziehung, was ihm von seinen Vorgängern als erbliche Aufgabe hinterlassen worden war. Sechs Concilien hatte Urban II. in Person gehalten, in Piacenza, Clermont, Guastalla, Melfi, Rom und Troja. Verbannung und Verfolgung und durch die übergroßen Anstrengungen ein frühzeitiger Tod waren sein Antheil geworden. Aber ausgerüstet mit Kraft und Unerschrockenheit und geschmückt mit einer Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, die das Zeitalter bewunderte, vermochte er demselben eine bleibende Richtung zu geben, das Schisma aufzuhalten, die unwürdigen Könige von Deutschland und Frankreich zu demüthigen, die im Glauben wankenden Länder an den römischen Stuhl wieder zu ketten, den Occident gegen den Orient zu führen. Wie tief sinkt Heinrich IV., oder Philipp von Frankreich oder Wilhelm von England vor ihm, dessen Beredsamkeit die Völker ihrer Heimath entrückte, um sie im heiligen Kampfe ihre Sünden abbüssen zu lassen, und die Christen zur Erkenntniß der Zwecke ihres Daseyns zu bringen. Der Stempel der Begeisterung, den die großartigsten Schöpfungen des Mittelalters an sich tragen, ist sein Werk und man muß gestehen, nur ein ungewöhnlicher Mann war solches zu leisten im Stande. Mit ihm schließt sich das eilfte Jahrhundert. Wahrlich mit weiser Fügung; denn das beste, was dasselbe an glänzenden und lieblichen Persönlichkeiten hervorgebracht, fand sich noch in ihm vereinigt, in strenger Consequenz die äußerste Milde, mit dem festesten Glauben die tiefste wissenschaftliche Kenntniß, eine bewunderungswürdige Gabe, die Menschen zu gewinnen und eine Verachtung der Eitelkeiten der Welt, wie sie einerseits dem Papste und dem Leiter der Christenheit, andererseits dem bescheidenen Mönche von Clugny ziemte.

(Schluß folgt.)

*) Man sehe in dieser Beziehung das Schreiben Heinrichs an P. Paschalis (Mansi XX. p. 1202) und urtheile dann, in wie fern es ihm wirklich Ernst seyn mochte mit der Unterwerfung unter die Kirche.



Bülletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 52.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe der kgl. Akademie der Wissenschaften am 15. Juni verlas Hr. Prof. Dr. Höfler die folgende Abhandlung:

Zustände in Deutschland und Italien gegen Ende des eilften Jahrhunderts.

(Schluß.)

Stand Urban in letzterer Beziehung seinen Vorgängern Leo IX. und Gregor VII. gleich, so muß noch in Bezug auf ihn hinzugesetzt werden, daß nur selten die Tugenden eines Mannes bey denen, die ihn überlebten, einstimmigere Anerkennung gefunden haben *), als bey Urban II. In der Erwägung seiner Verdienste wird aber ein besonnenes Urtheil nicht vergessen, was seine erlauchten Vorgänger begonnen und in schweren Kämpfen begründet, und was er in gleich dornenvoller Bahn zu Ende gebracht. Der höchste Wunsch Gregor's VII. gieng unter ihm in Erfüllung und während dieser unerschrockene Vertheidiger der Freyheiten christlicher Civilisation vor dem Joche der Willkühr sein Leben in der Verbannung beschloß, starb Urban II., nachdem er seinen Gegner in Rom zur Ruhe gebracht, in der Stadt der Apostel und wurde sein Leichnam in der Nähe des Gründers der römischen Kirche beerdigt. Sein Grab war noch spät die Zufluchtsstätte Gläubiger und Hülfe suchender, da durch wunderbare Heilungen die Glorie offenkundig zu werden schien *), die der Sohn des himmlischen Vaters denen verhieß, die Ihn lieben.

Ferne von Allem dem, was ihm auf Erden theuer gewesen, unausgesöhnt mit der Kirche, von seinem Sohne verlassen, von seinem Weibe getrennt, ohne Macht, ohne Ansehen, von der Hand des Geschickes getroffen hatte Heinrich IV. geendigt. Ein Spielball der Partheyen in seiner Jugend, ausgelassen im reifen Alter, ein Mann erst in der Verfolgung der Kirche, war er der Mittelpunkt eines Streites geworden, der Deutschland um seine schönsten Blüthen brachte und zu dem schönen Morgen, der unter seinem Vater geleuchtet hatte, den garstigsten Abend fügte. An ihm lag es nicht, wenn Deutschland von feilen und wollüstigen Pfaffen geleitet, um alle Möglichkeit seiner Entwicklung gebracht, die Beute eines Despoten wurde, der kein Recht kannte, als seine wechselnden Launen. Der gänzliche Mangel an sittlichem Gehalte, der beyspiellose Mangel an Rechts- und Sittlichkeitsgefühl weisen, ganz abgesehen von allen kirchlichen Streitigkeiten, Heinrich einen Rang unter jenen unglücklichsten Fürsten an, die dem Leben keine höhere Seite abgewinnen können und deren Existenz zur Plage ihrer Zeit wird. Das Bübische, das den Beginn seines kirchlichen Streites bezeichnet, zieht sich durch sein Privatleben hindurch, und läßt selbst

*) Siehe darüber Mabillon vie d'Urbain II. Ouvrages posthumes III. S. 327 etc.

*) Mabillon p. 329.

dann keine Achtung aufkommen, als an die Stelle seiner früheren Thaten die tiefen Leiden einer durch Erfolglosigkeit ihres Strebens schwer gedrückten stolzen Seele treten. Während wir gerne hoffen, er werde im andern Leben die Ruhe gefunden haben, die er hier sich und andern raubte, vermögen wir in dem Schicksale, das den Todten traf, nur die gerechte Warnung für die, die seine Wege wandelten, nur die natürliche Folge seines eigenen Treibens zu erblicken. Seine Leiche wurde auf Befehl der Fürsten aus geweihter Stätte herausgenommen und auf eine Insel der Maas gebracht. Das Schweigen des Bannes wie des Todes umgab ihn. Kein Priester begieng hier das heilige Opfer; nicht Kind noch Frau weinten daselbst, keine Gruft wölbte sich über ihn. Nur das goldene Gestirn des Tages und die Himmelslichter der Nacht blickten in ihrem ruhigen Lauf auf den Sarg herab und die sprudelnden Wogen vereinigten ihre Stimme mit dem ungestümen Tosen der Winde und dem lautlosen Zuge der Wolken. Ein Mönch, der aus Jerusalem kam und zufällig das Gestade der Insel betrat, hielt endlich hier Wache und der Wanderer, der des Weges zog, vernahm seitdem bey Tage wie bey nächtlicher Weile Psalmengesänge für die Ruhe des Dahingeschiedenen, welcher denen bereits ein Gegenstand des Abscheues geworden war, die er im Leben in Kampf und Streit geführt.

Schon früher, nachdem so viele seiner Anhänger eines elenden Todes gestorben, war auch Guibert (Clemens III.) plötzlich gestorben, ohne Genugthuung, in seiner Sünden Blüthe. Schon in den Zeiten des Cadalous die Seele der Opposition gegen die reformatorische Richtung in der Kirche, war er von Heinrich als das tauglichste Werkzeug erachtet worden, nicht sowohl Gregor VII. gegenüber zu treten, als die Kirche in die Ketten des Königthums zu schlagen. Er hatte durch Annahme einer Würde, die ihm nicht gebührte und die er nur durch das Ansehen seines Beschützers und in wie weit dieses ausreichte, behaupten konnte, sich selbst das Urtheil gesprochen. Sein Pontificat bestand in der Theilnahme an Heinrichs verheerenden Römerzügen, in seiner Krönung zum Pseudokaiser, in der blutigen Bekämpfung rechtmäßiger Päpste und wenn wir den Berichten seiner Gegner Glauben schenken dürfen, in Wegelagerung und simonistischem Treiben. Bestimmt zu einer der denkwürdigsten Bewegungen in der Kirche, Zeitgenosse Gregor's VII., Victor's III., Urban's II. und zum Theil Paschal's II. zu werden, blieb er selbst von den staunenswerthen Fortschritten der Zeit unberührt und ward so der Nachwelt ein Denkmal, wohin hochmüthige Selbstsucht führe. Gegen das Ende seines Lebens verlor er seine äußere Macht; er mußte aus Albano, dann aus Rom entweichen, suchte sich noch um Rom zu halten, aber auch von hier vertrieben, flüchtete er sich in das feste Civita Castellana *) und starb daselbst in solcher Verachtung, daß Pandulf der Pisaner nicht einmal den Tag seines Todes aufzeichnen wollte. Nachdem seine Gebeine in Ravenna bestattet worden, wurden sie später herausgerissen und verbrannt.

In der Sitzung der historischen Classe der kgl. Akademie der Wissenschaften am 20. Juli verlas Hr. Legationsrath v. Koch-Sternfeld den folgenden

Beytrag zur Geschichte der Hexenprozesse in Teutschland. (Aus Originalakten gezogen.)

Im Laufe des Jahres 1843 war zu Stuttgart und Tübingen bey Cotta erschienen: „Geschichte der Hexenprozesse; aus den Quellen dargestellt von Dr. Wilhelm Gottlieb Soldan, Gymnasiallehrer zu Giessen." gr. 8. XII

*) Das ist wohl das castellum Pandulfs (Mur. S. R. I. III. p. 355), weßhalb auch nachher Paschal Civita Castellana bestürmte. Jedoch kann es schon wegen der unten folgenden Erwähnung von civitas castellana nicht mit voller Bestimmtheit behauptet werden. Im Gegentheile versteht Cajetani in den Noten ad vitam Gelasii II. darunter das Kastell St. Angelo. n. 8.

und 512 S. In diesem gelehrten und umfassenden Werke, wovon hier unten noch nähere Nachricht gegeben werden soll, werden auch die zu seiner Zeit im katholischen Bayern und Salzburg abgeführten, und mit sehr blutigen Hinrichtungen begleiteten Hexenprocesse besprochen. Diese Erscheinung veranlaßte uns, den Referenten, ein mit dem vorliegenden Gegenstand zunächst verwandtes historisches Material, welches wir einst, vor 30 Jahren, noch der Vernichtung entrissen hatten, herauszusuchen und davon umständlichere Kenntniß zu nehmen. Alsobald zeigte es sich, daß Hr. Dr. Soldan seine Nachricht, in Beziehung auf Salzburg, aus einer Quelle geschöpft hatte, die einst, wiewohl sehr bemessen und sparsam, aus unsern Originalakten geflossen war, die er aber zum Theil mißverstanden hat.

Die Identität und Rettung dieser Akten anbelangend, müssen wir uns zu bemerken erlauben, daß sich zu Salzburg seit anderthalbhundert Jahren die geheimnißvolle Erzählung von einem Hexenmeister und Zauberer Jäkel, dessen Schwarzkunst und Regiment weit verbreitet, und dessen großer Anhang endlich, wie er selbst, durch Schwert und Feuer vertilgt worden waren, fortgepflanzt hatte. Beamte und Advokaten, welche Ref. schon in seinen Studienjahren diesen Gegenstand öfter besprechen hörte, achteten aber jene Criminalakten um so mehr für vernichtet, als sich zugleich die Nachricht erhalten hatte, daß das darüber, und über Jäkels Aburtheilung vom Hofrathscollegium an den Landesfürsten erstattete Hauptreferat, aus triftigen Gründen nicht mehr aus dem Cabinet zurückgelangt sey. — Als nun, im Jahre 1812, zu Salzburg in Folge der Regierungsveränderung in dem weitläufigen Dikasterialbau die untern Räume zu andern Zwecken verwendet werden mußten, und hiebey die Reihe auch an die hinter eisernen Thüren und Gittern wohl verwahrte, und seit mehr als hundert Jahren nicht wieder geöffnete „Hexenregistratur" kam; ward dessen das Gewölb von unten bis oben füllendes, zum Theil schon moderndes Material rasch auf Wägen geladen, und in die eine Meile entfernte Papiermühle abgeführt. Hier war es nun, wo Ref., von dem Vorgang unterrichtet, und eben von einer Commissionsreise zurückkehrend, alsobald den noch nicht in die Verstampfung abgegebenen Rest in Beschlag nahm, und, nach eiliger Durchmusterung der in völlige Unordnung gerathenen Gebünde eine Masse von ungefähr einem halben Zentner als sein Eigenthum erklärte. Die ausgewählten Findlinge, sämmtlich mit den Jahreszahlen 1677 — 1681 bezeichnet (mit einigen spätern Fascikeln), begriffen in der Hauptsache wirklich die Epoche des Zauberer Jäkels und seiner zahlreichen Genossenschaft; es waren die damit abgeführten hochnothpeinlichen Protokolle und Urgichten. Andere Fragmente von Acten gaben übrigens die Gewißheit, daß die salzburgische Hexenregistratur nicht über das Jahr 1600 zurückreichte; welcher Umstand sich auch dadurch erklärt, daß erst der Fürstbischof Wolf Dietrich zu Ende des 16. Jahrhunderts diesen sogenannten Neubau erhoben, uud daß früher die Bauernkriege und Feuersbrünste in den Landesregistraturen tüchtig aufgeräumt hatten.

Indessen wir nun diese Papiere bey Seite legten, um sie dereinst, bey mehr Muße, als pragmatische Nachweise über die Sitten- und Rechtsgeschichte des 17. Jahrhunderts durchzulesen: erschien im Jahre 1816 der achte Band der für Bayern und Salzburg gleich wichtigen Chronik von Salzburg vom Prof. der Jurisprudenz, Corb. Gärtner, als Fortsetzung der vom Dr. J. Th. Zauner, auch einem rühmlich bekannten Literaten, bis zum siebenten Band herausgegebenen Chronik von Salzburg. In diesem achten Bande findet sich nun S. 453 folgende Nachricht: „Am Rande der salzburg. Chronik von Schlachtner (c. 1730) wird mit einer neuern Handschrift bemerkt, es seyen in diesem Jahre (1676) viele Hexen und Hexenmeister hingerichtet worden. Wahrscheinlich — (fügt Hr. Gärtner bey) war es eine Diebesbande, deren Mitglieder nebstdem der Zauberey beschuldigt wurden, wozu sie sich oft auch selbst bekannten. Eben diese Bemerkung kömmt in der erwähnten Chronik noch hie und da vor. Es gab nämlich viel liederliches Gesindel im Lande."

Der Verfolg dieser Geschichte wird jedoch zeigen, daß die genannten Schriftsteller, und wohl auch, aus erklärbaren Gründen, das Publikum selbst

von der Sache nicht näher unterrichtet waren. Schlachtner, der kaum fünfzig Jahre nach jenen Vorgängen schrieb, hatte sie wohl mit Bedacht nicht berühren wollen *).

Nachdem wir aber nun die vom Hrn. Dr. Soldan herausgegebene Geschichte der Hexenprocesse zur Einsicht erhalten und gelesen hatten: säumten wir nicht länger, unser damit verwandtes Aktenstück hervorzusuchen und dasselbe mit mehr Aufmerksamkeit durchzumustern. Wir überzeugten uns hiebey, daß dieses Materiale einer systematischen und vollständigen Durchführung unter der Hand eines gründlichen Forschers für die teutsche Cultur-, Religions-, Sitten- und Rechtsgeschichte jenes Zeitraums wohl werth wäre.

Inzwischen mögen nachfolgende Notizen unsern fragmentarischen und summarischen Befund näher würdigen lassen.

Es sind ungefähr 80 Individuen, welche in den vorliegenden Originalakten wegen Hexerey und Zauberey verdächtigt auftreten, und größtentheils zu Salzburg, nur einige davon bey den äußern Pfleggerichten, zu Verhaft gebracht waren.

Das gerichtliche Verfahren betreffend, so wurden die Inquisiten vordersamst am ganzen Leibe genau besichtigt. Und wirklich entdeckte man fast bey Allen, den Körper vom zuvor geschornen Kopf bis zur Ferse beschaut, mannigfaltige Merkmale, Narben, Einschnitte, mit Pulver und Farben vollbrachte Tatowirungen u. dergl. Hierauf ward der also „Beinzüchtigte" vorerst in das gütige Verhör genommen (extra locum torturae), was gewöhnlich keinen Erfolg hatte. Sofort zum peinlichen Verhör in die Folterkammer selbst eingeführt (intra locum), und nachdem nach kurzem Sträuben einige Ruthenstreiche ihre Wirkung nicht verfehlt hatten, bekannten die Inquisiten alsobald, und in ihren Aussagen völlig gleich lautend, daß jene Abzeichen vom Zauberer Jäkel herrührten, daß sie seine Genossen wären, und daß sie sich ihm und dem Teufel auf Leib und Leben, auf Seele und Seligkeit ergeben hätten. Gewöhnlich habe er sie an der linken Hand, dort dem Herzen näher, eingeschnitten, und mit dem Blut ihre Namen in ein Buch oder auf Zetteln geschrieben und so den „Pakt" vollbracht. Fast Zweydrittheil dieser Verstrickten bestanden aus Buben und Jungen von 10 bis 16 Jahren; die Uebrigen waren Dirnen von 18 bis 24 Jahren, oder Mütter bis 40 Jahren; einige Männer darunter, kaum 3 — 4, zu 50 Jahren.

Die Gegenden, wo Jäkel diese seine und des Teufels Seel- und Leibeignen mittels „des Pakts" angeworben, und meistens durch Kuppeley der Mütter und der Buben untereinander befangen, und wo er sie dann „neu getauft" und mit den häßlichsten Spitznamen belegt zum Hexentanz und in seine Gelage und Schlupfwinkel entführt hatte, waren Oberbayern, die Umgegend von Schrobenhausen, Pfaffenhofen, Dachau, bis herab über Traunstein; Salzburg, näher und ferner von der Hauptstadt; Berchtesgaden, das Tyrolerinnthal, vorzüglich auch Pinzgau, Pongau und Lungau, und hinab bis nach Steyermark und Kärnthen.

In allerley Gestalten und Verkleidungen, bald zu Fuß, bald zu Roß, pflegte Jäkel dem durchs Land vagirenden Gesindel, den Bettelbuben und Dirnen, im Walde, auf Kreuzwegen, auf einsamer Straße aufzupassen, und dann seine Anwerbungen und Bestellungen zu machen. Oefter war er schon auf diesen Anwerbungen von seinem Herrn und Meister, vom Teufel selbst begleitet, der gewöhnlich sauber angethan, und freundlich und wie ein „Jäger oder Juker" *) ausgesehen und dann bey dem Anblick der frischen Buben ausgerufen habe: „Die sind mir am liebsten, nur Buben, nur solche Buben her."

(Fortsetzung folgt.)

*) Er war Notarius publicus und Stadtgerichtsschreiber zu Salzburg, und sonst ein viel belesener Mann.

*) Juker, ein im Gebirge sehr üblicher Schmeichelname für einen jungen Menschen oder Herrn, der sich durch lustige Gebärden oder Reden beliebt macht; — von Juken, und kaum von Junkher?



Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 53.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe der kgl. Akademie der Wissenschaften am 20. Juli verlas Hr. Legationsrath v. Koch=Sternfeld den folgenden

Beytrag zur Geschichte der Hexenprozesse in Teutschland. (Aus Originalakten gezogen.)

(Fortsetzung.)

Es ergiebt sich von selbst, daß die vom Jäkel Angeworbenen und Entführten aus der niedrigsten und ärmsten Volksklasse waren; aus dem landfahrenden Gesindel, das nach dem dreyßigjährigen Krieg überall und nirgends zu Hause war. Die Buben wußten oft ihren Schreibnamen nicht, viel weniger ein Geburtsort anzugeben.

Nachdem Jäkel — den einhelligen Aussagen zufolge — seinen Genossen eingebunden, Gott und allen Heiligen abzuschwören, und sie wie und wo immer zu lästern; dennoch aber, ohne vorher zur Beicht, zum Abendmahl zu gehen, und die Hostie wohl zu bewahren; nachdem er sie dann, da und dort, am Leibe gesalbt (offenbar mit narcotischen Substanzen), habe er sie mit auf seine Gabel, oder auf sein Roß, oder auf einen schwarzen Bock (sogar „ein schwarzer Schimmel" habe sie manchesmal durch die Luft dahin getragen) aufsitzen lassen, immer zur Nachtszeit, und so sey es zum Hexentanz gegangen, wöchentlich gewiß einmal. (In der Hexenregistratur fand man stinkende Salben, Kräuter, Wurzeln ꝛc. den Akten beygelegt.) Der Hexentanz, in abgelegenen Scheunen, in verrufenen Buchen- und Eichenhaynen, sey die Hauptsache, und sey es dabey gar lustig gewesen.

Dem Referenten wurden auf seinen Wanderungen mehrmalen solche weiland viel besuchte Tanzplätze in Schluchten und Waldesdunkel gewiesen.

Da seyen im hellen Kreise umher gestanden allerley verlarvte Leute, Teufel und Teufelinnen und Hexen, übrigens schwarz und wohl gekleidet; der Hauptteufel als Jäger oder Junker, mit Krallen an Händen, mit Hufen an den Füssen in des Kreises Mitte. Dem hätten sie, die auf Gabeln und Besen herbey gekommen, als ihrem Herrn und Meister „hofiren" und dabey die im linken Schuh mitgebrachten heiligen Hostien in einen Fetzen gewickelt gebrauchen müssen. Aus den mit Messern und Gabeln durchstochenen Hostien sey oft das helle Blut geronnen. Der obscöne und schmutzige Dienst dieses „Hofirens" wird von den Inquisiten umständlich und ganz gleich lautend geschildert. Der Hauptteufel habe sich immer sehr freundlich erzeigt. Hierauf sey der Tanz angegangen; einige verlarvte Teufel hätten gar lustig mit Hackbrett, Geigen und Schallmayen musicirt, die Buben und die Dirnen mit den Hexen herum getanzt. Hierauf habe man sich zum Mahl gesetzt; die Buben je zwischen den Hexen und verlarvten Teufelinnen; der Ehrenplatz sey zwischen dem Oberteufel und Jäkel gewesen. Allerley Fleisch- und Mehlspeisen, Gekochtes und Gebackenes, und Bier und Wein und Milch habe

man ihnen vorgesetzt, nur nicht Salz und Brod. Unter Lästerung und Verwünschung alles Heiligen habe man nur von Buhlschaften und dergl. reden hören. Auf einmal seyen die Lichter ausgelöscht und die Gäste zu Boden gezogen worden. Die Erzählung beschreibt nun abermals ganz gleich lautend die Scenen jener Orgien in ihrer ganzen Scheußlichkeit; der Jäkel und der Hauptteufel seyen hiebey am thätigsten gewesen. Gegen früh morgens habe sich die Genossenschaft sehr ermattet und oft vor großer Schwachheit eingeschlummert auf dem Heimwege, und zwar wieder mittels der Gabel, gefühlt; auch seyen sie öfter aus der Luft zur Erde gefallen, wenn eben aus den Dörfern herauf die geweihten Frühglocken ertönten. Hinter einem Zaun, oder in einem Graben in der Nähe ihrer Heimath hätten sie sich gewöhnlich wieder gefunden.

Nebenher habe der Jäkel die Buben, wenn sie mit einander über Land gegangen, Mäuslein und Männlein und Wetter mit furchtbaren Hagelschlägen machen gelehrt, auch sich in reißende Wölfe verwandeln. Er habe sie auf der Weide und in den Stallungen angeleitet, mit dem Vieh sich zu halten, wornach dann dieses mit Salben geschmiert worden, daß es verkrümpen mußte. Mit seinen liebsten Buben sey der Jäkel öfter in die Bier- und Weinkeller gefahren, wo sie sich weidlich angezecht, und vor dem Abfahren in die Fässer „gehofirt“ hätten. Dabey habe sich mancher verspätet, und sey dann von der Kellnerin erwischt und geschlagen worden, worüber der Jäkel sie ausgelacht.

Von Diebstählen kömmt nichts vor, einige „kleine Klaubereyen“ ausgenommen; vielmehr habe ihnen der Jäkel öfter Geld ausgetheilt, das aber in ihren Händen oder Taschen wieder zu Unrath geworden. Wie gesagt, so habe der Jäkel und der Teufel (dieser allenthalben wie ein Doppelgänger erscheinend) vorzüglich auf die Zubringung von Buben gehalten; die Mütter und Schwestern hätten selbst dazu angeeifert.

In den vorliegenden Referaten sind diese Vergehen, Verbrechen und Unthaten als: transfugia, lenocinia, magia, sacrilegia, idolatria, fornicationes, adulteria, incestus, sodomia, paederastia, bestialitates, veneficia und lycantrophia bezeichnet und qualificirt.

Wenn auch die Inquisiten vor dem Inquirenten anfangs in ihren Aussagen zögerten oder schwankten, so wurden sie nach einigen Hieben, wie bemerkt, bald redseliger; nur sehr wenige erwachsene Inculpaten ließen es zur Folter kommen. Und sofort tragen die Depositionen und Bekenntnisse der Meisten das Gepräge der vollsten innern Ueberzeugung an sich, als wäre das, was sie sahen, hörten, empfanden und selbst vollbrachten, nach dem einmal geschlossenen „Pakt“ nur die nothwendige Folge übernatürlicher Einflüsse und der sie beherrschenden Zauberey und Hexerey gewesen. Die Corruption ihrer Phantasie gieng so weit, daß sie vielfältig behaupteten, noch in ihren wohl verschlossenen Gefängnissen vom Jäkel und Teufel besucht, zum Läugnen aufgemuntert, und abermals gemißbraucht worden zu seyn.

Als Criminalcommissäre und Inquirenten erscheinen in den vorliegenden Protokollen gewöhnlich ein Hofrath oder ein Hofraths-Assessor; (selten zwei zugleich), mit einem Actuar; zwei gemeine Bürger figuriren als Assessoren und Zeugen. Es wird dann aber auch öfter „des ersamen Gedings“ und „der Urtelsprecher“ erwähnt, welchen „ad bancum juris“ die Inquisiten vorgeführt wurden. Das Referat im Hofrathscollegium selbst scheint ein mit den Zauber- und Hexenprozessen fast ausschließlich betrauter Criminalist geführt zu haben. Die meisten Constituta ad bancum juris, und so auch die Referate schliessen mit den Worten: „Die übrigen schweren und schrecklichen Missethaten, so Maleficant, (oder Maleficantin) noch begangen, wolle man zur Vermeidung von Aergerniß hier verschweigen.“ — Desto umständlicher und aufrichtiger lauten die vorausgegangenen speciellen Constituta. Nachdem nun der jeweilige Herr Referent die wesentlich scheinenden Thatsachen und Umstände aus den Akten eingetragen und aufgezählt hatte: motivirte er sein Votum sofort mit den einschlagenden Artikeln aus der Carolina, und etwa mit einigen Präjudicien und gelehrten Citaten, und schloß fast jederzeit, und mit denselben Worten, mit dem Antrag „ad mortem“ — salvo meliori; das gesammte Collegium erwie-

derte gewöhnlich: „verbleibt bey des Herrn Referenten Meynung": und so wurden öfter in ein- und derselben Sitzung 7 — 10 — 15 und mehr Todesurtheile geschöpft, und ad Celsissimum gebracht. Demnach liegen auch Nachweise vor, daß die Inquisiten von ex officio aufgestellten Anwälten oder „Patrocinanten" — vertreten wurden. Von solchen finden sich ein paar Implorationen Behufs „der blutjungen Buben, und der Blutzeugen, die in dieses zauberische Leben verwickelt worden, an den Hofrath und an den Fürsten Erzbischof selbst gerichtet, und auch, ad referendum" signirt vor: und sie scheinen, wie wohl nur ausnahmsweise, von milderm Erfolg gewesen zu seyn. — Das in den damaligen Reichs- und Landesgesetzen anerkannte Element der Zauberey und Hexerey, und die Qualification der daher rührenden Unthaten aus kirchlich- und profanlegislativen Dogmen als Capitalverbrechen, machten diese Gattung von hochnothpeinlichen Prozessen gleichsam stereotyp, und wiesen, aus Pflicht und Gewissen, das menschliche Erbarmen zurück. Und so sind nach den aus vorliegenden „Urteln und Urgichten" zu schließen, von den „80 Verstrickten" gegen 70 wirklich hingerichtet worden. (Weitere Aufschlüsse weisen eine viel größere Zahl nach.) Nach einigen Tagen wurden die Todesurtheile, nachdem die Verurtheilten noch ein Geistlicher besucht, und zum Theil mit den Sterbsacramenten versehen worden, unter Anführung eines Bannrichters vollzogen. Die meisten dieser Unglücklichen und Verführten wurden an einer in mitten des Scheiterhaufens aufgerichteten Säule erdrosselt, und dann zu Staub und Asche verbrannt. Einige wurden zuvor, wenn sie Spuren von Reue zeigten, und die jüngern Buben: „ex speciali gratia" theils mit dem Schwert, theils mit dem von einem Gericht zum andern geführten Fallbeil, „nova machina," enthauptet. Ein- und der andere vorzüglich beschwerte und hartnäckige Verbrecher ward, nachdem man ihm einen Pulversack angehängt, lebendig verbrannt. Alle Hinrichtungen geschahen öffentlich: aber die öffentlich verlesenen „Urteln" scheinen sehr vorsichtig und summarisch verfaßt gewesen zu seyn. Von dem kleinen Rest der weniger Schuldig befundenen oder Begnadigten wurden Einige nach Venedig auf die Galeeren geschickt, andere nach geschworner Urphede aus dem Lande verbannt; und ein- oder das andere Kind zur bessern Erziehung ausgethan. Eben um dieselbe Zeit, im Jahr 1679, war zu Salzburg ein Collegium medicum errichtet worden. Die im Jahr 1622 gegründete Universität zählte bis in die neueste Zeit nur 3 Facultäten: Die philosophische, theologische und juridische: aus jeder giengen mehrere Celebritäten hervor, deren Ruf für ihre Periode von Belang war. Die vom Dr. Zauner gelieferten Nachrichten von salzburgischen Rechtslehrern und ihren Druckschriften: Salzburg 1789 und 1797, reichen zum Theil in die Zeit der Hexenprozesse zurück. Damals standen aber auch die Sterndeuter noch im großen Ansehen. Als im September des Jahrs 1675 der „nobilis ac doctissimus Dominus Joannis Braneiforte, professor Astrologice, cum famulitio suo" durch das Erzstift Salzburg zog: ließ der Fürst die Landbeamten durch Circulare anweisen, dem Reisenden alle Unterstützung zu gewähren.

Während nun zu Salzburg und anderwärts so zahlreich als schauderhaft, die Schlachtopfer der Zauberey und Hexerey verbluteten: — (nach einem Referat vom 12. December 1675, uns zu Anfang dieses Jahres (1844) aus den Hofrathsprotokollen von Salzburg zur Notiz nachgetragen, belief sich bis dahin die Zahl der wegen Hexerey hingerichteten Personen auf 124:) — war man des Meisters, des Zauberer oder Schinder-Jakel, eigentlich Jacob Koller, noch immer nicht habhaft geworden. Er erscheint in allen Verhörsprotokollen als überall gegenwärtig, und er war doch nirgends zu finden. Seinem Herkommen nach ist er ein Fallmeisters- oder Schinders Sohn aus Bayern gewesen. Im Jahr 1677 stand auf seinem Kopf ein Preis von 20 Reichsthalern ausgeschrieben. Durch Hofraths-conclusum vom 12. Juni 1678 ward Jacob Koller als „vogelfrey" erklärt; und wurden 300 fl. für dessen Einlieferung „als lebend", und 150 fl. als „todt" — ausgeschrieben. Es war gelungen als Hauptgespänne des Zauberer Jakel den Georg Fischer, 30 Jahre alt, und den Jacob Steiner, 27 Jahre alt, zu Werfen im Pongau beyzufangen. Aber noch im Jahr 1690, während die Hexenpro

zesse ihren Fortgang, und noch mehrere Hinrichtungen statt hatten; ward Meister Jakel in Tyrol und Bayern, in Salzburg und Kärnthen gesehen. Zu Salzburg wurden die Inquisiten in dem berufenen Herenthurm, der Gestalt nach eine kleine runde Burg, rechts der Salzache, hinter dem Kl. St. Loretto, daselbst noch sichtbar, verwahrt; und aus demselben, ohne die Erde zu berühren, auf die Karren zur Abführung nach dem Richtplatz hernieder gelassen. Dergleichen Herenthürme, von kleinerm Umfang, sieht man noch vielfältig auf dem Lande, in den Schlössern der Pfleg= und Landgerichte.

Endlich hatte aber auch für den Meister Jakel das Stündlein geschlagen: er war ums Jahr 1695 im salzburgischen Lungau ergriffen, und in das dortige Hauptschloß Moßheim zur strengsten Haft gebracht worden. Zwar ist jede Spur von dem über ihn abgeführten Criminalakt verschwunden: desto lebendiger hat sich aber die Erzählung von seiner Hinrichtung fortgepflanzt. Derselben zufolge hat man es nicht für rathsam gefunden, den so schwer Beinzüchtigten nach der fernen Hauptstadt abführen zu lassen: Criminalcommissäre wurden nach Moßheim abgeordnet. Der Zauberer und Herenmeister soll Wunderdinge eingestanden und aufgeklärt, und bezüglich auf seine Verbindungen und auf jene Herengelage viele Personen aus höhern Ständen compromittirt haben.

Die Umstände deuten auch darauf hin, daß Jacob Koller selbst nur das rührige Werkzeug einer in den höhern Stellungen obgewalteten Entartung gewesen. Nach dem im Hofrath zu Salzburg ausgesprochenen, und vom Fürsten Erzbischof bestätigten Todesurtheil zog zu dessen Vollzug der Bannrichter mit großem Gefolge über den Tauern nach Lungau. Dort, zu Moßheim, ward Jäkel noch im Kerker in einen kupfernen Kessel gesetzt, dann auf die Zinnen der Burg getragen, und so über die Mauern auf den Schinderkarren herabgelassen. Eine zahllose Volksmenge umgab das Schloß und den Richtplatz, auf welchem endlich Jakel, ohne die Erde berührt zu haben, in den Flammen untergieng.

Noch glauben wir, zur Charakteristik des Uebergangs unserer Sitten= und Rechtsgeschichte, aus dem 17. in das 18. Jahrhundert, aus den vorliegenden Originalakten, zwey kurze Nachträge beyfügen zu müssen.

Im Jahr 1716 ward zu Mühldorf ein der Zauberey beschuldigter Schlosserbube zu Verhaft gebracht: er hätte sich gerühmt Mäuslein und Wetter machen zu können; und wollte aussen im Waldesdunkel mit dem Bösen verkehrt haben. Unter den Verdächtigen war selbst der Stadtschreiber Heiland begriffen, weil auch er öfter außer der Stadt an einsamen Orten spazieren gegangen, und des Buben Verwandten Abends zu Bier und Taback manchesmal bey sich gesehen. Der Bube hatte sich wie gesagt selbst gegen seine Cameraden solcher Künste gerühmt: und das war genug, der Inquirent schien daran zu glauben, aber ein Resultat liegt nicht vor. Desto vollständiger ist der im Zeitraum von 1718 —1720 mit Perger, Windt und Consorten puncto magiae abgeführte Prozeßakt.

Das mit Hochgebirgen und dichten Wäldern bedeckte salzburgische Lungau, von Steyermark und Kärnthen begränzt, und weiland der letzte Schauplatz des Zauberer Jakel, ward im Jahr 1717, zur Zeit eines strengen Winters, mehr als sonst von reissenden Wölfen heimgesucht: Edelwild, Pferde, Rinder und Schafe waren theils bis auf die Gebeine aufgefressen, theils gar nicht mehr vorgefunden worden. Nach dem einhelligen Urtheil der Jäger, der Bauern, und selbst der Beamten konnte das nur von Heren und Zauberern herrühren. Und in der That wurde eine Cameradschaft von Betteljungen und einigen ältern Burschen und Dirnen entdeckt, welche „puncto magice, lycantrophiae, und anderer abscheulicher Unthaten halber“ theils zu Moßheim, theils zu Salzburg peinlich prozessirt werden mußte. —

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 54.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe der kgl. Akademie der Wissenschaften am 20. Juli verlas Hr. Legationsrath v. Koch-Sternfeld den folgenden

Beytrag zur Geschichte der Hexenprozesse in Teutschland. (Aus Originalakten gezogen.)

(Schluß.)

Obgleich nun die Verstrickten oft und viel, „in negativis verharrt, und varirt und revocirt hatten“: so sind sie durch die mehrfältig angewandte Tortur, „auf der Bank und Leiter,“ endlich doch ganz oder theilweise zum Bekenntniß gebracht worden dahin nämlich, daß sie sich förmlich entweder privative oder mittels solenniter vollführten Pakts dem in Jägerstracht aufgetretenen Teufel und seinem abscheulichen Dienste ergeben, unter andern von ihm eine schwarze Salbe, um sich in reissende Wölfe zu verwandeln, empfangen und als solche vielen Schaden angerichtet hätten. Ueber drey dieser Inculpaten liegt das umständliche und gelehrt motivirte Referat, selbst mit den Vollzugsbefehlen vor. Hinwieder wurden Windt und Perger von einem Procurator tüchtig vertheidigt, der ihre ohnehin schwankenden Bekenntnisse nur als durch die Tortur erzwungen in Abrede gestellt. Nichts desto weniger ward Windt zum Scheiterhaufen verurtheilt: und nur aus Schonung sollte er zuvor enthauptet werden. Perger wurde auf Lebenszeit ad triremes Venetiae, und ein gewisser Hans Pfandl oder Schwäbel auf 8 Jahre eben dahin condemnirt.

Selbst der Zuspruch der Geistlichkeit konnte den Windt nicht zur Ueberzeugung bringen, daß er den Tod verwirkt hätte. Der Bericht des zum Vollzug des Urtheils nach Lungau abgeordneten Bannrichters Rieder liegt vor: er hatte, auf der eiligen Reise dahin, auch zu Golling eine puncto incendii verurtheilte Elisabet Unterholzerin justificiren lassen. Windt ward enthauptet, und sein Körper verbrannt.

Dieser Hinrichtung erwähnt auch Professor C. Gärtner, im 9. Bd. der fortgesetzten Chronik S. 596. mit dem Beysatz: dieser war der letzte Zauberer, welcher hier, (zu Salzburg,) zum Tode verurtheilt worden ist.

Er war ein Viehdieb, sagt Gärtner, der auf freyem Felde angeblich in der Gestalt eines Wolfes, Vieh gestohlen hatte. Das kommt zwar in den Constituten nicht vor: aber die Ansicht hat Grund. Der bekanntlich reiche Wildstand von Lungau lockte wohl auch die Wilddiebe heran. In diesem letzten Prozesse spielte auch ein vagirender Wälscher, dessen man aber nicht habhaft geworden, eine Rolle. Und so kann man schließlich die Anzahl der innerhalb eines Jahrhunderts; von 1620—1720, im Fürstenthum Salzburg wegen Zauberey und Hexerey Hingerichteten, sicher zu einhundert fünfzig Individuen, wovon kaum die Hälfte noch nicht das 16. Jahr erreicht hatte, annehmen.

Hingegen berichtet der Verfasser des am Eingange erwähnten Buches, wo er Teutschland abhandelt, S. 417: „Salzburg verbrannte im Jahr 1679 sieben und neunzig Zauberer. Es war unter Max Gandolf (von Künnburg), der auch seine Protestanten verjagte. Die Hexerey erscheint hier fast nur als Caricatur des Protestantismus.“ Allein die hiebey von Soldan angeführte Stelle Metzgers hat einzig und allein auf das damals, mit Aufruhr, im Lande wieder aufgetauchte Lutherthum Beziehung: von Hexen und Zauberern ist da keine Rede. Auch findet sich in den frühern und gleichzeitigen dießfälligen Prozeßakten, — weder in den Fragen der Inquirenten, noch in den Antworten der Inquisiten, noch auch in den Argumentationen der Referenten — die leiseste Spur, daß da der Protestantismus mit in Verdacht oder Zurechnung gekommen wäre. Ebensowenig kann der menschenfreundliche Landesfürst selbst, der Erzbischof Maximilian Gandolf — die grosse Emigration der Salzburger hatte erst 50 Jahre später unter dem Erzbischof Leopold Anton (von Firmian) statt — indem er gleichwohl den reichsgesetzmäßigen Todesurtheilen seiner Rechtsgelehrten ihren Lauf ließ, eines Seitenblicks auf den Protestantismus bezüchtiget werden.

Indessen enthält Metzgers historia salisburg. anderwärts, nämlich in lib. V. Cap. 49 p. 923: „aliquot devota orco capita etc.“ eine Stelle, welche beweist, daß der Verfasser die damaligen Gräuel, wie sie von jener Genossenschaft erzählt und eingestanden wurden, umständlich kannte, und so das Verfahren der Regierung ganz den Gesetzen gemäß erachtete.

Herr Dr. Soldan möge sich aus den nun am Tage liegenden Originalakten unbefangen und ohne vorgefaßte Meinung überzeugen, daß jene grausenhafte Genossenschaft einer bodenlosen Libertinage preisgegeben, und lediglich um derentwillen in den Götzendienst, in die Buhlschaft des Teufels, die der Verfasser selbst im 8. Capitel mit dem Motto aus Göthe's Faust: Incubus, incubus — so lebendig zur Anschauung bringt, verstrickt, hier wie anderwärts, nach den Reichs- und Landesgesetzen den Tod erleiden mußte.

Uebrigens ergiebt sich aus dieser Zusammenstellung, daß Salzburg, wo die letzte Hinrichtung eines Zauberers, wie bemerkt, im Jahre 1720 statt gefunden, in der Aufklärung gegen andere Staaten doch noch voraus gewesen.

Indem Referent dem von Hrn. Soldan angeführten Advokaten Kofler weiter nachforschte, fand er in J. Th. Zauners biographischen Nachrichten von den salzburgischen Rechtslehrern, Salzburg 1789, — erwünschte Auskunft. Zauner giebt nämlich S. 136 an, daß der Großvater des salzburgischen Hofraths und Prof. der Pandekten J. C. von Koflern (gest. c. 1812), Jos. von Koflern, anfangs Advokat, nachher aber Stadtschreiber und Bannrichter zu Salzburg, dann Pfleger zu Himmelberg in Kärnthen, und endlich salzburgischer Hofkammerrath gewesen, und nach rühmlich geleisteten Diensten um das Jahr 1730 verstorben sey. Seine Druckschriften waren: 1) observationes magicae, theorico-practicae, omnibus in foro versantibus perutiles, non tantum legibus, et ordinationi Carolinae, sed et modernis locorum consuetudinibus accommodatae: Francofurti 1686 in 8vo. 2) Carnificina politica, sive promptnarium compendiosum, breviter exponens potiores quaestiones criminales. Clagenfurti 1703. in 8vo.

In Beziehung auf die erste Abhandlung fügte Zauner bey: „S. 15 — 21 findet sich ein Verhör, welches über einen Inquisiten aus der Gesellschaft des berüchtigten Zauberer Jakel gehalten wurde. Daraus kann die Nachricht ergänzt werden, welche ich von der Rotte dieses verschollenen Schwärmers (?) in meinen Beyträgen zur Literatur des salzburg. Rechts (in des Prof. Siebenkees Beytr. zum deutschen Recht. Thl. III. S. 52) gelegenheitlich geliefert habe.“

In diesen vom Ref. auch eingesehenen Beyträgen erwähnt nun Zauner zwar unter Berufung auf die hist. salisburg. der noch immer lebendigen Volkssage, der zufolge der schreckbare Jakel als Zauberer und Hexenmeister obenan steht; indem er ihn aber selbst nur als einen Schwärmer und verschmitzten Kopf erklärt, geht daraus hervor, daß auch Zauner die Originalakten nie gekannt hat.

Er schließt seinen dießfälligen Beytrag mit den Worten: „Ein getreuer Auszug aus den hier einschlagenden Prozeßakten dürfte über die damaligen Sitten und Denkungsart wahrscheinlich viel Licht verbreiten."

Was den Verf. der observationes magicae, den Dr. Jos. Kofler anbelangt, so zeigt dessen Traktätlein, Frankfurt 1686, unverkennbar, daß er über diesen Gegenstand bereits wirklich aufgeklärter, als viele seiner Collegen dachte, und als es die noch vorherrschenden Ansichten in den Rathscollegien in Teutschland waren. (Kofler war ein Zeitgenosse des berühmten Rechtsgelehrten und Professors Christian Thomasius, gest. zu Halle 1728, und er möchte demselben auch als Geistesgenosse nicht unähnlich gewesen seyn.) Aber Kofler konnte nicht umhin, sein Urtheil über Zauberey, Sacrilegien, Unzucht u. s. w. den noch bestandenen Gesetzen im Lande und im hl. römischen Reiche unterzustellen. Darum ist es auch merkwürdig, daß seine observationes, fern von Salzburg, zu Frankfurt am Mayn, erschienen. Die nun von uns (Ref.) aufgefundenen Akten hatte Kofler zuverläßig auch eingesehen. Im Cap. VI.: „quid de concubitu Sagarum cum Daemone sentiendum," zeigt Kofler: lamias cum Daemone congredi, non generare posse etc.; er zeigt, daß der von beyden Geschlechtern in Gemeinschaft mit dem vermeintlichen Teufel häufig gepflogene „incubus und succubus" jene Phantasmagorien herbeygeführt habe, welche den Delinquenten auch noch in den verschlossenen Kerkern so viel zu schaffen machten.

Im Cap. III.: „Utrum sexus vel aetas a poena mortis excuset?" führt der Verf. aus; „infantes, ob defectum veri doli neque poena ordinaria, neque extraordinaria puniendos;" dagegen, puberes et pubertati proximos (wenn der Schuldige das 14. Jahr erreicht hatte) a poena mortis non excusari; — si tria collective concurrant: a) mox inpletus annus decimus quartus; b) malitia delinquentis insignis; c) delictum atrocissimum et grave etc., wie es die Carolina zurechnet, — und wornach man sich auch wohl in den vorliegenden auf den Tod lautenden Urgichten zu achten verpflichtet glaubte.

Zum Schlusse erlauben wir uns (Ref.) die Ansicht zu äußern, daß das hier zu Grund gelegene Uebel, die Befriedigung der Wollust aller Art, und auf die widernatürlichste Weise, in Folge des dreyßigjährigen Krieges in Teutschland, die höhern Stände angesteckt, und so von oben herab um sich gegriffen und zu dessen Hegung und Bergung sich in den Nimbus der Hexerey und Zauberey gehüllt habe, was man heut zu Tage zum gleichen Zwecke in den übervölkerten Hauptstädten der modernen Civilisation nicht mehr nothwendig findet. Zugleich sind uns aus der Cultur- und Sittengschichte des siebenzehnten Jahrhunderts von Südteutschland noch Momente erinnerlich, welche, bey dem damaligen noch viel lebhaftern Verkehr mit Venedig, Genua und andern Städten Italiens, bey dem dort von teutschen Edel- und Kaufleuten erhaltenen Bildungsgange auf derartige Corruptionen schließen lassen.

Da der Inhalt der vorliegenden Akten auf jugendliche Gemüther und Temperamente den schädlichsten Einfluß haben könnte, so hat Ref. die ganze Masse, nachdem er dazu einen umständlichen Bericht entworfen und ihn beyspielsweise mit einem besonders gebildeten Fascikel, gleichsam die Quintessenz dieses prägnanten und imprägnirten Materials belegt, zum k. Reichsarchiv in München zur Verwahrung eingesendet. Zugleich glaubte er, der hist. Classe der k. Akademie mittels dieser summarischen Relation davon Nachricht geben zu müssen.

Verzeichniß

der in den Monaten März, April, Mai 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

I. Vom Inlande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Kaiserslautern:

Jahrbuch für die praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. VIII. Heft 1. u. 2. Jan. Febr. Landau 1844. 8.

Vom historischen Verein von Oberbayern in München:

Sechster Jahresbericht auf das Jahr 1844. München 1844. 8.

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. V. Bd. 3. Heft. München 1843. 8.

Vom landwirthschaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt. Januar — Juni 1844. München 1844. 8.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von dem Koninklijk Nederlandschen Instituut van Wettenschappen Letterkunde en Schoone Kunsten in Amsterdam:

Het instituut of verslagen en mededeelingen, mitgegeven door de vier klassen, over den jare 1843. No. 2. 3. Amsterdam 1843. 44. 8.

Von der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz in Basel:

Archiv für schweizerische Geschichte I. u. II. Bd. Zürich 1843. 44.

Von der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel:

Beyträge zur vaterländischen Geschichte I. u. II. Band. Basel 1839. 1842. 8.

Mittheilungen. I. Die Römischen Inschriften des Cantons Basel von Dr. K. L. Roth. Basel 1843. 4.

Antiquarische Mittheilungen aus Basel. Die Grabhügel in der Hardt, eröffnet und beschrieben von Prof. Vischer. Zürich 1842. 4.

Von der k. Preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. Monat Januar — März 1844. Berlin 1844. 8.

Von der Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde in Berlin:

Neues Jahrbuch. I — IV. Band. Berlin 1835 — 1843. 8.

Vom historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde III. Bds. 3. Heft. Darmstadt 1844. 8.

Von der Royal Society of Edinburgh:

Proceedings. No. 19 — 22. 1841 — 1843. 8.

Transactions. Vol. XV. Part. I — III. 1841 — 1843. Edinburgh. 4.

Von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen I. und II. Bd. auf das Jahr 1843. Göttingen 1843. 8.

Von dem Vereine für Hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift. Ersten Bandes 3. und 4. Heft. Hamburg 1843. 8.

Von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in Münster:

Zeitschrift. III. Bd. 3. u. 4. Heft. Dritter Supplementband. 1. u. 2. Heft. Kassel 1843. 44. 8.

Von der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel:

Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg. 1 — 4. Bd. Altona 1833 — 1840. 8.

Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Dithmarschen. Altona 1834. 4.

Urkunden-Sammlung. I. u. II. Band. Kiel 1839. 1842. 4.

Sammlung altdithmarscher Rechtsquellen von Michelsen. Altona 1842. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Leipzig:

Schriften. I. Bd. Leipzig 1822. 4.

Von dem Museum Francisco-Carolinum in Linz:

Zeitschrift für Geschichte, Kunst, Natur und Technologie Oesterreichs ob der Ens und Salzburgs, auf das Jahr 1842. Redigirt von Kapp. Leipzig 1842. 4.

Von der Linnean Society of London:

Transactions. Vol. XIX. Part the second. London 1843. 4.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. Vol. IV. Part. I. No. 93 — 96. 1843. London 1843. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Beyträge zur Paläontologie Württembergs, enthaltend die fossilen Wirbelthierreste aus den Triasgebilden mit besonderer Rücksicht auf die Labyrinthodonten des Keupers, von Hermann von Meyer und Prof. Dr. Theodor Plieninger. Stuttg. 1844. 132 S. mit 12 lith. Tafeln in gr. 4.

Mit großem Fleiße sind die württembergischen Naturforscher bemüht, die naturhistorischen Verhältnisse ihres Vaterlandes zu ergründen und mit ganz besonderem Eifer haben sie sich mit Erforschung der Ueberreste urweltlicher Thiere und Pflanzen beschäftigt. Eine Frucht dieses unverdrossenen und ausdauernden Strebens sind auch die vorliegenden Beyträge zur Paläontologie Württembergs, zu deren genauer Bearbeitung Prof. Plieninger mit H. v. Meyer sich verbunden hat. Je schwieriger die Deutung von Formen ist, die nicht im zusammenhängenden Skelete, sondern nur in verstreuten Fragmenten gefunden werden und die überdieß zu Typen gehören, denen in dem jetzigen Bestand der Dinge kein Analogon entspricht, um desto höher ist das Verdienst anzuschlagen, wenn, wie im vorliegenden Falle, solche Formen klar und scharf bestimmt und zu einem lebendigen Bilde zusammengefaßt werden. Die Kenntniß der fossilen Wirbelthiere aus den sogenannten Triasgebilden hat an diesen sehr genauen Untersuchungen einen höchst bedeutenden Beytrag erhalten, und das Dunkel, das bisher über diesen Ueberresten aus der Klasse der Amphibien und Fische geherrscht hat, fängt in solcher Weise auf erfreuliche Art an sich aufzuhellen.

Hermann v. Meyer's Abhandlungen machen die erste Abtheilung dieser Beyträge aus. Zuerst erörtert er die fossilen Knochenüberreste aus dem Keuper und befaßt sich zunächst und sehr ausführlich mit der Familie der Labyrinthodonten, welche hauptsächlich auf dem Mastodonsaurus (Labyrinthodon *Owen*) begründet ist. In geognostischer Beziehung setzt der Verf. folgende Verhältnisse fest. 1) Die Labyrinthodonten gehören der Zeit der geologischen Trias an, welche den Keuper, Muschelkalk und bunten Sandstein umfaßt. 2) Am zahlreichsten werden ihre Ueberreste von den sandigen und thonigen Gebilden umschlossen, nämlich von dem Keuper und bunten Sandstein, wobey sie jedoch dem Muschelkalk auch nicht fehlen. 3) Diese verschiedenen Formationen unterscheiden sich durch differente Gattungen von Labyrinthodonten, und zwar der Schilfsandstein im Keuper durch Capitosaurus, Metopias und vielleicht noch andere; die Lettenkohle (Alaunschiefer) durch Mastodonsaurus; der Muschelkalk durch Xestorrhytias und andere; der bunte Sandstein durch Odontosaurus und vielleicht noch andere Gattungen.

Bey Vergleichung der Labyrinthodonten mit den Reptilien kommt der Verf. zu folgenden Resultaten. Die Labyrinthodonten können wegen der Gegenwart des Thränenbeins, des Ober- und Unter-Hinterhauptbeins, des Schlafbeins, des hintern Stirnbeins und des Jochbeins keine Batrachier seyn, wie Owen es annimmt, da letztern alle genannten Knochen fehlen. Das Ober- und Unter-Hinterhauptbein,

Scheitelbein, Hauptstirnbein, vordere und hintere Stirnbein, Nasenbein, der Zwischenkiefer und Oberkiefer und die Unterseite überhaupt sind wie bey den Sauriern gebildet. Das Jochbein, Schlafbein und Paukenbein, die Schläfengrube, die allgemeine Form des Kopfs, so wie die Lage der Nasenöffnung, Augenhöhlen und Schläfengruben auf der Oberseite sind entschiedener krokodilartig; die in einem Löcherpaar bestehende Nasenöffnung ist lacertenartig, ihre Lage aber auf der Oberseite wie am Krokodil und älteren fossilen Sauriern. In Betreff der Gegend, wo die Augenhöhlen auftreten, gleicht Capitosaurus dem Krokodil, Mastodonsaurus den Lacerten und Metopias den Schildkröten und einigen ältern Sauriern. Der Gelenkfortsatz des Hinterhaupts ist ähnlich den Batrachiern und Säugthieren. Die Gaumenbewaffnung erinnert zunächst an Batrachier, die Struktur der Zähne an Saurier und Fische, und die Art ihres Ersetzens vielleicht an Saurier. Die Art der Befestigung der Zähne ist wie bey letzteren und Fischen. Die Beschaffenheit der Rippen und Wirbel verhält sich wie bey Sauriern, zumal den ältern fossilen. Auch der Körpergröße nach waren diese Thiere Saurier. Die Labyrinthodonten werden daher zunächst den letzteren anzureihen seyn. Der Verf. stellt alsdann eine ausführliche Vergleichung der Labyrinthodonten mit den lebenden Sauroiden unter den Fischen an, und gelangt zu dem Resultate, daß jene eben so sehr Saurier, als letztere Fische sind.

Hr. v. Meyer beschreibt alsdann noch andere Ueberreste von Sauriern aus der Keuperformation, doch sind die meisten zu unvollständig erhalten, als daß bey ihnen eine scharfe Deutung möglich wäre. Ein Kieferfragment aus dem Stubensandstein von Leonberg erinnert sehr an Jäger's Phytosaurus, namentlich an dessen Cylindricodon. „Es stimmt selbst die Stärke der Alveolen in beyden Versteinerungen miteinander überein, und das Vorkommen derselben in Gebilden gleichen Alters macht es nur um so wahrscheinlicher, daß diese Ueberreste von Thieren derselben Species herrühren werden. Zwischen der Ansicht, welche Jäger vom Phytosaurus hat und der Beschaffenheit des Kieferfragmentes von Leonberg besteht zwar große Verschiedenheit, die indeß verschwindet, wenn man beachtet, daß das, was Jäger für die Zähne nahm, nichts anderes ist als die Ausfüllung oder der Steinkern ihrer Alveolen, deren Knochenwände weggebrochen oder aufgelöst sind. Diese Steinkerne beherbergen hier und da Ersatzzähne, die spitz konisch sich darstellen, und Jäger irrt offenbar, wenn er glaubt, daß die Form der jungen Zähne seines Thieres spitz konisch gewesen und sich bey weiterer Entwicklung walzenförmig ausgebildet hätten. Wie gesagt, nur die konischen Theile sind wirkliche Zähne, die cylindrischen dagegen, worin sie liegen, die Ausfüllung der Zahnwurzeln oder der getrennten Alveolen.“ Wir werden nachher nochmals auf diese interessante Gattung zurückkommen. Ich führe nur noch an, daß der Verf. auf zwey eigenthümlich gestaltete Zähne aus dem Stubensandsteine von Löwenstein eine neue Gattung Belodon (Pfeilzahn) begründet.

Zuletzt kommt Hr. v. Meyer auf die fossilen Knochen aus dem Muschelkalk zu sprechen, und giebt ausführliche Beschreibungen vom Schädel des Simosaurus aus dem dolomitischen Muschelkalk der Gegend von Ludwigsburg, dann vom Schädel des Nothosaurus angustifrons aus dem Muschelkalk von Crailsheim, und endlich vom Unterkiefer eines großen Sauriers aus dem Muschelkalk von Zuffenhausen, dessen generische Bestimmung noch unsicher ist.

Von Seite 51 an folgen die Beyträge von Dr. Plieninger. Zuerst giebt er einen kurzen Ueberblick über die geognostischen Verhältnisse Würtembergs, woran sich die ausführliche Beschreibung der fossilen Vertebraten aus den sogenannten Triasgebilden anschließt, wobey jedoch zu bemerken ist, daß der bunte Sandstein, außer einigen undeutlichen Resten von Equiseten, sich gänzlich versteinerungslos gezeigt hat. Thierische Ueberreste beginnen erst im Muschelkalk entschieden aufzutreten; mit diesem fängt der Verf. seine speciellen Schilderungen an.

1) Muschelkalk. Im Dolomit dieser Formation, der plattenförmige Schichtung zeigt und reich an Versteinerungen ist, haben sich mehrere Knochenfragmente von Vertebraten gefunden. Außer Zähnen von Ceratodus sind es hauptsächlich Reste

von Nothosaurus, welche in Wirbeln, Rippen, Zähnen und einzelnen Knochen der Extremitäten zerstreut in dem Gestein herum liegen. Der interessanteste Fund jedoch ist der Schädel eines Simosaurus, den H. von Meyer im Vorhergehenden beschrieben hat. Wenn auch nicht entschieden in diesen, so doch in andern Theilen des Muschelkalkes ist ebenfalls die Familie der Labyrinthodonten nachgewiesen. Bey Crailsheim kommt eine, wie es scheint, noch dem Muschelkalke angehörige oder vielleicht die Lettenkohle repräsentirende Knochenbreccie vor, welche zahlreiche Reste von Nothosaurus und von Fischen, auch Koprolithen enthält; von Labyrinthodonten mehrere Ueberreste, die mit Mastodonsaurus übereinstimmen.

2) Die Lettenkohle. Mastodonsaurus, Nothosaurus. Die Lettenkohle scheint in Württemberg den Muschelkalk in ziemlich großer Verbreitung zu begleiten und namentlich da, wo derselbe vom Keuper überlagert wird, den letzteren ziemlich gleichförmig an seinem Ausgehenden zu unterteufen. Von einem Mastodonsaurus wurden ziemlich viele Ueberreste gefunden, auch Nothosaurus ist nachgewiesen.

3) Die untern Glieder des Keupers. In den untern Schichten des Keupers, welche auf die Lettenkohle folgen, ist es zunächst die von Alberti sogenannte Reptilienbreccie, welche Zähne von Labyrinthodonten, Nothosaurus, Saurichthys, Acrodus Gaillardoti, Schuppen von Gyrolepis Albertii und Koprolithen enthält.

4) Der untere feinkörnige oder thonige Keupersandstein. Capitosaurus, Metopias, Nothosaurus. Die erste Spur von thierischen Resten fand der Verf. im untern Keupersandstein, dem sogenannten Schilfsandstein, schon im Jahre 1825; später zeigten sie sich reichlicher und sind den Gattungen Capitosaurus, Metopias und Nothosaurus zugewiesen worden.

5) Schrittartige Reliefs im feinkörnigen Keupersandstein. Dieser Sandstein ist reich an Reliefs der verschiedensten Art und Form auf seinen Schichtungsflächen, die theils als bloß zufällige Bildungen erscheinen, theils „diejenigen Charaktere mit den heßberger Reliefs gemein haben, welche als erste, wenn gleich nicht allein entscheidende Merkmale für Fährten der Vor- und Jetztzeit anzusehen sind, nämlich: Uebereinstimmung der Formen unter einander und schrittähnliche Wiederkehr in bestimmter Entfernung und regelmäßigem Alterniren von nach Rechts und Links gerichteten Vorsprüngen oder Gräten.“

6) Der mittlere oder kieselige Keupersandstein. Fischreste; Ceratodus. Belodon. Reliefs. — Enthält nur sehr wenige Ueberreste von Reptilien nebst Zähnen und Schuppen von Fischen.

7) Der obere oder grobkörnige Keupersandstein. Phytosaurus, Belodon. Diese Abtheilung des Keupers, welche auch den Namen des Stuben- oder Streu-Sandsteines führt, ist im Ganzen sehr arm an Versteinerungen, die aber für sie bezeichnend sind. Hinsichtlich der organischen Reste lassen sich überhaupt die Abtheilungen des Keupers, mit Einschluß des Sandsteins der Lettenkohlengruppe, in zwey große Abstufungen zerfällen. Die Saurier der Lettenkohle und des untern Keupersandsteins, die Labyrinthodonten nämlich, welche diesen beyden Gruppen, so wie dem Muschelkalk und bunten Sandstein gemeinsam sind, reichen nicht bis in den kieseligen und grobkörnigen Sandstein des Keuper herauf, sondern finden ihr Ende bereits in dem unteren. Ebenso erstrecken sich die schon im bunten Sandstein beginnenden, durch den Muschelkalk unterbrochenen, dagegen in der Lettenkohle und dem feinkörnigen Keupersandstein nebst dessen Mergeln desto stärker wiederkehrenden Pflanzenreste, die Equiseten, Farn und Cycadeen, nicht über die letztgenannte Gruppe des Keupers herauf. Dafür tritt in den beyden obern Keupersandstein-Gruppen, statt den Labyrinthodonten, eine andere Gattung Belodon auf, welche dem kieseligen und grobkörnigen Keupersandstein gemeinschaftlich anzugehören scheint.

Mit großer Ausführlichkeit und Genauigkeit geht nun der Verf. zur Beschreibung der Ueberreste des Phytosaurus über, um eine richtige Deutung von ihnen zu gewinnen. Er stimmt ganz im Resultate mit H. v. Meyer überein und geht noch um einen Schritt weiter, indem er die als Phytosaurus cubicodon und cylindricodon benannten

Abdrücke und Ausprägungen fossiler Schädeltheile auf die Gattung Belodon zurückführt.

8) **Knochenbreccie an der Formationsgrenze des Keupers gegen den Lias.** Sie ist eigentlich eine Zahnbreccie, indem es hauptsächlich Fischzähne aus den Abtheilungen der Ganoiden und Placoiden sind, welche stellenweise in solcher Menge vorkommen, daß sie an Masse das Bindemittel übertreffen. Die Fischreste gehören den Gattungen Gyrolepis, Hybodus, Acrodus, Thectodus (einer vom Verf. errichteten Untergattung von Acrodus), Sphaerodus, Psammodus und Saurichthys an. Außerdem haben sich aber auch Ueberreste von Sauriern zu erkennen gegeben, nämlich von Nothosaurus und von einer neuen Gattung, die sowohl von jenem als den Labyrinthodonten und den Sauriern des Lias verschieden ist und vom Verf. Termatosaurus benannt wird. Letztere kommt nicht bloß in der Knochenbreccie, sondern auch in dem Tübinger Sandsteine vor, in welchem überdieß noch die Gattung Belodon angedeutet zu seyn scheint.

Durch 12 lithographirte und vortrefflich ausgeführte Tafeln sind die Beschreibungen erläutert. Die Wichtigkeit dieser Beyträge für das Studium der Palaeontologie wird sich aus unserer Anzeige von selbst herausstellen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Prosp. de Bofarull y Mascaró, Las condes de Barcelona vindicados y cronologia y genealogia de los reyes de España. T. I. Abraza los siete primeros, des de el año 874 al 1035. II. Abraza del 8 al 26. Conde, des de el año 1036 el 1516. Barcel. 1836.

Representacion contra el pretendido voto de Santiago, que hace al rey nuestro sennor D. Carlos III. el duque de Arcos. Madr. 1771. fol.

Al. Fernandez, Historia y anales de la cindad y obispado de Plasencia. Madr. 1627. fol.

Engelhard, Beschreibung des Dogenpallastes zu Venedig. Berlin 1843.

Fr. L. Bertoldi, Memorie per la storia del Reno di Bologna. Ferrara 1807.

Ran. Grassi, Descrizione storica e artistica di Pisa. Vol. 1—3. Pisa 1836.

Guida per la' città di Padova all'amico delle belle arti. Venezia 1817.

Guida del forestiere per la città e il contado di Lucca. Lucca 1820.

Guida del forestiere per la città di Bologna. Bologna 1820.

M. Malaspina di Sannazaro, Guida di Pavia. Pavia 1819.

C. Ribuffi, Guida di Ravenna. Ravenna 1835.

Fr. Tolomei, Guida di Pistoria. Pistoria 1821.

Fr. Guicciardini, Storia d'Italia. Vol. II. fasc. 7—9. Milano 1843.

Gius Borghi, Sulle storie italiane dall'anno primo dell'era cristiana al 1840 discorso. Vol. 2. 3. Firenze 1843.

Archivio storico italiano, ossia raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi risguardanti la storia d'Italia. Vol. IV. Vite di illustri italiani inedite o rare, con illustrazione. Vol. I. Firenze 1843.

Duc de Luynes, Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie meridionale. Avec Atlas. Par. 1844. fol.

A. Beugnot, Essai sur les institutions de Saint Louis. Par. 1821.

Statistique administrative et historique du département de la Meurthe. Nancy 1822.

Archives historiques et littéraires du Nord de la France et du Midi de la Belgique. Par A. Leroy et a. Dinaux. Vol. IV. Valenc. 1842.

Emile Marco de Saint-Hilaire, Le Duc D'Enghien. Par. 1844.

Charles Duveyrier, Lettres politiques. Vol. 1. 2. Par. 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	24. September.
Nro. 191.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1844.

Uebersicht des Fortschrittes und der Erfolge im Lehrfache der asiatischen Sprachen an der Universität Kasan. Kasan 1842. 61. S.

Die wandelbare Natur der Steppengegenden von dem Jaik und der Wolga bis zum Dniester und Dnieper und die mit ihr zusammenhängende nomadische Lebensweise ihrer Bewohner, die barbarischen Gelüste der verwilderten Haufen und die ehrgeizigen Bestrebungen ihrer Großen konnten nur durch einen mächtigen civilisirten Staat, der aus dem Innern des Erdtheiles herabdringt nach Süden, überwunden und für alle Zeiten gebändigt werden. Rußland hat sich seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts diese Aufgabe gestellt und sie mit eben so großer Einsicht und Glück, wie mit Kühnheit und Kraft verfolgt. Dieser Staat steht jetzt als Gränzwächter und Vermittler da zwischen Asien und Europa; die Slawen haben nämlich durch ihre Weltstellung einerseits die Bestimmung, den Westen vor jeder neuen Ueberschwemmung der östlichen Barbaren zu schützen, und anderseits die östlichen Horden selbst zur Menschlichkeit und Sittlichkeit, zur Wissenschaft und Geistesbildung emporzubilden. Es ist dieß wohl die herrlichste Aufgabe, die jemals einem Staate geworden ist; und je mehr Rußland diesem Ziele entgegenstrebt, desto mehr wird sich seine moralische und physische Kraft im Innern, so wie auch sein Ruhm und Ansehen nach Außen vermehren.

Einen neuen Beweis der großen und besonnenen Thätigkeit auf diesem Gebiete liefert der vorliegende Bericht über die orientalischen Studien an der Universität Kasan, welchen ich der Güte des Curatoriums dieser Anstalt verdanke. Es ist dieses, in mancher Beziehung, ein denkwürdiges Büchlein. Kasan ist die letzte Stadt gegen Osten, wo man deutsche Lettern besitzt und in deutscher Sprache Bücher druckt. Warum druckt man aber überhaupt in Rußland so viel deutsch, und warum erscheint der Bericht der östlichsten Universität des Slawenreiches in deutscher Sprache? Weil die Russen seit Peter dem Großen alle höhere Bildung und Gelehrsamkeit von der deutschen Nation erhalten haben und noch erhalten. Man kann sich der Mühe entschlagen die Namen zu nennen, sie sind dem Kundigen bekannt. Nicht wir brauchen aber den Russen, wie man neulich irgendwo las, dankbar zu seyn, daß sie unsern Gelehrten Brod gaben und geben, es ist in Deutschland noch kein Gelehrter verhungert — sondern den Slawen geziemt es sich immer zu erinnern, wie außerordentlich viel deutsche Männer zur Befestigung wie zum Ruhme ihres Reiches beygetragen haben.

Batu Chan, der Zerstörer Rußlands und Begründer der mongolischen Macht im Norden des kaspischen und schwarzen Meeres, erbaute im Lande der finnischen Bulgaren zwey Städte, Groß-Serai an der Wolga, die vorzüglichste Residenz der Chane der goldenen Horde, und Kasan, welches der Sage nach von einem Kessel, der sich an dem Platze fand wo der Ort errichtet wurde, diesen Namen erhalten hätte. So viel ist sicher, daß schon Josafa Barbaro (Ramusio II. 98. Forster Geschichte der Entdeckungen im Norden 213) uns lehrt, dieß sey die Bedeutung des Wortes Kasan. In

Folge der Züge Timurs nach Kiptschak und des innern Zwiespalts ward das Reich der goldenen Horde so geschwächt, daß sich in den einzelnen Provinzen selbstständige Chane erheben und behaupten konnten. Kasan ward nun ebenfalls im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts die Hauptstadt eines solchen selbstständigen Fürstenthums, welches durch Unruhen unaufhörlich zerrüttet und im Laufe der Zeit immer mehr geschwächt wurde. Nur selten war der Krieg zwischen den Chanen und den russischen Großfürsten durch einige Jahre des Waffenstillstandes unterbrochen. Iwan I. Wasiljewitsch eroberte Kasan (1468), führte die mongolischen Fürsten in Gefangenschaft nach Rußland und setzte einen neuen ein, der sich zum Christenthum bekannte und die Oberherrlichkeit des Großfürsten anerkennen mußte. Diese Lehnsverbindung hatte aber nur kurzen Bestand; der Krieg begann von neuem und wurde von beiden Seiten lange Zeit mit abwechselndem Glücke geführt. Zar Iwan II. bemächtigte sich endlich (1553) des ganzen Landes, vereinigte das Fürstenthum mit seinem Reiche und ließ es durch Statthalter verwalten. Kasan und Astrachan bildeten jetzt die Vorposten des Reiches, von welchen aus auf die weiter östlich wohnenden Völker gewirkt wurde. Als solche werden sie heutigen Tags noch betrachtet und erfreuen sich deßhalb vieler Gunstbezeigungen von Seiten der Regierung. Die erste höhere Studienanstalt, im europäischen Sinne des Wortes, ward 1758 zu Kasan errichtet, bald hernach (1796) mit einer Dollmetscherschule verbunden und die Stelle eines Lehrers einem Türken (Tataren) Sahit Chalfin, in erblicher Eigenschaft übertragen. Der letzte dieser Lehnsprofessoren, Ibrahim Chalfin († 1828) hat sich durch die Herausgabe des türkischen Textes der bekannten Geschichte der Mongolen und Tataren von Abulgasi (Kasan, 1825 fol.), wozu ihn der erste Professor der orientalischen Sprachen an der 1804 gegründeten Universität, Staatsrath Frähn anleitete, ein bedeutendes Verdienst um die asiatische Literatur erworben. Vier Jahre nach der Eröffnung der Hochschule waren noch keine lateinischen Typen vorhanden; Frähn mußte sich deßhalb entschließen, seine Erklärung einiger Samaniden- und Buidenmünzen in arabischer Sprache abzufassen. Als Frähn (1818) nach Petersburg abging, ward Erdmann an dessen Stelle als Professor der arabischen und persischen Sprache berufen. Die Regierung sah bald ein, von welcher großen politischen und commerciellen Wichtigkeit die östlichen Studien für Rußland sind, und beschloß zu Kasan, in der Gränzstadt zwischen Europa und Asien, für alle Hauptsprachen des Morgenlandes eigene Lehrstühle zu errichten. Hiezu mußten aber erst, durch die Fürsorge und auf Kosten der Regierung, junge Männer erzogen werden. Zwey junge Männer, Popow und Kowalewsky, wurden alsbald in den Stand gesetzt sich längere Zeit in Urga, dann jenseits des Baikalsees und an der Selenga aufzuhalten, um sich im Mongolischen auszubilden; der letztere hatte selbst (1830) zu diesem Endzwecke Peking besucht. Ihnen ward (1833) der erste Lehrstuhl der mongolischen Sprache in Europa — im Dollmetschercollegium zu Peking sind schon seit Jahrhunderten Lehrer des Mongolischen angestellt — übertragen. Mit Ibrahim Chalfin ist die Lehnsprofessur erloschen; die Stelle als Lehrer der türkischen Sprache erhielt Iskander Mirza Kasimbek, ein geborner Perser aus Rescht. Ein ehemaliges Mitglied der geistlichen Gesandtschaft zu Peking (1820—1830), der Archimandrit Daniel, wurde (1837) zum ersten Lehrer der chinesischen Sprache in Kasan und Rußland überhaupt ernannt; Petrow erhielt (1842) die Professur des Sanskrit und dem Armenier Nasarianz, welcher seine Studien theilweise zu Dorpat gemacht hatte, wurde (1842) der Lehrstuhl der haikanischen Sprache und Literatur übertragen. Ein anderer junger Mann, „Magister der mongolischen Sprache," erlernte von einem gelehrten buddhaistischen Mönche das Tübetanische, ist dann mit der Gesandtschaft (1840) nach Peking gegangen, um dort sich auszubilden und die Hülfsmittel für die Errichtung eines Lehrstuhles des tübetanischen Sprache und Literatur zu sammeln. Wassiliew wird nach seiner glücklichen Rückkehr aus der Hauptstadt des Mittelreiches (1850) der erste Lehrstuhl der tübetanischen Sprache in Rußland zu Theil werden. So wie nach China werden auch nach allen andern Ländern Asiens fähige junge Leute gesandt, um sich mit den Sprachen und Literaturen der verschiedenen Völker des Morgenlandes vertraut zu machen, nebenbey wohl auch die innern Verhältnisse und äußern Beziehungen der Staaten

zu erkunden. Man wird jetzt wohl einsehen, wie es kommt, daß Rußland so genau über die Zustände aller östlichen Gegenden unterrichtet und vielleicht bey den verschiedenen Ereignissen des Erdtheiles mittelbar betheiligt ist. Jeder dieser reisenden Studenten, deren vor kurzem mehrere nach Persien, Syrien, Aegypten und der europäischen Türkey abgiengen, erhält eine jährliche Besoldung von 13—1500 Rubeln in Silber.

In den letzten Jahren wurden auch eigene Curse der orientalischen Sprachen am Gymnasium zu Kasan angeordnet. Die Regierung hat sogar für diejenigen, welche sich ihnen ausschließend widmen und später in ihre Dienste treten wollen, eine Anzahl Freyplätze errichtet, an welchen alle Unterthanen des russischen Staates, Kalmüken wie Buräten, Türken wie Finnen Antheil nehmen können. Auf die Bitte des Taidschi der buddhaistischen Buräten an der Selenga werden jetzt vier Jünglinge seines Ulus auf Kronkosten im Gymnasium erzogen, um dann ihre Studien an der Universität fortzusetzen. Es ist auffallend, daß man in dem orientalischen Kasan (Uebersicht u. s. w. 43) die Worte „der Haupttaischa der mongholo — burätischen Stämme an der Selenga" schrieb und drucken lassen konnte. Anstatt Taischa muß es Taidschi heißen, und bey jedem Ulus gibt es nur einen Taidschi oder Häuptling; seine Söhne erhalten bloß den Ehrentitel Nojan, Herr. Ganz richtig sagt Abulgasi in seinem Geschlechtsbuch der Mongolen und Türken: „Taidschi ist ein Wort der chataiischen (chinesischen) Sprache und bedeutet hier so viel als Wächter oder Aufseher." (Pallas, Sammlungen über die mongolischen Völkerschaften I. 186). Die Mongolen haben mit anderen Sitten und Einrichtungen des Mittelreiches auch seine Saatsämter und ihre Benennungen angenommen; Taitschi (9722 und 591 nach dem tonischen Wörterbuche des Dr. Morrison) heißt nach einer wörtlichen Uebersetzung, der oberste Anordner oder Lenker.

Für alle die Sprachen und Gegenstände, die an der Universität und am Gymnasium gelehrt werden, sind auf Befehl des Ministeriums der Aufklärung — es ist dieß ein unbestreitbares Verdienst des Geheimenraths Uwaroff — besondere Lehrbücher, Grammatiken, Chrestomathien ausgearbeitet, dann auf öffentliche Kosten dem Drucke übergeben worden; sie werden entweder ganz unentgeltlich vertheilt oder für eine Kleinigkeit den Studenten des Inlands wie den wissenschaftlichen Männern des Auslands überlassen. Ich erwähne bloß die mongolische Chrestomathie Kowalewsky's *); das mongolisch-russisch-französische Wörterbuch; dann die mongolische Chrestomathie und die Arithmetik in mongolischer Sprache von Popow, und die türkische Grammatik des Mirza Kasimbek.

Mit ebenso bereitwilliger Einsicht lieferte die Regierung den wissenschaftlichen Anstalten Kasans die Geldmittel, um alle in Europa und Asien gedruckten Werke, die sich auf den Orient beziehen, ankaufen zu können; man schickte überdieß eigene Sendboten in die mongolischen Steppen, nach Persien und Mittelasien, um Handschriften aufzukaufen. Bey so kräftiger Unterstützung war es der Universitätsbibliothek möglich, in wenigen Jahren reichliche Bücher- und Handschriftensammlungen in allen Hauptsprachen Asiens anzulegen, Münz- und ethnographische Kabinette einzurichten. Jetzt bereits zeigen sich die erfreulichen Folgen dieser gutberechneten Vorsorge des Staates. Es hat ein Theil der Nomaden dem

*) Ich habe das Werk Kowalewsky's niemals gesehen. Aus einer Anzeige, die vor mehreren Jahren in der Halle'schen Literaturzeitung erschien, scheint hervorzugehen, daß die Chrestomathie unter andern auch einen buddhaistischen Glaubensspiegel enthält, wobey der Herausgeber bemerkt: dieses Werk sey sowohl nach Inhalt als Form von meinem aus dem Chinesischen übersetzten Katechismus der Schamanen verschieden. Aus der Art und Weise wie diese Bemerkung in der Literaturzeitung mitgetheilt wurde erhellt, daß der Recensent nicht weiß, daß in der Lehre des Schakiamuni Buddha den Menschen verschiedenen Geschlechtes, verschiedenen Alters und Beschäftigung verschiedene Pflichten auferlegt werden. Der Glaubensspiegel, den ich aus dem Chinesischen übersetzte, ist für die Klosternovizen bestimmt; für Laien, für Nonnen, für Geistliche verschiedenen Grades und Ranges, deren es mehrere gibt, sind auch verschiedene Glaubensspiegel verhanden bey den Mongolen wie bey den Chinesen, bey den Tübetanern wie bey den Japanern.

culturfeindlichen Jäger- und Hirtenleben entsagt und sich dem Ackerbau ergeben. Dschangir, Chan der sogenannten innern, ungefähr 100,000 Seelen starken Horde der Kirgis-Kaisaken zwischen Ural und Wolga, besucht fleißig Kasan und hat neulich, wie die Nordische Biene berichtet, mit einigen Leuten seiner Begleitung eine literarische Abendgesellschaft bey dem Akademiker Fuchs mit seinem Besuche beehrt. Sein erster Minister ist ein Zögling der Universität. Während des Winters lebt der Chan im Distrikte Dschukfus ganz auf europäische Weise; er errichtete selbst eine Schule für seine Kirgisen, wo muhammedanische Religion, die türkische und russische Sprache, Arithmetik, Geographie u. s. w. gelehrt werden. Dschangir geht seinen Unterthanen mit gutem Beyspiele vor. Sein ältester Sohn wird in Orenburg und sein jüngster im Pagencorps zu St. Petersburg erzogen. Bey seinem letzten Aufenthalt in Kasan nahm er sogar einen Engländer und dessen Frau, eine Deutsche von Geburt, in seine Dienste; der Mann solle der Erzieher seiner übrigen Söhne werden und die Frau höchst wahrscheinlich die Stelle einer Gouvernante bei seinen Töchtern bekleiden, — es ist dieß wohl die erste deutsche Gouvernante an einem kirgis-kaisakischen Hofe. Ich schließe die Anzeige dieses anziehenden in so vielen Beziehungen lehrreichen Büchleins mit dem Wunsche, daß die Hochschule zu Kasan, dieser Heerd der menschlichen Gesittung auf der Gränzmark zwischen Europa und Asien, sich immer mehr befestigen und ausbreiten möge.

Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Dr. Ed. Platner, Ueber die Entwickelung der Volksindividualität mit bes. Rücksicht auf Deutschland. Marburg 1843.

Hansestädtische Reformbestrebungen. Hanau 1844.

Christern, Hamburgische Geschichte des 19. Jahrhunderts. Hamb. 1843.

Hr. Credner, Uebersicht der geognostischen Verhältnisse Thüringens und des Harzes. Gotha 1843.

K. Grosse, Geschichte der Stadt Leipzig. Th. 1. 2. Leipz. 1842.

Dr. Fr. W. Unger, Geschichte der deutschen Landstände. Th. 1. von den ältesten Zeiten bis zum 14. Jahrhundert. Hannover 1844.

Fr. O. Stichert, Chronik der Stadt Werdau. Hft. 1—4. Leipz. 1841.

J. M. Schottky, Bilder aus der süddeutschen Alpenwelt. Innsbruck 1834.

Lettres sur la vie intérieure de l'empereur Charles-Quint, écrites par Guill. van Male, et publiées pour la première fois par le Baron de Reiffenberg. Bruxelles 1843.

J. M. Lehuerou, Histoire des institutions carolingiennes et du gouvernemeut des carolingiens. Par. 1843.

J. G. Jahn, Urkundliche Chronik der Stadt Oelsnitz und des Schlosses und Amtes Voigtsberg. Oelsnitz 1841.

Hr. Hoffmann, Uebersicht der orographischen und geognostischen Verhältnisse vom nordwestlichen Deutschland. Abth. 1. 2. Leipz. 1830.

H. Grimm, das malerische und romantische Mulden-Hochland. Lief. 1. Dresden 1844.

Erinnerungen aus Hannover und Hamburg aus den Jahren 1803—13 Hannover 1843.

Steph. v. Horvát, Ueber Croatien als eine durch Unterjochung erworbene ungarische Provinz und des Königsreichs Ungarn wirklichen Theil. Leipz. 1844.

Magyaren-Spiegel oder Schilderung der Völkerverfassung und Richtung des ungarischen Reiches neuester Zeit. Von einem Magyaren. Leipz. 1844.

Alexius von Fényes, Statistik des Königreiches Ungarn. Th. 1. Pesth. 1843.

E. Duller, Maria Theresia und ihre Zeit. Hft. 2—8 Schluß. Wiesbaden 1843.

Nicol. Wesselényi, Eine Stimme über die ungarische und slawische Nationalität. Leipz. 1844.

K. A. Schimmer, Geschichte von Wien von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit. Wien 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 bis 1841, von Joseph Rußegger.

Ueber die eigentlichen Verdienste dieses reichhaltigen, trefflichen Werkes sprachen wir uns schon früher (Gel. Anz. Bd. XIV. Nr. 122 u. f.) in einer Anzeige aus, welche auf das erste Erscheinen desselben aufmerksam machen sollte. Wir begleiteten damals den Reisenden, der, wie selten ein Andrer, mit scharfem Blick, gesundem Urtheil und tüchtigen Vorkenntnissen ausgerüstet, durch alle die Hülfsmittel begünstigt war, welche der damals noch weit reichende Einfluß des Mehemed Ali ihm gewähren konnte, auf dem Wege seiner Forschungen durch das westliche Gebiet von Unterägypten, und gedenken demselben für dießmal in das nördliche Syrien und das südöstlichste Kleinasien zu folgen, wo sich dem glücklichen Forscher Fundgruben, nicht nur der verborgenen mineralischen Schätze der Erde, sondern der mannichfaltigsten wissenschaftlichen Entdeckungen aufthaten, in deren Tiefe noch kaum ein Reisender der neueren Zeit geblickt hatte.

Beirut, durch die Schönheit und den natürlichen Reichthum seiner Umgebung, so wie durch seine Lage so hoch begünstigt, anjetzt wieder an das türkische System der augenblicklichen alles erschöpfenden Auspressungen und der rücksichtslosen Vernachläßigung aller Quellen des eigenthümlichen Wohlstandes dahin gegeben, konnte damals, als H. Rußegger im Mai 1837 seine engen Gassen betrat, noch immer einen günstigeren Eindruck machen, als in gegenwärtiger Zeit; Mehemed Alis Verwaltung traf das Land mit Schlägen der Ruthe, nicht mit vergiftenden Hieben der Skorpionen; das System desselben, so übel auch seine Folgen berechnet waren, entbehrte nicht der Vernunft und Ueberlegung. Dem Reisenden, der aus Aegypten kommt, fällt schon der schöne Menschenschlag wohlthuend auf, welcher in Syrien allgemein verbreitet ist. Selbst die Kinder sieht man hier lieblich blühend und reinlich, deren Altersgenossen in und vor den Hütten der ägyptischen Fellahs nur einen Mitleid und Eckel erregenden Eindruck machen. Die Männer, namentlich die Bewohner des Libanon, sind groß und stark, freundlich und zuvorkommend, von edlem, feinem Anstand; die Frauen der ärmeren, arbeitenden Volksklassen sind zwar mehr stark als schön, unter denen der höhern aber zeigen sich wahrhafte Schönheiten. Die Stadt befand sich unter Mehemed Alis Herrschaft, der das Eigenthum und die Rechte der fremden wie einheimischen Bewohner kräftig schützte, und den unzähligen Plackereyen, Gewaltthätigkeiten und Erpressungen der Pascha's, Aga's u. A. Einhalt that, der hiebey keinem Unternehmen der Europäer, welches Gewerbe wie Handel fördern konnte, hinderlich war, in einem merklich aufblühenden Zustand. In dem Gasthaus des freundlichen Genuesers Battista, wie in den Wohnungen der gefälligen, gebildeten Consule von Oesterreich und von Griechenland fühlte der Reisende sich bald so heimisch wie im Vaterland. Die unvergleichlich schöne Umgegend der Stadt läßt es ohnehin jedem Fremden hier so wohl werden, daß

er, wie Lamartine und so manche andre gebildete Europäer unsrer Tage, hier gern ein Obdach für längere Zeit suchen würde.

Dennoch lernt man die Schönheit des nördlichen Theiles der syrischen Küste erst jenseits Beirut, gegen das Gebiet der Orontesmündung hin, in ihrer ganzen Fülle kennen. Hr. R. machte für dießmal den Weg zu Wasser, auf einer wohl gebauten, dabey aber schlecht bedienten Corvette, deren Kapitain, mit orientalischem Phlegma und türkischer Unwissenheit nicht nur des so augenfällig, durch die Vorgebirge bezeichneten, von ihm schon mehrmalen befahrnen Weges nach der Bucht von Suedie verfehlte, sondern auch das Fahrzeug bey vollkommen gutem Wind und Wetter in Gefahr des Scheiterns mitten unter den Felsenklippen brachte. Außen im Meer, vor Tripolis (Tarablus) ist man den höchsten Punkten des Libanon gegenüber; man kann hier auch die Gegend der Cedern sehen; doch macht jenes mit Recht gepriesene Gebirge weder durch seine Umrisse noch durch seine Bekleidung mit Pflanzenwuchs, der am Abhang des Libanon nur spärlich erscheint, den reizenden Eindruck auf das Auge, welchen die Höhen des Cassius und Amangebirges an der Mündung des reichlich strömenden Orontes gewähren, deren Abhänge mit dichten Waldungen bedeckt sind und an deren Fuß sich weithin grünende Auen, Felder und Gärten ausbreiten. Die vielen wohl gebauten Häuser der Landleute, unter denen auch der englische Generalconsul seinen Landsitz aufgeschlagen hatte, erinnerten damals, als unser Reisender hieher kam, an das äußere Wohlbefinden eines Volkes, das in Frieden lebt und das einer gewissen Sicherheit des Eigenthumes genießt. Man hört in dieser Gegend, statt der arabischen Volkssprache, schon sehr häufig die türkische, denn die meisten Bewohner von Suedie sind Turkomanen. In den Gärten des gastfreundlichen englischen Generalconsuls Parker bezeugte das kräftige Gedeihen mehrerer chinesischer und japanesischer Gewächse, welche dort neben den besten Fruchtbäumen des südlichen Europa's stunden, die Vortrefflichkeit des Klimas der Nachbarschaft von Antiochia. Die Rebe rankt sich hier wild an den Granaten- und Feigenbäumen hin und erzeugt, ohne der menschlichen Pflege zu bedürfen, den edelsten Wein.

Statt der gewöhnlichen Straße nach Antiochia, dahin unser Reisender sich jetzt, um von Ibrahim Pascha die weiteren Befehle für seine, zunächst bergmännische Expedition einzuholen, sich wendete, schlug derselbe den durch seine großartige, reiche Natur für ihn weit vorzüglicheren Weg längs des Orontes ein, welcher sich durch die engen, waldbewachsenen Schluchten des Cassiusgebirges seine Bahn gebrochen hat. Er machte hier zuerst die Bekanntschaft der Turkomanen, unter denen er jetzt länger zu verweilen im Begriff war, und fällt bey dieser Gelegenheit über das eigentliche türkische Volk ein Urtheil, das er später immer als richtig befand: „daß in ihm ein edler Stoff, ein guter Kern in rauher Schaale lebe, bey welchem es zu bedauern sey, wenn derselbe, durch die geschehenen Mißgriffe ihn zu entwickeln, verdorben werden sollte."

Wenn Antiochia und seine Umgebung auch nicht durch jene mächtigen Erinnerungen, die sie in dem Herzen des Christen wecken, so bedeutungsvoll wären, würden sie dennoch durch ihre natürlichen Reize jedes empfängliche Gemüth zur innigsten Bewunderung aufregen. Wie schlanke Palmen aus zerstreuten Felsenklippen erheben sich die Minares der Stadt aus den Trümmern der alten römischen, der byzantinischen, der sarazenischen und fränkisch christlichen Bauwerke. Das Erdbeben hat hier mit den verheerenden Kriegen gemeinsame Sache gemacht und dennoch ist der uralten Stadt und der unverwüstlichen Fülle der Natur ein Reiz geblieben, den nur wenige Punkte der Erde haben. Alle Thäler des Cassiusgebirges sind waldreich oder in fruchttragende Felder verwandelt; in der Ferne sieht man die Vorberge des Taurus; von allen Anhöhen ergießen sich Quellen und Bäche und verleihen dem warm gelegenen Lande seine Fruchtbarkeit.

Ganz anders gestaltet sich die Natur jenseits des niedreren Höhenzuges Chalaka, der die Ebene von Antiochia von jener von Aleppo scheidet. Auf dem Boden der Kalkfelsen und zwischen ihren herumgestreut liegenden Steinmassen zeigt sich nur selten ein und der andre vereinzelte Baum oder ein dürftiger Graswuchs, die Trümmer der vormaligen

christlichen Kirchen und der kleinen Kastelle aus den Zeiten der Kreuzzüge können den traurigen Eindruck, den der Kontrast dieser Gegend mit dem paradiesisch schönen Thale des Orontes macht, nicht vermindern.

Aleppo, dessen Bevölkerung einer freylich unsichren Angabe zu Folge noch vor 60 Jahren 300,000 Seelen betragen haben soll, zählt noch immer 80,000 Einwohner. Die große, schön gebaute Stadt, welche selbst bey dem Erdbeben im Jahre 1822 einen großen Theil ihrer aus Quadersteinen errichteten Häuser und Moscheen unversehrt behalten hat, während die minder festen Gebäude ganzer Gassen über ihren Bewohnern zusammen stürzten, liegt mitten in einer Wüste; nur an dem Ufer des kleinen Flusses Nacher el Haleb hin zeigen sich die baumreichen Gärten der begüterten Kaufleute, denen die Lage zwischen dem nur 15 Stunden entfernten Euphrat und der Meeresküste noch fortwährend die Mittel zum lebhaften Verkehr mit den Ländern des Ostens wie des Westens und hiedurch großen Wohlstand verleihet. Den Bazar von Aleppo rühmt unser Reisender als den schönsten unter allen, welche er im Morgenland gesehen. Die Bewohner der Stadt, wie ihre Sprache sind vorherrschend arabisch; man findet sich hier in einem der wichtigsten Haltpunkte der alten sarazenischen Macht und Größe.

Ibrahim Pascha hatte sich indeß, während unser Reisender ihm in Aleppo zu begegnen hoffte, von Aintab geraden Weges nach Antiochia gewendet, wohin auch Hr. R. eilig zurückkehrte und nun endlich die längst erwartete Weisung für den Beginn seiner bergmännischen Arbeiten am Taurus empfieng.

An dem Hafen des alten Seleucia zeigen sich die unverkennbaren Spuren von einem Zurücktreten des Meeres; der Weg in die Gebirgsschlucht, durch welche die alte Felsenstraße von Seleucia aus ans Meer führte, ist eines der großartigsten Werke des Alterthums; er ist eine Stunde Weges in den Kalkfelsen an manchen Stellen bis 48, ja an der einen bis 180 Fuß tief eingebrochen und da, wo die Gebirgswand eine noch bedeutendere Höhe erreicht, ist ein Tunnel durch dieselbe hindurch geführt, der eine Länge von 600 Fuß, bey 24 F. Höhe und 24 F. Breite hat. Nur Pococke hat unter allen Reisenden der neueren Zeit dieser in ihrer Art und Ausdehnung einzigen Kunststraße des Alterthums Erwähnung gethan, dieses jedoch in einer Weise, welche es zweifelhaft macht, ob er sie selber durchforscht, oder bloß aus dem Berichte andrer Augenzeugen gekannt habe.

Der eben erwähnte, den Forschungen der neueren Zeit bisher fast ganz entgangene Weg führt in geradester Richtung zu den Ueberresten des alten Seleucia, dessen Akropolis, an und in den Felsenwänden des Dschebbel Mussa, noch am besten erhalten ist. Nur eine einsame, zwischen hohen Felsen, im Schatten der Aprikosen-, Zitronen- und Feigenbäume stehende Hütte, bewohnt von einer an blühenden Kindern reichen Familie, erinnerte, in der Nähe der verlassenen Trümmer, an ein noch fortlebendes Geschlecht der Menschen.

Von den Ruinen von Seleucia bis zu der, allen Winden ausgesetzten Rhede von Tarsus schiffte Hr. R. in 24 Stunden. Auch Tarsus, diese vormals so reiche, glanzvolle Hauptstadt Ciliciens, macht jetzt, obgleich sie noch kein Trümmerhaufen wie Seleucia ist, einen sehr niederschlagenden Eindruck. Man könnte, wenn man in dieser, von dem stauchenden Gewässer des Kydnos ganz versumpften Ebene, die armselige Stadt vor sich liegen sieht, welche statt der vormaligen Gassen fast lauter türkische Kirchhöfe in sich enthält, schon aus Einbildung krank werden. Auch möchte man keinem Europäer einen längeren Aufenthalt in diesem schmutzigen, armseligen Wohnsitz von noch immer 20,000 durch Handel und Ackerbau sich nährenden Menschen, die aus Gewohnheit mit dem jährlich mehrmalen wiederkehrenden Fieber befreundet sind, anrathen, denn selbst von dem kräftigen Volk der Turkomanen erliegen Viele der gefahrvollen Seuche. Unser Reisender sammt seinen Begleitern säumte sich nicht lang an einem Orte, der für ihn so wenig Anziehendes haben konnte; schon nach einigen Stunden setzte er sich zu Pferd in Bewegung nach dem dießmaligen Hauptziel seiner Reise: nach den Bleybergwerken und Schmelzhütten von Gülek, am Fuße des noch am 19. Juni mit Schnee bedeckten Bul-

zur Dagh, eines der bedeutenderen Höhenpunkte der Tauruskette, dessen Abhänge nach unten mit Wäldern von Tannen, höher hinan aber von Cedern bedeckt sind. Die Bergbaue, welche die Bleyerze zur Schmelzhütte von Gülek liefern, liegen hoch über der Waldregion, welche bey 5000 Fuß über dem Meer ihre Gränze erreicht. Es war von den Höhen des eigentlichen Erzberges erst seit Kurzem der Schnee gewichen; die Frühlingsflora dieses Landes: verschiedene Arten der Tulpen und Hyacinthen, so wie andre Liliengewächse zierten den Boden, an dessen grünenden Stellen in ganzen Rudeln der kaukasische Steinbock weidet. Das aber, was der erfahrne Bergmann am liebsten hier gesehen hätte: ein Naturverhältniß des Gebirges, welches einen guten, ausdauernden Erfolg des dortigen Erzbaues versprechen konnte, das fand er nicht; vielmehr deutete Alles darauf hin, „daß man es hier nur mit sehr kurz absetzenden und sehr gering ausgedehnten Erzmitteln zu thun habe," und daß in jedem Fall die sehr bedeutenden Auslagen, welche man zur Etablirung einer Schmelzhütte, abgesehen von den Mängeln derselben, gemacht hatte, als sehr voreilige und wahrscheinlich nie sich verzinsende betrachtet werden müßten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der classischen Studien auf sittlich-religiöse Gesinnung, nebst einigen Anmerkungen über Vereinfachung des Gymnasial-Unterrichts. Cassel 1843. S. 43. 8.

Der Dichter des Hudibras spricht einmal von Leuten, die vor Feuer warnen bey Wassers-Noth. Das ganze classische Alterthum, kaum Epikur's Heerde ausgenommen, ist dem Christenthum nicht so fremd und feind als O. Wigand's freye Leute, die ihr Werk in den Blättern des Tages haben, von welchen es fast unmöglich ist die Jugend abzuhalten. Gleichwohl haben neuerlich Eiferer an mehreren Orten nicht dieses neue Uebel zu bekämpfen, sondern Gefahren an einem Studium aufzuzeigen gesucht, das seit Jahrhunderten für unbedenklich gehalten wurde. In vorliegender kleiner Schrift ist die Nichtigkeit solcher Gefahren dargethan. Ref. wünschte, der Verf. hätte sich damit nicht begnügt, sondern jenem Studium auch den Werth eines Schutzmittels gegen eine wirkliche Gefahr beygelegt. Wider den baren Unglauben ist die Hülfe auch eines unrichtigen oder mangelhaften Glaubens nicht zu verschmähen. Je vertrauter die Jugend mit dem classischen Alterthume wird, in welchem Gottesfurcht und Gottesdienst so hoch stand als sonst jemals, desto abgewandter wird sie von der Gottlosigkeit in der neuesten Litteratur seyn, welche überall nichts bestechendes hat außer ihrem Tone, der aber in keinem nicht ungesunden Kopfe und Gemüthe gegen den aus Homer und Hesiod, Aeschylus und Pindar, Herodot und Xenophon ausgehenden Ton Stand halten wird.

Die andere Hälfte der Schrift giebt Bemerkungen über Vereinfachung des Gymnasialunterrichts, welche der Verf. dadurch anknüpft, daß er zugiebt, „vielleicht liegen in der gewöhnlichen Methode manche Elemente, welche dadurch der Wärme und Energie christlicher Gesinnung schaden, daß sie der Entwicklung einer innerlich lebendigen, entschiedenen Triebkraft des Geistes und des Gemüthes hemmend und zerstörend entgegentreten." Und das nur vielleicht? Die neue Methode liefert nach dem Verf. Jünglinge, die „geistig gewandter" sind, aber deren „Wille und Gemüth sich nicht zu einer durchgreifenden Theilnahme angeregt fühlen." Die alte Methode hingegen hat „wohl nicht wenig dazu beygetragen, daß die Leute in früherer Zeit mehr aus einem Gusse waren, eine entschiedene, unbefangene Ueberzeugung hatten, die freylich oft von einem sehr trivialen, untergeordneten Standpuncte ausging." „Sollen wir uns, fährt der Verf. fort, dadurch bestimmen lassen, die Vortheile der neuen Methode aufzugeben und zu der alten zurückzukehren? Gewiß wird sich kein umsichtiger Schulmann dazu entschließen können." Doch; wenigstens wenn er von seiner Obrigkeit dazu angehalten wird; und jenen Unterschied der Wirkung zwischen der alten (praktischen) und der neuen (theoretischen) Methode als wirklich vorausgesetzt, dürfte kaum eine Obrigkeit anstehen, die Rückkehr zu der alten Methode zu gebieten. Die Mängel derselben, welche der Verf. nachweist, lassen sich vermeiden, wie sie auch ehedem in guten Schulen vermieden worden sind. Mit Unrecht aber stellt der Verf. unter die Mängel, daß „die überwiegende Rücksicht auf die classische Form Leben und Geschichte der beyden Völker zu sehr in den Hintergrund treten ließ." Geschah das mit Absicht, so war daran nur pädagogische Besonnenheit zu loben; richtige Schätzung des Bereiches jugendlicher Fassungskraft; Abkehrung von dem, was an diesen Studien verführerisch werden konnte und von manchen gar nicht verächtlichen Leuten dafür angesehen wurde.

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	26. September.
Nro. 193.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1844.

Reisen in Europa, Asien und Afrika ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die beyden Männer, welche damals die ägyptische Regierung zur Beaufsichtigung des von ihr zu hoch gewürdigten Bergbaues in Gülek angestellt hatte, waren, der eine ein Schweizer Namens Ginsberg, der andre ein Italiener Namens Boreani. Ginsberg war es, der den berühmten Brocchi nach Sennaar begleitet hatte. Nach Brocchis Tode (in Chardum) kehrte er nach Aegypten zurück und wurde, da er einige mineralogische Kenntnisse besaß, alsbald von Mehemed Ali in Dienste genommen und zum Chef des Bergbaues in Gülek ernannt. Boreani war ein geborner Piemonteser, früher Artillerieoffizier in seinem Vaterlande, dann bey der Kanonengießerey in Kairo angestellt. Der Erstere hatte zunächst den Bergbau, der letztere die Schmelzarbeiten zu leiten. Die ägyptische Regierung, zunächst Ibrahim Pascha, welcher, nicht ganz mit Unrecht, in Boreani kein sonderliches Vertrauen setzte, hatte es versäumt, den Bergbeamten in Gülek die Ankunft der deutschen Bergleute voraus anzuzeigen; Allen unerwartet kamen die unerbetenen Mitarbeiter und Gäste an. Boreani konnte seine Empfindlichkeit darüber nicht verbergen, dem alten Schweitzer Ginsberg dagegen flossen Thränen der Rührung und Liebe über die Wangen, als er sich hier auf den abgelegenen Höhen des Taurus in seiner lieben, deutschen Muttersprache anreden hörte. Beyde Männer, der Piemonteser wie der Schweitzer, führten, wenn sie mit Herrn R. allein waren, die heftigsten Beschwerden einer gegen den andren, woraus unser verständiger Landsmann das entnahm, daß beyde in der bisherigen Geschäftsführung mannichfach gefehlt, beyde Unrecht hätten.

Die Lage und Gegend von Gülek, welche unser Reisender anjetzt längere Zeit hindurch zu beobachten Gelegenheit fand, hatte damals für die ägyptische Herrschaft des Landes eine zweyfache Wichtigkeit, welche schon von früheren Inhabern dieses Küstenstriches anerkannt war. Gülek Boghás, der Gebirgspaß von Gülek, war schon von den Völkern des Alterthums als jene Stelle der Tauruskette gekannt, an welcher diese von der Meeresküste her nach dem Binnenland von Cilicien selbst von ganzen Heeren durchzogen werden kann. Und gerade für diese Gebirgskette war die Benutzung eines solchen Passes um so bedeutender, da derselbe in weiter Ausdehnung des Höhenzuges der einzige war, der das Anlegen einer ordentlichen Heeresstraße möglich machte. Denn die Tauruskette unterscheidet sich in ihrem Umrisse dadurch wesentlich von unsrem europäischen Alpengebirge, daß sich in ihr nirgends so wie in diesem lang fortlaufende, breite, allmählig ansteigende Thäler finden, deren Ende öfters an der Seite des einen Abhanges an das Ende eines andren Thales des entgegengesetzten Abhanges nahe anschließt, sondern statt dieser Thäler zeigen sich am Taurus wie an seinen Nachbargebirgen nur enge Schluchten, welche da, wo sie sich zu einer größeren Ausdehnung erweitern, mit den zu Bergen ansteigenden Ablagerungen jüngerer Felsgebilde bedeckt und hierdurch so völlig unterbrochen sind, daß selbst das geübte Auge des Geognosten Mühe hat,

ihre Fortsetzung aus dem Gewirre der jenseitigen Schluchten herauszufinden. Jene eigenthümliche Bedeutenheit des Gülek Boghás war es denn, welche schon die ältesten Beherrscher der westasiatischen Reiche zur Anlegung der noch jetzt gangbaren, obwohl unter der türkischen Herrschaft ganz versäumten Straße bewog, die sich zwischen hohen Felswänden hinzieht, welche an der engsten Stelle des Passes nur wenige Klaftern von einander abstehen, und die neben sich das im Sommer ganz trockne Bette eines Gebirgsstromes hat. An den schwierigsten Stellen war der alte Weg 3 Fuß hoch über dem Bette des Baches an der Felsenwand ausgehauen; eine Säule und zwey Tafeln, deren vormalige Inschrift durch Verwitterung des Gesteines vertilgt ist, haben vormals an die alten Erbauer des Heerweges erinnert, den Xenophon auf dem Rückzug mit der Schaar seiner Griechen, Alexander mit seiner Heeresmacht durchzog. Am rechten Gehänge der Bergschlucht zeigen sich auf hoher Felsenkuppe die Ruinen einer Burg, welche die Genueser in der Blüthenzeit ihrer Macht zum Schutz ihres Handels an der Küste gegen die Einfälle der Türken von Norden her erbauten. Von dem ganzen sehr weitläufig angelegten Kastell steht anjetzt nur noch das Thor und einiges Mauerwerk; einige friedliche Wohnungen turkomanischer Bauern und ein ägyptischer Wachtposten waren, als unser Reisender die Trümmerhaufen besuchte, das Einzige, was an die Bewohntheit dieser Gegend erinnerte, welche durch ihre Fernaussicht über die weite Ebene von Tarsus und Adana, begränzt von dem blauen Saume des Meeres und zugleich über die beschneite Tauruskette einen hohen Genuß gewährte.

Als nach der siegreichen Schlacht bey Koniah das Paschalik von Adana von der türkischen Herrschaft an die ägyptische übergieng, da mußte dem kriegserfahrnen Ibrahim Pascha sehr bald die Nothwendigkeit einleuchten, den wichtigen Paß von Gülek durch eine Gränzfestung gegen die türkischen Nachbarn zu sichern, deren Gebiet nur wenige Stunden jenseits Gülek beginnt. Während Hr. R. hier war, befand sich der Bau der neuen Festung unter der technischen Leitung des Obersten Schulz in sehr lebhaftem Betrieb; ihre Batterien waren in so fester Stellung und so vortrefflich angelegt, daß sie das ganze Thal für feindliche Einfälle sperrten, und außer der Hauptfestung fanden sich auch noch im Engpaß selber Werke, welche denselben aufs kräftigste vertheidigten. Dennoch kamen alle diese kostspieligen Anlagen nicht ihren Begründern, sondern ihren trägen, einer solchen Beute unwürdigen Feinden zu gute, denn als im Jahre 1841 Syrien von den Truppen der Alliirten genommen war, da verließ die ägyptische Besatzung ihre kaum besiegbare, feste Stellung bey Gülek-Boghas ohne Schwertstreich und die Türken zogen in die mächtige Festung ein, deren Bau wie deren Besitznahme ihnen keine Bewegung der Hand gekostet hatte.

Der Bau der so wichtig erscheinenden Festung nahm Ibrahim Paschas Theilnahme so sehr in Anspruch, daß dieser gerade in jener Zeit, als die deutschen Bergleute in Gülek sich aufhielten, in eigner Person den Fortgang der Arbeiten besichtigte und bey dieser Gelegenheit einige Zeit in der Gegend verweilte. Unser Reisender lernte damals den kräftigen Kriegsmann, den er mehrmalen besuchte, näher kennen, und giebt uns eine sehr unpartheyische, treue Schilderung desselben, aus welcher wir hier nur einige Züge hervorheben wollen.

Jene hohe Meynung, welche Ibrahim Pascha von seiner eignen Person und von seiner, nur dem äußren Scheine nach europäisch disciplinirten Kriegsmacht hatte, und welche er gegen unsern Landsmann schon bey einer seiner ersten Unterredungen in Antiochia aussprach, indem er sich selber mit Napoleon und Wellington verglich, gab sich durch keinen äußerlichen Prunk kund. Der präsumptive ägyptische Thronerbe und damalige Machthaber von Syrien zeigte sich in seiner Lebensweise höchst einfach und sparsam: er muthete sich selber da, wo es galt, alle Anstrengungen und alle Entbehrungen eines gemeinen Soldaten zu; auch wenn er es leicht besser haben konnte, war seine Tafel nur mit wenigen Gerichten bestellt. In Gülek Boghas wohnte derselbe in einer ganz schlechten Bretterhütte: ein einfacher Teppich und ein Sattel, der ihm zum Polster diente, waren seine ganze Einrichtung; hier besorgte er seine Geschäfte, erhielt Depeschen und fertigte welche ab, oder spielte Schach mit einem seiner Of-

fiziere. Jedermann erhielt in diese kleine, bretterne Residenz, wenn er es begehrte, leichten Zutritt, der Prinz hörte seine Sache an und entschied auf der Stelle darüber. Auch bey einem Besuch, den Ibrahim Pascha im Bergwerksrevier von Gülek machte, glich sein Zelt fast nur dem eines gemeinen Soldaten und stach durch seine Einfachheit nicht wenig von den prunkenden großen Zelten seiner Generalstabsoffiziere ab, in deren Mitte es stund. Auch dießmal sah man im Innern des Zeltes nichts als den schmucklosen Teppich sammt dem Sattel. Zum Theil mochte diese Einfachheit der Sitten ihren Grund in jener Vorliebe haben, welche Ibrahim gegen die Araber und ihre Lebensweise hegt. Denn er denkt, nach R. Ausdruck, mehr arabisch als sein Stiefvater Mehemed Ali, und weiß vor Allem den kriegerischen Sinn der Araber sehr zu ehren. Das ceremoniöse Wesen, selbst der vornehmen Orientalen, ist ihm lästig und er möchte gern auch seinen Offizieren durch sein Beyspiel zeigen, daß der äußere Prunk und Aufwand einem Kriegsmanne nicht zusage. Gegen unsren Reisenden und seine Begleiter benahm sich Ibrahim Pascha sehr freundlich und gefällig und dieses gute Verhältniß wurde auch später durch die vielen Anschwärzungen der Deutschen, welche von Boreani ausgiengen, niemals ganz zerstört. Allerdings meynt ein solcher orientalischer Herrscher, ein europäischer Gelehrter müsse, vornämlich in seinem Fache, Alles bis auf ein Haar genau wissen und vermag sich das nicht zurecht zu legen, wenn selbst der erfahrne Hüttenmann bey seinen Schmelzversuchen zuerst auf einen nicht ausreichenden Weg geräth, den er später mit einem andern vertauschen muß. Auch verlangte er von Hrn. Rußegger zu wissen, wie viel gold- und silberhaltige Waschgezeuge und Erze jährlich in Amerika gewonnen, wie viele verschmolzen, wie viele amalgamirt würden, und etwas Aehnliches wollte er von dem Ural erfahren. Bey solchen Fragen indeß, welche ohne besondere Vorbereitung selbst ein solcher Sachverständiger kaum beantworten könnte, dessen einzelnen, seiner Aufsicht untergebenen Distrikt sie beträfen, schien der Pascha mehr seine eignen geographischen Kenntnisse, auf die er sich sehr viel zu gute that, ins Licht setzen zu wollen, als die Kenntnisse des von ihm Befragten. Einen Beweis von großer Freundlichkeit und Rücksichtnahme gegen unsre Landsleute gab Ibrahim auch bey jener Gelegenheit, wo er einem der Rußegger'schen Gefährten, der krank geworden war, seinen eignen Leibarzt zurück ließ und ohne alle ärztliche Begleitung weiter reiste. Indeß bedarf der abgehärtete Kriegsmann nur wenig der Aerzte und wenn er sie auch bey einzelnen Gelegenheiten zu Rathe zieht, befolgt er diesen Rath nur so weit es ihm beliebt. Wie sich dieß zeigte, als er einst am Fieber litt und eine Flasche guter alter Rheinwein ihm zugesendet war, den er, wenn die Krankheit vorüber sey, als Arzney zu seiner Stärkung in kleinen Gaben genießen sollte. Obgleich er noch keineswegs vom Fieber frey war, öffnete er dennoch sogleich die Flasche, wie er sagte, um sich an dem Geruche zu stärken. Der Geruch genügte ihm nicht, er trank den Wein auf einmal, zum Schrecken des Arztes, aus, und seiner guten Natur schadete diese Brownische Curart nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Lettres sur la vie intérieure de l'Empereur Charles-Quint, écrites par Guillaume van Male, Gentilhomme de sa chambre, et publiées pour la première fois par le baron de Reiffenberg. Bruxelles 1843. XLV. und 120 S. gr. 8.

Viel ist eben nicht an diesen Briefen, die ein niederländischer Edelmann, der nicht ohne gelehrte Bildung war, an seinen Gönner, Ludwig von Flandern, Herrn von Praet, in ziemlich fließendem, obgleich nicht reinem, Latein geschrieben hat. Sie umfassen, mit Ausnahme der zwey letzten, nur drey Jahre (1550—1552), welche der Verf. ganz am Hofe oder in Feldlagern Carls V. als der am anhaltendsten beschäftigte von dessen Kämmerern, (ad lectum Caesaris tanquam ad palum alligatus) zubrachte. Von eigenen Angelegenheiten des Briefstellers ist mehr als von anderen die Rede; er beschreibt z. B. umständlich eine Hungercur die er bestanden, und die er, weil damit der Gebrauch der Guajac Rinde ver-

bunden war, scherzhaft navigatio ad portum Guajaci nennt. Auch klagt er oft über die Kargheit seines Herrn, der ihn sehr lieb hatte aber ihn nicht beschenkte wie die andern Kämmerer, die besser zu heischen wußten. Ueber die Begebenheiten der Zeit findet sich überall nichts Neues; eigenes Urtheil nur einmal und schüchtern. (S. 61 über die Ausweisung der lutherischen Prediger aus Augsburg: res magna est, et, si dicere ausim, audax). Man wird nicht in das Cabinet geführt, nur in die Schlafkammer, die von einer welthistorischen Persönlichkeit, wie Carl V., allerdings auch eine Merkwürdigkeit ist. Freylich das Beste fehlt, nämlich Eröffnungen, die Carl V. einst bey verschlossenen Thüren und mit Auferlegung des tiefsten Stillschweigens dem Verf. machte, dem dabey schauerlich zu Muth war. S. 31. Sogleich darauf übergab ihm der Kaiser Papiere von seiner Hand mit dem Auftrage, hiernach eine Ausarbeitung zu machen. Um diese zu prüfen und zu berichtigen, saß dann der Kaiser täglich mehrere Stunden mit ihm allein, was die Eifersucht der Hofleute erregte. Einmal ließ der Kaiser in Gegenwart Mehrerer fallen, ihn befriedigen die Gebete sehr, die ihm van Male in lateinischer Sprache, statt der sonst gewohnten französischen, aufgesetzt habe. Dieses Lob zog dem Verf. die Ungewogenheit der spanischen Geistlichen am Hofe, und von Hofleuten, die griechisch verstanden haben müssen, (sie nannten ihn εὐχοποιητήν oder εὐχοπαιδευτήν) bittern Spott zu. Der Kaiser ließ sich von ihm, besonders in schlaflosen Nächten, S. 17, die Bibel, namentlich die historischen Bücher, nicht nur vorlesen sondern zuweilen auch erklären, wozu er mehrere Bücher zur Hand hatte und noch andere, z. B. Philo und Josephus, von seinem Gönner begehrte. Seinen eigenen Bücher-Vorrath hatte er bey der Flucht aus Insbruck, deren nur bey dieser Gelegenheit gedacht wird, eingebüßt, und die Hoffnung auf Ersatz aus der Beute von Metz schlug fehl, weil Metz nicht eingenommen wurde. Bekanntlich war Carl V. vom Podagra sehr geplagt; hier sieht man wie das Uebel von ihm selbst genährt wurde, und wie sein Arzt, der freylich nicht in sonderlichem Ansehen gestanden seyn mag, (S. 37 wird vor ihm der Tonsor genannt) den Muth nicht hatte ihm zu rathen wie Dr. Abernethy dem Herzoge von York. *)

„Vetus est in Caesare et altissima multiplicium malorum radix venter et damnosa invisaque nobis edacitas usque adeo, ut in afflictissima etiam valetudine ipsisque cruciatibus, non temperet a noxiarum rerum esu ac potu. Hic indignatur, clamat, insanit nobilitas tum in ipsam ingluviem tum in medici levitatem, indulgentiam et facilitatem in assentando. Vulgo jam in fabulam abiit. Caesar fastidit carnes, removeantur; appetit pisces, apponantur; sitit cerevisiam, non negetur; nauseat ad vinum, subducatur; medicus (ita enim calumniantur,) Gnatho factus. Quod ait Caesar, ait et ipse; quod negat, negat: nuper conflictatus est cum intestinorum torminibus et molestiore alvi fluxu; malum contraxit ex algido potu; is nisi gelascit displicet. . . . . Ego cum essem illi antelucanus cyathissator, bibit enim ea hora quotidie, audii ab eo emissos gemitus et suspiria, testes dolorum; rogo quid valeat; queritur intestinos motus, νεφρῖτιν, haemorrhoides, mala innumera. Respondi quod visum est facere ad correctionem tam intempestivi potus ac noxii, neminem esse ex omnibus nobis, vel Miloniana firmitate et valetudine, qui sine noxa ferret cerevisiam gelidam et eo tempore, hoc est antelucano et hiberno, ea aetate, ea valetudine, morbis, peregrinationibus, laboribus fracta. Agnoscit rem, vincitur veris atque, ut damnum acceptum resarciat, in gratiam sani consilii vetat cerevisiam sub dium exponi . . . . Nos hic saepe imprecamur Reginae sedulitati in mittendis piscibus. Quis credat? nuper in tanto periculo continuavit biduo ἰχθυοφαγίαν, vocavit ostrea cruda, assa, elixa, soleas ac totam Amphitritem.“ S. 91.

*) Der Herzog fragte, wie er sein Podagra möchte bezwingen können. Durch einen Feldzugs-Plan, wie des Lords Wellington in Spanien, war die Antwort, welche damit erläutert wurde, daß dem Feinde vor Allem die Zufuhr abgeschnitten worden sey.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Reisen in Europa, Asien und Afrika ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der eine Grund, aus welchem die Umgegend von Gülek für die ägyptische Regierung eine ganz besondre Wichtigkeit hatte, lag, wie wir vorhin erwähnten, in seiner natürlichen Position. Eine Festung am Passe von Gülek gab nicht nur die Mittel zur Sicherung des Küstenlandes gegen die Einfälle der Türken sondern zugleich einen Stützpunkt für weitere, gegen das nachbarliche türkische Reich gerichtete kriegerische Unternehmungen. — Noch eine andre Bedeutung erhielt aber diese Gebirgsgegend durch die nachbarlichen Lagerstätten der Bleyerze, von deren Ergiebigkeit man dem ägyptischen Kabinet bisher freylich sehr übertriebene Erwartungen beygebracht hatte. Diese Lagerstätten am Maden-Tapessi mochten schon in älterer Zeit die Aufmerksamkeit der Bewohner des Landes an sich gezogen haben, da ihr Erzgehalt an mehreren Stellen des Berggehänges unverhüllt ins Auge fiel. Unter der Regierung der letzten türkischen Sultane hatten einzelne Unternehmer plan- und kenntnißlos in dem Gestein herumgewühlt; das, was zunächst am Tage blieb, hinweggenommen, auch einige Stollen angeschlagen, diese aber nur so lange betrieben, als man auf dem Erzneste Ausbeute zu erobern im Stande war. Für die eigentliche Aufschließung des Gebirges hatte man noch so viel als Nichts gethan. Die ägyptische Regierung, durch Ginsberg aufmerksam gemacht, beschloß sogleich den seit längerer Zeit ganz eingestellten Bau mit mehr Energie anzugreifen. Man gewältigte zuerst zwey der unter Sultan Machmud angeschlagenen Stollen und traf bey ihrer Weiterführung so wie durch einige Gesenke auf mehrere gehaltreiche Lagerstätten. Da jedoch durch die früheren Arbeiten der ganze Bau eine höchst unregelmäßige Gestalt erhalten hatte und dadurch sowohl als durch die Brüchigkeit des Gesteines seine Fortführung sehr gefährlich wurde, ließ unser deutscher Bergmann den alten Bau versetzen und zugleich einen ganz neuen Stollen auf den edlern Lagerzug hintreiben.

Zu diesen so wie zu mehreren ähnlichen neuen, das bisher Geleistete ganz durchkreuzenden Unternehmungen gehörte in der That, in der Lage, in der Herr Russegger sich befand, ein wahrhaft männlicher Muth und jene Sicherheit, welche nur eine gründliche Erkenntniß und lange Erfahrung gewähren kann. Die ägyptische Regierung war bisher gewohnt gewesen nur von der reichen Ausbeute der Güleker Gruben zu hören und zu träumen; man hatte, mit nicht großer Mühe, so lange man nur durch Abräumung das hinwegnahm, was näher am Tage lag, Tausende von Zentnern Erz gewonnen, diese lagen nun zwar noch unausgeschmolzen aufgehäuft, aber Boreanis Angabe, daß in dem Bley ein sehr bedeutender Silbergehalt sey, erregte die höchste Erwartung von großem Gewinn. Der redliche, wahrheitsliebende deutsche Bergmann mußte einen großen Theil dieser Hoffnungen schon dadurch niederschlagen, daß er zeigte, daß gar keine Spur von Silbergehalt in jenen Erzen sey; sein neuer Bau gab lange Zeit keine Gelegenheit von den vielen Zentnern des neuerdings erbeuteten Erzes zu reden. Der Flammofen, den Boreani mit großen Kosten angelegt hatte,

so wie die Versuche, welche er zur Schmelzung der aus Bleyglanz, Zinkblende, Arsenikkies u. a. bestehenden Erze ohne sie vorher zu rösten, machte, hatten sich als gänzlich unzweckmäßig erwiesen, aber auch Hr. Russegger, weil er den einen vorhandenen Ofen nicht alsogleich aufgeben wollte, war mit seinen ersten Schmelzversuchen nicht glücklicher, er sah sich auch hierbey genöthigt durch Anlegung eines ganz neuen (Schacht-) Ofens seinen eignen Weg zu gehen. Dieses Alles gab zu Mißverhältnissen und Verstimmungen sowohl von Seiten der so wenig sachverständigen obern Behörden als noch mehr der bisher bey dem Werk beschäftigten Nebenbehörden und Untergebenen Veranlassung, welche zwar durch den später erhaltenen günstigern Erfolg der verständig geleiteten Unternehmung beschämt, niemals aber in ihrer Nachwirkung ganz aufgehoben wurden. Aber ein Hauptgewinn dieser bergmännischen Expedition waren die lichtvollen Blicke, welche derselbe in die geognostischen Verhältnisse der näher durchforschten Gebirgsgegend gewährte, und auch von dieser bleibenden Ausbeute für die Wissenschaft entheben wir hier einige Züge.

Die Ketten des Taurus und Antitaurus, welche als Zweige von dem Hauptgebirgsstock des Tafellandes von Armenien nach Westen verlaufen, tragen, was das herrschende Grundgebirge betrifft, einen von jenem Hauptgebirgsstock verschiedenen Karakter an sich. Der Ararat, am Südrande der armenischen Hochebene bestehet ganz aus ächt vulkanischem Gestein und aus Lava und Trachyten; er ist ein riesenhafter Trümmerhaufe, durch Feuer aufgebaut. Aehnliche vulkanische Hervorragungen zeigen sich hin und wieder auf dem großen, kleinasiatischen Plateau, bis hinab zur Ebene von Sardis und zur Küste von Smyrna. Dagegen treten in den Centralzügen des Taurus und Antitaurus nach Osten hin als Grundgebirge die sogenannten abnormen Gesteine: Granit, Gneus, Glimmerschiefer, Quarzfels, Thonschiefer, Chlorit- und Talkschiefer, Hornblendegestein, Porphyr, Serpentin, Augitgestein u. s. auf. Diese Centralmassen sind meist bedeckt von alten Kalken und Schiefern, die vielleicht der Grauwackenperiode angehören, und von harter unterer Kreide, welche in kolossaler Entwicklung theils die Voralpen, theils die Centralzüge selber bildet, indem sie in scharfen Bergformen zu 8000 bis 9000 Fuß Höhe ansteigt. Hin und wieder zeigt sich dann die weiche, obere Kreide und den Rand der Vorberge, den Saum der Küstenebenen so wie einiger Hochebenen bilden tertiäre Ablagerungen, namentlich die Braunkohlen führenden Sandsteine, auf welche endlich Diluvionen und Alluvionen, Meeresbildungen und Süßwasser-Ablagerungen aus verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Formen folgen, die sich meist als das wellige Hügelland der Ebenen darstellen.

Von der Küste bey Tarsus hinanwärts nach den Höhen des Taurus begegnet man zuerst drey hügligen Formationszügen, welche den tertiären Bildungen angehören. Der erste dieser Züge wird vorherrschend aus Kalksteinbreccie und Nagelfluеartigen Kalkstein-Konglomeraten gebildet, welche auf dichtem grauen Cerithienkalkstein aufliegen, dem weiterhin Ablagerungen von Mergel und Gyps folgen. Der zweyte Zug enthält einen wellenförmig gefurchten aus Corallenmassen zusammengesetzten Kalkstein, unter ihm Lager von Mergel. Der dritte Zug, dessen Hügel eine Höhe von mehreren hundert Fuß erreichen, enthält zu oberst Sandsteine, deren häufig rhomboidale Absonderung ihren Massen das Ansehen eines Straßenpflasters giebt, und welche kugliche Konkretionen zum Theil von sehr bedeutender Größe umfaßen, die aus einer quarzigen festen Masse bestehen und von außen meist mit einer schwarzen, eisenhaltigen Kruste überzogen sind. Da diese merkwürdigen, durch eine Art von Krystallisationsprozeß gebildeten Konkretionen von ungleich festerer Beschaffenheit sind als der sie umgebende Sandstein, so geschieht es, daß sie, nach der Verwitterung desselben, unzerstöret zurückbleiben und dann die sonderbarsten Gruppen darstellen. Der erwähnte Sandstein enthält Ostreen, namentlich die Ostrea gigantea, zum Theil in $1\frac{1}{2}$ Fuß langen Exemplaren; er wird nach unten hin immer stärker eisenhaltig und ist auf thonigen Kalk und Braunkohlen führenden Thon aufgelagert.

Ehe wir zu der Betrachtung eines vierten Formationszuges übergehen, welcher allem Anschein nach zu den Bildungen der oberen Kreide gehört,

erwähnen wir einer merkwürdigen Entdeckung, welche unser Reisender bey Durchforschung der tertiären Sandsteingebilde in einer andren Gegend dieses Landes, bey Hudh machte. Er fand daselbst in einem lockeren, auf das Nagelfluegebilde aufgelagerten Sandstein, der außer den Resten von Meeresthieren auch die von Süßwasserthieren enthält, ein Stück talkigen Gneis, welches offenbar von Menschenhand bearbeitet ist. Es hat die Gestalt eines abgebrochenen scharf kantigen Meißels; der grünlich blaue Schmelz, welcher dasselbe zum Theil zu überziehen scheint, rührt von einer vormaligen künstlichen Politur her. Seiner ganzen Form nach erinnert dieses Kunstproduct an die aus Stein verfertigten Meißel unsrer germanischen Vorfahren, welche man in den ältesten Hünengräbern so wie selbst auf den Aeckern des skandinavischen Nordens von Europa findet.

Der vierte Formationszug, dessen Berge bereits zu einer Höhe von mehr denn 2000 Fuß ansteigen, und welcher die Voralpen des Taurus bildet, muß zu den oberen Kreidebildungen gezählt werden. Zu oberst zeigt sich auf ihm ein meist dunkelfarbiger, anthrazitischer Kalkstein, dann folgt ein erdig-kreideartiger, reich an Versteinerungen. An der Gränze dieser oberen Kreideformation, gegen die Bildungen der unteren festen Kreide hin zeigt sich eine Art Kalksteinschiefer, der zum Theil sehr glimmerreich ist, dennoch aber durch einen gewissen mergelartigen Karakter von dem Kalkthonschiefer unsrer süddeutschen Centralalpenkette sich unterscheidet, welcher mehr den Grauwackengebilden sich nähert.

Die eigentliche bis zur Schneelinie und über dieselbe ansteigende Alpenkette des Taurus, welche jenseits jener Voralpen sich erhebt, besteht vorherrschend aus Bildungen der unteren, festen Kreide (Alpenkalkstein). Sie wird am Anfang ihres Aufsteigens auf den Rücken der Berge so wie in den Thälern und Beckenausfüllungen noch immer von den tertiären Ablagerungen so wie von den Gliedern der oberen, feuersteinführenden Kreidereihe bedeckt, weiter hinan aber, gegen den höchsten Rücken des Centralzuges verschwinden jene Gebilde, die harte Kreide wird immer ärmer an Feuerstein und zuletzt ganz von ihm verlassen; sie gewinnt dagegen einen schieferigen Karakter, wird thonig und wechselt mit Lagen von Thonschiefer, dem jedoch das glimmerschieferartige Ansehen des älteren, glimmerreichen Thonschiefers abgehet. Auf ausgedehnten sehr mächtigen Lagerstätten von verschiedenen Formen erscheinen jetzt Rotheisenstein, Brauneisenstein, Eisenocker; auf kurz abgesetzten Lagerstätten Bleyglanz, Zinkblende, Arsenikkies, Bleysalze u. s. w. Die Schichtungsverhältnisse dieser letzteren Lagerstätten sind äußerst verworren, indem die Schichten, wenn man sie anders noch so nennen darf, mannichfaltig gebogen, gekrümmt, gebrochen und theils untereinander geworfen, theils concentrisch um Kerne, in weiten elliptischen Umrissen angeordnet sind. Nach dem Urtheil unsres sachverständigen Reisenden muß man sich, bey genauerer Betrachtung dieser Verhältnisse, bald überzeugen, daß dieselben keine bloße Folge mechanischer Störungen eines ursprünglich anders gestalteten Schichtensystemes, keine Folge z. B. von Emporhebungen seyn können, denn wer dieses annehmen wollte, der müßte die jetzigen secundären Gestalten auf Grundformen zurückführen können, deren weitre Entwicklung sich nach Lehrsätzen der Mechanik und mit mathematischer Schärfe nachweisen ließe, was bald als unmöglich sich zeigen würde. Dagegen steht hier der Annahme eines Krystallisationsprozesses, welcher auch im festen Zustand der Körper noch als wirksames Agens, wenn auch selten in der Zeit erfaßbar, vorhanden ist, nichts entgegen, vielmehr hat diese Annahme als Beweis für sich das Wirken der Natur im Kleinen bey der Bildung von Konkretionen, konzentrisch schaaligen und strahligen Massen, bey vielen Süßwasserbildungen u. s. und eine ähnliche Modification des festen Aggregatzustandes läßt sich auch in den Gesteinmassen in den Gestalten der hohen Oefen, als in Zeit und Raum gegeben, deutlich nachweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Voyage dans l'Inde et dans le golfe persique par l'Egypte et la mer rouge, par V. Fontanier, ancien élève de l'école normale, Vice-Consul de France à Bassora. Première partie. Paris 1844. XV. 409 S. 8.

Der Verf. reiste im J. 1834 über Aegypten, das rothe Meer und Bombay nach Bassora, wohin er als französischer Viceconsul bestimmt war. Er beklagt den Fehler, welchen er beging, indem er sich dahin auf einem englischen Schiffe begab und seine Wohnung anfangs in einem Hause nahm, das ihm der englische Resident zu Bagdad, welchem es gehörte, einräumen ließ. Damit schien er selbst eine ihm höchst peinliche Meynung zu bestätigen, die er überall antraf.

„Ich sage es ohne Umschweif, weil ich es gar oft in Indien und den angränzenden Ländern zu erfahren gehabt habe: die Engländer werden da für Menschen höherer Art gehalten, England für das erste Land der Welt, und die übrigen Völker nur für Trabanten dieses großen Gestirns, die ungefähr in derselben Abhängigkeit von England stehen wie die indischen Rajah. Das glaubt alles Volk von dem Himalaya bis zum Cap Comorin; das ist in dem persischen Meerbusen die herrschende Meynung und fast allgemein auch zu Bassora." S. 184.

Er bemühte sich vielfach diese Meynung zu bestreiten, aber mit geringem Erfolg; und der Unmuth darüber und über die mancherley Freyheiten, welche die englischen Agenten in der Türkey sich herausnehmen, wurde durch die Freundlichkeit, womit ihm diese entgegen kamen, nicht gelindert. Seine Klagen die immer wiederkehren, sind, wenigstens für Leser, die nicht seine Landsleute sind, etwas ermüdend. Davon abgesehen ist das Buch nicht ohne Werth, und vielleicht verdankt es seinen Gehalt zum Theil eben den beschränkten Verhältnissen, welche der Verf. beklagt. Wahrscheinlich hätte er in einer freyeren und höheren Stellung nicht so viel Anlaß und Gelegenheit gehabt, in das Innere des Unwesens, das vor ihm lag, einzudringen. Was er giebt, ist mehr Erzählung als Schilderung; mehr von ihm selbst Gesehenes als nur Vernommenes. Die Verdorbenheit des osmanischen Reiches auch in Asien ist kaum irgendwo so anschaulich gemacht wie durch die Auftritte, welche der Verf. beschreibt; z. B. den folgenden, der auch zum Nachdenken über eine Gewissensfrage veranlassen kann.

Der Pascha von Bagdad hatte Bassora seinem Wechsler übergeben, damit er sich durch die Einkünfte daraus für seine Vorschüsse bezahlt machte. Dieser stellte einen jungen Kaufmann aus Aleppo als Mauthner und zugleich als Stadtvorsteher auf. In der Stadt übte ein mächtiger arabischer Scheikh aus der Nachbarschaft, Ben Tajib, sehr großen Einfluß, maßte sich insbesondere Schirmrechte an, wodurch den Einkünften viel entzogen wurde. Auf Ansuchen des Wechslers und seines Stellvertreters, der nach Bagdad gegangen war, gab der Pascha den Befehl, Ben Tajib meuchlings aus dem Wege zu räumen. Als der Stadtvorsteher, in seinem Amte bestätigt, den zweyten Einzug in die Stadt gehalten hatte, begab sich der Scheikh zu ihm in den Rathsaal, wollte aber, unzufrieden über den ihm versagten Ehrenplatz, alsbald wieder abgehen; da streckte ihn ein Schuß nieder. Sein Mörder gelangte durch diese That zu großem Ansehen, empfieng Glückwünsche und Geschenke von allen Seiten. So weit ist die Begebenheit alltäglich. Aber Hr. Fontanier gesteht, daß er durch einen Zufall Kenntniß von dem Mordanschlage auf Ben Tajib gehabt und gleichwohl, und zwar absichtlich, diesen nicht gewarnt habe, ob er gleich in nicht unfreundlichem Verkehr mit ihm gestanden. Warum das?

„Ich mußte vergessen, daß mir dieser Mann nur Angenehmes erwiesen hatte; ich mußte ihn elendiglich umkommen lassen. In diesen fürchterlichen Ländern kostet das Ringen um Gewalt immer Ströme Blutes. Wäre Ben Tajib gewarnt worden, er hätte nicht die Flucht ergriffen; er hätte den Stadtvorsteher und dessen Umgebung niedergemacht, sich der Stadt bemeistert und sie durch sein Gefolge ausplündern lassen; darauf hätte der Pascha sie wieder erobern müssen. Das wäre die schreckliche Folge einer Handlung gemeiner Menschlichkeit unter Mahomedanern gewesen." S. 351.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Reisen in Europa, Asien und Afrika ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dieses sind die geognostischen Verhältnisse in der Gegend der Erzlagerstätten, deren Anbau und Benutzung Herr Rußegger in Aufnahme bringen sollte. Er hatte jene Verhältnisse richtig gewürdigt und gleich von vorn herein Schlüsse aus denselben gezogen, die sich vollkommen bewährten. Seiner Pflicht gemäß that er Alles, was zu thun möglich und zweckmäßig war und es gelang ihm, für einen besseren Betrieb des Bleybergbaues bey Gülek so wie zu einem passenderen Verfahren bey dem Ausschmelzen der Erze wenigstens die Grundlage zu entwerfen. Zugleich war es ihm auch gelungen, die ägyptische Regierung auf eine vortheilhafte Benutzung der reichen Eisensteinlager, die sich östlich von Gülek finden, hinzuweisen. Doch was halfen alle diese Unternehmungen dem Herrscher von Aegypten, aus dessen Hand so wenige Jahre nachher die Besitzungen am Taurus wieder unter türkische Verwaltung und Vernachläßigung geriethen.

Während seines Aufenthaltes in Gülek benutzte unser Reisender einzelne von seinem Berufsgeschäft ihm frey bleibende Zwischenzeiten zu Excursionen in die westliche und östliche Nachbarschaft des Gebirges. Die erste derselben erstreckte sich über die beyden Quellenflüsse oder Arme des Kydnus bis zu den warmen Quellen von Elissoluk. Es war in dem letzten Drittel des Juli, in der Zeit der Getreideernte jener Gebirgsdörfer, deren turkomanische Bewohner sich des Ackerbaues befleißigen, während ein andrer Theil der Turkomanen, dessen Nahrungsquell die Viehzucht ist, um jene Zeit seine Dörfer verlassen hat, um mit Weibern und Kindern bey den weidenden Heerden hoch auf den Alpen zu wohnen. Die Schönheit und Fruchtbarkeit des südlichen Abhanges der Tauruskette wären es, nach der Beschreibung, die unser Reisender uns giebt, werth, daß viele Freunde einer erhabenen und zugleich milden Natur sie besuchten. Einzelne Schluchten, durch welche der Gebirgsstrom sich herab stürzt, erinnern hier in der Nachbarschaft des ewigen Schnees des Allah Tepessi, dessen Höhen überall, wo der Wald sich lichtet, gesehen werden, an die gepriesensten Hochthäler von Norwegen, während zugleich der wild wachsende Wein, dessen Reben sich bis zu den höchsten Wipfeln der Bäume hinanranken, dessen Trauben mitten im Wald zur eßbaren Reife gelangen, daneben die Gebüsche des blühenden Oleanders den Einfluß des asiatischen Himmels verrathen. Die dichten Waldungen dieser Gegend werden zum Theil von keiner fällenden Art heimgesucht; das häufig in ihnen wohnende Wildpret scheint fast nur den Panthern zur Beute zu werden; die Furcht vor den Waffen des Menschen ist demselben fremd; der Bewohner der Dörfer bedürfte, wenn nicht noch anderer Genuß damit sich vereinte, kaum einer Anlage der eigenen Gärten, denn die Berge und Hügel, die Jedem gehören, tragen ihm von selber eine Fülle der Früchte, welche bey uns nur die fleißige Zucht der Gärten darreicht.

Eine andre Excursion, welche unser Reisender in den ersten Tagen des August antrat, nahm ihre Richtung ostwärts gegen Adana hin. Dieser Stadt,

deren Lage am schnell strömenden Seihun eine ungleich gesündere ist, als die von Tarsus in der sumpfigen Ebene, sieht man kaum jenen Rang an, den sie als der Sitz des vereinten Paschaliks von Adana und Marasch unter allen Städten ihrer Nachbarschaft einnimmt. Sie liegt in einer nur zum Theil mit Baumwolle bepflanzten, übrigens unangebauten Ebene, ihre Gassen sind ungepflastert, unrein und eng, ihre im hohen Grade verwahrlosten Häuser haben mehr das Aussehen von Ruinen als von Wohnsitzen der Menschen. Ihr jetziger Umfang ist viel kleiner als der von Tarsus, die Zahl ihrer Bewohner mag sich kaum auf 5000 belaufen. Nur die Aussicht auf die Gebirge des Taurus so wie auf der andern Seite nach dem Meere und dem Karadaschgebirge hin, dessen äußerster Vorsprung das Cap Malo bildet, machen ihre Lage schön, während der Anblick der benachbarten Burgruinen, aus den Zeiten der Kreuzzüge, in der Brust des christlichen Franken nur wehmüthige Gefühle weckt. Die Hitze stieg hier in den Nachmittagsstunden des 5. August im freyen Schatten auf 32° R.

Die Reise von Adana nach Siß gehörte früher und gehört wieder neuerdings in unsren Tagen, unter der lethargischen Regierung der Pforte, zu den gefahrvollsten, welche einzelne Reisende und selbst ganze Karawanen im Orient machen konnten. Der Weg führt durch eine Ebene, die sich zwischen den Flüssen Seihun und Dschihun nordwärts bis zum Fuße des Karmes Dagh in Kassan Oglu hinziehet und deren Boden während des Winters und Frühlinges von dem reichsten Graswuchs bedeckt ist, in der regenlosen Zeit des Sommers aber das Ansehen einer dürren Steppe erhält. In diese Ebene ergossen sich, ehe Mehemed Ali sie in Zucht nahm, die Schwärme der räuberischen Kurden, sie plünderten und mordeten die Reisenden, verwüsteten und entvölkerten Dörfer und Städte mit Feuer und Schwert. Während der ägyptischen Herrschaft konnte man auch hier in voller Sicherheit reisen und wohnen; Ibrahim Pascha wußte das Land von den streifenden Schaaren der Kurden wie der Beduinen zu säubern; nur noch Hirtenfamilien von kurdischem Stamme weideten während der Zeit des Spätjahres und des Winters vermischt mit den Hirtenstämmen der Turkomanen in der Ebene von Adana ihre Heerden, das streitbare Volk des Gebirges schien sein altes Gewerbe des Raubens ganz aufgegeben zu haben. Mit der Strenge seiner guten Polizey wußte Mehemed Ali zugleich eine Klugheit zu verbinden, welche hier gegen die Nachbarvölker des türkischen Reiches besonders nöthig erschien; er räumte diesen Freyheiten und Rechte ein, welche keine andren Unterthanen seines Reiches genossen, und da sie unter seinem Scepter zugleich gegen die Erpressungen und Gewaltthätigkeiten der früheren türkischen Pascha's geschützt waren, erhoben sie sich zu einem Wohlstande, der ihnen in solcher Allgemeinheit bisher fremd gewesen.

Herr Rußegger und seine Gefährten bereisten, wie schon erwähnt, die Ebene zwischen dem Seihun und Dschihun (dem Pyramus der Alten) in jener dürren Zeit des Sommers, da dieselbe von den Hirten und ihren Heerden, die jetzt im Gebirg verweilten, verlassen war. Statt der Heerden des zahmen Viehes sah man die der Gazellen und ganze Rudel von Hirschen an den vereinzelten Grasplätzen weiden. Die Reisenden, um die Ufer des Dschihun zu besuchen, wendeten sich zuerst ostwärts nach dem 6 Stunden von Adana auf einem Hügel an der rechten Seite des Flusses gelegenen türkischen Dorfe Messis. Hier stund vormals die Stadt Mopsuntia, von deren alterthümlicher Pracht und Bedeutenheit noch jetzt die Trümmer ansehnlicher Bauwerke, die vielen Säulen aus ägyptischem Granit, zum Theil mit römischen und griechischen Inschriften, Zeugniß geben. Auch der Weg von Messis nach dem 13 Stunden nördlich davon gelegenen Siß führt an manchen jetzt verlassenen und in Trümmern liegenden Ortschaften und Burgen vorüber. Anabasa, das sich in Osten zeigt, war vor nicht langer Zeit noch bewohnt, in den letzten Zeiten aber der türkischen Herrschaft wegen der häufigen räuberischen Einfälle der Kurden von seinen Bewohnern verlassen worden. Den Ruinen der Bergveste Elam Kabr, die auf einem isolirten Felsen liegen, wagt keiner der Eingebornen sich zu nahen, aus Furcht vor den angeblich dort hausenden großen Schlangen, von denen der Sage nach schon mancher Wanderer gefressen seyn soll. Wie überall in diesen Ländern

kommt man auch hier an Kirchhöfen vorüber, die zu Ortschaften gehörten, welche von der Erde verschwunden sind.

Auf vier pyramidal geformten Bergen erheben sich, noch jetzt aus der Ferne betrachtet ein stattlicher Anblick, die Mauerwerke des zerstörten und verfallenen Kastells von Siß, das einst seinen Erbauern, den fränkischen Kreuzrittern, ein festes Bollwerk gegen die Einfälle der sarazenischen Gebirgsvölker war. Die jetzige Stadt Siß liegt jenseits der Felsenhöhen des alten Kastells in einem fruchtbaren, reich bebauten Thale, durch welches der Gebirgsbach des gleichen Namens strömt. Zu oberst, am Fuß des Kastellberges, steht das große armenische Kloster, dessen Patriarch nächst denen von Eriwan und Tauris der vornehmste Würdenträger der armenischen Kirche ist. Eine hohe Ringmauer, innerhalb welcher die Kirche den größesten Raum einnimmt, während neben ihr die Magazine und Wohngebäude der geistlichen Inhaber stehen, giebt dem Kloster das Ansehen einer Festung. In einem Prunksaale, dessen mit Holz getäfelte Wände reichlich, zugleich aber geschmacklos vergoldet und bemalt waren, empfieng der Patriarch, ein Mann von etwa 50 Jahren, in der Mitte seiner Mönche die fremden Gäste. Die Aufnahme war freundlich, die Väter des Klosters, deren Zahl sich auf 30 belief, hatten, wie sie dieß dankbar bekannten, alle Ursache, der ägyptischen Regierung und den in ihrem Dienste Stehenden ihre Erkenntlichkeit und Dienstfertigkeit zu bezeugen, denn während sie früher ohne Aufhören von den Kurden bedrängt und gebrandschatzt wurden, genossen sie jetzt wie alle damaligen christlichen Unterthanen des Mehemed Ali eines kräftigen Schutzes und der vollkommensten Sicherheit. Da die Lebensweise dieser Mönche höchst einfach, ihre Nahrung fast nur auf Früchte und andre Pflanzenkost beschränkt ist, wozu freylich als Getränk ein starker, aus Weintrauben bereiteter Branntwein gefügt wird, versorgte die Tafel der Gäste der Bimbaschi des Ortes mit Fleischspeisen, während der Patriarch sie mit einem großen Vorrath von Kaffee, Branntwein und Obst beschenkte. Einer der Mönche führte die Fremden unter allen Sehenswürdigkeiten des Klosters herum. Die Kirche, von byzantinischer Bauart, enthält in einer ihrer Seitenkapellen Gemälde aus der italienischen Schule, die Zellen der Mönche sind reinlich und bequem eingerichtet. Eben jener Mönch, der den Führer machte, zeigte sich nach seinem Maaße mit den Verhältnissen des christlichen Europa bekannt und sehr lernbegierig. Er war so eben beschäftigt, den Tod Abels von Geßner und das Leben Alexanders des Großen von Curtius, beyde in armenischen, in Venedig gedruckten Uebersetzungen zu lesen.

Auf der Weiterreise von Siß nach den Gebirgsgegenden von Kassan Oglu mußte auch unser kräftiger Landsmann es erfahren, daß eine Sommerreise durch die Ebene von Tarsus und Adana für die Gesundheit des Fremden nur selten ohne bedenkliche Folgen sey. Er erkrankte in Hudh an einem heftigen Fieber mit Delirium, das ihn dem Tode nahe brachte; mit ihm zugleich lagen zwey seiner Begleiter krank darnieder. Der Gebrauch des Chinin, das er in Ermanglung eines Arztes sich selbst verordnete, wirkte besser und kräftiger als die monströsen Schröpfköpfe, die ein Turkoman ihm auf die an den Schultern gemachten Einschnitte setzte; die Krankheit nahm den minder gefährlichen, obwohl lästigen Karakter eines Wechselfiebers an, mit welchem behaftet Hr. R. die Rückreise nach seinem Bergrevier in Gülek antrat.

(Schluß folgt.)

Systema Reptilium. Auctore Leopoldo Fitzinger. Fasciculus primus: Amblyglossae. Vindob. 1843. VI. u. 106 S. 8.

Es sind nunmehr siebenzehn Jahre verflossen, seitdem der Verfasser zuerst eine neue Klassifikation der Reptilien versuchte. Seit dieser Zeit hat er nun Gelegenheit genug gehabt, dieselbe zu prüfen und fester zu begründen. Wie sie sich ihm jetzt gestaltet hat, davon soll vorliegendes Systema Reptilium Zeugniß geben, von dem er uns die erste Abtheilung vorführt.

Der systematischen Eintheilung der Reptilien geht eine allgemeine Klassifikation des Thierreichs voraus. Die wirbellosen Thiere theilt der Verf. in 12 Klassen: Infusoria, Zoophyta, Acalephae, Vermes, Radiata, Annulata, Acephala, Cephalopoda, Mollusca, Crustacea, Arachnoidea, Insecta. Jede dieser Klassen bringt er wieder in 3 Reihen nach der vorherrschenden Ausbildung des Verdauungs-, Gefäß- und Respirationssystemes; jede Reihe theilt er wieder in 3 Ordnungen ab. Bey den 4 Klassen der Wirbelthiere nimmt er für jede nach den 5 Sinnesorganen 5 Reihen an; die Unterabtheilung in die 3 Ordnungen aber bleibt dieselbe wie bey den wirbellosen Thieren. Ueber die Prinzipien, die einer solchen Systematik zu Grunde liegen, ließe sich freylich Vieles für und wider sagen, wenn anders damit ein die Partheyen befriedigendes Resultat zu erzielen wäre.

Nach diesem Schematismus erhält die Klasse der Amphibien folgende Abtheilungen:

I. Reihe.

Vorwaltende Entwicklung des Gefühlsinnes.

Rhizodonta.

1. Ordnung Cetosauri. 2. Ordnung Loricata. 3. Ordnung Ornithosauri.

II. Reihe.

Vorwaltende Entwicklung des Geschmacksinnes.

Dipnoa.

1. Ordnung Ichthyodea. 2. Ordnung Hemibatrachia. 3. Ordnung Batrachia.

III. Reihe.

Vorwaltende Entwicklung des Geruchsinnes.

Testudinata.

1. Ordnung Oiacopoda. 2. Ordnung Steganopoda. 3. Ordnung Tylopoda.

IV. Reihe.

Vorwaltende Entwicklung des Gehörsinnes.

Leptoglossae.

1. Ordnung Ophidia. 2. Ordnung Hemisauri. 3. Ordnung, Sauri.

V. Reihe.

Vorwaltende Entwicklung des Gesichtsinnes.

Amblygossae.

1. Ordnung Ascalobotae. 2. Ordnung Humivagae. 3. Ordnung Dendrobatae.

Auf die schematische Eintheilung des Thierreichs läßt der Verf. eine vollständige Klassifikation der Amphibien nach ihren Reihen, Ordnungen, Familien und Gattungen folgen, wobey er auch die fossilen Gattungen aufführt. Alsdann wendet er sich der besonderen Schilderung seiner ersten Reihe, der Amblyglossae zu, wobey er ihre Ordnungen, Sektionen, Tribus, Familien, Gattungen und Untergattungen genau charakterisirt, während er die Arten nur mit den Namen anführt und ihnen die hauptsächlichsten Synonyme, nebst der Angabe des Vaterlandes und der Sammlungen, in denen sie sich finden, beyfügt. Es wäre allerdings wünschenswerth, wenn die Arten mit einer Diagnose versehen wären, um die Bestimmungen in den Sammlungen zu erleichtern; es erklärt jedoch der Verf., daß er hiemit noch nicht völlig zu Stande gekommen ist. Die Charakteristik der über den Arten stehenden Abtheilungen ist mit großer Sorgfalt, Genauigkeit und Uebersichtlichkeit ausgearbeitet, durchgängig auf eine reiche eigne Anschauung begründet und daher zur Förderung der Systematik der Klasse der Amphibien von großer Bedeutung. Wir wünschen, daß recht bald dieser ersten Abtheilung die übrigen nachfolgen möchten, um diese gut angelegte Arbeit vollständig benützen zu können, und wir bedauern mit dem Verf., daß er durch fremdartige Berufsgeschäfte verhindert ist, seine ganze Thätigkeit einem Studium zuzuwenden, zu dessen Förderung er wesentlich beygetragen hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Reisen in Europa, Asien und Afrika ꝛc.

(Schluß.)

Da Mehemed Ali mit dem deutschen Bergmann noch ganz andre Plane als die der besseren Aufnahme der Bleygruben am Kaukasus hatte, namentlich ihn schon nach einigen Monaten zu den Fundörtern des Goldes in Nubien und Ost-Sudan senden wollte, mußte Hr. Rußegger die einstweilige weitere Leitung der Arbeiten in Gülek seinem Adjunkten, Hrn. Prukner, überlassen, er selber aber im Auftrag des Ibrahim Pascha zunächst nach Beirut und in die Gegenden des Libanon sich begeben. Auch von den höchst schätzbaren Forschungen, namentlich über die geognostische Beschaffenheit der Gebirgskette des Libanon und Antilibanon, suchen wir hier einige Hauptzüge mitzutheilen.

Nach der Ansicht unsres Reisenden gehört der centrale Theil des Libanon, der südliche Theil des Antilibanon und des Gebirgsstockes des Dschebel el Schech als sichtbar älteste Ablagerung der Zwillingsgebirgskette den jüngsten Gliedern der Jura-Reihe an. Darauf folgen Ablagerungen von dichter, harter, zum Theil chloritischer Kreide mit Grünsandstein, welchem die Lagerstätten von Steinkohlen und bituminösem Holze zukommen; hieran reihen sich weiter die Ablagerungen der oberen, weißen Kreide, reich an Feuerstein. Alle diese Kalkbildungen sind begleitet von den ihrer Stellung zukommenden Mergeln; sie sind hin und wieder auf ihren Höhen so wie in ihren Thalkesseln und gegen die Küste hin von tertiären Bildungen überdeckt.

Im Ganzen giebt das Vorkommen der Kreidebildungen dem Libanon eine Verwandtschaft mit der geognostischen Zusammensetzung des Taurus; denn was die Jurabildungen betrifft, durch welche der Libanon so wie Palästina sich auszeichnen sollen, so ist es anerkannt, daß von den jüngeren Gliedern derselben zu den ältesten Bildungen der Kreide ein so naher Uebergang sey, daß es sich kaum mit Bestimmtheit angeben läßt, wo jene aufhören und diese beginnen. Daher die öfteren Verwechslungen von beyden, welche bis in die neueste Zeit selbst ziemlich geübten Geognosten begegnet sind. So hatte man z. B. die Kalkformation des Inneren von Sizilien, welche mächtige Gebirge bildet, lange Zeit zur Juraformation gestellt, bis die neuesten Untersuchungen, namentlich Hoffmann's, es erwiesen, daß sie vorherrschend der Kreide angehören. Wenn sich aber auch bey fortgesetzter, tiefer eindringender Untersuchung für die Gebirgsbildungen des mittleren Syriens und Palästinas eine ähnliche Umgestaltung der Ansicht ergeben sollte, wenn die vorherrschende Masse des Kalkes derselben als älteste Kreideformation erkannt würde, dann bliebe doch noch fortwährend zwischen dem geognostischen Karakter des Taurusgebirges und des Libanon ein sehr wesentlicher Unterschied. Im Taurus nämlich, so wie in den mit ihm näher verbundenen Gebirgen des nördlichen Syriens werden die Ablagerungen der Kreide, besonders der unteren, harten, öfters durchbrochen von großen und mächtigen Bergzügen abnormen Gesteins der sogenannten plutonischen Art: Granit, Gneiß, Glimmerschiefer, Serpentin, Hypersthen u. s. Von diesen Gebirgsarten finden wir in Mittelsyrien und Palästina keine Spur und wo hier der Kalk-

stein, Mergel und Sandstein von Bildungen der abnormen Art durchbrochen werden, da sind diese mehr von rein vulkanischer Natur, sie gehören den Basalten und der Wacke an und treten fast nur als örtliche Erscheinungen und in so wenig mächtiger Entwicklung hervor, daß sie auf das System der Gesammtmasse kaum einen bestimmenden Einfluß haben.

Zwischen den Zügen des Libanon und Antilibanon erstreckt sich das merkwürdige Längenthal von Baalbeck, die alte Landschaft von Cölesyrien. Die Ebene dieses Thales hat ein doppeltes Gefälle, das eine (des Orontesgebietes) in Nord, das andre (des Leontes) in Süd, in Folge einer rückenartigen Erhöhung, welche sich als Wasserscheide einige Stunden nördlich von Baalbeck quer durch die Thalebene hinzieht. Es ist eine beachtenswerthe Bemerkung unsres Reisenden, daß die Erhebung der Thalsohle, nördlich von Baalbeck, welche die beyden Flußgebiete von einander trennt, in die Nähe der höchsten Erhebung des Libanon fällt, während der tiefste und engste Einschnitt des Thales an der Seite der höchsten Erhebung des Antilibanon gelegen ist. Beyde Erhebungen scheinen demnach auf das sie umgebende Terrain eine polarisch verschiedene, entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht zu haben, und namentlich beobachten wir am Gipfelpunkt des Antilibanon: dem Dschebel el Schech, vorherrschend eine tiefe und enge, schluchtenartige Thalbildung aus Nord in Süd, die sich besonders klar in den beyden Flußthälern, in jenem des Leontes und in dem des Jordan ausspricht, welcher letztere sein Ende in einer Einsenkung seines Beckens endet, die in ihrer Art vielleicht einzig auf der Erdoberfläche dastehet und noch jenseits des todten Meeres gegen das rothe Meer hin sich fortsetzt.

Der ganze höhere Rücken des Libanon ist kahl und öde, seine Oberfläche mehr steinig als felsig. Sein Umriß erscheint als eine ungleich einförmigere weniger gesonderte Masse denn die Gebirgszüge des Taurus, und noch mehr als jene unsrer Alpen; die Bergkuppen sind gerundet, in ihren Formen alle einander ähnlich und bilden meist nur langgezogne Rücken, so daß man, mit Ausnahme des 8400 F. hohen Dschebel Makmel bey Tripolis, keine scharfen Hörner und Spitzen an ihnen wahrnimmt. Nur jene Thäler, welche an der Westseite des Gebirges unmittelbar zur Küste führen, haben malerisch schöne, großartige Felspartieen, sind tief und eng, die höher liegenden Thäler gleichen nur kurz abbrechenden, flachen Schluchten. Der Karakter des Antilibanon ist jedoch schon durch die vorherrschende Entwicklung der oberen, weißen, feuersteinreichen Kreide ein etwas andrer als der des Libanon. Auch der Kalkstein, der seine Centralmasse bildet, und welcher wie der Centralkalk des Libanon der jüngeren Jurareihe angehören mag, nimmt vielleicht in Folge der häufigeren (gangartigen) Lagerstätten von Wacke, Basalt, Grünstein ungleich interessantere, ausdrucksvollere Formen an. Statt jener tiefen, schluchtenartigen Engthäler, die sich vom westlichen Abhange des Libanon hinab nach der Meeresküste ziehen, hat der Antilibanon, sowohl auf seinem breiten Rücken als besonders in seinen östlichen Vorbergen große, breite, wasser- und weidereiche Thäler.

Die bergmännischen Arbeiten, welche damals die ägyptische Regierung am Libanon unterhielt und zu deren Besichtigung Herr Rußegger beauftragt war, bezogen sich vornämlich auf das Gewinnen der Steinkohlen, deren Flötze an vielen Punkten zu Tage ausgehen und nächst diesem auf die Benutzung mehrerer Eisenerz-Niederlagen, welche die Aufmerksamkeit schon der älteren Völker auf sich gezogen hatten. Die wichtigsten Steinkohlengruben des Libanon, in der Nähe von Soleima und Korneil, in einer Meereshöhe von fast 4000 Fuß gelegen, waren seit noch nicht zwey vollen Jahren (seit Ende 1834 und Anfang 1835) in Betrieb gekommen. Es that unserm Reisenden wohl, in jenen Männern, denen die Leitung des Baues anvertraut war, endlich auch einmal, was im ägyptischen Dienst so selten vorkam, zwey solche Europäer kennen zu lernen, welche das Brod des Mehemed Ali nicht umsonst aßen, nicht als unwissende Charlatane einem Geschäft vorstunden, dem sie nicht gewachsen waren, sondern mit Sachkenntniß ausgerüstet mit Liebe für ihren Beruf ihre Pflicht thaten. Es waren die beiden Engländer der Ingenieur Brattel und der Obersteiger (Capitän) Hornhill. Sie hielten ihre arabischen Grubenarbeiter in so guter Zucht und Ordnung, leiteten die

Arbeiten mit solcher Einsicht und unverdroßner Anstrengung, daß es eine Lust war dem Gange des Werkes zuzusehen. Zweyerley Umstände jedoch sind es, welche die Aussicht auf einen bedeutenden Gewinn, der etwa aus diesem Unternehmen hervorgehen könnte, schon damals trüben mußten. Der Grünsandstein, in welchem sich die Steinkohlenlager des Libanon finden, bildet nur die Ausfüllungsmasse von solchen Bassins und Mulden in der Mitte des Kalksteins, welche verhältnißmäßig von geringem Umfange sind und sie erreicht meist nur eine Mächtigkeit von wenig hundert Fuß. Der Kalkstein, welcher die Becken und Mulden umgiebt und von einander trennt, muß deßhalb immer die Kohlenflötze nach kurzer Erstreckung wieder abschneiden, so daß nirgends Hoffnung auf langes Anhalten und große Ausdehnung dieser Lagerstätten vorhanden ist. Ein andrer, nicht sehr günstiger Umstand liegt in der Beschaffenheit der Kohlen und in der verhältnißmäßigen Schwierigkeit des Transportes nach der Küste. Die Kohle des Grünsandsteins am Libanon gehört der ältesten Gruppe der Braunkohlen an; sie erscheint vorherrschend als Pech- und Glanzkohle, seltner als bituminöses Holz. Nur an wenig Stellen ist die Kohle rein, an den meisten enthält sie Schwefelkies und zwar in so bedeutender Menge eingesprengt, daß sie hiedurch zu technischem Gebrauche großentheils untauglich wird. Unter die seltneren Beymengungen gehört der Bernstein, welcher hin und wieder der Pechkohle in beträchtlichen Stücken und in großer Reinheit beygemengt ist. Die Kohle zersetzt sich in Berührung mit der Luft sehr schnell, und zerfällt, indem Alaunerde sich bildet. Selbst zu Coar würde ein großer Theil derselben nicht verwendbar seyn. Dabey kam die Fracht von der Kohlengrube Makla ain el Bed bey Solima bis Beirut der ägyptischen Regierung auf 30 kr. Conv.-Münze für den Zentner zu stehen, obgleich die Entfernung nur 9 Stunden eines freylich furchtbar schlechten Weges beträgt.

Was die Eisenerze des Libanon betrifft, deren stockartige Lagerstätten im Kalkstein vorkommen, so bestehen diese vorherrschend aus Thoneisenstein mit Eisenocher, durchsetzt nach allen Richtungen von kleinen, aus Kalkspath und Spatheisenstein bestehenden Gängen. Jene Stöcke von Eisenerzen, deren sehr viele an den Wänden des Kalkgebirges bemerkt werden, stehen zwar unter sich in keinem bemerkbaren Zusammenhange, sie gehören aber dennoch einem mächtigen Zuge an, dessen linsenförmig gestaltete Massen parallellaufend mit der Schichtung des Kalksteines aus N. W. in S. O. an einander gereihet sind. Der Spatheisenstein ist von ganz besondrer Schönheit und Güte. Der Abbau jener Eisenerze, den die ägyptische Regierung von neuem betrieb, soll in sehr frühe Zeiten, angeblich bis in die der Römer hinangehen. Mag ihm ein solches Alter zukommen oder nicht, so bleibt doch das gewiß, daß er in allen Zeitperioden, deren Wirken man überblicken kann, gleich schlecht geführt wurde. Die Leute, welche sich mit dem Bau abgaben, pflegten immer nur an den edelsten Punkten eines jener Erzstöcke nach allen möglichen Richtungen, bald sohlen- bald schachtmäßig einzubrechen und im Innren desselben so lang bald hier bald da herumzuwühlen, bis die Gefahr des Einbruches der nach dem Ausdruck unsers deutschen Bergmanns „scheußlichen Arbeit“ ein Ende machte und man an einer andren Stelle die gleichen Versuche wiederholte. Dabey sieht man deutlich, daß die ungeschickten Steingräber, welche das Werk betrieben, nur jene Erze hinwegnahmen, die sie als die leichtflüßigsten kannten; die andern ließen sie stehen, oder warfen sie auf die Halden. Aus der sehr unbedeutenden Größe dieser Halden kann man übrigens schließen, daß keine der zahllosen Gruben, die man hier angebaut hatte, und welche meist ganz verbrochen und eingestürzt sind, eine bedeutende Ausdehnung besaß, obwohl der über eine Stunde lange Haldenzug mitten in dem wilden, von Vegetation entblößten, wasserarmen Thale auf einen Fleiß der Menschenhände hindeutet, dessen Leistungen nicht das Werk weniger Jahrzehende seyn konnten. Den angestellten Proben nach beträgt der Gehalt der dortigen Eisensteine 50 bis 60 Proz.; die Qualität des daraus erzeugten Eisens ist tadellos, eine Andauer des bergmännischen Nachhaltes der Lagerstätte für die Zukunft ist um so sichrer zu gewarten, da auch höher am Gebirge (des Sannin) hinan deutliche Anzeigen einer Wiederholung derselben Erzformation gefunden werden, so daß mehrere solcher Züge von Eisensteinlinsen parallel hinter einander zu liegen scheinen, was bey

der Gleichartigkeit der ganzen Gebirgsmasse im voraus zu erwarten stund. Dennoch stellen sich auch hier Hindernisse entgegen, welche einen ordentlichen Betrieb fast unmöglich machen, vor allen jenes, daß es in der ganzen weiten Umgegend an den Vorräthen von Holz und solchen Kohlen fehlt, welche zum Betrieb einer Eisenhütte hinreichend und brauchbar sind, welches Letztere keineswegs von den Braunkohlen des Libanon gesagt werden kann. Der einzige Ausweg wäre der: daß man das Feuerungsmaterial aus den waldreichen Küstengegenden des nördlichen Syriens oder des Taurusabhanges zu Schiffe bis an die Nachbarschaft von Beirut herbeyführte und dort eine Schmelzhütte begründete, zu der man die Erze hinabführen könnte. Obgleich unter solchen Umständen die Benutzung der Eisenerze des Libanon im Großen bey dem geringen Geldwerthe des Metalles keinen sonderlichen finanziellen Gewinn bringen würde, so wäre ein solches Auskunftsmittel doch immerhin ungleich vernünftiger als jenes, das einige übelunterrichtete europäische Speculanten dem Mehmed Ali in Vorschlag gebracht hatten: die Eisenerze von Libanon nach Aegypten bringen und dort mit englischen Kohlen ausschmelzen zu lassen.

So war auch das, was unser redlicher Bergmann dem vielunternehmenden Vizekönig von Aegypten über die vermuthete Ausbeute seines Bergbaues am Libanon berichten konnte, keineswegs sehr aufmunternd. Eine sichere und sehr bedeutende Ausbeute ist jedoch auch bey dieser Gelegenheit der Wissenschaft auf immer zu Theil geworden: das ist die lichtvolle Erkenntniß der geognostischen so wie der andern Naturverhältniße des Libanon, welche aus den Forschungen unsers Reisenden hervorgehet.

Sein Werk über Nubien und Ost-Sudan bildet wieder ein neues, gehaltvolles Ganze, dessen Betrachtung uns bey einer andern Gelegenheit beschäftigen soll.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

A. de Gerando, Essai historique sur l'origine des Hongrois. Par. 1844.

Holtzendorff-Vietmansdorf, Vortrag über die politische Stellung der Stände, ihr Verhältniß zu den Kreistags-Versammlungen und dieser zu den Provinzial-Landtagen. Berl. 1844.

Gropius, Chronik von Berlin. Berlin 1840.

Dr. Fr. Weidemann, Oberschlesische Zustände. Leipz. 1843.

R. Fr. Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm's III. Th. II. 1. Magdeburg 1844.

K. W. von Schöning, Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Artillerie. Aus bisher unbenutzten Urkunden zusammengestellt. Th. 1. Berl. 1844.

C. Heideloff, der Spitzbogen in der Architektur der Alten. Nürnb. 1843.

Zeuss, die freye Reichsstadt Speyer vor ihrer Zerstörung nach urkundlichen Quellen örtlich geschildert. Speyer 1843.

Ph. S. Horn, Johannes Trithenius, Abt des vormaligen Klosters St. Jakob in Würzburg. Eine biographische Skizze als Beitrag zur vaterländischen Gelehrten-Geschichte. Würzb. 1843.

Dr. Zimmermann, Abhandlung über den Ursprung, das Wesen und die historische Bedeutung der pyrrhonischen Philosophie. Erlang. 1843.

M. Deutinger, Ueber das Verhältniß der Kunst zum Christenthume. Freising 1843.

C. F. W. Braun, Beiträge zur Urgeschichte der Pflanzen. Bayreuth 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.



Corographia historica das ilhas de S. Thomé, Principe, Anno Bom, e Fernando Pó. Escripta por R. J. da C. M. Porto. Typografia da Revista. 1842.

Die portugiesische Litteratur ermangelte bisher einer Monographie über die noch zu Portugal gehörigen Inseln St. Thomas und die Prinzeninsel, wie über die gleichfalls von Portugiesen entdeckten, erst in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an Spanien abgetretenen Nachbarinseln Annobon und Fernando Po.

Der Verfasser der hier anzuzeigenden historischen Chorographie dieser Colonien, Raimundo José da Cunha Matos, kam 1797 nach St. Thomas und erhielt mit der Ernennung zum Lieutenant der Artillerie den Oberbefehl über die dortige Festung St. Sebastian; er verließ diese Insel im Jahre 1804, kehrte jedoch 1805 wieder dahin zurück und verblieb bis zum Jahre 1815, wo er als Oberstlieutenant der Artillerie auf kurze Zeit auch die Militärverwaltung der Insel übernahm, dann aber sich nach Rio Janeiro begab, und später im Dienste Brasiliens verblieb. Bis zum Jahre 1815 geht auch nur der Inhalt der vorliegenden kleinen Schrift. Die Gründe, warum sie erst im Jahre 1842 und in Portugal gedruckt wurde, sind Referenten unbekannt. Die äußerst lückenhafte Beschaffenheit des Textes läßt darauf schließen, daß der Verfasser das Manuscript entweder nicht mehr durchgesehen hat, oder nur eine sehr unvollständige Abschrift desselben nach Portugal gekommen ist.

Er behandelt zuerst die Insel St. Thomas S. 1 — 63, dann die Prinzeninsel S. 64 — 99, hierauf die Inseln Annobon S. 100 — 111, und Fernando Po S. 112 — 113; am Schlusse giebt er ein Verzeichniß der Statthalter und höheren Beamten der Thomas- und Prinzeninsel und der Bischöfe von St. Thomas S. 114 — 133.

Die von ihm benützten Quellen hat der Verfasser nur im Allgemeinen mit den Worten Register der provedoria (einer Finanzbehörde) und Memoiren angegeben; bey der Geschichte von St. Thomas beruft er sich einmal auf das Zeugniß des Domdechants Pinto. Manoel do Rozario Pinto, Domdechant von St. Thomas, ein Eingeborner dieser Insel, verfaßte im Jahre 1734 eine Schrift, welche den Titel führt: Bericht über die Entdeckung der Insel St. Thomas, Reihenfolge der erlauchten Könige Portugals von der Zeit der Entdeckung der Insel bis auf die gegenwärtige, Verzeichniß der Bischöfe und Statthalter u. s. w.

Pinto's Arbeit wurde nie dem Drucke übergeben, eine Copie derselben befindet sich jedoch unter den Handschriften der königlichen Bibliothek im Pallaste Necessidades zu Lissabon. Schon zu seiner Zeit waren der Quellen für die ältere Geschichte der Insel nur wenige, denn er beklagt sich in der Zueignung an den damaligen Statthalter Lopo de Souza Coutinho, daß durch die wiederholten Einfälle der Holländer und Franzosen die älteren Quellen zu Grunde gegangen seyen.

Ueber die Zeit der Entdeckung der Insel St. Thomas stimmt da Cunha Matos mit Manoel do Rozario Pinto überein, Beyde geben hiefür den 21.

December des Jahres 1471, den Tag des Apostels Thomas an, von welchem die Insel ihren Namen erhalten habe; den Namen des Entdeckers will der Verfasser unserer Chorographie nicht bestimmen, er erwähnt nur, daß man die Entdeckung dem Fernão Gomes, dem João de Santarem und dem Pedro de Escobar zuschreibe, ohne sich für einen derselben zu entscheiden, während der ältere Pinto mit Bestimmtheit versichert, Fernão Gomes habe die Insel entdeckt, eine Angabe, die deßhalb nicht unwahrscheinlich ist, weil Fernão Gomes von Alphons V. die Erträgnisse der Guinea pachtweise mit der ausdrücklichen Bedingung erhalten hatte, die weitere Erforschung der Küste vorzunehmen.

Barros hat in seinen Decaden nur bemerkt, daß die Inseln St. Thomas, Annobon und die Prinzeninsel aus Auftrag Alphons V. entdeckt worden seyen; über eine genauere Zeitangabe und den Namen des Entdeckers fand er Nichts.

Ein neueres Werk, die Annalen der portugiesischen Marine von Ignacio da Costa Quintella, setzt die Entdeckung der Inseln Fernando Po, St. Thomas, Annobon und der Prinzeninsel in das Jahr 1472 und behauptet, daß noch in demselben oder doch in dem folgenden Jahre ein portugiesischer Edelmann Siqueira das Cap St. Catharina, die äußerste Gränze der portugiesischen Seereisen unter der Regierung Alphons V. († 28. August 1481) entdeckt habe *).

Unter Alphons V. wurde die Insel St. Thomas nicht bevölkert; Johann II. erhob sie zur Capitanie und gab sie an einen Edelmann Johann de Paiva, indem er zugleich den neuen Colonisten große Privilegien ertheilte (1485); indessen wurde sie erst im Jahre 1493, als Alvaro de Caminha die Capitanie erhielt, durch Neger aus Congo und durch die Kinder aus denjenigen Judenfamilien, welche Portugal nicht in der ihnen bestimmten Frist verlassen hatten, und deßhalb als Gefangene behandelt wurden, bevölkert. Zu ihnen kamen noch deportirte Portugiesen und einige vom Könige eigens

*) Ignacio da Costa Quintella Annaes da Marinha portugueza. Lisboa 1839 T. I. p. 182.

abgesandte Handwerker; um die Bevölkerung der Freyen zu vermehren, gab Johann II. auch allen mit Sklavinnen erzeugten Kindern der Colonisten die Freyheit.

Vom Könige Emanuel erhielt Fernão de Mello am 3. Januar 1500 die Capitanie von St. Thomas. Unter ihm hob sich die Colonie bedeutend; um 1504 findet sich schon eine Pfarrkirche Nossa Senhora da Graça, Missionäre aus dem Augustinerorden kamen auf die Insel und die noch jetzt in Portugal mit Erfolg wirkende Misericordia, eine aus Layen bestehende Bruderschaft der Barmherzigkeit, wurde auch hieher verpflanzt und erhielt vom Könige bedeutende Privilegien. Nach Manoel do Rozario Pinto ließ Emanuel auch außer der schon erwähnten Pfarrkirche in der größeren Ansiedlung, die den gleichen Namen mit der Insel führte, eine zweyte, Nossa Senhora da Conceição, bauen und für die außerhalb dieser Ansiedlung zerstreuten Colonisten noch sechs Pfarrkirchen errichten, die alle von den Einkünften des Christusordens dotirt, und mit Geistlichen aus diesem Orden, welchem päpstliche Privilegien die geistliche Jurisdiction über alle überseeischen Länder der portugiesischen Krone verliehen hatten, versehen wurden.

Von Johann III. wurde der Insel auch ein Foral ertheilt, nach da Cunha Matos gegeben zu Evora am 19. Mai 1524, ein Datum, welches beweist, daß das ursprünglich nach der Insel abgesendete Exemplar zur Zeit des Verfassers schon nicht mehr vorhanden war, denn alle Foraes wurden in doppelter Form ausgefertigt, ein Exemplar wurde an den Ort seiner Bestimmung abgesendet, das andere aber im Torre do Tombo zu Lissabon aufbewahrt; dieses letztere, welches noch gegenwärtig dort vorhanden ist und vom Referenten eingesehen wurde, hat am Schlusse die Bemerkung, daß der Foral schon am 15. März 1524 zu Evora vom Könige bestätigt, das für das Archiv bestimmte Exemplar aber erst am 19. Mai desselben Jahres ausgefertigt wurde.

Dieser Foral, dessen Inhalt der Verfasser nicht näher angiebt, erklärt die Anlegung von Mahlmühlen (moinhos de pam), mit Ausnahme der Handmühlen, so wie alle Backöfen für königliches Mo-

nopol, besteuert die Sägmühlen, verbietet den Salzhandel zu der Zeit, in der ihn die königliche Faktoren treibt, bestätigt den bisherigen Inhabern den Besitz ihrer Ländereyen, erklärt aber, daß alle übrigen zur Benützung nur auf fünf Jahre in widerruflicher Weise verliehen werden sollen. Handel und Schifffahrt mit den eigenthümlichen Produkten der Insel nach den Inseln des grünen Vorgebirges, der Inselgruppe von Madeira und den Azoren, so wie nach Portugal selbst werden frey gegeben, wenn diese Gegenstände Eigenthum der Colonisten und von ihnen gebaut sind, so wie die freye Zufuhr von Eisen, Kupfer, Zinn, Tüchern, Seide, Leinwand, Baumwolle und andren Dingen in so weit gestattet wird, als diese Gegenstände nur für den häuslichen Gebrauch der Colonisten gehören. Der Anbau von Zuckerpflanzungen wird auf jene Ländereyen beschränkt, auf welchen derselbe bis zum Jahre 1522 statt fand, auf allen übrigen, sie mögen bereits im Besitze der Colonisten sich befinden, oder ihnen erst verliehen werden, verbietet der Foral Zucker zu pflanzen.

Indessen müssen diese Zuckerpflanzungen bereits vor dem Jahre 1522 beträchtlich gewesen, oder das Verbot des Forals kann nicht strenge befolgt worden seyn, denn der Bericht eines portugiesischen Piloten über die Schifffahrt von Lissabon nach St. Thomas an den Grafen Raimund della Torre, der in die zweyte Hälfte desselben Jahrhundertes fällt, giebt die Fabrikation des Zuckers als sehr bedeutend und als den einzigen Handelsartikel an, mit dem sich portugiesische, spanische, französische und genuesische Handelsleute, die sich auf St. Thomas niedergelassen hatten, beschäftigten, er bemerkt, die weissen Kaufleute auf der Insel müßten verhungern, wenn sie nicht von den Schiffen, welche den Zucker der Insel abholen, Mehl, Wein, Oel, Käse und andre Lebensbedürfnisse einhandeln könnten, fa questa isola, sagt der Berichterstatter, da cento cinquanta mila et piu arrobe di zuccheri et ogui arroba è libbre 31 delle nostre alla grossa. *)

Dieser Handel, der die Colonie bereicherte, hörte auf, als von Brasilien, St. Domingo und andren amerikanischen Colonien aus die Märkte Europa's mit Zucker überschwemmt wurden. *)

Noch unter Emmanuel's Regierung (1514) war das Bisthum Funchal aus den Renten des Christusordens errichtet, und die ganze Jurisdiction, wie sie bis dahin der Generalvikar des Ordens geführt hatte, dem Bisthume Fuachal übergeben worden, auch St. Thomas gehörte zum Bereiche dieses Bisthumes, bis Johann III. von Papste Clemens VII. die Erhebung der Ansiedlung St. Thomas, welcher der König Stadtrechte verlieh, zum Sitze eines Bisthumes erlangte, und die ältere Pfarrkirche Nossa Senhora da Graça zur Cathedrale des neuen Bischofes bestimmt wurde.

Das Bisthum St. Thomas wurde zuerst Suffragane des Erzbisthums Funchal, im Jahre 1550 von Julius III. dem Erzbisthume Lissabon untergeordnet, endlich 1677 von Innocenz XI. der Metropole Bahia zugetheilt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Il principal fondamento degli habitanti è il far zuccheri et quelli vender alle navi che vengono ogni anno a levarlo, lequali portano farine in botte, et vini di Spagna, olio, formaggi, corami per scarpe, spade, coppe di vedro, paternostri, et alcune sorte di conchiglie, che in Italia chiamano porcellette piccoline bianche, et noi chiamiamo Buzios, che si adoperano in la Etiopia per moneta; et se non fussero queste tàl navi che conducono queste vetto vaglie, li mercatanti bianchi moreriano, perche non sono usi a mangiar li cibi che mangiano li negri. Navigatione da Lisbona all' isola di San Thome, scritta per un pilotto Portoghese bey Ramusio navigationi etc. ed. Venetia 1563 Tom. I. pag. 117.

*) José Accursio das Neves consideraçoés politicas, e commerciaes sobre os descobrimentos, e possessoés dos Portuguezes na Africa e na Asia. Lisboa 1830. pag. 151.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844. Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

C. v. Dobeneck, Systematische Zusammenstellung der geltenden allgemeinen Bestimmungen für die protestantische Kirche im Königreich Bayern. Ansb. 1844.

Dr. J. N. Buchinger, Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg und Herzog zu Franken. Lief. 1. 2. Würzb. 1843.

Edw. le Glay, Histoire des comtes de Flandre jusqu' à l'avénement de la maison de Bourgogne. Vol. 1. 2. Par. 1843.

G. Groen van Prinsterer, Handboek der geschiedenis van het Vaderland. Aflev. 3. Lyden 1843.

Collection de Chroniques Belges inédites. Publié par ordre du gouvernement et par les soins de la commission royale d'histoire.

P. F. X. de Ram, Documents relatifs aux troubles du pays de Liége, sous les princes-évêques Louis de Bourbon et Jean de Horne, 1455—1505. Bruxelles 1844.

Hr. Meidinger, England und Wales in geognostischer und hydrographischer Beziehung. Frankf. 1844.

J. Venedey, Irland. Th. 1. 2. Leipz. 1844.

Henry Lord Brougham, Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III. Series III. Lond. 1843.

Samuel Laing, The Heimskringla; or Chronicles of the king of Norway. Translated from the Icelandic of Snorro Sturleson, with a preliminary dissertation. Vol. 1—3. Lond. 1844.

Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Curlands, herausgegeben von Dr. J. G. v. Bunge. Dorpat 1843.

J. Yakovlef, La Russie en 1839 rêvée par M. de Custine, ou lettres sur cet ouvrage. Paris 1844.

Historiae Ruthenicae scriptores exteri seculi XVI. Collegit et ad veterum editionum fidem edidit A. de Starczewski. Volum. 1. 2. Berol. 1841. 4.

W. v. Grimm, Marquis v. Custine und sein Werk: Rußland im Jahre 1839. Eine kritische Beleuchtung. Leipzig 1844.

C. Göhring, Warschau, eine russische Hauptstadt. Bd. 1. 2. Leipzig 1844.

Dr. G. Weil, Muhammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre. Stuttgart 1843.

J. A. Buchon, La Grèce continentale et la Morée. Voyage, séjour et études historiques en 1840 et 1841. Paris 1843.

Laboria, De la Guyane française et de ses colonisations. Paris 1843.

J. N. Allen, Diary of a march through Sinde and Afghanistan with the troops under the command of general Sir Nott. London 1842.

K. Streckfuß, Ueber das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten. Berlin 1843.

P. L. Wolfart, Ueber die Emancipation der Juden in Preußen. Berlin 1844.

Dr. S. Holdheim, Ueber die Autonomie der Rabbinen und das Princip der jüdischen Ehe. Schwerin 1843.

M. G. Kletke, Organisation des Juden-Wesens im Großherzogthum Posen. Berlin 1843.

F. Eisenberg, Staat und Religion mit besonderer Rücksicht auf die Stellung der Israeliten in den sogenannten christlich germanischen Staaten. Leipzig 1844.

Zrcadlo žwotá na wýchodni Ewropě. Wydal K. W. Zap. Swazek 1 — 3. WPraze 1843.

Kurze Lebensbeschreibung des M. Carl Gottfried Siebelis. Bautzen 1843.

Ch. Petersen, Erinnerung an J. J. Winkelmanns Einfluß auf Literatur, Wissenschaft und Kunst. Hamburg 1842.

H. Luden Hauptmann von Gerlach (General von Grolman) 1812 Student in Jena. Jena 1843.

E. A. Hagen, Ueber P. v. Cornelius. Königsberg 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.



Corographia historica das ilhas de S. Thomé, Principe, Anno Bom, e Fernando Pó.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser bemerkt, daß es zuerst Congo und Angola umfaßt habe, Referent glaubt, es dürfte für die Kirchengeschichte nicht ohne Interesse seyn, die Gränzen dieses Bisthumes näher zu kennen und führt deßhalb die Worte der bisher noch ungedruckten Bulle Paul's III. hierüber an.

Paul III. ließ, da Clemens VII. gestorben war, ehe die Errichtungsbulle ausgefertigt wurde am 3 November 1534 die Bulle: aequum reputamus et rationi consonum ergehen, in welcher die Gränzen des neu errichteten Bisthums, wie sie noch Clemens VII. bestimmte, mit folgenden Worten angegeben sind: en terris insulis et provinciis dictae ecclesiae Funchalensis, alias pro ejus dioecesi assignatis, partem illam terrae continens Ethiopiae seu Guineae in Africa, quae a flumine sancti Andreae nuncupato prope caput seu promontorium das Palmas nuncupatum inclusive, et procul a fine dioecesis sancti Jacobi (Caboverde), similiter tunc a dicta ecclesia Funchalensi dismembratae, usque ad promontorium de Bona Speranza et eam illius partem, quae caput das Agulas nuncupabatur, protendebatur exclusive, et in qua inter alia oppidum civitas nuncupatum S. Georgii minae auri, nec non regnum de Congo nuncupatum consistebat ac praedicti sancti Thomae nec non sancti Antonii (Prinzeninsel) ac de Fernando do Poo et de sancta Helena et do Annoboo, nec non similiter eam partem maris Oceani, quae una ab ostio fluminis sancti Andreae nuncupati prope dictum caput viride versus meridiem, et alia a capite das Agulas praedicto prope promontorium de Boa Speranza hujusmodi versus occidentem lineis per dictum mare Oceanum directis claudebatur, ac praeter supradictas alias forsan inibi adjacentes et per lineas hujusmodi interceptas tam repertas quam reperiendas insulas, quae dioecesis Funchalensis antea erant, cum omnibus et singulis illarum castris, villis, locis districtibusque, quorum omnium denominationes dictus Clemens praedecessor haberi voluit pro expressis, nec non clero et populo, personis ecclesiasticis, monasteriis, hospitalibus, et aliis piis locis ac beneficiis ecclesiasticis cum cura et sine cura saecularibus et quorumvis ordinum regularibus a praedicta dioecesi Funchalensi, ipsius Johannis regis ad id tunc accedente consensu etiam perpetuo dismembravit et separavit, nec non eidem ecclesiae sancti Thomae locum seu pagum sic in civitatem erectum pro civitate ac partes terrae et maris et insulas dismembratas hujusmodi cum omnibus juribus et pertinentiis suis pro illius districtu dioecesi, et territorio in spiritualibus et temporalibus, prout ad dictam ecclesiam Funchalensem pertinebant seu pertinere poterant, illarumque incolas et habitatores pro clero et populo concessit et assignavit.

In diesem ausgedehnten Umfange blieben die Gränzen des Bisthums, bis Clemens VIII. im

Jahre 1596 auf Ansuchen des König's Philipp von Spanien und Portugal Congo und Angola davon trennte und für diese beyden Reiche das Bisthum S. Salvador de Congo durch die Bulle: super specula militantis ecclesiae (20. May 1596) errichtete.

Unter der Regierung Sebastian's wurde der Grund zu einer neuen Cathedrale gelegt, die Kirchenpfründen verbessert, die Zahl der Geistlichen vermehrt, und die Festung gebaut, welche noch seinen Namen trägt. Unter seinem Nachfolger Philipp kommt zuerst das Amt eines Statthalters (capitão governador) vor, denn bis zum Jahre 1558 hatten Capitaine die Insel verwaltet, welchen die Capitanie von den Königen geschenkt worden war (capitães donatarios), so daß sich diese Würde in ihren Familien forterbte, im Jahre 1558 kam die Capitanie durch Vertrag wieder an die Krone, und die Könige liessen sie durch Beamte versehen, welche zugleich das Amt eines Corregidor bekleideten (capitães corregedores), erst im Jahre 1586 erscheint Francisco de Figueiredo mit der Benennung: Governador.

Was der Verfasser von jener Zeit an über die Geschichte der Insel St. Thomas erzählt S. 12—48 enthält fast nur eine Darstellung der Zwistigkeiten der Statthalter entweder mit dem Clerus, oder mit ihren eignen Unterbehörden, und eine Schilderung des allmähligen Verfalles der einst reichen und blühenden Colonie.

Wenn ich die Memoiren von St. Thomas lese, sagt er S. 19, so bemerke ich fast immer das fatale Spiel des gens contra gentem, sey es zwischen dem geistlichen oder weltlichen Stande. *)

Durch königlichen Befehl vom 15. November 1753 wurde der Sitz der Statthalterschaft wegen des schädlichen Klima's auf die Prinzeninsel verlegt, und für die Militairverwaltung von St. Thomas während der Abwesenheit der Statthalter ein Oberbefehlshaber (capitão mór) aufgestellt, wie er bis dahin auf der Prinzeninsel bestanden hatte.

Am 19. Februar des Jahres 1811, heißt es S. 47, erhielt die Insel ihr Todesurtheil, denn gemäß des mit Großbritannien geschlossnen Allianzvertrages begannen die Befehlshaber der englischen Kriegsschiffe unerhörte Feindseligkeiten gegen die portugiesischen Schiffe, welche mit Sklaven handelten, und so endigte sich der Handel, der Ackerbau, und in Folge dessen hörten auch die Staatseinkünfte aus der Capitanie auf, so daß die Insel, wie da Cunha Matos am Schluße seiner chronologischen Geschichte von St. Thomas S. 48 sagt, sich in einem kläglicheren Zustande befindet, als die unwirthlichen Cantone der Ostiaken.

Auf die chronologische Geschichte der Insel St. Thomas läßt der Verfasser S. 49—63 eine hydrographische Beschreibung der Insel folgen, in der nur wenige chorographische Notizen enthalten sind, die Beschreibung der Stadt St. Thomas, die nach einem andren portugiesischen Schriftsteller gegenwärtig aus 500 Häusern besteht, fehlt gänzlich, von der villa de Santa Cruz dos Angolares bemerkt er nur, daß ihre Einwohner von Sklaven aus Angola abstammen, die im Jahre 1574 an der südöstlichen Küste der Insel Schiffbruch litten, ein andrer Flecken die villa de Nossa Senhora de Guadelupe wird nur im Vorübergehen erwähnt, und eine ganz kurze Beschreibung der Lage der Festung St. Sebastian gegeben, so daß die Vermuthung entstehen möchte, es sey das Manuskript unvollständig nach Porto gekommen, da der ganze chorographische Theil, der nothwendig zwischen dem chronologischen Abrisse der Geschichte der Insel und der hydrographischen Beschreibung derselben hätte eingeschaltet werden sollen, gänzlich fehlt.

Mehr dem Titel seiner Schrift entsprechend ist, was der Verfasser von S. 65—99 über die Chorographie der Prinzeninsel sagt, nach einer kurzen Beschreibung der Lage der Stadt Santo Antonio, der Gewässer, Baien und anliegenden Inselchen folgen einige spärliche Bemerkungen über Terrain, Produkte, Clima, Manufakturen und Ackerbau, sodann eine Liste der Bevölkerung, welche im Ganzen 4875 Seelen mit 289 Feuerstellen beträgt, und

*) Quando leio as memorias de S. Thomé, quasi sempre observo o fatal jogo de gens contra Gentem, ou seja entre ecclesiasticos, ou entre seculares.

fernern Notizen über Kirchen, Gebäude, geistliche und weltliche Verwaltung, die Befestigungen u. s. w., die der Verfasser mit einer Liste der Ausgaben, welche zu seiner Zeit 5 Contos 589,200 Reis betrugen, beschließt, um zur Geschichte der Insel überzugehen, er bemerkt, daß die Capitanie von Johann II. an Antonio Carneiro verschenkt wurde, von diesem an die Grafen von Lumiares kam und erst im Jahre 1753 wieder mit der Krone vereinigt wurde, die beyden Festungen Ponte da Mina und Santa Anna wurden erst nach dem Jahre 1695 angelegt, die erstere wurde 1706 durch einen Angriff der Franzosen zerstört. Am ausführlichsten behandelt der Verfasser die Uebergabe der Insel an den Befehlshaber einer französischen Eskader Landolphe am 29. December 1799, von welcher er auch die Aktenstücke liefert.

Die Entdeckung der Insel Annobon schreibt der Verfasser dem João de Santarem zu, Jorge de Mello erhielt die Capitanie zum Geschenke, er trat sie an Luiz de Almeida käuflich ab, bey dessen Nachkommen sie bis zum Jahre 1744 blieb, wo sie mit der Krone vereinigt wurde; indessen war sie schon früher von den Portugiesen verlassen worden, später hatte die portugiesische Regierung zweymal versucht, dort Missionen zu errichten, aber die Missionäre wurden von den Eingebornen nach kurzem Aufenthalte gezwungen, die Insel wieder zu verlassen, durch den Artikel 13 des Traktats vom 11. März 1778 wurden Annobon und Fernando Po an Spanien abgetreten; wahrscheinlich wollte das Kabinet von Madrid beyde Inseln zu einem Depot für den Sklavenhandel nach seinen amerikanischen Colonien benützen, da es an der Westküste Afrika's keine Besitzungen hatte und gänzlich von fremden Sklavenhändlern abhieng.

Im Jahre 1779 kam auch ein spanisches Geschwader, um von den neu erworbnen Colonien Besitz zu nehmen, auf ihm befand sich der Graf von Argelez, welchen der König von Spanien zum Statthalter ernannt hatte; sie legten auch auf der Insel Fernando Po eine Befestigung an, sahen sich aber bald genöthigt, beyde Inseln wieder zu verlassen und verloren auf Fernando Po, wie auf Annobon viele Menschen, da die Einwohner nie die spanische Herrschaft anerkennen wollten, und besonders die von Annobon glaubten, sie seyen von Portugal an Spanien verkauft worden, um als Sklaven nach dem spanischen Amerika gebracht zu werden, die zur Besatzung bestimmten Truppen aber sich nach dem Tode des Grafen von Argelez empörten und ihre Befehlshaber den Oberstlieutenant D. Joaquim Primo de Rivera und den Schiffskapitain D. José Varella e Ullôa zwangen, nach St. Thomas zurückzukehren.

Der Verfasser selbst hat die Insel Annobon nie betreten, die Nachrichten, die er über sie mittheilt, hat er von Eingebornen erhalten, die an Bord eines nach Bahia bestimmten Schiffes gekommen waren und mit ihm nach St. Thomas verschlagen wurden, wo sie sich niederliessen.

Nach diesen Mittheilungen bestehen auf Annobon zwey Ansiedlungen (povoações), die erstern, genannt Cidade da Praia, oder do Porto im Norden, die letztern, genannt Villa de St. Pedro im Süden. In der ersteren sollen sich noch fünf hölzerne Kirchen mit dem von den Königen Portugal's früher dahin geschenkten Ornamenten befinden, die von den Einwohnern sorgfältig bewahrt werden, die Villa de St. Pedro hat nur eine dem Apostel Petrus geweihte Kirche; außerdem befinden sich noch 3 Kirchen auf der Insel.

Die weisse Bevölkerung hat ganz aufgehört, die Einwohner hängen noch am christlichen Glauben, haben jedoch keine Priester, sie lassen ihre Kinder von den Geistlichen der Schiffe, die dort anlanden, taufen und schliessen ihre Ehen vor denselben, sie vertrieben die portugiesischen Missionäre, weil sie von ihnen wegen ihrer Mißbräuche getadelt wurden und den Verlust ihrer politischen Freyheit befürchteten; der Sakristan der Hauptkirche Nossa Senhora da Conceição in der Cidade da Praia verkündigt ihnen am Anfange des Jahres die beweglichen Kirchenfeste und jeden Sonntag die Festtage der Woche.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

A. A. L. Fahne, Diplomatische Beyträge zur Geschichte der Baumeister des Kölner-Domes und der bey diesem Werke thätig gewesenen Künstler. Köln 1843.

Cardinal de Bausset, Histoire de Fénélon, archevêque de Cambrai composée sur les manuscrits originaux. T. 1 — 4. Paris 1827.

J. Krone, Fra Dolcino und die Patarener, historische Episode aus den piemontesischen Religionskriegen. Leipzig 1844.

M. de Stendhal, Vie de Rossini. Vol. 1. 2. Par. 1824.

F. C. von Watterich, Kriegsgeschichtsphilosophische Ehrengebühr dem Feldherrncharakter und Feldherrnstabe Albrecht Waldsteins. Prag 1843.

Biographie universelle ancienne et moderne. Vol. 74. Meu-Moz. Paris 1843.

K. S. Zachariä von Lingenthal, Biographischer und juristischer Nachlaß. Stuttgart 1843.

Des sächsischen Kapellmeisters Naumann's Jugendgeschichte mit einer Vorrede von G. H. v. Schubert. Dresden 1844.

Rob. Philip, The life, times and characteristics of John Bunyan. London 1839.

The life and times of Selina Countess of Huntingdon, by a member of the houses of Shirley and Hastings. Vol. 1. 2. London 1840.

Dr. Fr. Förster, Wallensteins Proceß vor den Schranken des Weltgerichts und des k. k. Fiscus zu Prag. Leipzig 1844.

A. Bock, Schlözer. Ein Beytrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Hannover 1844.

Galileo Galilei, Le opere, prima edizione completa condotta sugli autentici manoscriti Palatini. T. III. Firenze 1843.

J. A. Grunert, Versuch einer neuen Methode zur Bestimmung der Polhöhe oder geographischen Breite bey geodätischen Messungen. Leipzig 1844.

Dr. L. C. Schulz von Straßnicki, Neue Methode zur Auffindung der reellen Wurzeln höherer numerischer Gleichungen u. s. w. Wien 1842.

Henry Gally Knight, The ecclesiastical architecture of Italy. From the time of Constantiue tho the 15. century. T. I. London 1842. fol.

Eugenio Blaguno y Amirola, Noticias de los arquitectos y arquitectura de España desde su restauracion. Vol. 1 — 4. Madr. 1829.

Markham Kittoe, Indian Architecture. Illustrations of indian architecture from the Muhammedan conquest downwards. No. 1 — 17. Calcutta 1840.

Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahre 820. In Facsimile herausgegeben und erläutert von F. Keller. Zürich 1844.

Mallets Bericht über die atmosphärische Eisenbahn von Dublin nach Dalkey in Irland, ausgeführt von den Herren Clegg und Samuda. Darmstadt 1844.

C. W. Klemm, Die Eisenbahnen nach Anlage, Bau und Betrieb wirthschaftlich und technisch dargestellt. Stuttgart 1844.

Dr. G. Suckow, Die barometrische Hypsometrie. Darmstadt 1843.

M. Becquerel, Traité de physique considérée dans ses rapports avec la chémie et les sciences naturelles. Vol. 1. 2. Paris 1844.

C. F. Schönbein, Beyträge zur physikalischen Chemie. Basel 1844.

G. J. Mulder, Versuch einer allgemeinen physiologischen Chemie. Aus dem Holländischen übersetzt von J. Moleschott. Lief. 1. Heidelberg 1844.

H. Kopp, Bemerkungen zur Volumtheorie. Braunschweig 1844.

Dr. E. Fries, Sind die Naturwissenschaften ein Bildungsmittel? Dresden 1844.

L. Agassiz, Ueber die Aufeinanderfolge und Entwickelung der organisirten Wesen auf der Oberfläche der Erde in den verschiedenen Zeitaltern. Halle 1843.

Dr. G. L. Dieterich, Briefe über die 20. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Mainz. Landshut 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Reisen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841; Beschreibung des jetzigen Zustandes der Colonie des Vorgebirges der guten Hoffnung. Von W. v. Meyer. Hamburg 1843.

Der eben genannte Reisende gehört zu jenen billig denkenden, ruhigen Beobachtern, welche, wenn sie in die Mitte zweyer, gegen einander erbitterten Partheyen treten, weder von ähnlicher Stimmung nach einer oder der andren Seite sich hinreißen lassen, noch auch in verächtlicher Selbsterhebung gleichgültig auf die Kämpfenden herabblicken, sondern bey jeder Gelegenheit zeigt er sich geneigt, sowohl der englischen Regierung als den holländischen Colonisten, da wo jener oder diesen es gebührt, Recht widerfahren zu lassen, ohne hierbey das Unrecht, welches, wie gewöhnlich in solchen Fällen, auf beyden Seiten ist, zu übersehen. Hr. v. M. hat einen offenen, regen Sinn für die Schönheiten der Natur und ein wohlwollendes Gemüth gegen alles Menschliche mit sich in das zum großen Theil paradiesisch schöne Land gebracht, das er durchreiste; diese Eigenschaften sind es, welche seinen Berichten und Schilderungen jenen besonderen Reiz geben, durch den sie sich auszeichnen.

Die Landschaft der Kapcolonie mit den Herrlichkeiten so wie mit den Schrecknissen ihrer Natur hat bis in die neueste Zeit so viele Beschreiber gefunden, daß in solcher Beziehung die vor uns liegende Reise nur wenig darbieten kann, was den Lesern dieses Blattes nicht schon bekannt wäre. Nur im Vorübergehen sey es erwähnt, daß Herr von Meyer zu jenen Beurtheilern von Le Vaillants zuerst aufs Höchste bewunderten, dann aufs Tiefste herabgewürdigten Reisewerk gehört, welche sowohl der Wahrheit und Richtigkeit als der gemüthvollen Lebendigkeit gerechte Anerkennung angedeihen lassen, womit der französische Reisende die südafrikanische Natur und seine Wanderungen durch dieselbe beschreibt. Man kann, so sagt er, viele der überseeischen harten Kritiker, welche Le Vaillants Gaben und Verdienste so tief herabsetzten und verkannten, nur „ihres Neides wegen bedauern.“ Dieser Reisende, mit einer lebhaften aber richtig darstellenden Einbildungskraft, hat geschrieben, so wie sein Herz fühlen mußte, und ein Jeder, der in seinen Fußstapfen die afrikanischen Einöden bereist, wird sein Gemälde treu finden.

Unser Reisender hatte das besondre Glück, zu Clanvilliam, jenseits des Elephantenflusses noch mit einer alten Bekannten des französischen Reisenden zusammen zu treffen. Es war die vormals tapfere Tochter des Boers van der Westhuysen, welche nach Le Vaillants Bericht so fest zu Pferde saß und die Buschmänner niederschoß, wenn sie es sich unterfingen, ihre Heerde zu berauben. Sie hatte sich später mit einem Boer im Namaqualande vermählt und war jetzt hieher gekommen zu der christlichen Gemeinde von Clanvilliam, um noch vor ihrem Ende die Confirmation und das Abendmahl zu empfangen. Noch jetzt, in ihrem 75. Jahre, zeigte sie sich als eine muntere, wohlgebildete Matrone. Sie erinnerte sich noch sehr wohl des „Fransmans“ Le Vaillant und sagte von ihm, er sey „ene klene knappe Keerl (ein kleiner fixer Kerl) gewesen.“

Wir gedenken für dießmal aus den Berichten

und Beschreibungen des oben genannten Buches vorzugsweise nur das hervorzuheben, was die Verhältnisse der jetzigen Bewohner der Capcolonie betrifft, und der Naturgaben des Landes nur in Beziehung auf den Wohlstand oder die Entbehrungen dieser Bewohner zu erwähnen.

Von den ursprünglichen Einwohnern des Caplandes, den Kaffern und Hottentotten, war schon bey andrer Gelegenheit in diesen Blättern ausführlich die Rede, namentlich so in den Anzeigen von Harris und Moffats Werken. Auch Hr. v. M. erkannte, namentlich bey einigen Stämmen der Hottentotten, die Züge der äußerlichen Aehnlichkeit mit dem chinesisch-tatarischen Volksschlage an. In Beziehung auf ihre Civilisation und geistige Bildsamkeit mögen diese Südafrikaner den Bemühungen der Menschenfreunde, die sich dieses Erziehungswerkes annahmen, allerdings größere Hindernisse in den Weg setzen, als manche andre unter minder günstiger Umgebung lebende Völker. Denn eben die große, natürliche Fruchtbarkeit des Landes, zusammen mit der Milde des Klimas hat jener Trägheit und Arbeitsscheue die meiste Nahrung gegeben, worüber man sich bey jenem farbigen Völklein am häufigsten zu beklagen hat. Unser Reisender lernte in der Missionsstation der Brüdergemeinde „Gnadenfeld“ einen Mann kennen, der jetzt als Zimmermann und Winzer, so wie zugleich als Lehrer bey der Gemeinde dient, früher aber 10 Jahre lang als Missionär in Grönland gelebt hatte. Diesem braven Manne, dessen Name de Vries ist, traten die Thränen der Rührung ins Auge, wenn er von seinen Grönländern sprach, und immer beklagte er es, daß er nicht mehr bey ihnen in ihrem armen, fast unter beständigem Winterfrost erstarrtem Lande lebe. „Die Grönländer, so sagte er, sind Menschen wie gute Kinder; niemals befleckt eine Unwahrheit ihre Lippen, sie sind folgsam, arbeitsam und erkenntlich für die Wohlthaten, die wir ihnen erzeigen. Die Hottentotten dagegen sind eine Bande Faullenzer und Lügner, aus denen wir trotz unsrer Anstrengungen nie etwas Rechtes werden ziehen können.“

So treu gemeint die Vorliebe des alten mährischen Bruders für seine vormalige Gemeinde in Grönland war, so ließ sie ihn dennoch vielleicht Manches übersehen, was für die geistige Erziehungsfähigkeit der Menschennatur bey den Südafrikanern eben so kräftig zeugt, als der jetzige Zustand der christlichen Esquimos. Namentlich spricht unser Reisender, so wie schon viele Andre dieß vor ihm gethan, mit besonderer Achtung von dem Einfluß, den die mährischen Brüder auf die sittliche und weltbürgerliche Bildung der Hottentotten und freygelassenen Neger gehabt haben. Das vorhin schmutzige, mit den Thieren der Wüste in Unvernunft lebende Volk ist, so weit jener Einfluß reichte, zur Reinlichkeit, Ordnung und höheren Sittlichkeit erzogen und dabey an Arbeit gewöhnt worden, deren vollkommene Leistungen nichts zu wünschen übrig lassen. So sind z. B. die Arbeiten, welche die Messerfabrik in Gnadenthal liefert, wegen ihrer Güte und Dauerhaftigkeit in der ganzen Capkolonie so geschätzt, daß man sie den englischen vorzieht, weßhalb einige Fabriken in England das Zeichen jener südafrikanischen Werkstätte nachgemacht haben, nur um ihren Waaren Eingang zu verschaffen. Neben den Eisen- und Stahlarbeiten zeichnen sich die Leistungen der andern Werkstätten jener neuen Hottentotten-Gemeinde in Leder, Holz, in Geschirren und allerhand Geräthschaften, Elfenbein und Horn auf nicht minder rühmliche Weise aus. Die Arbeiter in all solchen verschiedenen Handthierungen sind Hottentotten, vormalige Buschmänner und gewesene Sklaven aus den mannigfaltigsten Stämmen der Neger, welche nach Anleitung und unter Aufsicht eines der genügsamen, von Jugend an zur Arbeit und Handfertigkeit gewohnten deutschen Bruders geschäftig sind.

Am meisten und längsten hatte es Hr. v. M. während seines Aufenthaltes und seinen Wanderungen im Kapland mit den Afrikanern einer späteren Formation, mit den Boern von meist holländischer Abkunft zu thun. Von diesen Leuten und ihren jetzigen Verhältnissen zu der englischen Regierung giebt uns der Reisende eine so ausführliche, treue Beschreibung, daß man sich bey ihrer Betrachtung mitten unter gute niederländische Gemälde häuslicher, volksthümlicher Scenen versetzt glaubt.

In einem Lande, dessen Natur zum großen Theil und fast das ganze Jahr hindurch einem

blühenden Garten und einer reich besetzten Tafel gleicht, mußte auch der Mensch, der diese Natur zu benutzen weiß, eben so wie das Thier seiner Heerden ganz vorzüglich kräftig gedeihen; nur in wenigen Gegenden findet der Einwanderer ein so gesundes Klima, einen Boden, der so reichlich seine Mühe lohnt. Europäer, welche aus den verschiedensten Ländern ihres Welttheiles nach dem Kap sich übersiedelten, erreichten hier ein ungewöhnlich hohes (90jähriges) Alter. Obgleich dieser lebenverlängernde Einfluß des Klimas bey den nachkommenden Generationen jener Einwanderer wieder nachzulassen pflegt, so bleibt ihnen doch fortwährend jene Fülle der Naturgaben unverkümmert, in deren Mitte sie geboren werden und erwachsen. Darum sieht man auch den holländischen Boern die gute Pflege an, unter welcher ihr Leib stehet; ein großer Theil von ihnen zeichnet sich durch kolossalen Körperbau, Viele durch eine Fleischmasse aus, welche mit der gewöhnlichen Magerkeit ihrer Nachbarn, der Hottentotten, einen auffallenden Kontrast bildet. Unter beyden Geschlechtern der Boern findet man Leute von wohlgebildetem, blühendem Angesicht, welchem ein Zug von behaglicher Ruhe und sehr oft von natürlicher Gutmüthigkeit den eigenthümlichen Reiz giebt. Im Allgemeinen kann man diese wohlgenährten Boern keineswegs der Trägheit noch weniger der Schlemmerey beschuldigen; sie sind, wo es gilt, arbeitsam, scheuen keine Anstrengung noch Gefahr, sind bey den einfachen Nahrungsmitteln, welche ihr Feld und Viehstand ihnen darbieten, so wie bey ihrem Honigbier zufrieden und vergnügt; doch kann man sagen, daß kaum ein andres Volk die Ruhe mit solchem Wohlbehagen zu genießen und mit solcher Virtuosität auszubeuten versteht, als der kapländische Boer, der sich allen Mühen des Lebens unterzieht, nur um Ruhe durch sie zu erringen.

(Fortsetzung folgt.)

Corographia historica das ilhas de S. Thomé, Principe, Anno Bom, e Fernando Pó.

(Schluß.)

Die Obergewalt ist in den Händen eines vom Volke erwählten Befehlshabers (capitão mór), der sie so lange behält, bis drey Schiffe an der Insel landen, eine Einrichtung, deren Grund der Verfasser dahin angiebt, daß die Insulaner befürchten, ein Befehlshaber möchte sich durch die Geschenke, die er von den Schiffskapitainen erhält, zu sehr bereichern und sein Amt zur Despotie mißbrauchen.

Im Jahre 1814 ließ sich ein gewisser Andreas zum Könige erklären, und mit dem Kirchenornate als Zeichen der königlichen Würde schmücken, er hatte schon im November 1811 vorgegeben, Unterredungen mit Gott zu haben, und nach einem auf der Insel bestehenden Herkommen sechzig Personen als der Zauberey verdächtig in das Meer aussetzen lassen, die einzige grausame Sitte, die der Verfasser an diesen Insulanern kennt, von deren Charakter er bemerkt, daß sie entweder zu gutmüthig, oder zu feige seyen.

Den Zeitpunkt, wann Annobon von den Portugiesen verlassen wurde, hat der Verfasser nicht angegeben, er bemerkt nur, man habe noch schriftliche Nachrichten, daß der einzige Industriezweig der Einwohner, der Handel mit Tüchern von Baumwolle, im Jahre 1693 mit der Insel St. Thomas noch getrieben worden sey. Zwar wird in dem schon erwähnten Berichte eines portugiesischen Piloten die Insel für unbewohnt ausgegeben, *) sie wurde aber

*) Della parte verso Ponente Garbin, ha un' altra isoletta dishabitata detta Annobon, qual è tutta sassosa, vi è gran pescharie e quelli che habitano in san Thome vi vanno di continuo a pescare bey Ramusio loc. cit. pag. 116.

wieder bevölkert, denn in dem Archive zu Lissabon findet sich eine Urkunde, welche beweist, daß die Insel gegen die zweyte Hälfte des sechzehnten Jahrhundertes von Colonisten wieder bezogen wurde. Alvaro da Cunha, ein portugiesischer Edelmann, welchem die Capitanie damals gehörte, stellte dem Könige Johann III. vor, Annobon bringe weder der Krone, noch ihm dem Eigenthümer irgend einen Vortheil, da es ganz von den Einwohnern verlassen sey, und bat, weil einige Personen sich dahin übersiedeln wollten, zur Feststellung der gegenseitigen Rechte, den neuen Colonisten den Foral von St. Thomas zu ertheilen und der König bewilligte diese Bitte zu Almeirim am 16. April des Jahres 1543.

Die ferner von dem Verfasser angeführte Thatsache, einige der ältesten Bewohner bewahrten noch als Tradition, daß zwey portugiesische Capitaine die Insel regiert hätten, deutet darauf hin, daß Annobon wohl erst im achtzehnten Jahrhunderte von den Portugiesen aufgegeben wurde.

Aeußerst dürftig sind die Mittheilungen über die Insel Fernando Po, sie führt den Namen des Edelmannes, der sie zwischen 1471 und 1473 entdeckte; verlassen wurde sie von den Portugiesen schon in dem Zeitraume zwischen 1600 und 1639, als die Holländer die portugiesische Seemacht in diesen Gewässern vernichteten; sie ist stark, zum Theile von Menschenfressern bewohnt, deren Opfer im Jahre 1810 einige englische Seeleute wurden, welche dort, um Wasser einzunehmen, landeten.

Die Bischöfe von St. Thomas theilt der Verfasser in Titularbischöfe vor der Errichtung des Bisthumes, in die Bischöfe bis zur Errichtung des Bisthumes St. Salvador de Congo und ihre Nachfolger von der Trennung der Reiche Congo und Angola vom Bisthume St. Thomas bis auf die neuste Zeit ein.

Vor der Errichtung des Bisthumes giebt er als Titularbischöfe D. Diogo Ortiz de Vilhegas, D. Henrique und D. Petro an, die beyden letzteren waren Prinzen des königlichen Hauses von Congo, der erstere der Sohn des Königes Alphons, der von den ersten Missionären, Augustinermönchen aus dem Kloster St. Eloy in Lissabon, die 1491 in Congo gelandet hatten, getauft worden war, D. Pedro aber mit dem Beynamen de Lousa war Verwandter des Königs.

Beyde wurden von den Canonikern von St. Eloy in der Theologie unterrichtet und zu Bischöfen geweiht, aber nur D. Pedro erhielt den Titel Bischof von St. Thomas, er starb jedoch vor seiner Rückkehr nach Congo.

Ueber den Prinzen Heinrich finden sich im Archive zu Lissabon 2 Breven Papst Leo X, das erste vom 3. May 1518, vidimus quae super Henrici, durch welches der Papst die Bitte des Königes Emmanuel, den Prinzen zum Bischofe zu weihen, genehmigt, das zweyte vom 22. May desselben Jahres nuper ecclesiae Uticensi, worin er dem Prinzen erlaubt sich mit dem Antritte des 24. Jahres zum Bischofe von Utica weihen zu lassen und in der Stadt und Diöcese Funchal mit Einwilligung des Bischofes bischöfliche Funktionen verrichten zu dürfen, der Prinz kehrte 1521 mit der dritten Mission der regulären Canoniker nach Congo zurück, wo er noch vor Errichtung des Bisthumes St. Thomas starb.

Diogo Ortiz war nicht Titularbischof, sondern der erste wirkliche Bischof von St. Thomas, den Paul III., wie das Notificationsbreve vom 3. November 1534 zeigt, hiezu ernannte und am 24. September 1540 auf das Bisthum Ceuta versetzte, beyde Breven befinden sich im Archive zu Lissabon.

Mit D. Frey Bartholomeu dos Martyres, erwählt am 17. December 1812, schließt sich der Katalog der Bischöfe, dieser nahm nie Besitz von dieser Diöcese, da er nach Caboverde versetzt wurde; seit jener Zeit ist der bischöfliche Stuhl von St. Thomas erledigt.

Friedrich Kunstmann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Reisen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841 ꝛc.

(Fortsetzung.)

Mit dieser Liebe zur äußerlichen Ruhe geht jene zur innerlichen Hand in Hand, welche den holländischen Kolonisten so fest in dem alten Geleise seiner urväterlichen Gewohnheiten hält, daß er sich nur äußerst schwer zu einer fingerbreiten Abweichung davon bewegen läßt, ja daß er keinen Kampf, kein Opfer scheut, nur um sich in seiner alten, uns Andren oft höchst unbequem erscheinenden Bahn zu erhalten. Mit dem mancherley Guten, das die lieben altväterischen Sitten und Gewohnheiten hatten, ist auf diese Weise auch das von einer Generation der Boern auf die andre fortgepflanzt worden, was allerdings einer Aenderung und Verbesserung sehr bedürftig wäre; doch läßt sich im Ganzen diese Hausordnung eine löbliche nennen. Nach der Sitte ihrer frommen Väter halten sie täglich mehrere Male einen Familiengottesdienst, sind, wo sich ihnen Gelegenheit dazu darbietet, eifrig im Besuch der Kirche, halten großentheils gute Kinderzucht, sind in ihren Kleidungen einfach, aber eben so wie in ihrem Hause überaus reinlich. Die Meisten benehmen sich gegen Fremde, vornämlich wenn diese keine Engländer sind, gastfrey und gefällig, gegen Nothleidende hülfreich.

Neben diesen gewöhnlichen und allgemeineren Zügen giebt die Abgeschiedenheit von aller Welt, in der manche jener Colonisten leben, so wie die große Freyheit, die sie genießen, auch dem Entstehen nnd der Entwickelung von mannichfachen Sonderbarkeiten und Bizarrerien, ja nicht selten auch der tadelnswürdigsten Richtung des Charakters einen weiten Spielraum; man findet deßhalb unter den Boern Originale der guten wie der schlechten Art, dergleichen anderswo nur höchst selten vorkommen mögen. Wir theilen hier nachstehend einige der interessantesten Schilderungen solcher niederländisch-afrikanischer Originale aus dem Buche unsres Reisenden mit, der sich bey seinen Darstellungen durch keine partheyische Vorliebe für die gegen ihn ganz besonders freundlichen Boern hat blenden lassen, sondern, wo dieß an seinem Orte schien, eben so freymüthig das Tadelnswerthe gerügt, als das Lobenswerthe in sein rechtes Licht gestellt hat.

In einer der abgelegensten Gegenden des Caplandes, zu Kobisko im Hantam wohnt einsam unter den Bastardhottentotten und Buschmännern Myn Heer Jan Wieze, ein Boer, dessen bewegliche Güter, ohne die Gründe, einen Werth von mehr als 100,000 Capgulden (30,000 fl. rh.) haben und welcher dennoch die Lebensweise eines armen Blendlingshottentotten führt. Wenn man sein großes steinernes Haus von ferne sieht, hält man es allerdings für das ganz europäisch eingerichtete Wohngebäude eines ansehnlichen holländischen Landbauern; so wie man aber näher kommt, bemerkt man bald, daß das seltsame Bauwerk keine Fenster, ja nicht einmal eine vollkommen verschließbare Thüre hat, und daß sein Innres nur aus einem einzigen großen Gemach bestehe, welches in seltsamer Anordnung und Zusammenstellung hier Feuergewehre, dort Bogen und Köcher, kostbare Felle von wilden Thieren, die

Herr Wieze erlegte, so wie andre Trophäen und Curiositäten seiner Jagden, daneben Korn= und Mehlsäcke, Betten und allerhand von vorüberziehenden Handelsleuten oder in Versteigerungen angekaufte Gegenstände in sich fasset. Die eigentlichen Mobilien des wunderlichen Hausstandes, in dem großen einem Magazin gleichenden Zimmer, bestehen, einfach genug, aus etlichen Stühlen, einem Tisch und mehreren Kisten.

Damals, als Herr v. M. bey Myn Heer Jan Wieze auf Kobisko zusprach, war derselbe ein Mann von 45 Jahren, und hatte schon seit 23 Jahren in dieser vertrauten Nachbarschaft der Buschhottentotten gehaust. Seit 8 Jahren war er mit einer jungen Frau vermählt, die sich treu und gut in seine seltsame Lebensweise gefügt und ihm 4 Kinder geboren hatte.

Der kolossalen Gestalt dieses Boern, welche auf den ersten Blick eher Furcht als Zutrauen einflößen könnte, stehet die Freundlichkeit seines Benehmens gegen besuchende Fremde ganz besonders gut an. Der Mann hat eine Art von Urbanität und Höflichkeit an sich, die er, seit seinem 22. Jahre in der Wildniß lebend, nicht durch den Umgang mit der gebildeten Welt erlernt haben kann, sondern welche ihm sein eigenes, natürlich wohlwollendes Herz eingegeben hat. Er weiß nicht, wie er mit seinen Worten seine Freude über den Besuch eines Gastes, der seinen Augen wohlgefällt, ausdrücken soll, er thut es lieber mit Thaten, indem er dem Fremden allerhand Geschenke etwa von Straußenfedern, kostbaren Thierfellen oder andern Dingen bringt, die er demselben als angenehm erachtet.

Unser Reisender traf gerade zu einer Zeit bey dem einsiedlerischen Boer von Kobisko ein, als kein wenigstens für Gäste taugliches Brod im Hause war. Augenblicklich begab sich die junge Hausfrau, indem sie hierbey gleich einer Hottentottin ihr jüngstes Kind auf den Rücken gebunden mit sich trug, an die Arbeit, und bereitete auf patriarchalische Weise aus feinem Mehl Brodkuchen, welche, in gutem Hammelfett herausgebacken, ein sehr wohlschmeckendes Gericht als Zuthat zu den andern ländlichen Speisen gaben, so wie zu dem wahrhaft erquickenden Honigbier, welches in jener Gegend die Stelle des herzerfreuenden Weines vertritt. Dieses Getränk, das aus dem aromatischen Bienenhonig des Landes, vermischt mit kaltem Wasser und einem Beysatz der Gährung=fördernden Wurzel Krii bereitet wird, ist schon 3 Stunden nach seiner Anmischung trinkbar, es schäumt im Becher oder Glas wie Champagner und regt am Gaumen wie im Magen ein angenehmes Gefühl auf. Hierbey darf man dasselbe zugleich als eines der schätzenswerthesten Arzneymittel jenes Landes betrachten. Denn der Blasenstein, welcher bey den Bewohnern des Hantams ein häufig vorkommendes Leiden ist, wird in fast unfehlbarer Weise durch den Genuß des Kriibieres aufgelöst und gehoben.

Gleich bey dem ersten vertraulichen Zusammensitzen mit dem riesenhaften Gastfreund zu Kobisko, beym Kruge des Hanigbieres, noch mehr am andren Morgen beym Frühstück, das durch guten Kaffee, Straußeneyeromeletten, Hammelkarbonade, frischen Brodkuchen und Honigbier reichlich versehen war, gab es Gelegenheit, den seltsamen Herrn van Wieze aus seinen eigenen Erzählungen näher kennen zu lernen; noch mehr aber wurde dieses durch die ergänzenden Berichte eines Reisegefährten und mehrerer andrer Leute möglich, die den Boern von Kobisko seit Jahren kannten. Denn er selber, der Boer, trug gewisse ehrenhafte Züge seines Wesens niemals zur Schau, weil er meinte, für einen Christenmenschen verstünde sich das von selber, daß er gegen seine Mitmenschen, sie seyen Farbige oder Weiße, menschlich handle. Er selber, der Boer, der als gewaltiger Schütz und durch seine Kühnheit, sobald er sein gutes Rohr in Händen hat, ein Schrecken und Ueberwinder der Thierwelt so wie ein Ehrfurcht gebietender Fürst und Friedensrichter unter den verwilderten Nachbarn ist, pflegt in der Regel nur von seinen Jagden und Kriegsthaten gegen die wilden Thiere, niemals von den Werken des Friedens zu reden, die er an den hülfsbedürftigen Nebenmenschen übt. Noch im Jahre 1829 erlegte eine Gesellschaft von Jägern aus dem Hantamdistrikt, an deren Spitze der Boer von Kobisko stund, 55 Löwen; er aber, der Boer, ward einst in einer Nacht, als er mit einer von ihm erlegten Antilope

durch das trockene Bette eines Gießbachs nach Hause reiten wollte, von drey Löwen umlagert und nur dadurch gerettet, daß er die Beute seiner Jagd den hungernden Thieren hinwarf. Seit jenem Vertilgungskrieg gegen die Könige des Thierreiches sind die Löwen in Hantam sehr selten geworden und lassen sich fast nur noch als Begleiter der wandernden Springbockheerden sehen.

Doch die Eigenschaft eines gewaltigen Jägers, so viel auch von dieser zu berichten wäre, ist nicht die vorzüglichste noch beachtenswertheste an dem Myn Heern Wieze; wir müssen diesen auch noch von einer andern Seite, als Mann des Friedens beachten lernen.

Gar vielmals war dieß bey andren Kolonisten des Caplandes, welche von dem Boern von Kobisko etwas Näheres wußten, so wie bey den vorüberreisenden Fremden ein Gegenstand der Verwunderung, daß Myn Heer Wieze, der sich nun seit 23 Jahren, wie man zu sagen pflegte, mitten in dem Raubneste der Buschmänner niedergelassen hatte, niemals von ihnen in solcher feindseliger Art beeinträchtigt worden war, wie so manche mehr denn eine Tagreise von hier innerhalb der sichreren Gränzen der Capcolonie lebende Ansiedler. Denn die einzelnen kleinen Dieberepen, welche jenes Raubgesindel an seinen Heerden verübte, waren nur wie ein Scherz gegen den blutgierigen Ernst zu betrachten, womit dieselben gegen andre Kolonisten verfuhren. Und doch schlief der Mann mit seiner Familie in einem Haus, dessen Thüre nicht einmal ordentlich verschließbar war, hatte, wie dieß Jedermann wußte, bedeutende Summen baaren Geldes und, was die Buschmänner mehr anlockt als Geld, große Vorräthe von Tabak bey sich; seine zahlreichen Heerden weideten zum Theil fern von seinem Wohnsitz in verschiedenen Gegenden des Landes, seine reichen Ernten erwuchsen ihm weit zerstreut in der Landschaft umher.

Waren es etwa die starken schönen Hunde, welche Herr Wieze hielt, oder sein großes Feuerrohr, dessen Kugeln schon so mancher Leopard und Löwe erlegen war, was ihm bey den verwilderten Nachbarn ein solches Ansehen, seinem Eigenthum eine solche Sicherheit gab, daß einstmals die Buschmänner zwey seiner Pferde, welche ihm von Vagabunden aus der Kolonie gestohlen waren, den Räubern, die mit ihrer Beute schon den Orangefluß erreicht hatten, wieder abnahmen und ihm dieselben unversehrt zurückbrachten? Ein Fall, der wie andre ähnliche als beyspiellos erschien, weil die Buschmänner bey jeder Gelegenheit die Pferde der Kolonisten, durch die sie vornämlich eingeholt und besiegt werden, zu tödten oder zu lähmen suchen.

Starke Hunde so wie gute Feuergewehre führen andre Kolonisten auch, ohne deßhalb vor Räubereyen und Mordanfällen gesichert zu seyn; namentlich vergleicht man das Naturell der Buschmänner mit jenem der Schakals, welche, wenn man sie auch schon jung in Zucht und Pflege nimmt und ihnen vollauf Futter giebt, dennoch bey Gelegenheit den wilden Ausbrüchen der Mordwuth und dem Drange zu stehlen nicht widerstehen können. Das aber, was dem seltsamen Boer von Kobisko auch unter seinen wildesten Nachbarn nicht nur Furcht, sondern Ehrfurcht, und was noch mehr ist, kindliche Liebe erweckt und erhält, das ist weder die kolossale Gestalt, noch die Macht und Bewaffnung seiner Arme, sondern Etwas, das die Menschenherzen in besserer Weise trifft, als die Kugeln eines Feuergewehres es thun: die Macht einer mitleidsvollen Liebe.

In gar seltsamer Weise betreibt Herr Wieze unter den Hottentottenbastarden und Buschmännern das Geschäft eines Wucherers, so wie eines Korn- und Viehhändlers. Die Bastarden, welche in dieser Landschaft noch Heiden sind, stehen fast sämmtlich in seiner Schuld, haben Summen von mehreren hundert ja von tausend Thalern von ihm entlehnt, oder sie sind, gegen einen Theil des Ertrages, Pächter von einer und der andren seiner Heerden. Man sieht viele von diesen Leuten in weißen europäischen Filzhüten umhergehen und auf diesen Kopfputz, den Wieze ihnen schenkte, thun sie mit Recht sich etwas zu gute; er ist unter ihnen das Abzeichen eines redlichen Mannes. So oft nämlich einer von ihnen dem Bauer von Kobisko etwas, das er diesem schuldig war, abzahlt, pflegt dieser, statt Interessen zu nehmen, ihn noch zu bewirthen und zu beschenken, namentlich auch mit einem jener Filzhüte, da-

von er einmal einen ganzen Vorrath von einem herumziehenden englischen Huthändler erkauft hat. „Da hast du“, sagt der Boer, indem er dem bezahlenden Schuldner den Hut aufs Haupt drückt, „etwas für deine Redlichkeit, und wenn du wieder Geld bedarfst, kannst du zu mir kommen.“

Die Buschmänner bedürfen freylich keines Vorschußes an Geld, auch pflegen sie alles, was man ihnen giebt nicht für einige Zeit, sondern für die Ewigkeit zu entlehnen, denn sie können niemals etwas zurückgeben, dennoch kommen diese Elenden, wenn sie Noth und Hunger plagt, eben so getrost vor Herrn Wiezes Thür, als die Andren, denen es nicht an Mitteln zur Wiederbezahlung fehlt. Er füllt ihnen jederzeit ihre hungernden Mägen mit Speise, und giebt ihnen beim Abschied noch ein Schaf oder eine Ziege für ihre nothleidende Familie mit.

(Fortsetzung folgt.)

Die südafrikanischen Crustaceen. Eine Zusammenstellung aller bekannten Malacostraca, Bemerkungen über deren Lebensweise und geographische Verbreitung, nebst Beschreibung und Abbildung mehrerer neuer Arten von Dr. Ferdinand Krauß. Stuttgart 1843. 68 S. 4. mit 4 lith. Tafeln.

Der Verfasser dieser Schrift hielt sich während der Jahre 1838, 1839 und 1840 im südlichen Afrika naturhistorischer Zwecke halber auf und widmete sich mit besonderer Vorliebe der Klasse der Krustenthiere, welche daselbst zumal an der Natalküste in zahlreicher Menge auftritt. Von der Reise heimgekehrt, hat er nun sein reiches Material zu einer Darstellung der südafrikanischen Crustaceen aus der großen Abtheilung der Malacostraca benützt, und mit Recht nicht bloß auf die von ihm neu entdeckten Arten, sondern überhaupt auf alle südafrikanischen Rücksicht genommen. Der Verf. hat dieser Klasse eine gute Anzahl neuer Arten hinzugefügt und in genauen Beschreibungen geschildert. Ganz besondere Anerkennung aber verdient es, daß er auf Lebensart und Vorkommen dieser Krustenthiere seine besondere Aufmerksamkeit gerichtet und uns hievon in Kenntniß gesetzt hat, was leider von so vielen andern Reisenden fast ganz außer Acht gelassen wird. Auch der geographischen Verbreitung ist ausführlich gedacht. Im Ganzen sind bis jetzt von der Südspitze Afrikas 120 Arten bekannt, darunter 89 vom Verf. selbst gesammelt wurden. Von jenen 120 Arten sind bisher nur 59 auch an andern Orten gefunden worden und zwar:

20 im indischen Ocean,
18 im rothen Meere,
13 in Japan,
8 in Australien,
5 auf Isle de France,
5 in Europa,
5 in Amerika,
1 auf Tristan d'Acunha.

Nach diesen Angaben würden sich die südafrikanischen Krustenthiere am meisten denen des indischen Oceans und des rothen Meeres annähern, dennoch aber eine eigenthümliche, von M. Edward's madagaskarischer Region bedeutend verschiedene Region ausmachen.

Ganz besonderes Lob verdienen noch die vier lithographirten Tafeln, welche sowohl durch Genauigkeit als Schönheit in der Ausführung zu den besten Leistungen dieser Art gehören, so daß demnach die vorliegende Schrift durch vortreffliche Bearbeitung des Textes wie der Abbildungen aufs vortheilhafteste sich auszeichnet und dem Verfasser zur großen Ehre gereicht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Reisen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841 ꝛc.

(Fortsetzung.)

So lebt und waltet der Boer von Kobisko wie ein Vater und Fürst unter seinen Nachbarn; er thut ihnen wohl, übt aber auch, wo es noth ist, Gericht und strenge Zucht. Denn wenn sich doch zuweilen ein und der andre Buschmann gelüsten läßt, Wieze's Heerden zu bestehlen, dann läßt er ihm wissen, er möge ins Künftige von dergleichen Unarten abstehen. Fällt dann der Dieb wieder in den gleichen Fehler, da züchtigt ihn der kräftige Boer eigenhändig mit der Ochsenpeitsche, ja die Mörder von Menschen haben sogar sein sicher treffendes Rohr zu fürchten. Die Buschmänner selber sind bey Handhabung solcher wohlverdienten Strafgerichte, an einem aus ihrer Mitte, seine Gehülfen, ja sie pflegen in der Regel den Schuldigen und Beleidiger ihres Wohlthäters mit eignen Händen streng zu bestrafen, ohne daß dieser nöthig hat sich darein zu mischen.

Es gehört in der That eine mehr denn gewöhnliche Gabe dazu um diese „menschlichen Schakals," diese Buschmänner so zu zähmen und zu erziehen, wie Herr Wieze es gethan hat. Ein bloßes freygebiges Beschenken oder irgend eine andre augenblickliche That der Großmuth vermag dieß nicht; der Wilde, der die Furchtbarkeit seiner vergifteten Pfeile kennt, hält dergleichen Handlungen öfters nur für Ausdrücke der Feigheit und der Furcht; er läßt nicht so leicht einen länger dauernden Frieden mit sich schließen. So lagen vor etlichen Jahren drey nomadisirende Boern mit ihren Familien und mit ihren zahlreichen Viehheerden an Rietfluße. Ein Trupp Buschmänner besuchte sie und empfieng von ihnen Geschenke an Schafen und Lebensmitteln. Aber diese Gabe hatte dazu gedient die Raubgier der Wilden zu wecken, diese kamen in der Nacht in verstärkter Zahl zurück, einer der Boers fiel sogleich unter den vergifteten Pfeilen, zwey zogen sich fechtend zurück und riefen die Nachbarn zur Hülfe. Ehe aber diese kamen, waren die Buschmänner in das Familienzelt eingebrochen, hatten die Frauen und Kinder ermordet, die Wägen samt den Gewehren und allen Geräthschaften geraubt und 300 Stück Hornvieh nebst einer Heerde von 4000 Schafen hinweg getrieben. Der Feldcornet aus dem Distrikt mit einem Commando von 26 Boers suchte lange vergebens nach der Räuberbande, endlich nach fast 4 Wochen fand man ihren abgelegenen Schlupfwinkel auf. Sie hatten die geraubten Heerden bereits bis auf einen Rest von 17 Stück Hornvieh und 1500 Schafen aufgezehrt. Die Sieger schloßen nach blutigem Kampf Frieden mit den gedemüthigten Buschmännern und suchten denselben dadurch zu befestigen daß sie den Feinden 900 Stück Schafe und Ziegen so wie eine gute Anzahl Rinder schenkten, welche sie durch zwey unter sich veranstaltete Collecten gesammlet hatten. Als sie diese Heerde den Oberhäuptern der Buschmänner übergaben, ermahnten sie dieselben mit dem Ertrage vernünftig umzugehen und für die Zukunft des Stehlens sich zu enthalten. Aber diese Großmuth blieb ohne den gewünschten Erfolg. Die Banditen hielten nur so lange Frieden als der Fleischvorrath der geschenkten

Viehheerden dauerte, denn diese Leute tödten, ohne an eine künftige Vermehrung ihres Besitzes zu denken, selbst die hochträchtigen Mütter, die man ihnen, um sie zu Viehzucht zu gewöhnen, schenkt. Die Räubereien brachen von neuem aus, die Boern mußten jetzt ihr Leben und ihr Eigenthum mit dem Feuergewehr in der Hand vertheidigen. Andre ihres Standes machten die gleichen und zum Theil noch schlimmere Erfahrungen, namentlich dann, wenn sie es wagten wilde Buschmänner in ihren Hausdienst zu nehmen, welche, bey geringem Anlaß, die Mörder ihrer eignen Herren wurden.

Wenn in solchem unaufhörlichen Kampfe mit den Thieren und Menschen der Wildniß viele jener Boern ein rauhes, hartes Wesen annehmen, kann dieses nicht befremden. Dergleichen Originale der schlimmeren Art — ungeschlachte Menschen, von denen der besuchende Fremde keine freundliche Begegnung zu erwarten hat, lernte Hr. v. M. in den abgelegneren Gegenden der Kapcolonie mehrere kennen. Dabey konnte es unser Reisender öfters bemerken, wie sehr die holländischen Kolonisten es sich angelegen seyn ließen, daß der Fremde solche Erfahrungen, die ihre Landsleute bey ihm in ein schlimmes Licht setzen konnten, nicht mache. Sie suchten ihn vom Besuch der ungastlichen Boern abzuhalten, obgleich gerade dieses zuweilen ein Antrieb für ihn war, sich zu einer solchen Bekanntschaft hinzudrängen, weil ihm viel daran lag, die Kapkolonisten von allen Seiten zu beobachten. So häufig denn auch diese Leute unter einander selber in Mißhelligkeiten gerathen mögen, hält sie dennoch ein gewisses landsmannschaftliches Interesse fest zusammen; ein Band der Theilnahme, das sich auch auf jeden Deutschen, der sie besucht, erstreckt. Von einer solchen Zuneigung, welche weniger seiner Person als dem Volke galt, von dessen Stamm er war, hatte Hr. v. M. öftere Beweise erhalten. Namentlich wollte der Kolonist von Soutewater durchaus keine Zahlung weder für die gute, reichliche Bewirthung und vielen Gefälligkeiten annehmen, welche er und seine Familie dem fremden Gast erwiesen hatten, noch auch für das reichlich dargereichte Pferdefutter etwas berechnen. Als H. v. M. beim Abschied nochmals deßhalb in ihn drang, sagte er treuherzig: „Wenn Ihr, mein Herr, ein Engländer wäret, dann würde ich mir sicherlich meine Sache bezahlen lassen, aber schämen müßte ich mich von einem „Deutschmann" für dergleichen Dinge etwas anzunehmen; vielmehr bin ich euch Dank schuldig daß ihr mir das Vergnügen gemacht habt in meinem Hause einzukehren."

Züge der eben erwähnten Art führen uns zur Erwähnung des Verhältnißes, in welchem die Boern des Kaplandes zu ihren jetzigen Herrschern, den Engländern stehen. Wer mußte das nicht mit Bedauern und mit Unmuth vernehmen, daß ganze Schaaren der alten Kolonisten ihr wohlerworbenes, bequemes, reichen Erwerb gewährendes Besitzthum um einen unbedeutenden Preis verschleuderten und mit all den Ihrigen unter tausendfältigen Lebensgefahren sich mitten durch feindselig wilde Stämme einen Weg nach einer fernen Küstengegend bahnten, nur um aus der Nachbarschaft und Herrschaft der Britten zu entkommen, deren beste Absichten und Veranstaltungen sie verkannten und unwirksam zu machen suchten. Die Schuld lag allerdings auf beiden Seiten, von jener der Kolonisten wollen wir sie zuerst beleuchten.

Die Anhänglichkeit dieser Leute an den alten Gewohnheiten, ihr Widerwille gegen alle neue Einrichtungen, welche die jetzige Regierung trifft, geht allerdings zuweilen bis zum Unverstand. So ist z. B. die Kunststraße, welche die Engländer von Sommerset aus über das Gebirge von Hottentott-Holland-Kloof angelegt haben, und welche den Namen des „Sir Lowry Passes" führt, eines der großartigsten, nützlichsten Unternehmen ihrer Art, indem sie die Communication zwischen dem Binnenland und der Küstengegend im Vergleich mit der früheren Zeit ganz außerordentlich erleichtert. Der ungemein steile, mit Felsentrümmern bedeckte Abhang des Gebirges, über welchen die vormalige alte Straße für Ochsenwägen hinauf und hinab führte, hat manchem Gespann der Zugthiere und selbst manchem Treiber desselben das Leben gekostet; viele Wägen mit ihren Gütern sind auf ihm zu Grunde gegangen; während man jetzt den Theil des Passes vom Fuß des Gebirges bis zu seinem Gipfel in einigen Stunden zurücklegt, und hierbey kaum einer, oder nur einer geringen Hülfe durch Vorspann bedarf, hatte man vormals ganze

Tage nöthig, um einen Wagen von nur mittlerer Last durch einen fast unübersehlichen Zug von Ochsen herauf zu bewegen. So augenfällig aber auch dieser Unterschied war, konnten sich dennoch die Boern etliche Jahre lang nicht entschließen, die schöne, neue Straße zu benutzen, und fast möchte man meinen, nur deßhalb konnten sie dieß nicht, weil ihnen diese Erleichterung aus den Händen der Britten kam. Sie machten lieber die vielfach größere Ausgabe für Vorspann, ertrugen geduldig den Verlust an Zeit, an Vieh, an Gütern, als daß sie sich in ihrem „freien" Lande, auf dessen Wegen bis dahin Jeder umsonst den Hals brechen konnte, der Abgabe von wenig Schillingen als Weggeld unterworfen hätten. Bis zuletzt Einer und der Andre von ihnen, vielleicht durch besondere Umstände genöthigt, mit seinem Beyspiel vorangieng, und allerdings es vortheilhafter befand, mit vielleicht zehnfach geringerem Zeit- und Kraftaufwand seine Güter über das Gebirge zu schaffen, als vorher.

Ein andres Festhalten der holländischen Boern am alten Gewohnten und an dem vaterländisch, theuer Werthen möchte vielleicht eher einer Entschuldigung fähig seyn, und wir deuten hier nur im Vorübergehen den Eindruck an, den jene scheinbare Partheylichkeit der Engländer machte, womit dieselben die Stellen der Prediger und Lehrer in den zerstreuten Gemeinden der Capkolonie nicht mehr wie sonst durch holländische, den Boern verständliche und verwandtschaftlich liebere Theologen besetzten, sondern durch schottische oder englische Prediger, deren halb niederländische halb englische Ansprache den Kolonisten eine schwer verständliche und wenig anziehende ist. Noch mehr und öfter als bey den Lehrerstellen soll diese bevorzugte Auswahl bey den gerichtlichen Stellen zu lauten Mißhelligkeiten Veranlassung gegeben haben und Hr. v. M. erzählt ein Beyspiel, wo sich ein halb verrückter, versoffener Schuhflicker gegen einen ehrenwerthen Gerichtsbeamten von holländischer Abkunft die unsinnigsten Aufwiegeleyen und Beleidigungen erlauben durfte, weil er sich von der überwiegenden Macht seiner Landsleute, dem hohen so wie niedren Stande der bey ihnen sogenannten Boern gegenüber in unverhältnißmäßig größerem Vortheil wußte.

Die holländischen Kolonisten des Caplandes sind von der Väter Zeiten her an den Genuß einer Freyheit und Unabhängigkeit von fremdem Gebot und Einfluß gewöhnt, welche an den patriarchalischen Zustand der Völker erinnert. Jeder Boer war ein kleiner unabhängiger Fürst in seinem Eigenthum, ein unumschränkter Herrscher über all die Leute, die sich als Diener oder Schützlinge unter seinem Obdach oder auf seinem Ländereyengebiet befanden. Eine solche unumschränkte Herrschaft mag freylich, leider, nur zu oft gemißbraucht worden seyn, ihr sind, mit Recht, durch die Emancipation der Sklaven so wie durch die großen Bevorzugungen, welche man zu gleicher Zeit allen Farbigen des Landes, auch solchen, die keine Sklaven waren, einräumte, Gränzen gesetzt worden; wenn sich aber in diesem Falle auch der Kolonist über die Beeinträchtigung, nicht zwar seiner alten Rechte, denn solche kann man dem Besitzer von Sklaven niemals zuerkennen, wohl aber seines Geschäftes und seines ganzen häuslichen Wohlstandes beklagt, dann muß man dennoch auch seinen Angaben einiges Gehör schenken. Um so mehr, da in jener Veränderung der vormaligen Verhältnisse, welche die ihrem Wesen nach so hoch zu schätzende Emancipation herbeyführte, einer der stärksten Beweggründe liegt, die ihn zur Auswanderung aus dem Gebiet der Capkolonie bestimmten.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Dr. H. G. Ludwig Reichenbach, Blicke in das Leben der Thierwelt verglichen mit dem Leben des Menschen. Dresden 1843.

Dr. Otto Köstlin, Der Bau des knöchernen Kopfes in den vier Klassen der Wirbelthiere. Stuttgart 1844.

Dr. A. Kölliker, Entwickelungsgeschichte der Cephalopoden. Zürich 1844.

B. C. Dumortier, Sylloge Jungermanidearum Europae indigenarum. Tomaci Nerviorum 1831.

— —. —, Notice sur le genre Maelenia et la famille des orchidées. Bruxelles 1834. 4.

— — —, Observations sur les graminées de la flore belgique. Tournay 1823.

Dr. J. Roth, Die Kugelform im Mineralreiche und deren Einfluß auf die Absonderungsgestalten der Gesteine. Leipzig 1844.

Dr. G. Leonhard, Beyträge zur Geologie der Gegend um Heidelberg. Heidelberg 1844.

Dr. H. G. Paläontologische Collectaneen. Stuttgart 1843.

Louis Agassiz, Recherches sur les poissons fossiles. Liv. 17. 18. Schluß. Neuchatel 1843.

F. A. Rüder, Ueber die Ernährung der Pflanzen und die Statik des Landbaues in Bezug auf die gekrönte Preisschrift des Dr. Hlubek. Leipzig 1843.

C. P. Laurop, Handbuch der Forst- und Jagdliteratur. Vom Jahre 1829 bis zum Jahre 1843 systematisch geordnet. Frankfurt 1844.

Ad. Chatin, Quelques considérations sur les théories de l'accroissement par couches concentriques des arbres, munis d'une véritable écorce (arbres dicotylés). Paris 1840.

Dr. W. Pfeil, Anleitung zur Ablösung der Wald-Servituten so wie zur Theilung und Zusammenlegung gemeinschaftlicher Wälder. Berlin 1844.

J. N. von Schwerz, Anleitung zum praktischen Ackerbau. 3. Aufl. Bd. 1 — 3. Stuttg. 1843.

Ueber Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seidenraupen. Stuttgart 1844.

C. Fritzsche, Die Brennstoffe und ihre Anwendung. Neustadt 1843.

Dr. J. U. Schuler, Handbuch der Gesetze über ausschließende Privilegien auf neue Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen im Gebiete der Industrie. Wien 1843.

Joh. C. Freiesleben, Die sächsischen Erzgänge in einer vorläufigen Aufstellung ihrer Formationen. Freiberg 1843.

Dr. L. Preller, Ueber die Bedeutung des schwarzen Meeres für den Handel und Verkehr der alten Welt. Dorpat 1842.

J. Fr. Kuhn, Das Preußische Wechselrecht. Quedlinb. 1842.

Dr. F. H. Ungewitter, Geschichte des Handels, der Industrie und Schifffahrt von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Heft 1. Meißen 1843.

G. von Gülich, Die gesammten gewerblichen Zustände in den bedeutensten Ländern der Erde während der letzten 12 Jahre. Bd. 1. 2. Jena 1844.

Dr. Fr. Kalessa, Handbuch des österreichischen Wechselrechtes. Wien 1841.

H. Lauvergne, Die letzten Stunden und der Tod in allen Klassen der Gesellschaft. Bd. 1. 2. Leipz. 1843.

Ed. Laboulaye, Recherches sur la condition civile et politique des femmes, etc. Paris 1843.

Dr. G. Kloss, Bibliographie der Freymaurerey u. s. w. Frankf. 1843.

C. E. R. Alberti, Die Musik in Kirche und Schule, u. s. w. Marienwerder 1843.

Dr. G. Baur, Grundzüge der Erziehungslehre. Giessen 1844.

C. G. Zumpt, Ueber den Bestand der philosophischen Schulen in Athen und die Succession der Scholarchen. Berl. 1843.

Dr. Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen. Eine Untersuchung über Charakter, Gang und Hauptmomente ihrer Entwicklung. Th. 1. Allg. Einleitung. Vorsokratische Philosophie. Tübing. 1844.

M. A. Segretain, Exposition raisonné de la doctrine philosophique de M. de Lamennais. Par. 1843.

G. Hartenstein, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften. Leipz. 1844.

Ant. Reys, Corpus illustrium poetarum Lusitanorum. Vol. 1—7. Lisb. 1745—48.

A. Keller, Romvart. Notices et extraits de manuscrits inédits des bibliothèques de Venise, de Florence et de Rome, relatifs à l'histoire litéraire de la poésie romane du moyen age. Par. 1843.

Cloris Detranchant, Les Jésuites et le catholicisme. Réponse à M. M. Michelet et Quinet. Par. 1843.

Dr. C. Roth, Bruchstücke aus der Kaiserchronik und den jüngeren Titurel zum erstenmal herausgegeben und erläutert. Landshut 1843.

C. Th. Griesinger, sämmtliche Schriften. Th. 1—3. Stuttg. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Reisen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841 ꝛc.

(Fortsetzung.)

Abgesehen davon, daß bey der Emancipation mancher Boer dadurch um einen großen Theil seines Vermögens kam, daß man ihm für die Sklaven, welche man ihm abnahm, nur die Hälfte des Kaufpreises vergütete, den er vielleicht kurz vorher erst für sie erlegt hatte, sahe er sich auch nach andren Seiten hin auf einmal fast all der dienenden Hände beraubt, deren er für sein Hauswesen, für seinen Landbau und die Hut seiner Heerden bedurfte. Der Hottentott wie der in Sklaverey erzogene Mensch bedurfte bis dahin, wo er selbst den rechten Gebrauch seiner Freyheit lernte, noch einer fortgesetzten väterlichen Zucht und Pflege, eines fortwährenden Anhaltens zur Arbeit. Der erste Gebrauch, den die gewesenen Sklaven von der erlangten Freyheit machten, war der, daß sie sich dem Zuge des noch nicht zum geistigen Leben angeregten natürlichen Menschen, zur Unthätigkeit und zur Ruhe hingaben. Ein großer Theil von ihnen konnte auch durch die Versprechungen und Genüsse der größten äußern Vortheile nicht im Dienst zurückgehalten werden; sie zerstreuten sich in die verschiedensten Gegenden des Landes; manche fielen den Missionen zur Last, wollten sich auch hier nur schwer zur Ordnung und noch schwerer zur Arbeit bequemen, andre zogen das Leben der Vagabonden und Bettler, ja selbst der Buschklepper und Räuber dem ehrlichen Broderwerb vor, und wurden hierdurch zu einer Geißel und Plage der ruhigen Anbauer und Bewohner des Landes. Die Noth, in welche die Boern durch den Verlust ihrer Dienstleute versetzt waren, führte alsbald eine ganz ungemeine Steigerung des Taglohnes herbey, denn man darf wohl sagen, daß nur in wenig Ländern der Erde der Fleiß des Tagwerkers so hoch belohnt werde, als dieß seit einigen Jahren in den meisten Gegenden der Capkolonie der Fall ist. Aber gerade diese Leichtigkeit des Erwerbes ist zu einer Veranlassung geworden, durch welche sich der arbeitsscheue, ordnungswidrige Sinn der meisten Farbigen nur noch mehr verstärkt hat. Es ist anjetzt der gewöhnliche Gebrauch der Hottentotten, welche vormals im Dienst der Kolonisten stunden, daß sie nur einige Tage in der Woche arbeiten, dann aber mit dem empfangenen Taglohne an einen Ort gehen, wo sie den Verdienst verzehren. Auch dann, wenn diese Dienstboten auf mehrere Tage, in der gut erscheinenden Absicht sich zu unterrichten und zu erbauen, in eine näher oder ferner abliegende Missionsniederlassung gehen, wird der Boer, der sich hierdurch von allen seinen Leuten auf einmal verlassen sieht, in nicht geringere Verlegenheit versetzt, als wenn jenes Entweichen aus der Dienstpflicht aus einem nichtigern Vorwand geschah. Dabey ist auch der Uebermuth des seiner früheren Zucht entwachsnen Volkes nicht wenig gewachsen.

Hr. v. M. traf mehrmalen auf seinen Wanderungen Kolonisten an, welche sich zum Theil gerade in der Zeit, wo sie derselben am nöthigsten bedurft hätten, ohne alle Dienstleute befanden, weil diese es für angemessener hielten, irgendwo anders in

Arbeit zu treten oder die Zeit, wo ihnen ein schwereres Tagwerk bevorstand, in träger Ruhe hinzubringen. So fand er Kolonisten, die sich eine Zeit lang ganz allein der täglichen und nächtlichen Hut ihrer Heerden unterziehen, oder welche die reiche Ernte auf den Feldern umkommen sehen mußten, weil sie Niemand hatten, der ihnen half. Bey noch andren ereignete es sich, daß die Herrschaft allein am Morgen frühe aufstehen und für die Pflege so wie für das Weiterkommen der Gäste sorgen mußte, während die Dienstboten noch fest schlafend auf ihrem Lager ruheten.

Mehr jedoch noch als durch all diese allerdings schwer fallenden Uebelstände sieht sich der Boer dadurch in seinen alten wahren oder vermeintlichen Rechten gekränkt, daß die vagabondirenden Farbigen, indem sie ihre Lager auf Gouvernementsboden nahe bey dem Besitzthum der Kolonisten aufschlagen, theils ihre Heerden, wenn sie deren besitzen, auf seinem seit vielen Jahren bewirthschafteten Grundeigenthum weiden, noch öfter aber bloß von den Räubereyen an seinen Heerden sich nähren, ohne daß er gegen diese Eingriffe sich von Seite der Regierung Hülfe und Recht verschaffen kann. Freylich möchte es auch, was das Erstere betrifft, schwer halten, in einem solchen Lande die festen Gränzen eines Bauernguтes zu bestimmen, wo die früheren Besitz nehmenden Kolonisten die Weideplätze für ihr Vieh so wie ihren Feldanbau ohne fremden Einspruch so weit über das Heideland und die öde Wüste ausdehnen konnten, als die Nachbarschaft der andren Kolonisten dieß erlaubte, oder als sie durch Kraft der Arme und Waffen gegen Thiere und Menschen der Wildniß es behaupten konnten. Ihre Vorfahren haben allerdings den Besitz der besseren Weideplätze und bewässerten Stellen von den damals hier wohnenden Hottentotten-Häuptlingen erkauft, sie haben aber auch damit zugleich den Nachkommen der alten Besitzer, in deren durchaus unwirthschaftlichen Händen der empfangene Kaufschilling gar bald sich wieder verzehrte, alle Quellen des Unterhaltes und des reichlichren Fortbestehens geschmälert, so daß man einer menschenfreundlichen Regierung das Streben, den farbigen Bewohnern der Capkolonie wieder, so weit nur möglich, emporzuhelfen, nicht verargen kann.

Doch, dem sey wie ihm wolle, der holländische Kolonist jenes Landes findet einen Hauptgrund für seine Abneigung gegen den jetzigen Stand der Dinge in den Folgen der Emancipation. Was diese Folgen betrifft, so kann er im Aufzählen derselben sogar auf den dermaligen äußeren Zustand der Hauptstadt des Landes im Vergleich mit dem früheren sich berufen. Wer die schön und regelmäßig gebaute herrlich gelegene Capstadt in jener Zeit besuchte, da hier noch eine holländische Straßenpolizey und Reinlichkeit herrschten, der würde, wenn er sie heutiges Tages sähe, sie sehr zu ihrem Nachtheil verändert finden. Zwar hat sie seitdem einen Zuwachs an manchem schönen, gemeinnützigen Bauwerk erhalten; wenn man aber jetzt durch ihre Straßen geht, da wird das Geruchsorgan häufig durch die herumliegenden Eingeweide und Köpfe verfaulter Fische, halb verwester Ratten und andren Unflath beleidigt; auf den abgelegenen Plätzen und in den Winkeln der Gassen liegen todte Hunde und Katzen, ja selbst zuweilen ein vereccktes Schwein, und die meist trocken liegenden Kanäle sind erfüllt von dieser Art der Auswürfe, welche bey einer minder gesunden Lage der Stadt durch ihren verpestenden Aushauch für die Gesundheit der Bewohner aufs Höchste nachtheilig werden müßten. Vor der Emancipation war die Reiniguug der Straßen ein Geschäft der Sklaven, nach derselben ist in diese neuen Herrn ein solch übertriebenes Gefühl ihrer Standeserhebung gefahren, daß sie sich ganz zu entehren meinen, wenn sie öffentlich mit dem Besen in der Hand sich sehen ließen.

Ueber andre Dinge als die eben erwähnten kann sich der holländische Kolonist seiner neuen Regierung gegenüber mit Recht nicht beschweren. Die Abgaben sind verhältnißmäßig gering: sie betragen für einen Bauernplatz von 4000 Morgen, dessen Ertrag aufs Geringste angeschlagen 1000 capsche Thaler (500 preußische) ist, nicht mehr als 20 — 30 Capthaler. Dabey hört man nie von Erpressungen durch die Beamten, welche sämmtlich so reichlich besoldet sind, daß sie keines solchen Nebengewinns bedürfen, und bey der lobenswerthen Strenge des Gouvernements gegen dergleichen Unbilligkeiten auch schwerlich nach einem trachten können. Wenn

deßhalb die Mißstimmung, wenn das Verkennen auch der besten Absichten der englischen Regierung so weit geht, daß man selbst Männern wie Moffat Aeußerungen in den Mund legt, welche die Hottentotten zu einem Ausrottungskrieg gegen die Boers ermächtigen sollten, dann kann man die Erfinder einer solchen monströsen Unwahrheit und Verläumdung nur bedauern.

Der unwiderstehliche Hang, welcher die Boern des Caplandes in unsern Tagen zum Auswandern, zum Verlassen ihrer zum Theil so reichen Besitzungen bewogen hatte, ist noch in einer andren Gewohnheit derselben gegründet: in der herumziehenden Lebensweise, zu welcher Viele von ihnen schon durch die Beschaffenheit ihres Wohnortes genöthigt sind. Namentlich ist der Winter in dem fruchtbaren, an Viehweiden reichen oberen Bokkeveld, vor allem in dem Distrikte, der den Namen Vriesland führt, so streng, daß in den kältesten Monaten desselben (Juli und August) nicht selten ein tiefer Schnee den Boden bedeckt, der freylich meist nur in der Nacht liegen bleibt, am Tage durch die höher steigende Sonne wieder geschmolzen wird. Unser Reisender hatte sich, um dem Geschäft des Naturaliensammlens besser obliegen zu können, einen Landsitz in einer milderen Lage des Bokkeveldes gemiethet, wo er die Zeit des capschen Winters (Juni, Juli, August) zubrachte, und obgleich das damalige Jahr den Bewohnern des Landes als ein sehr mildes erschien, fand er doch öfters am Morgen im Juni den Boden um seine Wohnung her mit Reif bedeckt, und das Wasser des benachbarten Baches am Saum des Ufers einige Linien dick gefroren, während die Wärme am Tage auf 15 bis 18 Grad Reaumur stieg. Die Boern des höheren kaude (kalten) Bokkeveldes wissen dem Ungemach des Frostes, das ihnen auf den heißen Sommer und bey der leichten Bauart ihrer Häuser doppelt schwer fallen würde, zu entgehen, indem sie dann mit ihrer ganzen Familie und ihren Heerden in die Niederungen der kleinen, diesseits dem Orangefluß gelegenen Karroo ziehen, wohin die Kälte niemals dringt. Dort haben sie keine andre Wohnung als ihre Wägen und ein Zelt, während das verlassene Haus verschlossen oder höchstens der Aufsicht eines alten Hottentotten anvertraut wird; sie haben da mit allen Entbehrungen und Unbequemlichkeiten des Nomadenlebens zu kämpfen, und dennoch erwarten selbst die Frauen und Kinder mit solcher Ungeduld die jährliche Reise in die Karroo, als ob sie dann auf ein an Unterhaltungen reiches, großes Fest ziehen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Fr. Gaudy, Sämmtliche Werke. Bd. 1. 2. Berl. 1844.

Alf. von Flugi, der Prättigäuer Freyheitskampf. Chur 1844.

Bibliothek van Nederlandsche Dichters. Bijdragen tot de Kennis van de XVII. Eeuw. Verzameld door J. Tideman. II. Deel, Gedichten van Simon van Beaumont. Utrecht 1843.

M. C. Hansen, Polykarp's supplirte Manuscripte. A. dem Norweg. von Julin Fabricius. Th. 1—3. Leipz. 1843.

Galleria dell' J. e Reale accademia delle belle arti di Firenze pubblicata con incisioni in Rame da una Società artistica ed illustrata da chiare e intelligenti penne. Italianne. Fasc. 1—4. Firenze 1843. fol.

Dr. E. Förster, Die Wandgemälde der St. Georgenkapelle in Padua. Berl. 1841.

Die Attribute der Heiligen, alphabetisch geordnet u. s. w. Hannover 1843.

Kirche und Schule, Kirchenglaube und Wissenschaft, auf deutschnationalem Standpunkt. Schaffhausen 1843.

W. Ditmar, Das Staats-Kassa- und Rechnungswesen. Köln 1844.

Ueber Schutzzölle und andere gegen das Ausland gerichtete Schutzmaaßregeln zur Förderung der inländischen Industrie. Darmstadt 1843.

D. von Witzleben, Ueber die Hauptquellen des Pauperismus und über die Hauptmittel zu seiner Ableitung. Leipz. 1844.

H. Eisenhart, Positives System der Volkswirthschaft oder der ökonomische Socialtheorie. Leipz. 1844.

F. Lamennais, Amschaspands et Darvands. Par. 1843.

F W. Siegmann, Aphorismen über den Krieg und die Kriegführung. Dresden 1843.

Aphorismen über Krieg, Kriegsübung und Kriegerstand. Leipz. 1844.

J. B. Schels, Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. Nach den österreichischen Originalquellen dargestellt. Th. 1. 2. Wien 1841.

Grundlinien zu einer Philosophie der Befestigungen. Von einem deutschen Ingenieur, Leipz. 1843.

Poncelet, Ueber die Stabilität und deren Fundamente. Braunschweig 1844.

Archief voor Geneeskunde. Uitgegeven door Dr. J. P. Heije Deel III. Amsterd. 1843.

Fr. Arnold, Abbildungen der Gelenke und Bänder des menschlichen Körpers. Stuttg. 1842. fol.

The Cyclopaedia of anatomy and physiology. Edited by R. Todd. P. 25. Lond. 1843.

Ch. Salomon et Patr. Savenko, Herniarum corporis humani tabulae anatomico-pathologicae ac chirurgicae. Petersb. 1835. fol.

El. Buialsky, Tabulae anatomico-chirurgicae, operationes ligandarum arteriarum maiorum exponentes etc. Petersb. 1828. fol.

Dr. Jos. Brenner, Beobachtungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Heilkunde. Salzb. 1842.

C. Chisholm, An essay on the malignant pestilent fever introduced into the West Indian islands from Boullam on the coast of Guinea as it appeared in 1793, 1794, 1795, and 1796. Vol. 1. 2. Lond. 1801.

Dr. J. N. Ringseis, System der Medizin. Regensb. 1841.

Dr. K. G. Carus, Einige Worte über das Verhältniß der Kunst krank zu seyn zur Kunst gesund zu seyn. Leipz. 1843.

Dr. Thielmann, Medizinischer Jahresbericht von Peter Pauls Hospital in St. Petersburg für d. Jahre 1840 und 1841. Petersb. 1843.

Dr. G. W. Scharlau, Dr. Schönlein und sein Anhang. Berl. 1843.

Dr. Mich. Hager, Die allgemeine Pathologie und Therapie in Uebereinstimmung abgehandelt und durch Beyspiele erläutert. Wien 1843.

Fr. E. Baumgarten, Lehrbuch der Chirurgie. Abth. 3. Lehrbuch der primär-mechanischen Krankheiten. (Abth. 1. 2. noch nicht erschienen). Osterode 1843.

Dr. L. J. Jongh, Die 3 Sorten des Leberthrans in chemischer und therapeutischer Beziehung vergleichend untersucht. Leipz. 1844.

J. F. C. Dietrichs, Beyträge zur Veterinär-Chirurgie und Akiurgie. Berl. 1844.

Neue vollständige Gesetzsammlung für die Mekklenburg-Schwerinschen Lande, vom Anbeginn der Thätigkeit der Gesetzgebung bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Th. 1—5. Parchim 1835—1841.

K. Fr. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 5. verb. Aufl. Th. 2. Götting. 1843.

Dr. H. Zöpfl, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 2. verm. Aufl. Bd. 1. Stuttg. 1844.

Diario de las actas y discusiones de las cortes. Legislatura de los años de 1820 y 1821. Vol. 1—24. Madr. 1820—21. 4.

Diario de las actas y discusiones de las cortes extraordinarias del año de 1822. Vol. 1—6. Madr. 1822. 4.

Diario das Cortes geraes e extraordinarias da nação portugueza de 1821, 1822, 1823, 1827. 10 Voll.

Dr. A. Tholuk, Uebersetzung und Auslegung der Psalmen. Halle 1843.

E. von Lengerke, Kenaan. Volks- und Religionsgeschichte Israel's. Th. I. Bis zum Tode des Josua. Königsb. 1844.

K. Wieseler, Chronologische Synopse der vier Evangelien. Hamb. 1843.

Samuel Lee, Eusebius, Bishop of Caesarea, on the Theophania, or divine Manifestation of our Lord and Saviour Jesus Christ. Translated into English with notes from an ancient syriac version of the greek original now lost, by S. Lee. Lond. 1843.

Seb. Mutzl, Die Urgeschichte der Erde und des Menschengeschlechtes nach der mosaischen Urkunde und den Ergebnissen der Wissenschaft. Landshut 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Reisen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841 etc.

(Fortsetzung.)

Auch der Freund der Natur würde freylich, um dieß nur im Vorübergehen zu erwähnen, jene Wandrer mit Vergnügen auf ihren winterlichen Zügen begleiten. Das ganze Land, mit Ausnahme der Gebirgshöhen, welche der Schnee bedeckt, gleichet dann dem schönsten Blumengarten der Erde, namentlich sind die Niederungen der Karroo ganz mit blühenden Gewächsen bedeckt. Denn während die Fruchtbäume, die man aus unsren Ländern in die Gärten und Felder des Caplandes verpflanzte, im Juni ihr Laub entfärben und abwerfen, und erst gegen den September hin ihre Blüthen entfalten, im Februar, März u. f. (in der dotigen Blüthezeit der Rosen) ihre Früchte reifen, findet bey dem größeren Theil der eigentlich einheimischen Flora das ganz entgegengesetzte Verhältniß statt. Die Proteen, welche hier die Stelle unsrer Nadelhölzer vertreten, schließen erst in der kühleren Jahreszeit (Mai, Juni) ihre Blüthen auf, aus deren buntfarbigen (z. B. rosenrothen) Kelchen bey der Protea mellifera eine Fülle des Blumenhoniges sich ergießt; ein Farbenteppich der mannichfachsten Lilienarten, Heiden, Mesembryanthemen, Geranien, Aloën u. f. überzieht, wohin man nur blickt, den Boden; das Hornvieh findet, statt des verdorrten Gestrüppes, das im Sommer hier vorherrscht, eine reichliche Menge von Futterkräutern.

Die nomadisirende Lebensweise, welche ein Theil der Boern führt, ist auch der Grund der nachläßigen Bauart und der dürftigen innren Ausstattung, welche man hin und wieder an den Kolonisten-Wohnungen bemerkt. Der Eigenthümer, der sein Besitzthum alljährlich auf einige Monate verläßt, will die Begierde des Raubgesindels, das in seiner Nachbarschaft lebt, durch keinen äußerlich bemerkbaren Ueberfluß reizen, will sich durch dasselbe keinem bedeutenden Verlust aussetzen. Und so wird ihm, wenn die Lust des Auswanderns mit ansteckender Gewalt ihn erfaßt, das Verlassen des bisherigen Wohnortes leichter als man wohl denken sollte.

Den letzten Anstoß, der die große Auswanderung der Boern aus dem schönen Capdistrikt nach Port Natal bewirkte, gab bekanntlich der Friedensschluß des englischen Gouvernements mit den Gränzkaffern, mit dessen Bedingungen die Kolonisten sehr unzufrieden waren. Damals war in den östlichen Gebieten an der Stelle des blutdürstigen Tyrannen Schaka der Bruder desselben, Namens Dingaan, zur Herrschaft über das mächtige Zooluvolk gelangt, und es hatte den Anschein, als ob dieser mit mehr Milde und Menschlichkeit regieren wolle. Die Auswandrer hatten sich bis zum Reiche jenes Herrschers durchgekämpft, der ihnen die Gegend von Port-Natal käuflich überließ und sie als Bundesgenossen aufnahm. Als aber der Anführer derselben, der tapfere Retief, mit 40 der Vornehmsten seiner Landsleute den König Dingaan besuchte, um den mit ihm geschlossenen Vertrag vollends abzuschließen, lud sie dieser nach Beendigung aller Formalitäten des Vertrages noch zu einem Abschiedsschmauße ein, wobey er sie bat, ohne Waffen zu erscheinen, weil

er und sein Hofstaat die Feuergewehre fürchteten. Die arglosen Leute gehorchten dem Wunsche ihres Landesherrn, wurden aber überwältigt, gebunden und mit Spießen erstochen. Diese Gräuelthat sollte nur das Vorspiel zu einer noch größeren Verrätherey an den Bundesgenossen seyn; der Tyrann wollte alle in sein Land aufgenommene Kolonisten überfallen und ermorden. Aber er hatte sich seinen eignen Bruder Panda, durch einen offenbaren Mordanschlag gegen das Leben desselben zum Todfeind gemacht, dieser kam den Boern mit einem Heere von Kriegern zu Hülfe; mehr jedoch als diese Kaffernkrieger that die Tapferkeit der nur aus 400 Mann bestehenden, von einem gewissen Pretorius geführten Kolonisten selber; sie schlugen das an Zahl übermächtige Heer des Zooluherrschers, vertrieben ihn aus dem Lande und eigneten sich einen Theil desselben nach Kriegsrecht zu, während das übrige Gebiet dem Panda unterworfen wurde, mit welchem sie in ein erträgliches Vernehmen traten. Obgleich alle die Anstrengungen und Aufopferungen, welche die Auswanderungen der Boern nach Port-Natal begleiteten, nur den Zweck hatten, aus dem Verband mit Großbrittanien zu entkommen, hat es sich dennoch für alle gemäßigt und vernünftig Denkende bald herausgestellt, daß die neue Kolonie nur dann eines friedlichen, gesicherten Zustandes und blühenden Gedeihens gewärtig seyn könne, wenn sie sich dem Schutz und der Oberherrschaft des englischen Cap-Gouvernements von neuem unterordnete, und mit der alten Mutterkolonie wieder in lebendige Einheit träte.

Außer den Kolonisten von holländischer Abkunft, die zum Theil noch Nachkommen jener Pflanzer sind, welche die Generalstaaten der vereinigten Niederlande im Jahre 1652 unter dem Befehle des Jan van Riebeck, des Begründers der Capstadt hieher sendeten, hat das schöne Capland, vor allem in den letzten Jahrzehenden, auch noch viele andre Einwanderer und Anbauer aufgenommen, die sich diesen Aufenthalt großentheils sehr wohl gefallen lassen. Es sind hin und wieder im Lande neue Städte und Dörfer entstanden, bevölkert von europäischen, vornämlich englischen Handwerkern, Künstlern und andren gewerbtreibenden Leuten; der namentlich bey Gelegenheit der Auswanderung der Boern wohlfeile Ankauf der Güter hat viele Freunde des Landbaues hieher gelockt, welche in Kurzem zu einem hohen Wohlstand gelangt sind. Denn noch im Jahre 1840 konnte man ein kleines Bauerngut sammt dem Viehstand von 200 Schafen, 10 Kühen und eben so viel Zugochsen, 1 Reitpferd, 4 Stuten, 1 Ochsenwagen und den zur Wirthschaft nöthigen Haus- und Ackergeräthen um 2850 Th. preuß. Courant ankaufen, auf welchem ein Familienvater, der viele fleißige Hände (je mehr derselben je besser für ihn) mit sich brächte, sich und die Seinen vortrefflich nähren und bereichern konnte. Einer der schönsten, in der fruchtbarsten Gegend gelegenen Bauernplätze, der 7000 rhein. Morgen Acker- und Weideland und außerdem noch 6000 Morgen Winterweideland in der nachbarlichen Karroo umfaßte, war um einen Preis von 7700 Th. preuß. Cour. angekauft worden; der neue Besitzer hielt darauf eine Heerde von 4000 Schafen und Ziegen, gegen 400 Stück Rinder, mehr denn 100 Pferde, baute im Jahre 1840 über 18,000 Garben Getreide, und hätte mit Leichtigkeit einen doppelt so großen Viehstand ernähren, so wie bey der gehörigen Zahl der Arbeiter zehnfach so viel Getreide bauen können, denn der gewöhnliche Weizenertrag in dieser Gegend ist 30- und 60fältig. Dabey wird die Annehmlichkeit der Lage jenes Landsitzes noch durch die Nachbarschaft eines fischreichen Sees erhöht, und das Taglohn war in der Gegend von Verkeerdevalley, so hieß das Gut, noch bey weitem nicht so hoch gesteigert als in andren Distrikten des Caplandes.

Und nicht nur Viehzucht und Getreidebau, sondern alle jene Benutzung des Bodens, welche ein solches herrliches Klima erlaubt, kann hier mit dem besten Erfolg versucht werden. Man sieht in den wärmeren Lagen des Caplandes die Dattelpalme mitten in einem Kartoffelfelde stehen; Pisanggewächse mit Massen der Früchte bedeckt neben dem besten Weizen, der vielleicht auf Erden gebaut wird, dabey Kaffeebäume und Theesträucher, Baumwollenpflanzungen, Maulbeerbäume, Tabak, Reis, Orangen, Citronen und eine Menge von Arten der lieblichsten besten Südfrüchte neben den auserlesensten Obst- und Fruchtbäumen der europäischen Gärten,

welche bereits der Fleiß der Holländer, dieser Meister der Gartenkultur, hier einheimisch gemacht hat. Es ist kein Monat, der nicht hier in diesem Lande seine eigenthümlichen, köstlichen Früchte zur Ernährung und Erquickung der Bewohner spendete, denn selbst während der hiesigen Wintermonate erreichen die Apfelsinen, Mandarinenapfel, Citronen und Loquats ihre Reife und die besten Gemüse wachsen dann in Fülle.

Wie man den Weizen des Caplandes als den besten der ganzen Erde preist, so hat sich bekanntlich auch der Wein dieses Erdstriches einen Ruhm vor allen bekannten Weinsorten erworben. In keinem andern Lande ist der Geschmack der Trauben so süß, so aromatisch. Die Zeit ihrer Reife beginnt in wärmeren Lagen mit jener der weißen Feigen, der Kirschen und großen Gartenerdbeeren zugleich, im November und December, doch kann man bis zum Mai reife Trauben sehen und genießen. Der Ertrag des Weinstockes geht hier wahrhaft ins Außerordentliche, namentlich in Beziehung auf die geringeren Weinsorten, welche den Xeres-, Madeira- und Portweinen gleichen und von den englischen Händlern häufig unter diesen Namen verkauft werden. Es giebt afrikanische Weinbauern in der Paarl und dem Draknesteen, welche bey einem mäßigen Umfang ihres Besitzthumes jährlich 240,000 bis 400,000 Bouteillen solchen Wein ziehen, und dieser Ertrag ließe sich an vielen Orten noch leicht vermehren und veredeln. Namentlich hat sich ein gewisser Kolonist Schmidt mit gutem Erfolg damit abgegeben, auf seinem Grundstück mannichfache Sorten von Weinen zu ziehen, indem er Ableger aus sehr verschiedenen Ländern der Erde dem veredlenden Einfluß des herrlichen Klimas und des unvergleichlichen Bodens überließ. Als vor etwa 23 Jahren der Vater dieses Schmidt (ein Holsteiner) das Grundstück, das eine besonders gute, warme Lage hat, kaufte, war es nur ein Vieh- und Weideplatz, auf welchem kein Haus stund, keine Hand voll Korn gebaut wurde. Der Sohn hat den Grund und Boden mit den wenigen Mitteln und Kräften, die ihm zu Gebote stunden, umgebrochen und in Felder, Gärten und Weinberge verwandelt. Das neu bebaute Land ist hier so ergiebig, daß unser Reisender auf dem Weizenfeld des Herrn Schmidt ein Gehäufe von 139 Aehren sahe, welche sämmtlich aus einem und demselben Weizenkorn hervorgewachsen waren. Bey einem mäßigen Umfang hatte im Jahre 1840 jenes Feld eine Ernte von 17,000 Garben getragen, an Wein von vorzüglicher Qualität waren 16,800 Bouteillen und überdieß noch 4800 Bouteillen an Branntwein gewonnen worden, den Herr Schmidt aus den Resten der Trauben destillirte; in den Fruchtgärten sah man einen ganzen Wald von Orangenbäumen und neben den Erzeugnissen der europäischen Gartenkultur hochstämmige Dattelpalpalmen und Pisang, Guavas, Loquat und Jambosbäume.

Ein Nachbar jenes Hrn. Schmidt, ein Herr van Zeil, der sein Grundstück erst seit Kurzem um 3500 Th. preuß. Cour. angekauft hatte, wird bald auch durch glückliche Benutzung seines Eigenthums in die Fußstapfen von jenem treten, und das Capland könnte noch Tausenden von solchen Unternehmern zu einem guten, äußern Glückstand verhelfen, wenn sie vor Allem nur fleißige Hände zu seinem Anbau mit sich brächten. Hat doch schon in neuester Zeit mancher gewesene Kaufmann und Geschäftsmann den früheren Erwerbzweig verlassen und sich in die Ruhe des Landlebens dort in dem kleinen Paradies der Erde zurückgezogen. Freylich fehlt es auch schon jetzt nicht an solchen Beyspielen, wo ein minder gut berechnetes Unternehmen statt zum Gewinn, zu großem Verlust geführt hat, und namentlich kann man einigen französischen Kolonisten, die sich statt eines Bauernhauses gleich ein adeliches Schloß gebaut und in den Plan der Anlegung eines ganzen Dorfes eingelassen haben, nicht ohne ein sorgliches Bedenken bey ihrem Beginnen zusehen, noch mehr aber erregt unsre landsmannschaftliche Theilnahme das Schicksal eines edlen Deutschen, der sein ganzes Vermögen durch ein Unternehmen verloren hat, welches durchaus nur das allgemeine Beste zu seinem Zweck hatte. Wir erwähnen desselben hier mit einigen Worten.

In einem der schönsten Felsenthäler der Erde, in dem de Toits Kloof, da wo das fruchtbare Thal sich mitten zwischen den waldbewachsenen Bergwän-

den zu einem herrlichen Wiesengrund erweitert, durch welchen der Bergstrom seinen ruhigeren Lauf nimmt, sieht man ein ganz verfallenes Bauerngut, umgeben von den jetzt verwilderten Gärten, in denen die hoch- und dickstämmigsten Orangenbäume stehen, welche vielleicht das Capland aufzuweisen hat. In einem dieser Gärten haben die aus Europa eingeführten Brombeersträuche so überhand genommen, daß sie den ganzen Grund bedecken. Dennoch prangte ein von ihnen übersponnener Pompelmusbaum mit einer Fülle von Früchten, so groß als ein Kinderkopf. In dieser durch ihre erhabenen und lieblich milden Naturschönheiten herrlichen Einöde hatte sich ein Deutscher, Namens Schönfeld, ein gewesner Offizier bey einem brittischen Regiment, angebaut. Der ganze Engpaß, der eine Länge von 3 deutschen Meilen hat, war zu jener Zeit mehr nur für Vögel und leichtfüßige Antilopen, als für Menschen zugänglich, denn der Steig, der zum Theil an Schwindel erregenden Abgründen hingieng, war so schmal, daß selbst den Fußgänger, welcher über ihn hinschritt, Schauder ergriff. Ein junger afrikanischer Kolonist, Namens de Toit, hatte es gewagt, diesen nähern Weg zur Kapstadt zu Pferde einzuschlagen; der Reiter und seine zwey Pferde stürzten in den 800 Fuß tiefen Abgrund hinab, auf dessen Thalsohle der Waldstrom zwischen Felsenstücken braust, und waren zerschmettert worden. Da beschloß der edle Schönfeld einen Weg, selbst für Ochsenwägen fahrbar, durch die Gebirgskluft anzulegen; er ließ Felsenstücke hinwegräumen, brach an der Bergwand neben dem gefahrvollsten Abgrund hin, eine Straße aus, führte Brücken über die Schluchten, machte sich Bahn durch das wilde Gehölz. Aber bald giengen ihm die Geldmittel aus, die damalige Kolonialregierung that nichts zu seiner Unterstützung, er mußte seinen mitten in der Gebirgswildniß paradiesisch schön gelegnen Landsitz verkaufen; ein Boer erstand ihn um 8000 Capische (2600 rheinische) Gulden und benutzt ihn nur zum Weideplatz für sein Vieh. Doch hat der wackre Mann durch die von ihm gerade an den schwierigsten und gefährlichsten Stellen durchgeführte Straße, die man hoffentlich niemals wieder eingehen lassen wird, sich ein bleibendes Denkmal bey den Bewohnern der Umgegend errichtet.

Mitten unter den eigentlichen Bewohnern des Caplandes bewegt sich noch ein andrer, beständig wechselnder Zufluß von Menschen der verschiedensten Stämme und Sprachen, dieß sind die vielen Reisenden, welche alljährlich hier ab- und zugehen. Auch in Beziehung auf das Reisen in diesem Theile von Südafrika, erwähnen wir im Vorübergehen noch Einiges.

Die Tafelbay wird nur selten von Schiffen leer gesehen, welche von civilisirten Ländern der Erde herkommend, entweder auf ihrer Vorüberfahrt hier anhalten, oder deren Waaren und Passagiere für das Capland und seine Hauptstadt bestimmt sind. Aus allen Nationen, welche unter dem Einfluß der weit über die Meere reichenden, brittischen Herrschaft stehen, begegnen sich hier die Schifffahrt und Gewerbe treibenden Ankömmlinge, zu ihnen gesellen sich die aus andren Reichen der beyden Halbkugeln und ihrer verschiedensten Zonen Gebürtigen. Es kommt nur selten ein bedeutenderes Schiff an, auf dem sich nicht einzelne Reisende befänden, deren Hauptzweck ein längerer oder kürzerer Besuch des Caplandes ist. Unter diesem Himmelsstriche, welcher alljährlich wenigstens 350 ganz heitre Tage und Nächte zählt, während auch an den 15 übrigen Tagen das Herabfluthen des Regens nur selten länger als etliche Stunden anhält; in einer Luft, welche die auf- und abströmende Bewegung der Winde von den Gebirgen und von dem nach drey Seiten offenen Meere her in beständiger, lebenskräftiger Spannung erhält, erwacht mancher an Leib und Seele Erkrankter zu einem neuen Frohgefühl des Lebens und kehrt nach einiger Zeit für immer gestärkt zu seinem Beruf und seinem Vaterlande zurück.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

L. Annaei Senecae opera. Ad libros manuscriptos et impressos recensuit, commentarios criticos subiecit, disputationes et indicem addidit Carolus Rudolphus Fickert. Volumen secundum, continet libros de beneficiis, de clementia, de ira. Lipsiae sumptibus librariae Weidmannianae. MDCCCXLIII. XVIII u. 469 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

L. Annaei Senecae ad Aebutium Liberalem de beneficiis libri VII, ad Neronem Caesarem de clementia libri II, ad Novatum de ira libri III. Ad libros manuscriptos et impressos recensuit, commentarios criticos subiecit C. R. Fickert.

Die Fortsetzung dieser Ausgabe des Seneca, deren ersten Band wir in den Gelehrten Anzeigen 1842 Nro. 245 — 247 besprochen haben, ist schneller gefolgt, als es sich bey einem Werke erwarten ließ, dessen Abfassung so viele Zeit und Mühe in Anspruch nimmt; doch darf man darum nicht glauben, daß eine Uebereilung dabey Statt gefunden habe; es ist vielmehr in diesem Bande dasselbe Streben nach gründlicher Genauigkeit, als in dem ersten zu erkennen, und das rasche Fortschreiten der schwierigen Arbeit ist nur als das Ergebniß umfassender und durchaus sachgemäßer Vorstudien zu betrachten, welche sich nicht auf einen einzelnen Theil des zu bewältigenden Stoffes beschränkten, sondern sogleich für das Ganze einen so sicheren Grund legten, daß es bey der Ausarbeitung nur der Ergänzung und Ordnung des vorliegenden Materiales bedurfte, und der Verfasser gleich bey der Vollendung dieses Bandes das Erscheinen des folgenden, welcher alle noch übrigen philosophischen Werke Seneca's umfassen soll, für das künftige Jahr in Aussicht stellen konnte.

Die Einrichtung dieser Ausgabe darf nach der erwähnten Anzeige als bekannt vorausgesetzt werden; und wir haben mit Beziehung auf das dort Berichtete hier nur auszusprechen, daß auch dieser zweyte Band dem ursprünglichen Plane gemäß eine rein kritische Tendenz hat, und die Erklärung nur in so weit beygezogen worden ist, als es für jene nöthig zu seyn schien; daß aber die Lesarten der vielen benützten Handschriften und Ausgaben in gleicher Vollständigkeit und mit gleicher Raumersparniß mitgetheilt, und alle verdorbene Stellen möglichst genau nach der Anleitung der besten Handschriften hergestellt sind.

Hieraus ergiebt sich von selbst, daß die kleinen Unebenheiten, welche das fast allzu große Streben nach Kürze in dem ersten Bande veranlaßt hat, auch in diesem fortbestehen, wenn schon anzuerkennen ist, daß nichts, was bey der einmal angenommenen Weise zur Beseitigung möglicher Mißverständnisse geschehen konnte, versäumt worden ist. Die Hauptfrage, welche wir zu beantworten haben, ist aber die, ob wirklich, wie wir am Schlusse der früheren Anzeige aus dem Umstande, daß Schweighäuser in den Briefen das vorhandene Material weit mehr ausgebeutet hat, als es bey den übrigen

Werken von irgend einer Seite geschehen ist, abnehmen zu dürfen glaubten, in diesem Bande der Fortschritt in der Kritik des Seneca deutlicher hervortritt, als in dem ersten?

Diese Frage ist allerdings zu bejahen, in so ferne der Text der in diesem Bande enthaltenen Schriften hier zuerst eine durchgehende handschriftliche Grundlage erhalten hat, und nicht nur einzelne als verdorben in die Augen fallende Stellen berücksichtigt worden sind, sondern alles, selbst die geringste Kleinigkeit beachtet ist, worin es die bisherigen Herausgeber nicht so genau genommen hatten, weil sie es für ihren Hauptzweck, die Lesbarkeit der Werke Seneca's, für unwesentlich hielten, obgleich sich leicht nachweisen ließe, daß eine solche scheinbar unbedeutende Aenderung oft für den Sinn und Zusammenhang von großer Bedeutung ist. Es läßt sich in dieser Beziehung die zu behandelnde Schrift mit einem Baue vergleichen, für welchen der, welcher denselben von oben bis unten durchsieht, und alle noch so unbedeutenden Fehler möglichst von Grund aus verbessert, und auf die Reinlichkeit in den verborgenen Räumen eben so wie an der Außenseite bedacht ist, gewiß besser sorgt, als derjenige, welcher nur den in das Auge fallenden Schäden nachgeht, und diese, wo er sie nicht heilen kann, übertüncht; wenn gleich dem weniger aufmerksamen Beobachter die Thätigkeit des Letztern mindestens eben so ersprießlich zu seyn scheint. Wer möchte es aber dem Ersteren zur Schuld anrechnen, wenn er auf solche Gebrechen stößt, die er mit den ihm zu Gebot stehenden Mitteln nicht herstellen kann; wenn er sich genöthigt sieht, sie nur nothdürftig auszubessern, dabey aber es nicht unterläßt, am rechten Orte darauf aufmerksam zu machen, was bey zureichenderen Mitteln noch zu thun übrig sey? Wird man ihn dafür verantwortlich machen können, wenn er trotz aller Bemühungen die nöthigen Mittel nicht aufbringen kann?

In dieser Lage befand sich Herr Fickert bey dieser seiner Arbeit nicht selten. Während es ihm durch seine ernste und ausdauernde Bemühung gelang, so manchen weniger in die Augen fallenden, aber keineswegs für gering zu achtenden Fehler zu beseitigen, sah er sich gerade bey den hervorstechendsten Verderbnissen oft von seinen Hilfsmitteln verlassen, so viele er derselben auch von nahe und ferne aufgebracht hat. Und so kam es denn, daß manche solche Stellen gerade unberichtigt blieben, und daß es also dem, der das hier Geleistete nur nach solchen Einzelheiten beurtheilen wollte, scheinen könnte, als sey es keineswegs von großer Bedeutung. Daß aber die Handschriften gerade in diesen wichtigen Fällen den Dienst versagten, kann uns nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß unter den neu verglichenen keine ist, welche eine entschieden andere Quelle verriethe, als die schon früher bekannten, und daß die früheren Bearbeiter des Seneca gerade da, wo sie besondere Schwierigkeiten fanden, der handschriftlichen Autorität nachspürten und dieselbe, so ferne sie auf eine nahe liegende Verbesserung führten, benützten.

In allen solchen Fällen blieb natürlich kein anderes Mittel übrig, als die Conjectur. Daß von dieser Herr Fickert nur einen gemäßigten Gebrauch gemacht, und sich so nahe als möglich an die vorliegenden Lesarten der bessern Handschriften gehalten hat, verdient gewiß Beyfall, wenn sich schon zugeben läßt, daß sich manche Stelle ohne große Mühe wenigstens scheinbar hätte besser herstellen lassen.

Am Schlimmsten steht es unter den in diesem Bande enthaltenen Schriften um die Bücher de clementia, von welchen ein Theil ganz verloren gegangen und der übrige in sehr verdorbenem Zustande erhalten ist, wozu wohl der Inhalt des Werkes selbst beygetragen haben mag. Wenn irgendwo, so ist hier dem Seneca Mangel an Aufrichtigkeit der Gesinnung vorzuwerfen; daher mochte es einerseits kommen, daß diese Schrift nicht so häufig als die andern abgeschrieben, sondern mehr nur excerpirt wurde; und andererseits hat eben dieser Inhalt dem Werke an manchen Stellen eine übergewöhnliche Geschraubtheit verliehen, welche die Verderbniß derselben beförderte. Alle derartige Stellen aufzuführen ist hier der Ort nicht; wir wollen daher nur einige beyspielsweise besprechen, welche wir etwas anders gestaltet haben würden.

Gleich im ersten Kapitel, §. 5., schreibt Herr Fickert: **Potes hoc, Caesar, audacter praedicare, omniaque in fide et tutela haberi, nihil per**

te neque vi neque clam damni reipublicae. Die dazu beygebrachten Lesarten der Handschriften und Ausgaben nehmen fast zwey volle Columnen ein. Wir können nur im Allgemeinen erwähnen, daß die besseren Handschriften quae statt que haben, beri statt haberi, und clamari statt clam damni. Daß das offenbar verstümmelte beri nach dem Vorgang Gronov's in haberi verwandelt worden ist, kann, so lange keine andere Abhülfe aufgefunden ist, nur gebilligt werden; weniger das aus derselben Quelle herstammende damni; und que für quae scheint gar nicht in die Construction zu passen. Für das Letztere möchte Ref. lieber schreiben: omnia aeque in fide et tutela haberi; und an der Stelle von damni möchte in dem verstümmelten ari eher ein Verbum zu suchen seyn, etwa eripi, dessen Verstümmelung durch das folgende reipublicae hätte herbeygeführt werden können. Daß, wenn pi weggefallen war, clam eri in das freylich sinnlose clamari verwandelt wurde, lag ziemlich nahe. Eine ebenfalls sehr schwierige Stelle findet sich im folgenden Paragraph, wo Hr. F. nach dem Vorschlage des Lipsius geschrieben hat: Sed ingens tibi onus imposuisti: nemo iam divum Augustum nec Tiberii Caesaris prima tempora loquitur, nemo quod te imitari velit exemplar extra te quaerit: principatus tuus ad anni gustum exigitur, so daß der Sinn ist: „Es wünscht Niemand mehr, daß du dich nach dem Vorbilde der früheren Herrscher richten mögest; man bemißt die Weise deiner Regierung nach dem einen Jahre deiner Herrschaft." Daß dieses Letztere ziemlich gezwungen ist, wird Niemand in Abrede stellen. Natürlicher wäre wohl der Gedanke: „du giltst als Vorbild des Privatlebens, und nach dir entwirft man sich das Ideal einer Herrschaft." Dieser würde gewonnen, wenn man schriebe: nemo quod imitari velit exemplum extra te quaerit: principatus vivum ad Augustum exigitur, was einiger Massen dadurch unterstützt wird, daß das erste te in einigen Handschriften fehlt, und die meisten an der letztern Stelle ad augustum haben; vivum statt tuus zu schreiben würde bey dieser Erklärungsweise nöthig werden, um einen Gegensatz zu dem vorausgehenden divum Augustum zu gewinnen und es läßt sich damit vergleichen: de clem. I. 10. §. 2. haec hodieque praestat illi famam, quae vix vivis principibus servit; zu principatus müßte, freylich in einem andern Casus aus dem Vorhergehenden exemplar ergänzt werden.

Eine andere Stelle derselben Schrift mag zeigen, wie selbst da, wo die früher allgemeine Lesart beybehalten ist, durch diese Ausgabe doch so viel gewonnen wird, daß man erfährt, daß die aufgenommene Lesart nicht die der Handschriften ist, und wie diese lautet. Im 19. Kapitel des ersten Buches steht nämlich nach einer Conjectur des Erasmus in allen späteren Ausgaben: Quid pulchrius est quam vivere optantibus cunctis et vota non sub custode nuncupantibus? si paulum valitudo titubavit, non spem hominum excitari, sed metum? nihil esse cuiquam tam pretiosum quod non pro salute praesidis sui commutatum velit? omna quod illi contingit, sibi quoque evenire deputet? ohne daß in irgend einer unsres Wissens auf die abweichende Lesart der Handschriften aufmerksam gemacht wäre. Herr Fickert hat die Vulgata beybehalten, doch mit der Bemerkung: Haec retinui, quamvis falsa esse appareret: sed meliora non erant in promptu, und mit Anführung der Lesarten von 7 Handschriften. Von diesen hat eine evenire deputent, eine evenire debeat, die andern alle statt dessen vivere debeat. Statt quod illi haben alle ille (oder illo) cui; statt omne einige one. Demnach wäre die handschriftliche Autorität mehr in Ehren gehalten, wenn man schriebe: Nihil esse cuiquam tam pretiosum, quod non pro salute praesidis sui commutatum velit, cum nae ille, cui contingit, sibi quoque vivere debeat? in dem Sinne: „da doch gewiß der, dem die Rettung zu Theil wird, auch für ihn leben muß."

(Fortsetzung folgt.)

Reisen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841 ꝛc.

(Schluß.)

Im Ganzen ist das Leben in der Capstadt für den Fremden, wenn dieser sich einzurichten weiß, nicht zu theuer. Hr. v. M. mit seinem Freunde und Reisegefährten miethete sich bey einer Familie ein, deren Hausherr ein Deutscher, die Frau eine Engländerin war, er zahlte für zwey Zimmer und für die Kost, welche hier aus den mannichfachsten Gaben des Meeres und Landes, des Fleisches und der köstlichsten Früchte besteht, für sie beyde 7 Capthaler (einer zu 52½ Kreuzer). Nicht wohlfeiler kommt, die Reise dahin eingerechnet, ein Landaufenthalt zu stehen; denn die beyden Freunde zahlten zwar für das große Landhaus im Bokkeveld, das sie 4 Monate lang bewohnten, nur 35 Capthaler monatliche Miethe, desto theurer kam ihnen aber die Zufuhr der andren Lebensbedürfnisse zu stehen, obgleich sie Gelegenheit fanden ihre Küche täglich durch die Jagd mit dem besten Geflügel und Wildpret zu versorgen. Doch was sind alle diese Opfer sammt den verschiednen kleineren wie größeren Unbequemlichkeiten, welchen der Reisende in diesem Lande begegnet, gegen den unbeschreiblichen Genuß den der Freund und Forscher der Natur hier überall findet. Welche Gegend der Erde ist reicher an Arten der Säugthiere (man rechnet deren gegen 100), an buntfarbigen, obwohl der Sprache des Gesanges beraubten Vögel, der Amphibien und Fische, so wie aller andrer Thierordnungen des Meeres und Landes; welche ist reicher an schönblühenden Gewächsen und Früchte tragenden Bäumen. Diese hehren Gebirge, deren Höhen einen Theil des Jahres hindurch der Schnee bedeckt, und von deren Wänden sich dann die mächtigen Wasserfälle herabstürzen, an ihrem Fuße die üppig grünenden Thäler, wechseln freylich nach vielen Gegenden hin mit einförmigen, das Auge ermüdenden Sandflächen, aber auch diese verwandeln sich einen Theil des Jahres hindurch in ein blühendes, grünendes Gartenland; überall, wohin der Mensch eine künstliche Wässerung zu leiten vermag, regt sich und gedeiht die Pflanzen- und Thierwelt.

Die vormaligen Schrecknisse, welche die letztere über das Capland brachte, haben sich in neuester Zeit sehr vermindert; Löwen werden südwärts vom Orangefluß nur selten gefunden, die Zahl der Leoparden, welche namentlich unter den jungen Pferden der Pflanzer große Verheerungen anrichteten, hat sehr abgenommen, dagegen sieht man jetzt desto häufiger in den Gebirgsgegenden die Schaaren der munteren Zebras, die man in neuester Zeit mit gutem Erfolg gezähmt und zu allen Diensten der Rosse abgerichtet hat. Nur die giftigen Schlangen sind noch ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens bey den Bewohnern des Caplandes, obwohl sich die Boern vor den Folgen des Schlangenbisses gesichert halten, wenn sie sich der eckelhaften Cur ihrer Giftdoctoren unterwerfen. Die andern Berichte von giftigen Thieren, namentlich von einem geflügelten Insect, das sich in den Bienenstöcken finden soll (von den Hottentotten Bienenteufel genannt), so wie von giftigen Eidechsen und von der Kaninchen-Art, die halb von der Natur eines behaarten Vierfüßers, halb von der einer Schlange, schon durch das Schrecken ihres Anblickes tödten soll, gehören zu den mährchenhaften Dichtungen der einsam und abgeschieden lebenden Boern, welche den Stoff zu ihren Erzählungen meist von den Hottentotten empfiengen und von Mund zu Mund weiter ausbildeten. Das wahrhaft poetische Element, das in der Natur des Caplandes liegt, pflegt sich in den verschiednen Menschenseelen in sehr verschiedenen Formen auszuprägen; den wahrhaft erhebenden, begeisternden Einfluß desselben wird aber jeder Reisende empfinden, der einer Erhebung von geistiger Art noch fähig ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

L. Anaei Senecae opera etc.

(Fortsetzung.)

Daß sich die Partikel nae gerne, bey Cicero durchaus, mit einem folgenden Pronomen verbindet, ist bekannt. Sollte die Zusammenstellung mit cum Anstoß geben, so glaubt sich Ref. auf Cicero Tusc. Disput. I. 30. §. 74. berufen zu können, wo man liest: Sed haec et vetera, et a Graecis. Cato autem sic abiit e vita, ut causam moriendi nactum se esse gauderet. Vetat enim dominans ille in nobis deus, iniussu hinc nos suo demigrare: quum vero causam iustam deus ipse dederit, ut tunc Socrati, nunc Catoni, saepe multis: nae ille, medius fidius, vir sapiens, laetus ex his tenebris in lucem illam excesserit; nec tamen illa vincla carceris ruperit (leges enim vetant), sed tamquam a magistratu, aut ab aliqua potestate legitima, sic a deo evocatus atque emissus, exierit. Ref. nimmt nämlich hier, abweichend von Orelli, der vor nec tamen einen Punkt gesetzt hat, eine Fortwirkung des quum vero bis zum Schlusse des Satzes an. Wollte man nae allein setzen, so ließe sich vielleicht wohl der Conjunctiv debeat noch rechtfertigen; wenigstens sagt Ruddimann (II, S. 312. 8.): „Nae, h. e. profecto, pronominibus vere praepositum vel indicativum vel subiunctivum recipit." Doch würde bey dieser Abgerissenheit vom Vorhergehenden das Pronomen sibi und auch der Indicativ contingit Anstoß geben, den man erst in das freylich, wenn man die Abkürzungen betrachtet, nahe liegende contigerit verwandeln müßte.

Eine andere schwierige Stelle (II, 4. §. 4.) ist folgender Maßen gestaltet: Possumus effugere cavillationem et ita finire, ut sit crudelitas inclinatio animi ad asperiora. Hanc clementia repellit longius a se: nam severitatem illi convenit adesse. Pertinet quaerere hoc loco quid sit misericordia, und dabey bemerkt: „Ita Senecam scripsisse divino comparatis inter se mstis: in quorum nonnullis propter verbum Pertinet mutatum est adesse in ad rem; in plerosque autem receptum certum est, quod erat appictum ad explicandum verbum convenit quasi idem esset ac constat: postremo convenit per Infinitivum accommodatum est illi adesse." Ehe wir auf das hier Bemerkte eingehn, wollen wir noch erwähnen, daß die Handschriften alle haben: longius stare a se. Es fragt sich, soll man stare als durch eine Wiederholung von a se entstanden tilgen; oder in dem Texte lassen und zu erklären suchen? Das Letztere liegt gewiß näher, und zwar ließe sich vielleicht annehmen; daß repellere hier die Construction von cogere angenommen habe; wofür sich jedoch wohl keine Beweisstelle anführen und etwa nur das geltend machen ließe, daß Seneca überhaupt in dem Gebrauche des Infinitives statt ut, sich ziemlich viele Freyheit nimmt. Man vergl. Haase zu Reisig's Vorles. üb. lat. Sprachwissensch. Note 485. In Betreff des Uebrigen ist zu bemerken, daß gerade die besten Handschriften ad rem, nicht adesse, haben, und die vorzüglichsten, die Nazarianische Gruter's, nam severitatem ille convenit, während die übrigen meistens convenire certum est haben. Vergleicht man de ira I, 6. §. 2. poena

laedit: bono ergo ira non convenit, ob hoc nec ira, quia poena irae convenit. und de benef. II, 12. §. 2. non potest ad rem pertinere, so möchte man vermuthen, Seneca habe geschrieben: nam severitatem illi convenire certum est, (oder severitas illi convenit). Ad rem pertinet quaerere u. s. w.

An der Stelle der Bücher de beneficiis (III, 32. §. 4), für welche Ref. bey Gelegenheit der Anzeige des ersten Bandes superiaciunt als richtig anerkannt hat, ist hier nach einer einzigen Handschrift (supervincunt) geschrieben; die meisten Handschriften sprechen für superiniciunt, was freylich nicht zulässig ist. Uebrigens fehlt es auch in dieser Schrift nicht an solchen Stellen, für welche, nach den jetzt bekannten handschriftlichen Lesarten zu schließen, kaum eine ganz unbestreitbare Herstellung zu erwarten ist. Dahin gehört der Schluß des 12. Kapitels des zweyten Buchs, wo H. F. nach einer Conjectur Troß's geschrieben hat: Parum enim foede furioseque insolens fuerat qui de capite consularis viri soccatus audiebat, nisi in os senatoris ingessisset imperator impilia sua, wofür Ref. seiner Seits nichts Besseres anzugeben weiß; doch würde er lieber das ziemlich müßige imperator, als aus dem Anfang des folgenden Wortes entstanden und durch die Handschriften nicht hinlänglich geschützt, weggelassen haben. Nur an einigen wenigen Stellen dürfte vielleicht die Lesart der besten Handschriften festgehalten werden, wo sie hier verlassen ist. So heißt es hier (IV. 6. §. 1.) von den Wohlthaten der Gottheit: tot metalla defodit, tot flumina emisit terra super quam decurrunt solum aurum vehentia. Hier hat die Nazarianische Handschrift von erster Hand: tot flumine misitera super quae decurrunt sola aurum vehentia, von zweyter Hand, emisit aera super quae decurrunt solum aurum vehentia, wozu H. F. bemerkt: „solum ab hoc recepi: nam aurum opponitur ceteris metallis, quae statim laudantur." Die folgenden Worte, worauf sich dieses bezieht, lauten: argenti, aeris, ferri immane pondus omnibus locis obrutum cuius investigandi tibi facultatem dedit ac latentium divitiarum in summa terra signa disposuit. Wenn schon an sich hierin der Gegensatz, den H. F. finden will, liegen könnte, so gäbe doch hier, wo von den unzähligen Wohlthaten der Gottheit die Rede ist, die Hervorhebung dessen, daß man das Gold allein auf der Oberfläche der Erde findet, einen etwas schiefen Sinn. Geeigneter wäre der Gegensatz: „Gold findet man auf der Oberfläche, von den Flüssen schon an das Licht gebracht, die andern Metalle in den Tiefen der Erde, doch so, daß man sie leicht auffinden kann," und dieser Gedanke liegt in dem, was Ruhkopf, nach der ursprünglichen Lesart des cod. Naz. geschrieben hat: tot flumina emisit terra super quae decurrunt sola aurum vehentia, wenn man nämlich sola als den Plural von solum faßt: „welche Gold über den Erdboden, über welchen sie hinfließen, führen." Wie es scheint, hat sich hier H. F. durch die verschrobene Erklärungsweise Ruhkopf's irre machen lassen, der in seiner Lesart den Sinn findet: „die Gottheit hat außer den Flüssen, welche allein Gold mit sich führen noch so viele andere aus der Erde entspringen lassen," was allerdings gar nicht in den Zusammenhang paßt, und die Voraussetzung nöthig macht, daß super quae decurrunt für super ea quae decurrunt stände, während nach unsrer Weise zu verstehen ist: super ea sola, super quae decurrunt. — In demselben Buche hat H. F. (34. §. 3.), einer Conjectur des Lipsius folgend, geschrieben: Si promiseris, inquit, te daturum beneficium et postea ingratius scieris esse, dabis an non? Si facis, sciens peccas, das enim cui non debes dare; si negas, et hoc modo peccas, quia non das ei cui promisisti. Constantia vestra hoc loco titubat, et illud superbum promissum numquam sapientem facti sui poenitere nec umquam emendare quod fecerit, nec mutare consilium.

Daß hier constantia zulässig sey, ist keine Frage; allein die Handschriften haben conscientia; es kommt also vor allem darauf an, ob sich dieses nicht halten läßt. Nach unsrer Ansicht ist dieses aber der Fall; in dem Sinne: „wenn ihr euer Gewissen befragt, so gibt es euch keinen sichern Rath," oder „wie ihr es auch machen möget, so entweicht euch das Bewußtseyn recht gehandelt zu

haben, nach der einen oder der anderen Seite hin" und daraus entsteht dann die Reue, die im Folgenden erwähnt wird, wie Seneca selbst ep. 97. §. 13 sagt: Hic consentiamus mala facinora conscientia flagellari; und andrerseits wird man an den Ausspruch Cicero's erinnert (ad Att. XIII 20): Atque hoc: in omni vita sua quemque a recta conscientia transversum unguem non oportet discedere, viden' quam φιλοσόφως.

In den Büchern de ira erkennt an einer Stelle (I. 2. §. 3.) auch H. Fickert eine Lücke an; an zwey andern (II, 5. §. 1. u. II, 20. §. 1.), wo Lipsius eine solche angenommen hat, stellt er es wohl mit Recht in Abrede. Im Uebrigen ist die Verderbniß in diesen Büchern nicht so groß, und Ref. erinnert sich keiner einzigen Stelle in denselben, in welcher die Lesart der Handschriften als durchaus unverständlich aufgegeben wäre. Wie wollen daher hier nur eine Stelle berühren, bey der es sich mehr um die Erklärung und um die Interpunction handelt. Wo Seneca davon spricht, daß man die Unbilden der Machthaber nicht nur geduldig, sondern sogar mit fröhlicher Miene ertragen müsse (II, 33.), führt er als Beyspiel einen römischen Ritter, Namens Pastor, an, dessen Sohn der Kaiser Caligula wegen einer unbedeutenden Ursache hatte gefangen setzen, und auf die Bitte seines Vaters, ihn freyzugeben, hatte hinrichten lassen. Diesen lud nämlich der Kaiser, an demselben Tage, wo das Todesurtheil an seinem Sohne vollstreckt wurde, zu einem Gastmahl ein, wo er gesalbt und bekränzt, wie bey einer freudigen Gelegenheit in außergewöhnlicher und sogar seiner Gesundheit offenbar nachtheiliger Menge, Wein trinken mußte, und sich dabey jeder Aeußerung seines Schmerzes enthielt, weil er nämlich noch einen zweyten Sohn hatte, für den er fürchten mußte. Diesem stellt dann Seneca den Priamus gegenüber, wie er zu Achilles kam, um sich von ihm den Leichnam seines getödteten Sohnes zu erbitten, mit den Worten: Quid ille Priamus? non dissimulavit iram et regis genua complexus est? funestam perfusamque cruore filii manum ad os suum retulit, coenavit? sed tamen sine unguento, sine coronis: et illum hostis saevissimus multis solatiis, ut cibum caperet, hortatus est, non ut pocula ingentia super caput posito custode siccaret. Contempsisset Romanum patrem, si sibi timuisset: nunc iram compescuit pietas. Dignus fuit cui permitteret a convivio ad ossa filii legenda discedere. Ne hoc quidem permisit: benignus interim et comis adulescens propinationibus senem crebris, ut cura leniretur, admonens lacessebat: contra ille se laetum et oblitum quid eo actum esset die praestitit. Perierat alter filius, si carnifici conviva non placuisset. Hier ist die Beziehung der Worte Contempsisset Romanum patrem schwierig, weßhalb sie die früheren Herausgeber manchfach zu ändern gesucht haben. Herr Fickert hat sie beybehalten und in der Note darüber bemerkt: „Apparet ex orationis nexu verbum Contempsisset referri ad Priamum." Letzteres kann Ref. nicht billigen. Es ist kein rechter Grund vorhanden, warum das Urtheil des Priamus über den Römischen Vater angegeben werden sollte; und der Zusammenhang mit dem Folgenden ist so durchaus nicht klar; namentlich ist auffallend, daß zu permitteret und permisit das Subject aus dem erst nachfolgenden Satze: benignus adolescens ... lacessebat entnommen werden soll. Ref. würde daher lieber das Ganze so anordnen: Et illum hostis saevissimus multis solatiis ut cibum caperet, hortatus est, non ut pocula ingentia super caput posito custode siccaret. Contempsisset Romanum patrem? Si sibi timuisset. Nunc iram compescuit pietas: dignus fuit cui permitteret a convivio ad ossa filii legenda discedere. Ne hoc quidem permisit benignus interim et comis adulescens; propinationibus crebris, ut cura leniretur, admonens lacessebat. Contra ille se laetum et oblitum quid eo actum esset die praestitit: perierat alter filius si carnifici conviva non placuisset. So wird das Subject zu contempsisset und zu permitteret, wenn man nicht lieber permitteretur lesen will, das vorhergehende saevissimus hostis, welches ebenso im Gegensatze zu dem unten folgenden benignus interim et comis adulescens steht, wie illum, nämlich Priamum, zu Romanum patrem. Der Gedankengang wäre demnach folgender: „Den Priamus hat sein erbitterter Feind zum Essen, nicht zum Zechen, ermahnt,

und getröstet. Hätte er wohl den Römischen Vater verachtet? Ja, wenn dieser aus Furcht für sich selbst so gehandelt hätte. Wie die Sachen jetzt stehen, war er würdig, daß er ihm (wie dem Priamus) erlaubte, seinen Sohn zu begraben. Doch nicht einmal dieses gestattete ihm der doch so gütige und freundliche Jüngling: er forderte den Greis zum Trinken auf, um so seinen Kummer zu lindern; und dieser zeigte sich fröhlich, und als wenn er von gar nichts wüßte; denn es hätte ein anderes Benehmen seinem zweyten Sohne das Leben gekostet." Die Interpunction nach permisit wollte schon Ruhkopf (der übrigens fälschlich troianum patrem schrieb) tilgen; er erklärte aber interim unrichtig mit sub convivio; es entspricht vielmehr unsrem indessen, doch, (vgl. Hand Tursell. Th. III. S. 428)., und gibt dem Satze die ironische Wendung, der doch bey dem allen den Schein des Gütigen bewahren wollte. Vgl. de benef. VI. 43. §. 1. Nesciunt quanto interim manis ac difficilius sit capere quam fundere, u. Aehnl.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Dr. A. L. G. Krehl, Neutestamentliches Handwörterbuch zur Darstellung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Leipz. 1843.

Dr. M. Baumgarten, Theologischer Commentar zum alten Testament. Th. I. 1. 2. Kiel 1844.

Dr. H. Martensen, Die christliche Taufe und die Baptistische Frage. Hamb. 1843.

G. B. Sandford, The Doctrine of Regeneration considered. Lond. 1843.

W. Hoffmann, Die Stellung der wissenschaftlichen Theologie zur gegenwärtigen Zeit. Basel 1843.

J. H. Gerber, Supranominalismus, ein neues System der Theologie. Leipz. 1843.

Ern. Bersot, Doctrine de S. Augustin sur la liberté et la providence. Par. 1843.

Christ. de Beaumont, L'église, son authorité, ses institutions et l'ordre des Jésuites, défendus contre les attaques et les calomnies de leurs ennemis. Par. 1844.

Dr. J. Jak. Kromm, Der historische Christus u. s. w. Hamb. 1843.

Jos. Braun, Bibliotheca regularum fidei. T. I. Bonnae 1844.

J. G. von Wessenberg, Die falsche Wissenschaft und ihr Verhältniß zu dem Leben. Stuttg. 1844.

J. Penrose, Of the moral principle of the Atonement. Lond. 1843.

Brande J. Morris, An essay towards the conversion of learned and philosophical Hindus: etc. Lond. 1843.

Chr. Fr. Ammon und K. G. Prinz, Der Mensch und die Thierwelt. Dresd. 1843.

Dr. J. P. Lange, Deutsches Kirchenliederbuch oder die Lehre vom Kirchengesang. Zürich 1843.

Léonard Emile Burckhardt, Les Nazaréens ou Mandai-Jahia (Disciples de Jean), appelés ordinairement Zabiens et Chrétiens de St. Jean (Baptiste), secte gnostique. Strasburg 1840.

Das deutsche Collegium in Rom. Entstehung, u. s. w. unter Beyfügung betreffender Urkunden und Belege dargestellt von einem Katholiken. Leipz. 1843.

Povillon-Piérard, Description historique de l'église Métropolitaine de Notre-Dame de Rheims. Rheims 1823.

Ad. Schliemann, Die Clementinen nebst den verwandten Schriften und der Ebionitismus, ein Beytrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte der ersten Jahrhunderte. Hamb. 1844.

Ped. Fernand. Pulgar, Teatro clerical, apostolico y secular de las iglesias catedrales de Espana des de la fundacion primitiva y predicacion del evangelio. Madr. 1679. fol.

Alfr. Maury, Essai sur les légendes pieuses du moyen-âge. Par. 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	15. October
Nro. 206.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1844.

Platonis de summo bono doctrina. Ratione et antiquiorum sententiarum et Aristotelis judicii habita exposuit atque illustravit **Theodorus Wehrmann**, Dr. Philosophiae. Berolini, typis et impensis Georgii Reimeri. 1843.

In der Kritik der praktischen Vernunft spricht Kant den Wunsch aus, die Philosophie möchte wieder im Sinne der Alten als Lehre vom höchsten Gute, so fern sie als Wissenschaft angestrebt wird, gefaßt werden. Wenn auch Kant bey diesem Ausspruche zunächst nur das epikurische und stoische System im Auge gehabt zu haben scheint, so ist in der That damit zugleich der höchste Gegenstand der griechischen Speculation überhaupt bezeichnet, das höchste nicht bloß ethische sondern auch metaphysische Princip, an dessen Erkenntniß alle Systeme der griechischen Philosophie, besonders seit diese durch Sokrates zum vollen Bewußtseyn ihrer selbst gekommen, mit unausgesetzter Bemühung arbeiteten. Daß dieß Problem aber auch der neuern Philosophie nicht fremd geworden, wie schon aus dem eben angeführten Ausspruche Kants und mehr noch aus dem ganzen Inhalt der genannten Schrift hervorgeht, obgleich es in derselben eine andere Stellung und Gestalt angenommen, giebt einen Beweis für dessen innere Nothwendigkeit und ewige Bedeutung. In diesem Sinne behandelt es auch der Verfasser der hier anzuzeigenden Schrift. Denn obgleich die nächste und eigentliche Aufgabe derselben als eine Darstellung der platonischen Lehre über diesen Gegenstand sich kund giebt, so ist es doch nicht ein einseitig gelehrtes, sondern zugleich philosophisches Interesse, das die Untersuchung leitet und belebt. Mit Recht aber wendet sie sich an die Griechen, als die Urheber und Begründer, und vornämlich an Platon, in dessen Geist sich der speculative Genius der Hellenen am treuesten und vollständigsten aussprach und die einzelnen Bestrebungen zu einer Einheit der Erkenntniß zusammen zu fassen strebten. So war Er es auch, der diese Frage zuerst gründlich und umfassend behandelte und seinem großen Nachfolger nur noch die Vollendung und theilweise Berichtigung übrig ließ. Vorzüglich drey seiner tiefsten und bedeutendsten Werke kommen hier in Betracht, der Philebus, der Staat und der Timäus, alle drey seiner späteren Schriftstellerperiode angehörend.

Der Begriff des Guten, zu welchem die Philosophie durch Platon gelangte, ist der des Selbstgenugsamen (αὐταρκές) und Vollendeten, Vollkommenen (τέλεον). Ueber diesen Begriff ist weder Aristoteles noch die Philosophie überhaupt hinausgegangen; denn er ist der höchste, absolute; es ist der Begriff des absoluten Zweckes, um dessen willen alles Andere ist, es selbst aber um keines Anderen willen. Dieser Begriff auf das Verhalten eines persönlichen Wesens angewendet, erscheint als Seligkeit, εὐδαιμονία — denn so wird die philosophische Bedeutung des Wortes in unserer Sprache besser ausgedrückt als durch Glückseligkeit. Seligkeit ist nach menschlicher Weise zu reden das Selbstgefühl eines durch sich und um seiner selbst willen seyenden Wesens. — In der vorausgeschickten Ein-

leitung sucht der Verf. nachzuweisen, wie das griechische Bewußtseyn von der ersten Unmittelbarkeit einer edlen Sinnlichkeit, wie sie in seinen ältesten Dichtern sich darstellt, ausgehend, durch die verschiedenen Stufen der philosophischen Entwickelung hindurch zu der Höhe und Reinheit des Begriffes, wie ihn Platon und Aristoteles erkannten, sich erhob und läuterte.

Von diesem absoluten Begriffe des höchsten Gutes ist nach Kants Vorgange, auf den sich auch der Verf. beruft, der relative Sinn zu unterscheiden, in welchem das höchste Gut als eines, und zwar als das erste und vornehmste unter mehreren, die auch mitzählen, erscheint. Diese einzelnen Güter sind als solche auch Zwecke, aber, dem absolut Guten als dem absoluten Zwecke gegenüber, nur untergeordnete und überhaupt nur gut, in so fern sie diesem dienen und von diesem begriffen sind. Darum lassen sie auch eine andere Betrachtung zu, wo sie selbst nicht als Zwecke erscheinen, sondern eben als einem Zwecke dienend. Dieß ist der Begriff des Nützlichen, in welchem Sinne auch des Aristoteles Erklärung als: τὸ ποιητικὸν ἀγαθοῦ, und noch deutlicher: τὸ πρὸς τὸ τέλος, gemeint ist. Der Verf. nimmt hier begründete Veranlassung, die Behauptung des Sokrates von der Einerleyheit des Guten und Nützlichen auf ihren richtigen Gesichtspunkt zu stellen. Gewiß war des S. Ansicht nicht eine solche, durch welche das Gute herabgezogen wurde, als vielmehr darauf gerichtet, das relativ Gute oder Nützliche, welches sich bis dahin in dem Bewußtseyn der Griechen ausschließlich geltend gemacht hatte, vor jeder seinem Begriff widerstrebenden Verläugnung dieser seiner nothwendigen Beziehung auf einen höheren Zweck zu bewahren und gegen jene sophistischen Bestrebungen sicher zu stellen, nach welchen das Nützliche als der eigene Vortheil eines Jeden, zum Verderben der Sittlichkeit, sich selbst als letzten und höchsten Endzweck zu betrachten anfieng. — Mit Freuden gewahrten wir auch, daß der Verf. den von Aristoteles vielfach angefochtenen und corrigirten Satz des Sokrates, daß alle Tugend ein Wissen sey, auf den Grund zurückzuführen weiß, von welchem aus betrachtet er einen sehr tiefen, für die Erkenntniß der höchsten Begriffe wichtigen, speculativen Sinn zuläßt. Eine solche Nachweisung ist immer verdienstlich, selbst wenn es nicht die Meinung seyn kann, dem Sokrates selbst das ganze Bewußtseyn dieses speculativen Gehaltes beyzumessen, da ja dadurch die bewunderungswürdige Geistes-Energie des Mannes, die sogar auf ihrem individuellen Standpunkte eines solchen Begriffes fähig war, in ein um so helleres Licht gesetzt wird, das zugleich den eigentlich charakteristischen Mittelpunkt seiner ganzen Lehre und Erscheinung zu beleuchten geeignet ist. Auch kann es die Geschichte der Philosophie, sofern sie selbst ein philosophisches Studium ist, nicht von ihrem Bereiche abweisen, von solchen Gedanken, die in der nächsten historischen Folge nicht zur vollen Entwickelung und Manifestation gelangt sind, den Keim eines tieferen Gehaltes darzulegen. Entschieden müssen wir dagegen von des Verf. Ansicht abweichen, wenn er die Meinung aufstellt, daß auch S. schon in seiner Vorstellung von dem höchsten Gute eine Beymischung der Lust angenommen habe, da dieß gerade das Charakteristische der sokratischen Lehre verwischen würde, die gewiß richtig von Diog. L. in den Worten: ἓν μόνον τὸ ἀγαθὸν εἶναι, τὴν ἐπιστήμην — dargestellt wird. Dabey wäre das Bedenken durchaus ungegründet, daß auf solche Weise die sokratische mit der anaxagorischen Lehre identificirt würde, da, abgesehen von der Verschiedenheit, auf die schon die Ausdrücke θεωρία und ἐπιστήμη führen, und welche für Anaxagoras eher eine Vergleichung mit Aristoteles zuließen, der verschiedene innere und äußere (historische) Zusammenhang der beyderseitigen Lehren vor einer Identificirung ihrer Bedeutung und Geltung bewahren muß. Eben so wenig kann die Herleitung des aristippischen Moralprincips aus der sokratischen Lehre diese Ansicht begünstigen, da das Gemeinsame beyder, wie schon von andern Forschern nachgewiesen ist und auch von dem Verf. anerkannt wird, in einem andern Punkte zu suchen ist. Ein positives Zeugniß aber für die Auffassung des Diogenes kann man gerade in dem platonischen Philebus finden, wenn man solche in der Oekonomie des Dialogs begründete Andeutungen nicht unbeachtet lassen will. Denn vergleicht man die am Anfange des Dialogs dem Sokrates in den Mund gelegte Behauptung

mit dem Resultate der platonischen Untersuchung, so liegt es nahe genug, zu vermuthen, daß Platon auf solche Weise die ihm eigenthümliche Weiterbildung des sokratischen Princips hervortreten lassen wollte.

Worin nun besteht diese? Platon hatte nicht wie Sokrates die Aufgabe, die Philosophie vor der selbstzerstörenden Auflösung in Unphilosophie zu retten, die ihn nöthigte, die ganze Energie seines Geistes auf die Anerkennung und Geltendmachung gewisser Grundprincipien zu wenden, sondern konnte, auf dem durch Sokrates errungenen Boden stehend, manche von diesem unbeachtet gelassene Keime der Entwickelung in bereits früher gewonnenen Resultaten wieder aufnehmen und als integrirende Theile seiner ganzen philosophischen Anschauung ausbilden. Welch' hohen Werth er in diesem Sinne auf pythagorische Lehren legte, ist bekannt und der Philebus selbst giebt den besten Beleg dafür. Diesen Dialog legt der Verf. mit Recht seiner Darstellung der platonischen Lehre vom höchsten Gute zu Grunde, da er mehr als eine der anderen Schriften Platons auf eine principielle und in's Einzelne ausgeführte Entwickelung des Gegenstandes eingeht. Ref. hat in der erst kürzlich in diesen Blättern abgedruckten Anzeige der Stallbaumschen Ausgabe Veranlassung gefunden, den Inhalt desselben in Kürze dem Leser vorzuführen, und freute sich, rücksichtlich der dort auseinandergesetzten Schwierigkeiten, deren Lösung durch den Herausgeber als ungenügend erkannt werden mußte, hier dem im Ganzen übereinstimmenden Urtheile des Verf. zu begegnen. Derselbe versucht seiner Seits eine neue Auflösung, die von der gegenwärtig zu Geltung gekommenen Erklärungsweise dadurch abweicht, daß sie in der Stelle 27 D die Schützische Conjektur μικρὸν ἐκεῖνο verwirft und die handschriftliche Lesart μικρὸς ἐκεῖνος festhält. Erweckt es schon ein günstiges Vorurtheil für eine Erklärung, wenn sie die Aufhellung einer Schwierigkeit im Inhalte durch Rettung des angefochtenen urkundlichen Textes zu erreichen sucht, so darf sie sich doch gegenüber dem Urtheile anderer scharfsinniger Kritiker und Erklärer einer wiederholten Prüfung nicht entziehen. Der Zusammenhang ist folgender. Nachdem als die vier Grundgattungen alles Seyenden das Gränzlose, die Gränze, das Gemischte und das Ursächliche erkannt worden, so wird gefragt, welcher der vier Gattungen das aus Lust und Einsicht gemischte Leben, dem der höchste Preis gebührt, angehöre. Die Antwort ist: Natürlich der dritten, der des Gemischten. Οὐ γὰρ δυοῖν τινοῖν ἐστὶ μικτὸς ἐκεῖνος ἀλλὰ ξυμπάντων τῶν ἀπείρων ὑπὸ τοῦ πέρατος δεδεμένων, ὥστε ὀρθῶς ὁ νικηφόρος οὗτος βίος μέρος ἐκείνου γίγνοιτ' ἄν.

(Fortsetzung folgt.)

L. Annaei Senecae opera etc.

(Schluß.)

Was die Interpunction im Allgemeinen betrifft, mit deren Anordnung im ersten Bande sich Ref. nicht ganz einverstanden erklären konnte, so ist sie so ziemlich dieselbe geblieben. Die Relativsätze entbehren durchaus, auch wo sie als Vordersätze einem gleichgestellten Nachsatze vorangehen, der Interpunction. Daß durch solche Sparsamkeit manchmals Undeutlichkeit entstehe, dafür mag folgender Satz als Beweis dienen: (de benef. VI. 34. §. 3.) Quid? istos tu libros quos vix nomenclatorum conplectitur aut memoria aut manus amicorum existimas esse,? wo man nicht so leicht sieht, daß quos . . . aut manus ein relativer Zwischensatz ist. Uebrigens erinnert sich Ref. hier nicht so oft Anstoß gefunden zu haben, als in dem ersten Bande.

Die Vergleichung der von Herrn Fickert selbst benützten Handschriften ist allem Anscheine nach hier eben so genau als in dem ersten Bande; weniger scheint dieß bey denjenigen der Fall zu seyn, welche dem Feßlerischen Apparate angehören, wenn Ref. nach der Altdorfer (A.) schließen soll, welche mit der Erlanger, in welcher Ref. das erste Buch de beneficiis verglichen hat, in den meisten Fällen so übereinstimmt, daß man beyde für eine und dieselbe halten könnte, wenn nicht in jener Erlanger außer den Büchern de clementia, dem unterge-

schobenen Buche de paupertate und den Büchern de beneficiis alle Briefe enthalten wären, während in der Altdorfer nach dem Fickertschen Programm (Prolegomena in novam Senecae philos. edit. Numburgi 1839.) S. 52. außer den erwähnten Schriften sich nur die Briefe vom 97. an finden. Jenes Buch ist nämlich in beyden ganz auf gleiche Weise verstümmelt, und die aus der Altdorfer angeführten Lesarten treffen mit der Erlanger in so weit überein, daß die Abweichungen etwa nur auf ungenauen Angaben beruhen könnten; an sehr vielen Stellen aber, wo sich in der Erlanger nicht unbedeutende Abweichungen finden, ist in der Altdorfer nichts bemerkt, so daß die Vergleichung derselben um so mehr als eine unvollständige betrachtet werden darf, als die Greifswalder Handschrift (g), welche in den aus der Altdorfer angeführten Lesarten mit dieser und der Erlanger übereinzustimmen pflegt, die aus der Altdorfer nicht angeführten Abweichungen mit der Erlanger durchaus gemein hat. Diese Bemerkung zeigt einerseits, daß man wenigstens auf die Vollständigkeit der Vergleichungen in dem Feßlerischen Apparate nicht zu viel bauen darf, andrerseits macht sie aber den Wunsch rege, daß Herr Fickert das Verhältniß der von ihm benützten Handschriften, über welches er für seine Person gewiß im Klaren ist, wenigstens mit einigen Worten auch dem Leser vor Augen gestellt habe, was bey diesen Büchern wohl nicht so schwer gewesen wäre, da sich durch die verschiedenartigen Verstümmlungen die Handschriften von selbst in gewisse Klassen scheiden, wenn schon zu vermuthen ist, daß sie alle aus einer gemeinsamen Quelle hervorgegangen sind, da an so vielen Stellen sich in allen gleiche Verderbnisse finden. Für die Briefe scheint Feßler diese Altdorfer Handschrift nicht benützt zu haben; in diesen trifft unter dem Apparate des Herrn Fickert (S. Bd. I. Vorrede S. XXI.) die zweyte Erlanger (e) mit der von dem Ref. verglichenen überein. Außer dieser hat Ref. zu den in diesem Bande enthaltenen Schriften nur noch eine Würzburger theilweise benützt, welche außer den Briefen die Naturales quaestiones, die Bücher de beneficiis und de clementia und die untergeschobene Schrift de remediis fortuitorum enthält. Obgleich neu, schließt sie sich den besseren des Herrn Fickert an, was sich schon daraus abnehmen läßt, daß dieser die Verbesserung I, 1. §. 3. decoquere vero foedissimum ob hoc ipsum etc., welche Ref. nach derselben in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik Bd. XXXI. Heft 3 S. 274. mitgetheilt hat, auch nach seinen Handschriften vorgenommen hat; eben das. ist auch de benef. IV. 12. §. 4. statt der Gronov'schen Verbesserungen quota annua vorgeschlagen quoto annuo, was Hr. F. auch in der Note empfiehlt. Eigenthümliche Lesarten finden sich in dieser Handschrift, so weit sie Ref. kennen gelernt hat, nur wenige, welche nebst denen, die zur Unterstützung der Autorität anderer Handschriften irgend von Bedeutung sind, an einem anderen Orte mitgetheilt werden sollen.

Hiermit glaubt Ref. den Zweck seiner Anzeige erreicht, das heißt, dargethan zu haben, daß auch bey dem zweyten Theile seiner Ausgabe des Seneca Herr Fickert seine Aufgabe vortrefflich gelöst hat, und daß, was in demselben außer dem Gebotenen etwa noch zu wünschen wäre, durch die Ungunst des Schicksals, nicht durch seine Schuld, vorenthalten geblieben ist; er fügt daher nur noch hinzu, daß auch die äußere Ausstattung ganz dieselbe geblieben ist, als bey dem ersten Bande, und die Correktheit alles Lob verdient, indem sich verhältnißmäßig nur sehr wenige, meistens leicht zu berichtigende Druckfehler finden.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Platonis de summo bono doctrina.

(Fortsetzung.)

So die Handschriften, und so erklärt auch Hr. W. ἐκεῖνος auf τὸν μικρὸν βίον bezogen, von dem eben im Vorausgehenden die Rede ist: denn jenes (aus Lust und Einsicht gemischte) Leben ist nicht aus irgend welchen zweyen gemischt, sondern aus allem Gränzenlosen, das von der Gränze gebunden ist — und findet es sogar als einen Verstoß gegen die Logik, wenn man μικρὸν ἐκεῖνο, auf γένος bezogen, lesen wollte. Allein wenn man den ersten Eindruck befragen darf, dem auch sein Recht gebührt, da er oft klarer sieht und leichter das Richtige trifft, als die sich bisweilen verwirrende gelehrte Reflexion, so muß es sich doch zunächst als ein Widerspruch fühlbar machen, daß das aus Lust und Erkenntniß gemischte Leben nicht aus irgend zweyen, sondern aus allem Gränzelosen u. s. w. gemischt sey. Wenn man nun auch den Gedanken an und für sich in folgender Weise zurecht legen kann, daß man den Sinn darin findet: in dem aus diesen beyden gemischten Leben ist überhaupt alles (darin vorkommende) Gränzlose von der Gränze gebunden, so ist doch die nachdrückliche Entgegensetzung von δυοῖν τινοῖν und ξυμπάντων immer unmotivirt durch den Zusammenhang, der nichts als die Begriffe des ἄπειρον und πέρας für das gemischte Leben foderte. Wie natürlich und angemessen dagegen diese Gedankenfolge: das gemischte Leben ist ein Theil der dritten Gattung; denn diese befaßt nicht etwa irgend zwey, sondern alles Gränzlose u. s. w. unter sich, so daß das preiswürdige Leben mit Recht ein Theil von jener genannt wird. Und damit stimmt vortrefflich die Ausdrucksweise überein, die für jene andere Auffassung manche, freylich unerwähnte, Schwierigkeiten darbietet. Denn erstens ist der Gebrauch des Pronomens ἐκεῖνος, auf den nächsten Gegenstand der Rede bezogen, zum mindesten auffallend, während es ganz schicklich auf das aus einer bereits abgemachten Untersuchung Herübergenommene, nämlich das γένος μικρὸν, sich bezieht, auf welches auch das gleich folgende ἐκείνου geht; noch auffallender aber tritt das nachdrückliche: ὁ νικηφόρος οὗτος βίος ein, wenn im unmittelbar Vorausgehenden eben davon die Rede ist, während es seine volle syntaktische und oratorische Bedeutung gewinnt, sobald dort ein Anderes, nämlich das γένος μικρὸν gemeint ist. Aber freylich soll ein logischer Fehler in der Gedankenfolge seyn, der allerdings nicht abzuweisen ist, wenn sich keine Vermittelung zwischen den Elementen der Mischung ergiebt. Allein diese ist wirklich vorhanden, wie der Verf. selbst richtig nachgewiesen hat. Denn wenn auch daran festzuhalten ist, daß νοῦς φρόνησις u. s. w. dem Geschlecht des Ursächlichen angehört, und keine Andeutung berechtigt, sie dem πέρας zuzuweisen, so setzt doch das Ursächliche als das Hervorbringende beyder (27 A) dem Gränzelosen, der Lust, die Gränze, so daß jetzt in der Verbindung mit der φρόνησις die Lust ein von der Gränze Gebundenes erscheint und mit Recht der gemischten Gattung untergeordnet wird, welches alles Gränzlose und von der Gränze Gebundene in sich befaßt.

Auf solche Weise wäre nun wohl eine Schwie-

rigkeit, die sich im Gedankenzusammenhange des Philebus ergiebt, gehoben. Allein versucht man auf den Zusammenhang des ganzen Systems einzugehen, so wird sich noch manches Widerstrebende und schwer zu Vereinigende herausstellen. Denn so richtig der Verf. bemerkt (S. 46), daß die Principien hier, im Philebus, nicht in kosmogenischer Absicht und Bedeutung aufgestellt werden, wie im Timäus, so giebt sich doch offenbar gerade im Philebus das Bestreben kund, für die ethischen Grundbestimmungen solche Principien zu gewinnen, die zugleich an die Spitze der Physik gestellt werden könnten. Ueberlassen wir jedoch die Untersuchung über die Vereinbarung der im Philebus und Timäus aufgestellten Lehren, wozu noch jene Schriften, die mehr die dialektische Seite des Gegenstandes behandeln, einen wichtigen Beytrag geben, dem künftigen Darsteller des platonischen Systems und wenden uns zu dem, was der Verf. für die Aufhellung der Schwierigkeiten, welche die von Platon aufgestellte Reihenfolge der Güter darbietet, geleistet hat: so geht der Verf. von der richtigen Einsicht aus, daß unter dem ersten Gute nicht die Idee des Guten, wie andere Erklärer wollen, gemeint seyn kann, sondern nur ein Bestandtheil des dem vollendet Guten entsprechenden Lebens. Allein um das Verhältniß der Abstufung befriedigend zu erklären, bedurfte es noch mancher Erläuterungen, die hier ebenfalls vermißt werden. Namentlich reicht die Berufung auf die Stelle 52 D nicht hin zur Nachweisung, daß in den beyden ersten Graden das Verhältniß von Seele und Leib, von Form und Materie zu erkennen sey. Dem Verf. scheint hier das von Aristoteles so sehr empfohlene ποσαχῶς λέγεται entgangen zu seyn. Denn offenbar sind zwey verschiedene Bedeutungen des Wortes ἱκανόν, welches dem Verf. zur Begründung seiner Erklärungsweise behülflich seyn soll, verwechselt, indem es an der angezogenen Stelle, wo es mit dem σφόδρα und πολύ u. s. w. als gleichartig verbunden und mit diesem in das γένος ἄπειρον, welches dem materialen Princip entspricht, gesetzt wird, nicht anders als in der bloß quantitativen Bedeutung des Reichlichen, Ueberfließenden, verstanden und also unmöglich in gleichem Sinne gemeint seyn kann mit jenem ἱκανόν, welches mit dem αὐταρκές und τέλεον auf eine Linie gestellt, das Genugsame, in sich Befriedigte bedeutet und als ein Merkmal des vollendet Guten bezeichnet wird. Vor Allem also mußte die Vermittelung beyder Bedeutungen nachgewiesen und gezeigt werden, wie die eine aus der anderen abzuleiten ist. Das ἱκανόν im absoluten Sinne, in welchem es als der zweyte Grad in der Reihefolge der Güter genommen werden muß, gehört eben so wie das μέτρον weder dem rein Grenzlosen noch der reinen Gränze, sondern dem aus beyden Gemischten, der aus der Begränzung des Gränzlosen hervorgehenden Gattung an. Vergleicht man aber beyde mit einander, so zeigt sich, daß in dem Begriff des μέτρον die aktive Bedeutung des Begränzenden, in dem des ἱκανόν die passive des Begränzten die vorherrschende ist, wodurch sich allerdings eine Analogie zu dem Verhältniß von Form und Materie, oder besser von Seele und Leib ergiebt. Die bloß quantitative Bedeutung des ἱκανόν, welche aus dem gewöhnlichen Sprachgebrauch herübergenommen ist, beruht demnach auf einer Verkürzung seines eigentlichen und vollständigen Begriffes.

Andre Fragen, die sich ebenfalls anbieten, z. B. warum nach dieser Auffassung der beyden ersten Stufen Verstand und Vernunft, die der Gattung des Ursächlichen angehören, erst an dritter Stelle erscheinen, läßt der Verf. unberührt, obgleich im Ganzen nicht verkannt werden darf, daß durch seine Beleuchtung das Verständniß der immerhin schwierigen Stelle gefördert worden ist. — So viel aber scheint jedenfalls zugegeben werden zu müssen, was auch **Brandis** in seiner Darstellung der platonischen Philosophie anerkennt, daß sich in dieser Auseinandersetzung eine gewisse Eilfertigkeit kundgebe, die nicht ohne Schuld Platons das Verständniß erschwere und darum auch nicht als ein letzter Abschluß betrachtet werden könne.

Wohlgelungen ist die weitere Darstellung der ethischen Lehren Platons, aus den übrigen Schriften, besonders dem Staate, zur Ergänzung des Philebus, entnommen (S. 100—114). Mit besonderer Sorgfalt aber geht der Verf. auf die Kritik ein, welcher Aristoteles in den ethischen Schriften die Lehre Platons unterwirft. Er stützt sich dabey auf Spengels Untersuchungen „über die unter dem Na-

men des Aristoteles erhaltenen ethischen Schriften," mit deren Resultate er im Wesentlichen durchaus einverstanden sich erklärt. Er geht demnach davon aus, daß als das ächte Werk des A. die Nikomachische Ethik anzusehen sey und für die Untersuchung über die ἡδονή das zehnte Buch zu Grunde gelegt werden müsse, da das siebente alle Zeichen der Unächtheit an sich trage. Uebrigens bekennt er sich zu dem lobenswerthen Grundsatze, daß in Rücksicht auf die Kritik der platonischen Lehren es nicht auf den Urheber sondern auf das Gewicht und die Richtigkeit der gemachten Einwürfe ankomme und dieselben die ganz gleiche Beachtung verdienen, sie mögen von Aristoteles oder einem Anderen herrühren. Der Verf. bemüht sich hier wie an anderen Stellen dem: „Qui bene distinguit" sein Recht widerfahren zu lassen, und es namentlich in Bezug auf die Begriffsbestimmung der ἡδονή als eine die wahre Ansicht Platons verfälschende und höchstens durch eine ungenaue Ausdrucksweise desselben begünstigte unrichtige Auffassung älterer und neuerer Platoniker nachzuweisen, wenn angenommen wird, Platon habe die Lust als Wiederherstellung oder Entstehung und Bewegung dargestellt, während sie nach seiner wahren Meinung nur daraus entstünde. Auf einem ganz ähnlichen Versehen beruhe die Annahme, daß A. die ἡδονή als ἐνέργεια bestimme, während sie nach seiner Erklärung nur als deren Vollendung zu betrachten sey und also nicht ohne eine solche gedacht werden könne. Dadurch werde die Verschiedenheit der platonischen und aristotelischen Ansicht darauf reducirt, daß Platon die ἡδονή aus einer γένεσις, Aristoteles aus einer ἐνέργεια entstehen lasse. Letztere unterscheidet sich aber von ersterer dadurch, daß die ἐνέργεια nicht in einer Succession von Momenten, deren jeder für sich unvollständig ist, sich vollendet, sondern Anfang und Ende nicht unterscheiden läßt, so daß jeder geringste Theil für sich ein Ganzes ist.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Fr. Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen oder die Kirchengeschichte in Biographieen. Bd. I. 1. 2. Zürich 1843.

Artaud de Montor, Histoire du pape Pie VIII. Par. 1844.

Diego de Villafranca, Chronologia sacra, origen de la religion de los P. P. Clerigos reglares Menores. Madrid 1706. fol.

Fr. de la Vega y Toraya, Chronica de la provincia de Castilla, Leon y Navarra, del orden de la santissima trinidad. P. 1—3. Madr. 1720. f.

Alons. de Torres, Chronica de la santa provincia de Granada, de la regular observancia de N. Seraf. Padre San Francisco. Madr. 1683.

Fr. Diago, Historia de la provincia de Aragon de la orden de predicadores, desde su origen y principio hasta el año 1600. Barcelona 1598.

Willebrord van der Heyden, Verhaal van de Verrigtingen der Jezuieten in Friesland. Leeuward. 1843.

S. de Vasconcellos, Chronica da companhia de Jesu do estado do Brasil. Lisb. 1663. fol.

E. Süskind, Der Organismus der protestantischen Kirche. Ein Versuch über die kirchlichen Zustände in Württemberg. Blaubeuern 1843.

Ribbeck, Die ordinatorische Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Schriften. Berl. 1843.

M. C. Ferd. Crain, Die Reformation der christlichen Kirche in Wismar. Wismar 1841. 4.

Dr. H. Schleiden, Die protestantische Kirche und die symbolischen Bücher. Hamb. 1840.

B. Glasius, Geschiedenis der christelijke Kerk en Godsdienst in Nederland, na het vestigen der Hervorming. Vol. 1. 2. Amsterd. 1843.

Rich. Cattermole, The litterature of the church of England. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

J. Bennet, The history of Dissenters during the last thirty years (from 1808 to 1838). Lond. 1839.

J. M. Prat, Histoire de Saint Irénée, second évêque de Lyon, docteur de l'église et martyr. Lyon 1843.

Gabriel Pasqual y Orbaneja, Vida de Sanindalecio y Almeira ilustrada en su antiguetad, origen y grandeza. Almeira 1699. fol.

Herm. Lorenzo Ortiz, Origen y instituto de la compañia de Jesus, en la vida de San Ignacio de Lojola. Sevilla 1679. fol.

J. Cebrian, Constitutiones synodales del arcobispado de Zaragoza. Caragoça 1656. fol.

Constituciones synodales del obispado de Pamplona. Pamplona 1591. fol.

Andr. Advocat Barbéri, Magnum bullarium Romanum summorum Pontificum Clementis XIII., Clementis XIV., Pii VI. et VII., Leonis XII. et Pii VIII. Fasc. 91—108. Romae 1843. fol.

Fr. Pedro Monteiro, Historia da Santa inquisição do reyno de Portugal e suas conquistas. Lisb. 1749—50.

Dr. Ph. Marheineke, Die Reform der Kirche durch den Staat. Leipz. 1844.

S. Marques, Brasilia pontificia. Ulyssipone 1758.

Des Cardinal Litta Briefe über die sogenannten vier Artikel des Clerus von Frankreich. Nebst einer Einleitung von Robian von Bortbeck, und einem Anhange, verschiedene Dokumente und die Consist. Akten der Retractation des Febronius enthaltend. Münster 1844.

Honi irodalmi hirdeto. Ungarische Bibliographie. Redig. von M. Magyar. Pesth 1844.

Lijst van nieuw uitgekomen Boeken in den Jare 1844.

Jordan, Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft. Leipz. 1844.

J. L. Vives, Opera omnia distributa et ordinata in argumentorum classes praecipuas a G. Majansio. T. 1—8. Valentiae 1782—90. fol.

Dr. Ed. Brinckmeier, Abriß einer documentirten Geschichte der spanischen Nationalliteratur u. s. w. Leipz. 1844.

M. Wocher, Allgemeine Phonologie. Stuttg 1841.

Diccionario de voces españolas geográficas. s. l. et a. 4.

Franc. Junii, Etymologicum Anglicanum. Ex autographo descripsit et accessionibus permultis auctum edidit Edw. Lye. Praemittuntur vita auctoris et grammatica Anglo-Saxonica. Oxonii 1743. fol.

A. Boeckh, Des Sophocles Antigone. Berl. 1843.

El. Vartabed, Soulévement national de l'Arménie chrétienne au V. siècle, contre la loi de Zoroastre sous le commandement du prince Vartan le Mamigonien. Par. 1844.

Tchao-Chi-Kou-Eul, ou l'orphelin de la Chine, traduit du Chinois par Stanisl. Julien. Par. 1834.

The Dabistán; or School of Manners. Translated from the original Persian, with notes and illustrations by Daniel Shea and A. Troyer. Vol. 1—3. Par. 1843.

C. F. Dorfmüller, De Graeciae primordiis aetates quatuor. Stuttg. 1844.

Lucas de S. Catharina, Memorias da ordem militar de S. João de Malta. T. I. (unico). Lisboa 1834.

J. M. Gassier, Histoire de la chevalerie française. Par. 1844.

Costanzo Gazzera, Memorie storiche dei Tizzoni conti di Desana e notizia delle loro monete. Torino 1842.

D. Ant. Ramos, Descripçion genealogica de la casa de Aguayo. Malaga 1781. fol.

Pedro Lozano, Descripçion chorographica del terreno, rios, arboles y animales de las dilatadissimas provincias del gran Chaco, Gualamba etc. etc. Cordoba 1733.

Dr. Ch. Birch, Ludwig Philipp der Erste, König der Franzosen. Stuttg. 1843.

Dr. Fr. A. Wagner, Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbufer unweit dem Ausfluß der schwarzen Elster. Leipz. 1828.

Jac. Nardi, Istorie della città di Firenze. Per cura è opera di Lelio Arbib. Vol. 1. 2. Firenze 1842.

Fr. Inghirami, Storia della Toscana. Fasc. 11—20. Fiesol. 1843.

Castruccio Bonamici, Comentarios o memorias de la sopresa de Veletri y de la guerra de Italia año de 1744. Madr. 1798.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.
Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Platonis de summo bono doctrina.

(Schluß.)

Soviel ist ohne Weiteres zuzugeben, daß A. die platonische Lehre über diesen Gegenstand nicht so fast widerlege, d. h. in ihrer Grundlage aufhebe, als vielmehr ausbilde und vollende, und zwar in dem Maaße, daß selbst der von Aristoteles in die Philosophie eingeführte fruchtbare Begriff der ἐνέργεια nur als der richtige Ausdruck dessen erscheinen darf, was Platon in seiner ganzen Philosophie suchte und nur mit dem Begriff der οὐσία, obwohl er sie nicht in dem beschränkten Sinne der Wesenheit, wie A., denkt, und der Idee nicht vollkommen zu erreichen vermochte. Dabey darf jedoch der verschiedene Standpunkt nicht übersehen werden, von dem Platon und Aristoteles ausgehen, beruhend in der historischen Stellung ihrer Philosophie und der Verschiedenheit ihrer polemischen Beziehung. Denn während Platon es als seine Aufgabe erkennt, der hedonistischen Richtung der aristippischen Schule entgegenzutreten, und darum den vorzüglichen Nachdruck auf die metaphysisch und moralisch ungünstige Seite der Lust legt: geht A. sichtlich darauf aus, zwar nicht dem Hedonismus das Wort zu reden, den er vielmehr ebenfalls bekämpft, aber doch die in der platonischen Philosophie zurücktretende günstige Seite hervorzuwenden, also der Lust und dem Vergnügen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Platon unterscheidet reine und unreine, d. i. mit Unlust gemischte Vergnügen. In Rücksicht auf die ersteren, die Pl. ebenfalls mit dem Denken nicht nur verträglich sondern sogar eigenthümlich verbunden anerkennt und darum auch von dem vollendet guten Leben nicht ausschließt, stimmen beyde wesentlich überein, dahingegen A. die von Pl. aufgestellte Bestimmung der mit Unlust gemischten Lust nicht gelten läßt. Verdient es auch gleich nur Beyfall, wenn der Verf. den gegen Aristoteles bisweilen in zu großer Ausdehnung laut werdenden Vorwurf zurückweist, als beruhe seine Beurtheilung platonischer Lehren großentheils auf Mißwollen oder Mißverständniß: so kann doch in diesem Falle A. von einer unrichtigen Auffassung der Ansichten seines Vorgängers nicht frey gesprochen werden. Denn so wollte es Pl. gewiß nicht verstanden haben, wenn er die Lust dem Geschlecht des Gränzlosen, welches das Mehr und Weniger in sich hat, zuweist, wie man dieß z. B. von jeder menschlichen Tugend und Eigenschaft sagt, wo die verschiedenen Grade — das Mehr und Weniger — genau genommen nur Annäherungsstufen des wirklichen Besitzes bedeuten; sondern er will vielmehr das Wesen der Lust als ein solches bestimmen, das in einem Schwanken zwischen Mehr und Weniger, zwischen Lust und Unlust besteht, welche letztere der Lust immer beygemischt ist eben weil sie unbefriedigt bleibt und nie sich selbst zu erreichen vermag — ähnlich dem, was unser deutscher Dichter so unvergleichlich ausdrückt in den Worten des Faust: „So tauml' ich von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.“ Damit aber, glauben wir, hat Pl. das Wesen der Lust sehr tief gefaßt und treffend bezeichnet; ja es ist die Frage, ob er von dieser Wesensbestimmung die so genannten reinen Arten auszuschließen brauchte und ob diese nicht vielmehr nur r e i n e r e Arten sind, in denen das Gefühl des Unbefriedigten, also

der Unlust nur mehr zurücktritt aber doch nicht ganz verschwindet. Denn, was ist eine vollkommene, in sich beschlossene und befriedigte, sich selbst durchaus gleichartige, in jedem Momente das Ganze umfassende, also von dem Wesen der Zeit unberührte Lust anders als Seligkeit, zu deren Begriff die Ewigkeit gehört, da das der Zeit und Vergänglichkeit Unterworfene dadurch nothwendig auch eine qualitative Ungleichartigkeit in sich aufnimmt, also dem Begriff der Vollkommenheit entsagen muß? Seligkeit ist das Gefühl einer vollkommenen ἐνέργεια, die zugleich eines vollkommenen Wesens ist; dahingegen ein unvollkommenes Wesen nur einer unvollkommenen ἐνέργεια fähig ist, als deren Vollendung oder Gipfel A. die Lust bezeichnet. Eine unvollkommene ἐνέργεια erreicht aber eben darum nicht den wahren Begriff der ἐνέργεια, und fällt dadurch in das Gebiet der γένεσις, des Werdens, einer in sich ungleichartigen und von ihrem Gegentheil begleiteten Aktion. Damit halten wir den Widerspruch für gelöst, den der Verf. in der platonischen Theorie erblickt und zugleich die Widerlegung des Aristoteles, so weit sie Platon mit betrifft, auf ihren wahren Grund zurückgeführt. Auch glauben wir die Frage, welche der Verf. S. 125 berührt: ob nach platonischer Vorstellung den Göttern Lust zugeschrieben werden könne oder nicht, anders als derselbe beantworten zu müssen. Denn wenn auch die Stelle im Philebus 33 B. sich allerdings zunächst auf die sinnliche Lust bezieht, so kann doch jene andere aus dem Phädrus angeführte Stelle, die durchaus einen poetischen Charakter trägt, noch weniger als Beweis geltend gemacht werden, während die ganze Anschauung, die dem Philebus zu Grunde liegt, dahin führt, daß in Platons Begriff von der den Göttern beyzumessenden Seligkeit die Lust als solche keinen Platz mehr findet und es ebenso die Uebertragung eines menschlichen Begriffes auf das Wesen Gottes ist, wenn man von einer Lust oder Wonne Gottes spricht, als es hinwiederum unter menschlicher Beschränkung gedacht werden muß, wenn dem Menschen eine Seligkeit beygemessen wird.

Anlangend ferner die Bestimmung der Lust als einer γένεσις, die Sokrates von Anderen vernommen zu haben erklärt, so geht der Verf. von der Ansicht aus, zu der sich Ref. in jener oben erwähnten Anzeige ebenfalls bekannt hat, daß Pl. selbst sie damit als nicht die seinige erklären und auch ihre Vertretung nicht übernehmen wollte. Allein die Frage ist, ob es nicht gerade dem Wesen der dialogischen Darstellung entspricht, daß Pl. auf solche Weise seine eigenen Lehren und Ueberzeugungen dem Sokrates in den Mund legt, um so mehr als zwey Begriffe eingeführt werden, deren Gegensatz in der platonischen Philosophie durchaus von der größten Bedeutung ist.

Tiefer in den Gegenstand einzugehen, kann hier nicht unsere Aufgabe seyn, da uns nur obliegt, zu zeigen, was in der genannten Schrift, die gewiß kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird, zu suchen und zu erwarten sey. Die Darstellung ist ebenfalls fließend und klar, und wenn man nicht übertriebene Anforderungen macht, frey von Barbarismen. Nur dieß können wir als eine Art Flecken nicht unerwähnt lassen, was die Weise, deutsche Stellen zu citiren, betrifft, indem es gewiß jedes Sprachgefühl beleidigen muß, z. B. p. 117 zu lesen: ibique professus est suam „aus wiederholter Forschung entstandene Ueberzeugung" u. s. w. Vor solchen Unschönheiten sollte der Geist des Alterthums bewahren. Uebrigens verdient noch eine besondere Anerkennung der wohlthuende Ton, der in der ganzen Schrift herrscht, indem die freye Selbständigkeit des Urtheils, die der Verf. überall beurkundet, beherrscht von dem inneren Maaße, nirgends in herbe Rücksichtslosigkeit und Schroffheit ausartet.

Schließlich erwähnen wir noch eine Schrift, die, wie in äußeren Umständen — beyde geben sich als Erstlingsschriften kund — so auch im Inhalte mit der vorigen verwandt ist. Sie führt den Titel:

De dialectica Platonis. Scripsit Carolus Kuehn, Phil. D. Berolini 1843.

Denn obwohl die Untersuchung in Umfang und Richtung sich von der obigen unterscheidet, so ließe sich doch schon aus dem inneren Zusammenhange, in dem alle Theile der Philosophie zu einander stehen, abnehmen, daß zwey Schriften, die demselben Systeme gewidmet sind, Berührungspunkte haben

müssen. Hier waltet aber noch das besondere Verhältniß, daß die Lehre vom höchsten Gute, welche in der Erkenntniß der Idee des Guten wurzelt, somit in das Gebiet der Ideenlehre fällt, welche den eigentlichen Gegenstand der platonischen Dialektik ausmacht. Diesen Theil behandelt der Verf. vorzüglich in dem dritten Abschnitte, von S. 30—41., jedoch, wie sich schon aus dem verschiedenen Umfange der beyden Schriften entnehmen läßt, weniger ausführlich und auch weniger gründlich als H. W. So z. B. bleibt H. K. bey der von anderen dargebotenen Ansicht stehen, daß in der Reihenfolge der Güter am Schlusse des Philebus unter dem ersten die Idee des Guten zu verstehen sey. Uebrigens sucht der Verf. die Deutungen Herbarts und Ritters, welche letztere auf der Schleiermacherschen Erklärungsweise beruht, zu widerlegen und zu berichtigen.

C.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Marc. Benci, Storia della città di Montepulciano. Fiorenza 1641.

Franc. Guichardino, La historia en la qual demas de las cosas que han subcedido des de el año 1492, hasta nuestros tiempos, se tracta muy en particular de los hechos del Gran Capitan en el reyno de Napoles. Baeza 1581.

Seb. Ciampi, Notizie dei secoli XV et XVI. sull' Italia, Polonia e Russia. Firenze 1833.

L. Buhl, Fragen der innern Politik und Verwaltung. Zürich 1843.

Lebensbilder aus dem Befreyungskriege. I. Ernst Friedrich Herbert Graf von Münster. Abth. 3. Jena 1844.

Louis du Bois, Charlotte de Corday. Par. 1838.

G. Baini, Memorie storico-critiche della vita e delle opere di Giov. Pierluigi da Palestrina. Vol. 1. 2. Roma 1838.

Fr. G. M. Hofmann, Lebensbeschreibung des Ablaßpredigers Dr. Johann Tezel. Ein Beytrag zur Geschichte der deutschen Kirchenreformation im 16. Jahrhundert. Leipz. 1844.

G. H. Sixt, Dr. Paul Eber, der Schüler, Freund und Amtsgenosse der Reformatoren. Heidelb. 1840.

Dr. L. Schipper, Irlands Verhältniß zu England entwickelt aus der Geschichte seiner ersten Unterjochung, bis auf die neueste Zeit und O'Connell's Leben und Wirken. Brest 1844.

Messager des sciences et des arts de la Belgique. Anneé 1843. Gand 1843.

Sirtema de Grovestins, La conférence de Londres et Guillaume I. ou de l'influence du système de persévérance sur l'état financier du royaume des Pays-Bas. Par. 1844.

Ant. de Sousa de Macedo, Lusitania liberata ab injusto Castellanorum dominio. Lond. 1645. fol.

Collecção dos breves pontificios, e leys regias, que forão expedidos e publicados desde o año de 1741 sobre a liberdade das Pessoas, Bens, e commercio dos Indios de Brasil. Ulyssipone 1755.

Ant. de Capmany, Ordenanzas de las armadas navales de la corona de Aragon aprobadas por el rey D. Pedro IV. año de 1354. Madr. 1787. fol.

J. G. Kohl, Reisen in England und Wales. Th. 2. Carlisle, Newcastle, York, Leeds, Wakefield und Manchester. Leipz. 1844.

Dr. T. F. Kniewel, Reiseskizzen, vornehmlich aus dem Heerlager der Kirche gesammelt auf einer Reise in England, Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien, Deutschland im Jahre 1842. Th. 2. und letzter. Leipz. 1844.

Prof. Aug. Fr. Möbius, Die Elemente der Mechanik des Himmels auf neuem Wege ohne Hülfe höherer Rechnungsarten dargestellt. Leipz. 1843.

L. W. Klemm, Die Landesvermessung und die in ihrem Gefolge befindlichen Arbeiten erläutert durch die im Königr. Württemberg zur Ausführung gekommene Vermessung. Stuttg. 1843.

G. M. Kletke, Die Preußischen Eisenbahnen. Abth. 1. 2. Berlin 1844.

C. L. v. Littrow, Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. Th. 22. Neue Folge. Bd. 2. Wien 1843. 4.

Al. Brongniart, Die Gebirgsformationen der Erdrinde oder Versuch über die Struktur des bekannten Theils unseres Erdkörpers. Straßb. 1830.

J. Sowerby, Mineral-Conchologie Großbritanniens. Lief. 10—20. Schluß. Neuchatel 1844.

J. Fr. L. Hausmann, Geologische Bemerkungen über die Gegend von Baden bey Rastadt. Göttingen 1844.

Dr. C. Reichenbach, Geologische Mittheilungen aus Mähren. Wien 1834.

J. B. Boussingault, Economie rurale considérée dans ses rapports avec la chimie, la physique et la météorologie. T. 1. 2. Paris 1843.

Codigo de comercio, decretado, sancionado y promulgado en 30 de Mayo de 1829. Madrid 1829. f.

St. Clair Duport, De la production des métaux précieux au Méxique, considérée dans ses rapports avec la géologie, la metallurgie et l'économie politique. Avec Atlas. Paris 1843.

Dumortier, Recherches sur la motilité des végétaux. Gand 1829.

— —, Essai carpographique présentant une nouvelle classification des fruits. Brux. 1835. 4.

J. D. W. Hartmann, Erd- und Süßwasser-Gasteropoden. Heft 2 — 7. St. Gallen 1843.

J. J. Kaup, Classification der Säugethiere und Vögel. Darmstadt 1844.

Dr. C. G. Neumann, Der Mensch oder populäre Menschenkunde. Aachen 1844.

Dr. Ch. H. Nagel, Reise-Erfahrungen über den gegenwärtigen Zustand des Realschulwesens in Deutschland. Ulm 1844.

Moritz Haupt, Engelhard. Eine Erzählung von Konrad von Würzburg. Leipzig 1844.

Arth. Dinaux, Trouvères, Jongleurs et Ménéstrels du Nord de la France et du Midi de la Belgique. Vol. 1 — 3. Paris 1837 — 43.

Reden von Elias Tegner. Aus dem Schwed. übersetzt von T. Homberg. Frankfurt 1844.

Mos. J. de Febrér, Trobes en que tracta dels llinatges de la conquista de la ciudad de Valencia é son regne. Valencia 1796. 4.

Polo de Medina, Obra en prosa y verso. Madr. 1726.

Franc. Rodr. Lobo, Obras politicas moraes e metricas. Lisboa 1723. fol.

Mart. Sarmiento, Memorias para la historia de la poesia y poetas Españoles. Madr. 1775.

V. de Garcia, La armonia del Parnas, mes numerosa en las poesias varias del Atlant del cel poetic. Barcelona 1703. 4.

Aug. Beger, Die Würde der Musik im griechischen Alterthume. Dresden 1839.

Fr. Salina, De musica libri septem, in quibus ejus doctrinae veritas ostenditur. Salamant. 1577.

Mazzarino, Epistolario inedito pubblicato da Carlo Morbio. Milano 1842.

Dr. J. L. Tellkampf, Ueber die Besserungsgefängnisse in Nordamerika und England. Berlin 1844.

Jahrbücher der Gefängnißkunde und Besserungsanstalten, herausgegeben von Dr. N. H. Julius, Nöllner und Dr. Varrentrapp. Bd. 1 — 3. Frankf. 1842 — 44.

Bülow-Cummerow, Politische und finanzielle Abhandlungen. Heft 1. Berlin 1844.

Dr. G. L. Funke, Das Wesen der Polizey. Leipzig 1844.

Dr. H. F. W. Hinrichs, Politische Vorlesungen. Bd. 1. 2. Halle 1843.

Archiv für die gesammte Medicin, herausgegeben von Dr. H. Häser. Bd. 1 — 5. Jena 1840 — 43.

Allgemeine Zeitschrift für die Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin. Bd. 1. Berlin 1844.

Dr. E. C. Wicke, Versuch einer Monographie des großen Veitstanzes u. s. w. Leipzig 1844.

Dr. A. J. Wawruch, Praktische Monographie der Bandwurmkrankheit. Wien 1844.

Dr. A. Mayer, Die Krankheiten des Zwölffingerdarmes. Düsseldorf 1844.

Dr. C. A. Bredow, Ueber die Skrofelsucht und die davon abhängigen Krankheitszustände. Berlin 1843.

Dr. F. A. von Ammon, Ueber Iritis. Berlin 1843.

Dr. A. K. Hesselbach, Handbuch der gesammten Chirurgie. Th. 1. Jena 1844.

Urtheil in der Untersuchungssache gegen Dr. Scheffer, Dr. Eichelberg, Prof. Dr. Jordan wegen versuchten Hochverraths. Nebst den Entscheidungsgründen. Marburg 1843.

Das Strafgesetzbuch für das Königreich Norwegen, übersetzt von F. Thaulow. Christiania 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Römische Geschichte von B. G. Niebuhr. Vierter Band. Erste Lieferung. Römische Geschichte von dem ersten punischen Kriege bis zum Tode Constantins, nach Niebuhrs Vorträgen bearbeitet von Dr. Leonhard Schmitz. Aus dem Englischen von Dr. Gustav Zeiß, Professor am Gymnasium zu Weimar. Jena 1844. S. 160 gr. 8.

Die Größe des Verlustes, welchen die Wissenschaft durch den unerwartet frühzeitigen Tod Niebuhrs erlitt, wird von allen Freunden des classischen Alterthums noch zu tief gefühlt, als daß wir nöthig hätten, daran zu erinnern. Auch dürfte in jedem Freunde der historischen Litteratur, welcher den dritten Band seiner römischen Geschichte gelesen hat, der Umstand wehmüthige Gefühle erregen, daß der Faden des großartigen und in seiner Art unübertrefflichen Werkes da zerreißt, wo es nach Beendigung der verwickelten Untersuchungen über das Dunkel der früheren Zeit durch die Darstellung der großen Erscheinungen der spätern erst ein ganz eigenthümliches Interesse erhalten hätte. Da Niebuhr über die inhaltschwere Periode vom Ende des ersten punischen Krieges bis zur Schlacht bey Actium keine schriftlichen Aufzeichnungen hinterließ, so war zur Verwirklichung der Wünsche der Freunde der alten Geschichte, diesen großen Zeitraum durch die Tiefe und Schärfe seines Geistes und die seltene Fülle seiner Gelehrsamkeit und seiner Einsicht in die Verhältnisse der Staaten des Alterthums aufgehellt zu sehen, keine andere Möglichkeit vorhanden als jene, welche die Veröffentlichung seiner Vorträge über römische Geschichte durch einen seiner Zuhörer darbot. Es war im Winter des Jahres $18\frac{28}{29}$, wo Niebuhr auf der Universität zu Bonn eine Reihe von Vorlesungen über dieselbe hielt. Seine Absicht war, die Geschichte Roms, über welche er leider in diesem Jahre zum letztenmale las, von den frühesten Zeiten bis zum Untergange des weströmischen Reiches vollständig zu erzählen; allein er konnte, obschon er in jeder Woche fünfmal vortrug, den Faden der Erzählung nicht weiter führen, als bis zur Regierung des Augustus. Um seine eingegangene Verpflichtung und die Wünsche seiner Zuhörer zu erfüllen, setzte er seine Vorlesungen im Sommer 1829 in der Art fort, daß er in jeder Woche eine Stunde der Geschichte der römischen Kaiser widmete. So kurz auch seine Umrisse von der Geschichte derselben und der vorzüglichsten Ereignisse ihrer Regierungen waren, so erwies sich doch auch die für diese Fortsetzung angesetzte Zeit später als unzureichend. Niebuhr hatte beym Schlusse des Sommer-Semesters erst die Geschichte Constantins des Großen vollendet.

Diese Vorlesungen hielt er vor jungen Zuhörern, von denen angenommen wurde, daß sie mit den Hauptereignissen der römischen Geschichte bekannt wären oder daß sie wenigstens eine hinreichende Kenntniß der alten Sprachen besäßen, um die Quellen derselben, die griechischen und lateinischen Schriftsteller, zu lesen. Demnach gieng sein Streben nicht dahin, ihr Gedächtniß mit allen Einzelnheiten anzufüllen, sondern er suchte sie vielmehr in den Stand zu setzen, die wichtigen Ereignisse zu verstehen, und

sich richtige Begriffe von den Menschen und Einrichtungen zu bilden, welche uns in der römischen Geschichte begegnen. Daher wurden manche Begebenheiten ganz übergangen, andere bloß kurz berührt, besonders jene, bey denen er seine Zuhörer zur genauen Belehrung auf die Alten verweisen konnte. Die Form dieser Vorträge, welche Niebuhr ganz frey hielt, so daß er keine geschriebenen Bemerkungen zur Unterstützung seines Gedächtnisses vor sich hatte, war die einer lebhaften Unterhaltung mit Freunden, wobey er zur Erläuterung der Gegenstände, von denen er sprach, von den mannigfaltigen und unerschöpflichen Schätzen seiner Kenntnisse und seiner persönlichen Erfahrung Gebrauch machte. Es lag in der Art, auf welche er die römische Geschichte behandelte, ein unbeschreiblicher Reiz. Die Wärme seiner Empfindungen, die Sympathie, welche er mit den Personen und Sachen fühlte, seine innige Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was er sprach, die Erhabenheit seiner Gesinnung, sein Ernst und die Lebhaftigkeit, womit er die Charaktere der ausgezeichnetsten Männer auffaßte und schilderte, zogen seine Zuhörer gewaltig an, und brachten Wirkungen hervor, welche gewöhnlich nur der Erfolg der mächtigsten Beredsamkeit sind. Er wirkte auf seine Umgebung nicht bloß ungemein belehrend, sondern auch begeisternd und anregend, erweiterte ihren Gesichtskreis, weckte eine Menge fruchtbarer Gedanken und erfüllte sie mit Verehrung für alles Große und Erhabene im Leben und in der Wissenschaft.

Wenn er sprach, so schien es immer, als wenn die Schnelligkeit, mit welcher die Gedanken in ihm aufstiegen und sich an einander anreihten, die Möglichkeit, sie in regelmäßiger Reihenfolge mitzutheilen, verhinderte. Daher waren die meisten seiner Sätze Anakoluthien; denn ehe er einen geendigt hatte, begann er einen andern; beständig drängte ein Gedanke den andern. Diese Eigenthümlichkeit zeigte sich besonders dann störend, wenn er sich in einer geistigen Aufregung befand, was um so öfter der Fall war, als er in Folge seiner großen Erregbarkeit bey der Behandlung der Geschichte vergangener Zeiten das warme Interesse empfand, welche andere in der Regel nur bey der Besprechung politischer Angelegenheiten ihrer eigenen Zeit und ihres Landes haben. Es läßt sich leicht ermessen, daß es für seine Zuhörer, besonders im Anfange, sehr schwer war, ihn zu verstehen, und daß die Bemerkungen, welche sie niederschrieben, sich oft in einem sehr sonderbaren Zustande befanden. Einige Irrthümer und manche Verwirrung in den Heften vieler Zuhörer veranlaßte der Umstand, daß Niebuhr zur Erläuterung der römischen Geschichte eine Menge von Dingen anführte, welche aus der Geschichte von Ländern genommen waren, deren Sprache sie eben so wenig verstanden, als sie mit den Belegen selbst bekannt waren, weßhalb besonders viele Eigennamen falsch geschrieben wurden. Einige unbedeutende Mißverständnisse entstanden dadurch, daß er im Feuer des Vortrags bisweilen vergaß, ein Ereigniß an seiner eigentlichen Stelle zu erwähnen, und daß, wenn er sein Versehen bemerkte, er später anführte, was er übergangen hatte, oder daß er den Namen einer Person für den einer andern nannte oder Data verwechselte, was bey seinem ganz freyen Vortrage leicht geschehen konnte.

Die Schwierigkeit, den Inhalt der aus diesen Vorträgen entstandenen, bruchstückartigen und bisweilen unverständlichen Hefte in die gehörige Form zu bringen, ist in der That so groß, daß sie allein hinreichend wäre, Jemanden von der Unternehmung eines solchen Versuches abzuschrecken. Allein der Hauptgrund, warum mehr als dreyzehn Jahre seit Niebuhrs Tode verflossen sind, ohne daß eine der vielen von ihm gehaltenen Vorlesungen veröffentlicht wurde, darf weder in der Gleichgültigkeit seiner ehemaligen Zuhörer gegen den Werth derselben, noch in der Scheu der vielen Mühe, welcher sich ein Herausgeber derselben unterziehen muß, gesucht werden, sondern in der Pietät, welche Niebuhrs Schüler gegen ihren großen Lehrer hegen. Diese hält sie ab, etwas zu veröffentlichen, was ihn nach ihrer Ansicht vor dem Publikum in ein ungünstiges Licht setzen oder den Glanz, der seinen Namen umstrahlt, verdunkeln könnte. Wie weit diese Verehrung geht, läßt sich schon aus der Antwort abnehmen, welche Herr Schmitz von einem der ausgezeichnetsten Zuhörer Niebuhrs erhielt, als er ihn bat, die Bekanntmachung der Vorlesungen über römische Geschichte

zu unternehmen, oder wenn er diese Arbeit ablehnen würde, ihm wenigstens seinen Beystand zu gewähren. Dieser bemerkte ihm, es sollte sich Niemand an ein solches Unternehmen wagen, wenn er nicht fühlte, daß er es in der Weise thun könnte, in welcher es Niebuhr gethan haben würde, wenn der Gedanke, seine Vorlesungen bekannt zu machen, in ihm aufgestiegen wäre. Wer dieser Zuhörer Niebuhrs war, können wir nicht angeben; vielleicht meint Herr Schmitz Herrn Prof. Dr. Classen in Lübeck, der bey den ausgebreiteten Kenntnissen, welche er an die Universität Bonn mitbrachte, und der nahen Verbindung, in welcher er mit dem gefeyerten Lehrer stand, vor allen befähigt war, seine Vorträge herauszugeben. Die Weidmann'sche Buchhandlung kündigte dieselben vor einigen Jahren auch in zwey Bänden an; allein sie erschienen nicht, und wahrscheinlich hielt Herrn Prof. Classen, wenn er die Veröffentlichung fest beschlossen hatte, nur die bereits berührte Pietät von der Ausführung seines Vorhabens ab.

Sonach kann es nicht auffallend erscheinen, daß der erste Versuch, diese kostbaren Ueberbleibsel zu retten, in England gemacht wurde, und wir zweifeln nicht, daß alle Freunde der Geschichte Herrn Schmitz dafür dankbar seyn werden, daß er sich der Sache unterzog; nur bedauern wir, daß er die Vorlesungen über die römische Geschichte nicht vollständig mittheilte, sondern jene vorläufig ausschloß, deren Inhalt in den drey im Druck erschienenen Bänden von Niebuhrs römischer Geschichte ausführlich und wissenschaftlich begründet enthalten ist. Nur jene über den ersten punischen Krieg fügte er aus dem Grunde hinzu, weil die am Ende des dritten Bandes gegebene Erzählung desselben bloß ein schon vor dem Jahre 1811 geschriebenes Bruchstück ist, während die Vorlesungen auch Untersuchungen über verschiedene Dinge enthalten, welche man anderswo nicht findet. Herr Schmitz meinte, durch diese Auswahl der Vorlesungen über die spätere Periode eine Fortsetzung zu jenem colossalen Werke zu liefern, worin wir ihm nicht beystimmen können. Das größere Werk ruht auf ganz andern Grundlagen; es ist nicht bloß durch seinen Umfang und die Art der Behandlung des Stoffes, sondern auch durch die Form und Darstellungsweise von den Vorträgen so verschieden, daß diese nie eine passende Ergänzung desselben bilden können. Es wäre nach unserer Ueberzeugung viel besser gewesen, wenn er die Vorlesungen vollständig mitgetheilt und nicht zu dem großartigen Fragmente, dem das Ende fehlt, ein zweytes geliefert hätte, bey welchem wir den Anfang vermissen. Dagegen verdient die Mühe und Sorgfalt, welche er auf die Bearbeitung dieser Vorlesungen verwendete, volle Anerkennung. Er legte für das Werk, welches er dem Drucke übergab, sein Heft zu Grunde. Da aber vielleicht keiner von Niebuhrs Zuhörern, Herrn Prof. Dr. Classen ausgenommen, im Stande war, alles so genau nachzuschreiben, wie er es wünschte, so ließ er, um eine bessere Grundlage zu gewinnen, so viele und gute Hefte von Andern aus Deutschland kommen, als er erhalten konnte, um mit Hülfe derselben das seinige zu verbessern und zu ergänzen und auf diese Weise den Inhalt der Vorträge so genau als möglich wieder zu geben. Während sonst die Studirenden Bemerkungen ihrer Lehrer über Dinge, welche mit dem Gegenstande der Betrachtung in keinem innigen Zusammenhange stehen, selten nieder schreiben, thaten Niebuhrs Zuhörer gerade das Gegentheil. Seine Ansichten hatten für sie das größte Interesse, und zogen sie so mächtig an, daß gewiß nur wenige seine Bemerkungen über fremde Gegenstände unaufgezeichnet ließen. Aus diesem Grunde ward es Herrn Schmitz möglich, die meisten Vorträge mit solcher Vollständigkeit zu liefern, daß in dieser Beziehung nicht viel zu ergänzen seyn dürfte. Mißverständnisse, Ungenauigkeiten und Widersprüche suchte er, so weit es ihm möglich war, stillschweigend zu verbessern, was ihm dadurch gelang, daß er Niebuhrs Angaben bis zu ihren Quellen, sowohl alten als neuen, verfolgte. Indeß nahm er diese Verbesserungen nur in solchen Fällen vor, wo sie durch einen sichern Beweis geboten und begründet schienen, während er zweifelhafte Dinge in der Gestalt ließ, in welcher er sie fand, und in den Anmerkungen auf sie hindeutete. Einige wenige Angaben, welche er durch keinen Gewährsmann zu erweisen vermochte, ließ er unberührt in der Hoffnung stehen, daß sie

andere zu Untersuchungen veranlassen mögen, welche dieß vielleicht mit besserm Erfolge thun könnten, als er. So weit er die Beweisstellen auffinden konnte und ihre Nachweisung für die Freunde der Geschichte, besonders für Studirende, für nützlich hielt, führte er dieselben mit lobenswerther Genauigkeit an, beschränkte aber, um den Umfang des Buches nicht durch nutzlose Gelehrsamkeit zu vergrößern, die Anzahl derselben mit edler Selbstbeherrschung. Auch wagte er es nicht (was wir nur loben können und was bey der Beschaffenheit des vorliegenden Werkes und der Art seiner Entstehung auch kein billiger Beurtheiler thun wird) Niebuhrs Ansichten zu bestreiten. Nur bey einigen Stellen sprach er eine abweichende Meinung aus, weil sich ihm dieselbe beym Zurückgehen auf die Quellen von selbst darbot, aber auch dieß geschah nicht um Niebuhr eines Irrthums zu überführen, sondern bloß deßhalb, um anzudeuten, daß er die Beweisstellen, auf welche dieser seine Angaben gründete, nicht zu finden vermochte. Die eben so anziehenden als lehrreichen Bemerkungen, welche Niebuhr zur Erläuterung des Inhalts seiner Vorträge gelegentlich machte, entfernte Herr Schmitz, wo dieß geschehen konnte, oder wo sie die Erzählung zu unterbrechen schienen, aus dem Texte, und setzte sie als Anmerkungen an das Ende der Seite mit dem Buchstaben N., um sie von den Notizen zu unterscheiden, welche von ihm herrühren. Dieses Verfahren verdient vollkommene Billigung, da die Anführung eines erklärenden oder fremden Gegenstandes in der eigentlichen Erzählung in einem gedruckten Werke viel störender erscheint, als dieß bey mündlichen Vorträgen der Fall ist. Ueberhaupt verdient die Umsicht, welche Herr Schmitz auf die Herausgabe dieser Vorlesungen verwendete, großes Lob, und wenn es ihm auch nicht ganz gelang, sie in jener vollkommenen Gestalt zu geben, in welcher dieß Herr Prof. Dr. Classen zu thun vermag, so wird doch der beharrliche Eifer, womit er die großen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, überwand, gewiß die verdiente Anerkennung finden. Daß er der Wissenschaft durch sein Unternehmen einen großen Dienst geleistet, dürfte Niemand bezweifeln, denn Niebuhrs Vorlesungen können wegen ihres innern Werthes nicht leicht von andern übertroffen werden, und müssen bey der Tiefe seines Blickes, bey dem Reichthum seiner Ideen und bey seiner seltenen Combinationsgabe ungemein belehrend und anregend wirken. Wegen des Unterschiedes, welcher zwischen ihnen und den im Drucke erschienenen drey Bänden der römischen Geschichte statt findet, oder wegen der einzelnen Mängel, welche dieselben haben, dürfte der Name des gefeyerten Historikers bey keinem Gebildeten etwas von seinem Glanze verlieren. Sein Ruhm ist zu fest begründet, als daß er durch die Bekanntmachung dieser Vorlesungen geschmälert werden könnte, zumal da jeder Gelehrte sehr gut weiß, welcher Abstand zwischen Vorträgen und einem für den Druck bestimmten Werke ist. Hätte die Wissenschaft warten müssen, bis einer von Niebuhrs Schülern ohne Einbildung sagen könnte, daß er seinem Meister gleich sey, so würden diese kostbaren Denkmäler seines Geistes aller Wahrscheinlichkeit nach für immer begraben geblieben seyn. Nachdem aber einmal mit der Veröffentlichung derselben der Anfang gemacht ist, so können wir hoffen, daß auch die übrigen der Vergessenheit entrissen werden. Nur wünschten wir, daß dieß in deutscher Sprache geschehen möchte, nicht in englischer oder französischer. Wenn gedruckte Vorlesungen nur ein mattes Bild der mündlichen Vorträge sind, was kann eine Uebersetzung derselben anders seyn, als eine schwache Copie? Wie viel verlieren Niebuhrs Vorlesungen von ihrer Eigenthümlichkeit, wenn uns seine Gedanken und Ideen nicht mit seinen Worten, sondern erst durch Hülfe eines Dolmetschers mitgetheilt werden! Herr Prof. Classen würde allen Freunden der Wissenschaft gewiß eine große Freude bereiten, wenn er eine deutsche Ausgabe der sämmtlichen Vorlesungen Niebuhrs über römische Geschichte veranstaltete, und dieselben auch in Bezug auf Wörter und Ausdrücke mit jener Treue besorgte, mit welcher er sie zu besorgen vermag.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Paul Joseph Schafariks slawische Alterthümer. Deutsch von Mosig von Aehrenfeld, herausgegeben von Heinrich Wuttke. Leipzig 1843 und 1844. 2 Bde. 8.

Die Liebe zum Vaterlande und dem eigenen Volke wurzelt in dem Grade in dem Bewußtseyn eines jeden Menschen, daß der Verräther der Heimath, selbst jeder, welcher es mit den Fremden hält, und sey es auch um dem angestammten Volke ein besseres Loos, eine glücklichere Zukunft zu bereiten, bey Allen Widerwillen und Abscheu erregt, bey den Rohen wie bey den Gebildeten des In- und Auslandes. Man verlangt, daß dieses heilige Gefühl für die Scholle, wo man geboren, für das Volk, wo man erzogen wurde, alle unsere bedeutenderen Handlungen durchdringe und aus allen unsern geistigen Erzeugnissen hervortrete, die ja die edelsten Handlungen unseres Geschlechts sind. Wer noch daran zweifelt, daß die Völker des europäisch-christlichen Cultursystems in den letzten Jahrzehnten auf der Bahn der Geistesbildung bedeutend vorwärts geschritten sind, den verweise man nur auf dieses Nationalgefühl, welches sich allenthalben regt; man mache ihn auf das Streben aller Völker und Völklein des Westens aufmerksam, die sämmtlich darauf ausgehen, selbst was zu seyn, zu gelten und selbständig sich auszubilden. Nirgendwo jedoch erscheint das neu erwachte Nationalgefühl in dem Grade, als bey den Stämmen des zahlreichen und weit verbreiteten Volkes der Slawen; und in diesem nationalen Getriebe zeigt der am weitesten nach Westen gerückte Stamm, die Böhmen, deren selbständiges Wesen von den umgebenden Deutschen auch am meisten bedroht schien, die größte und nachhaltigste Rührigkeit. Die Böhmen erfreuten und erfreuen sich auch durch diese geographische Stellung noch anderer Vortheile, welche dieser geistigen Bewegung großen Vorschub leisteten. Während viele andere slawische Stämme in religiöser, staatlicher und bürgerlicher Beziehung sich abschlossen und dem Südwesten ganz entfremdet wurden, ist der Czeche, seit Samo bis auf den heutigen Tag, in ununterbrochener Verbindung mit Deutschland geblieben; Böhmen ward von allen geistigen Bewegungen unseres Vaterlandes berührt; die blutigen Kämpfe des fünfzehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben überdieß einen nachwirkenden geistigen Samen im Lande zurückgelassen. Nicht minder ist es ein großer Vortheil, welchen die Czechen ihrer Lage und Verbindung mit Deutschland verdanken, daß sie dadurch immer aufgefordert waren, deutsch zu lernen, mit der deutschen Literatur und Wissenschaft fortzuschreiten. Aus diesen Gründen sind die Böhmen der gebildetste, vielseitigste Zweig der slawischen Völkerfamilie geworden; sie verdienen das Lob, welches Mickiewicz ihnen spendet, in vollem Maaße. „Die czechischen Gelehrten schreiben in allen Sprachen, benutzen alle möglichen Mittel zur Erreichung ihres Zieles. Aus der Leuchte der ganzen Civilisation Vortheil ziehend, bemühen sie sich, das Slawenthum vor der ganzen Welt zu enthüllen und unter den Slawen selbst Frieden zu stiften. Der russische Schriftsteller hegt Mißtrauen gegen den polnischen und dieser vergilt ihm Gleiches mit Gleichem, aber mit demselben Vertrauen nähern sich

heyde, Polen und Russen, den Czechen. Sie sind die Vorkämpfer auf dem Felde der Wissenschaft.“

Die Vermehrung der physischen Kräfte des böhmischen Volkes hielt gleichen Schritt mit seiner geistigen Erhebung. Die Bevölkerung des Landes war bekanntlich vor dem Beginne der hussitischen Kämpfe und des dreyßigjährigen Krieges sehr dicht, doch dürfte sie, wie Palacky meint, in früheren Zeiten niemals vier Millionen überschritten haben. Dieß ist aber bereits seit einem Jahrzehent der Fall; sie belief sich 1834 auf 4,059,546 Seelen, also 4260 auf die Quadratmeile. Siebzig Jahre vorher hatte Böhmen bloß die Hälfte dieser Seelenzahl; sie würde also, diesen Maßstab angelegt, jetzt ungefähr der unseres Königreiches gleich kommen [1]). Von diesen Millionen ist jedoch, vermöge der traurigen bürgerlichen Zustände aller slawischen Stämme, verhältnißmäßig nur eine sehr geringe Anzahl von Personen zu rechnen, welche das ganze Volk repräsentiren: der hohe und niedere Adel, der Bürger in den Städten und einige andere Freye. Aus diesen höhern Klassen geht die Bewegung hervor, und nur von diesen wird sie unterhalten; auf die Masse scheint dieses neue Leben noch keinen Eindruck zu äußern. Es ist bekannt, daß Franz Palacky durch die Stände (1831) veranlaßt wurde, die Darstellung der Geschichte Böhmens von der ältesten bis zur neuesten Zeit zu übernehmen, und zwar in der Weise, daß die hiezu nothwendigen Kosten aus den ständischen Domesticalfonds bewilligt wurden; man weiß, daß eine Anzahl trefflicher Werke der Unterstützung der patriotischen Czechen, welche den Verein für die Ausbildung der böhmischen Sprache und Literatur gebildet haben, der in der letzten Zeit jährlich an hundert neue Mitglieder erhalten hat, wenn nicht ihr Daseyn doch ihre Bekanntmachung verdanken, und so unter andern auch Schafariks slawische Alterthümer. Der erste Band der Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen erfreute sich selbst einer Anzeige von Göthe, worin dieser Zeitschrift nachgerühmt wird, daß sie bloß Einheimisches bringe und auch einheimischen patriotischen Zwecken diene. Dieses lebendige Gefühl für's Vaterland, hie und da von tiefer Wehmuth und unterdrücktem Grolle begleitet, durchweht alle Arbeiten der Czechen und verleiht auch dem trockensten gelehrtesten Stoffe Empfindung und Wärme. Wie hoch überragen nicht in dieser, ich möchte sagen höhern Beziehung auch die slawischen Alterthümer alle Werke gleichen Stoffes unserer Literatur! Keine Spur der gedankenlosen Stoppeley unserer Uebergründlichen, welche dem Leser die ganze Masse vorwirft, dann es ihm überläßt, seinen Theil herauszulesen und sich ein Urtheil zu bilden; nein, die Liebe besiegt den spröden, alterthümlich zersetzten Stoff, weiß ihm junge Lebenskraft einzuhauchen und zum Theil organisch zu gestalten. Das Leben führt aber, wie jeder weiß, in mancherley Irrgänge, unter welchen die Partheylichkeit am schwersten oder vielleicht gar nicht zu vermeiden ist. Alles, was da lebt, lebt nach einem gewissen Principe und sucht dieß natürlich geltend zu machen. Nur der Tod ist unpartheyisch. Wie viele Stellen der slawischen Alterthümer können nicht als Belege dieses Satzes angeführt werden! Solch ein partheyisches Wesen ist aber, wie die Geschichte des menschlichen Geistes zeigt, vorzüglich eine Eigenthümlichkeit jeder neuen Kraft, die nach langem Schlummer oder Unterdrückung zu dem Rechte ihres Daseyns sich emporarbeitet; diese Richtung zeigt eine jede junge Literatur, welche, wie die slawische des neunzehnten Jahrhunderts, das Volk zum nationalen Bewußtseyn emporrufen, von entnervenden auswärtigen Einflüssen und fremdem Drucke befreyen will. Man mißdeute diese Worte nicht. Ich weiß wohl, daß die slawische Literatur in gewisser Beziehung mit der Anpflanzung des Christenthums unter dem Volke im zehnten und eilften Jahrhundert beginnt;

1) Nach Schafarik ward im Jahre 1842 die czechisch-slawische Mundart von 4,414,000 Seelen gesprochen, wovon 3,016,000 in Böhmen, 1,354,000 in Mähren und 44,000 in den preußischen Landen wohnen. Von dieser ganzen Bevölkerung bekennen sich nur 144,000 zum Protestantismus; die übrigen 4,270,000 gehören sämmtlich zur römisch-katholischen Kirche. Die Bevölkerung Böhmens betrug, nach einer Angabe in Jordans slawischen Jahrbüchern (1844 S. 72) im Jahre 1780 die Zahl von 2,561,794, 1840 hingegen 4,145,715 Seelen.

ich weiß, daß die verschiedenen Stämme dieses zahlreichen Volkes alte Lieder und Jahrbücher besitzen, die noch weiter hinaufreichen und nicht hinter den ähnlichen Erzeugnissen der gleichzeitigen südwestlichen Völker zurückstehen; dessen ungeachtet müssen die geistigen Erzeugnisse der Slawen aller Stämme als eine neue, junge Literatur betrachtet werden. Die Geschicke der deutschen und slawischen Lande gleichen sich in vielen Beziehungen; die Stürme von Außen und die innern Zwiespälte haben den naturgemäßen Entwicklungsgang unterbunden; die Säfte geriethen in Stocken und das ganze Gemeinwesen ist zu einer gewissen Zeit in Fäulniß übergegangen. Dieß ist aber bey den Slawen in noch höherem Grade der Fall als bey den Deutschen; denn als Gesammtheit genommen ist ihnen mit dem Beginne der neuern Zeit weder durch religiöse noch durch politische Ereignisse eine frische Lebenskraft eingehaucht worden. Im Gegentheile, der geistige Samen früherer Jahrhunderte ist durch wilden Aufruhr und im Getriebe maaßloser Gewalt zu Grunde gegangen. Das Jahr 1620, sagt Mickiewicz, ist der Wendepunkt für die Geschichte der slawischen Literatur; es sank in Rußland das Slawisch-Kirchliche, in Polen näherte man sich dem Falle und in Böhmen ist Alles zusammengebrochen. Von innen heraus war also nichts mehr zu bilden. Sobald man zu einem neuen Leben erwachte und die einheimische Wildniß erkannte, wurden die jungen Setzlinge aus der Ferne herbeygeholt, um in der Heimath angepflanzt zu werden. Man suchte sich an den Musterwerken der vorgeschrittenen Nationen heranzubilden. So bey den Deutschen in der ersten Hälfte des achtzehnten und bey den Slawen in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Deutsche und Slawen haben beynahe in gleichem Grade die Vortheile der Spätgebornen zu benutzen gewußt; sie stellten sich gleich auf die Schultern der Völker, die vor ihnen wirkten und übersahen mit freyem Blick das ganze Feld der geistigen Erzeugnisse. Wo der Slawe hinter dem Deutschen zurück blieb und zurück bleibt, da ist sicherlich nicht dem Mangel an Einsicht und Triebkraft die Schuld beyzumessen, sondern dem staatlichen und bürgerlichen Zustande seines Vaterlandes. Der deutsche Schriftsteller hat das Glück, von einem großen bürgerlich freyen Gemeinwesen getragen zu werden, das, zum Theil wenigstens, sich seiner künftigen großen Bestimmung bewußt wird, während der geistige Slawe jenen räthselhaften Steinen zu vergleichen ist, welche einzeln zerstreut hie und da auf der weiten Fläche seines Vaterlandes gefunden werden. Der edle Schafarik ist sich dieser Einsamkeit, dieses Mangels eines allgemeinen geistigen Lebens bey seinem Volke oder seinen Völkern bewußt. Der Unmuth hierüber und über die fernen Urheber dieses Jammers beschleicht ihn, gleichwie Palacky, nicht selten mitten unter den sprachlichen und alterthümlichen Untersuchungen und reißt ihn, namentlich wenn von deutschen Grüblern (I. 8) der Gegenwart und vergangener Zeiten die Rede ist, bald zu den herbsten Ausdrücken bald zu wahrhaft poetischen Ergüssen. Der Groll der Gegenwart blickt verstohlen aus dem Grabe der Vergangenheit, fällt hier die Schmierer an, denen in der argen Beschränktheit ihres Wissens die slawische Welt noch mit undurchdringlichem Dunkel bedeckt sey, welche sich namentlich bey den Deutschen fänden; ergreift dort Jordanis und schreit ihm barsch ins Gesicht, er habe die Thaten der Gothen, namentlich Ermanrichs, „unverschämt" übertrieben, ja nicht grundlos werde vermuthet, seine ganze Geschichte von dem unermeßlichen Reiche Ermanrichs beruhe auf Irrthum oder Lüge. Nicht minder herb zeigt er sich gegen die eigenen, seinem patriotischen Sinne widerstrebenden Landsleute; es werden wider eine neuere Schule der russischen Alterthumsforscher die Schatten slawischer Helden aus dem Grabe heraufbeschworen: „Manen Lawretas! Swatopluks! Könnt ihr aus der Todtenwelt zu uns kommen, ihr würdet schauen die Trübsal eurer Väter und die Schande eurer Enkel. Fremder Durst saugt uns das Blut aus und der Sohn rühmt sich seiner Knechtschaft, uneingedenk des Ruhmes seiner Ahnen"! [2])

(Fortsetzung folgt.)

---

2) Aus Kollar's Slawy Dcera, Slawa's Tochter.

Römische Geschichte von B. G. Niebuhr.

(Schluß.)

Das erste Heft der eben genannten Uebersetzung, welchem noch fünf andere von ähnlichem Umfange nachfolgen werden, enthält außer den zwölf einleitenden Vorträgen auch noch drey andere über den ersten punischen Krieg und die größere Hälfte des vierten über denselben Gegenstand. Jene zwölf einleitenden Vorlesungen, welche eine ziemlich vollständige Uebersicht von Allem geben, was je für die römische Geschichte geleistet wurde, und viele sehr schätzbare Bemerkungen über alte und neuere Werke enthalten, hatten den Zweck, den Zuhörern die Materialien vorzulegen, auf welchen unsere Kenntniß der römischen Geschichte beruht, und sie zu belehren, auf welche Art sie dieselben zu gebrauchen haben. Um auf die Bedeutung der Bemerkungen hinzuweisen, welche Niebuhr in seine Erzählungen einflocht, wollen wir zwey derselben anführen. Zu der ersten veranlaßte ihn der römische Geschichtschreiber Piso. „Die Römer, sagt er (S. 60), hatten alte Sagen über den See Curtius, in welchen sich Curtius in Folge eines Orakels gestürzt haben sollte. Piso zerstört diese erhabene Geschichte vollständig; denn da er sich dachte, daß an diesem Orte eine Schlacht zu keiner andern Zeit als unter der Regierung des Romulus, wo die Wasserleitungen noch nicht vorhanden waren, statt gehabt haben könne, so vermuthet er, daß ein sabinischer Anführer, Curtius mit Namen, in diesem sumpfigen Bezirke mit seinem Streitroß versunken sey. Solche armselige und verächtliche Erklärungen wurden durch denselben Geist angeregt, welcher einige Erklärer der heiligen Schrift beseelt hat, so daß sie keinen Buchstaben unberührt ließen, und die Erzählung von oberst zu unterst kehrten, um daraus, nach ihrer Einbildung, eine verständliche Geschichte zu machen; doch in dem letztern Fall war diese Verfahrungsweise unverzeihlicher, als in jedem andern. In demselben Geist und in der Absicht nachzuweisen, daß die nordischen Sagen geschichtlich wären, ist das ganze Lied der Nibelungen in einen Krieg der Burgunder umgeschaffen, und mit den Nachrichten römischer Chroniken des fünften Jahrhunderts in Verbindung gebracht worden.“ Auf die zweyte führte ihn die Erwähnung der Erfordernisse, durch welche ein gründliches Studium der alten Geschichte bedingt ist: „Das Studium der alten Geschichte, sagt er (S. 117), verlangt zu seiner Grundlage eine gesunde und tiefe philologische Kenntniß und einen schnellen grammatischen Takt, um als Wache gegen grundlose und eingebildete Etymologien zu dienen, ein gut entwickeltes und reifes Urtheil, um zwischen dem, was nur möglich oder wahrscheinlich oder augenscheinliche Wahrheit ist, zu unterscheiden, eine Kenntniß der menschlichen und politischen Angelegenheiten, der geselligen Verhältnisse im Allgemeinen, der Vorfälle, welche nach denselben oder ähnlichen Gesetzen zu verschiedenen Zeiten und bey verschiedenen Völkern Statt gefunden haben, aber vor allen Dingen Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit; wir müssen das in unsern Herzen bewahren, was nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften von Leuten aller Glaubensbekenntnisse gesagt wurde, daß die Gelehrsamkeit die Frucht der Frömmigkeit ist, damit wir durch die Reinheit unseres Herzens, durch die Kenntniß unserer selbst und durch einen gewissenhaften Wandel vor den Augen Gottes uns vor dem Verlangen bewahren, das zu scheinen, was wir nicht sind, damit wir uns nie die geringste Abweichung von der Wahrheit vergeben, und daß wir nie ein Ergebniß unserer Forschungen, welches unsern Wünschen schmeichelt, als Wahrheit betrachten, so lange in unserm Innern das unbedeutendste Gefühl von dessen Falschheit ist.“

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß ein Zuhörer Niebuhrs recht bald auch seine übrigen Vorträge über die alte Geschichte, mit möglichster Treue bearbeitet, dem Drucke übergeben möge.

Uschold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Paul Joseph Schafariks slawische Alterthümer.

(Fortsetzung.)

Wie, ruft er ihnen an einer andern Stelle (I. 536) entgegen, mit solchen lügenhaften Darstellungen wollt ihr eurem Volke Liebe zum eigenen Volksthum einhauchen! Die russischen Alterthumsforscher, gegen welche diese Schmach geschleudert wird, behaupten nämlich, die Heimath ihrer Vorfahren wäre skandinavisches Land gewesen, das Rurik als rechtmäßiges Erbe, nicht als herbeygerufener, ordnender fremder Häuptling beherrschte; diese Gegenden müßten bis auf Wladimirs Zeiten als eine nur von wenigen Nomaden durchirrte Einöde betrachtet werden, während doch, sagt Sch., die Volksmenge dieser Völkerschaften und die große Ausdehnung ihrer Sitze zwischen den Karpathen, der Weichsel, dem Ilmensee und der obern Wolga uns, vornehmlich bey den russischen Slawen, in Verwunderung setze! Und welche herrliche Leute waren sie nicht, diese alten Slawen! Sie liebten, nach dem Zeugnisse der ganzen Geschichte, die Freyheit mehr als das Leben. Die Slawen waren nie herumschweifende Nomaden (I. 537); sie hatten immer feste Wohnsitze und waren dem Ackerbau emsig ergeben. Mit dieser Neigung für den Ackerbau verließen die slawischen Völker ihre ursprünglichen Sitze; und wenn einige derselben während ihrer Wanderung sich der Waffen bedienten, so geschah es nur, um verwilderte Einöden zu besetzen und zu fruchtbaren Ländereyen umzuschaffen. Der Ausspruch des Jordanis (Goth. c. 5): Slavini paludes silvasque pro civitatibus habent, sage bloß, den Slawen dienen Sümpfe und Wälder als feste Plätze. Einfalt ohne Arglist und Trug, Aufrichtigkeit, Gefälligkeit und Menschlichkeit wären die vorzüglichsten Eigenschaften des slawischen Charakters. Ihr Cultus, ihre Rechte, ihre Gewohnheiten und selbst ihr häusliches Leben athmeten überall diesen Geist. Sie verehrten ein höchstes Wesen und glaubten an die Auferstehung und Vergeltung nach dem Tode. Volksherrschaft war die Weise ihres Gemeinwesens; alle Slawen waren frey und gleich berechtigt; Leibeigenschaft und Sklaverey waren ihnen ursprünglich völlig fremd; den nördlichen Slawen ist sie von den Deutschen, den südlichen von den Griechen und Walachen gekommen. Ihr Benehmen gegen die Gefangenen würde Griechen und Römern zur Ehre gereichen. Sorgsame Pflege der Alten, Kranken und Armen war gleichfalls eine vorzügliche Tugend der Slawen; in ihrem Lande erblickte man keine Bettler und Vagabunden. Ihren Weibern begegneten sie mit großer Zuvorkommenheit und nur die Vornehmen machten von der Erlaubniß der Vielweiberey Gebrauch. Neben der Neigung für den Ackerbau, die Bienenzucht, die Jagd und Viehzucht war ihnen besonders der Handel eine Lieblingsbeschäftigung. Nach der Lage ihres Landes war der größte Theil des Handels zwischen Asien und Westeuropa in ihren Händen; Wörter wie kniga, chinesisch king, selk-sericum vom Namen Seres (Chinesen), madry (mondry, weise), Mandarin u. s. w. lassen einen ehemaligen regen Verkehr zwischen dem Oriente und den Slawen vermuthen [3]). Ja so wenig war

3) Wie Sch. einen Zusammenhang zwischen dem

Barbarey namentlich der Nowgoroder Gebrechen, daß im Gegentheile bereits vor Ankunft der Waräger sie durch Uebercultur, durch Raffinement und Reichthum (II. 76) entnervt waren. Man wird nun nach diesen Worten sich nicht mehr wundern, daß dem feurigen Patrioten, selbst Dobrowsky und Karamsin nicht genug gethan haben, daß, nach seiner Meinung, auch sie sich nicht von lügenhaften Entstellungen der alten Slawen frey gehalten hätten; die auswärtigen Schmierer hingegen werden geradezu der „frechen Lüge“ (I. 536) bezüchtigt.

Man wird nun aber neugierig fragen, welche Leute gehören denn zu diesen auswärtigen Schmierern und Lügnern? Die Antwort lautet: Alle diejenigen, welche die Geschichte der Slawen beschrieben haben, an deren Spitze Schlözer, der Vater der kritischen Geschichte des ganzen Nordens. Nicht bloß in seinen frühern Werken erklärt er, sich ganz im Gegensatze zu dieser romantischen, theilweise aus Procop entlehnten Schilderung der alten Slawen, sondern auch im Nestor, der sein letztes reifstes Werk ist, gibt er, nach einer scharfen ins Einzelnste eingehenden Untersuchung, unter andern Folgendes als das Resultat seiner Forschungen über die älteste russische Geschichte: Die russische Geschichte fängt mit Ruriks Ankunft und der Gründung des russischen Staates an, vor jener Epoche ist in Rußland und in seiner ganzen Nachbarschaft Alles stockfinster. Menschen waren schon da, wer weiß seit wann und woher? Aber Menschen ohne Staat, die wie das Wild ihrer Wälder lebten, sich durch nichts auszeichneten, ohne allen Verkehr mit der südlichen Welt waren und daher auch von keinem etwas cultivirten Südeuropäer beobachtet und beschrieben werden konnten. (Nestor II. 298). Man hat die slawischen Alterthümer, wie sie dieß in vielen Beziehungen vollkommen verdienen, in deutschen öffentlichen Blättern und Zeitschriften wiederholt im Allgemeinen gepriesen, ohne aber auf das Einzelne einzugehen oder diese verwunderliche Schilderung der alten Slawen und die Anklagen der frühern Forscher auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Obgleich der Unterzeichnete ein Fremdling ist in den slawischen Sprachstudien, so unternimmt er es doch einstweilen, bis tüchtigere Männer sich zeigen, welche die vaterländischen Forscher und namentlich den in so vielen Beziehungen verehrungswürdigen Schlözer, welcher zwar an einer Stelle ein hochgelehrter, zuweilen hyperkritischer Mann [4]) genannt wird, der im Slawenthume außerdem nicht so ganz recht zu Hause war (II. 111), gegen diese Anklagen zu vertheidigen. Dieß ist jetzt desto leichter, da uns in den letzten Jahrzehnten reiche Quellen zur Kenntniß des alten Nordens eröffnet wurden, von welchen die frühern Historiker kaum eine Ahnung haben konnten, die in Zeiten hinaufreichen, wo von einer slawischen Literatur noch gar keine Rede ist und keine Rede seyn kann. Ich meine nämlich die arabischen Reisenden, Erdbeschreiber und Annalisten, die von Sch. beynahe gar nicht beachtet wurden. Sie sind freylich seinen Voraussetzungen geradezu entgegen; doch sie nicht allein, sondern sogar Nestor, welcher sich deßhalb hie und da den Vorwurf gefallen lassen muß, er wäre diesem oder jenem Stamme abgeneigt. Die schwarze Schilderung der Radimitschen, Wjatitschen und Drewljanen, heißt es, sey wohl seiner Vorliebe

---

Worte kniga, das nach Palacky (Geschichte von Böhmen I. 182) im Altslawischen Buchstabe bedeutete, und dem chinesischen king finden konnte, ist mir unerklärlich. King (No. 6400 nach dem tonischen Wörterbuche Morrisons) heißt ursprünglich das Gewebe einer Spinne, dann jedes Geflechte und Gebundene, ein Buch; Σήρ, Σηρικόν, aus dem chinesischen Sse, Seide und der euphonischen Endsylbe or gebildet — daher auch der Name der chinesischen Kaufleute Seres, Seidenhändler, und des Landes Serica — ist ohne Zweifel von den Byzantinern zu den Slawen gewandert; mandri, Mandarin ist aber nicht chinesisch, sondern bloß der indisch-portugiesische Name für das chinesische Kuan, ein Beamter.

4) Die Hyperkritik Schlözers, was zur Bestätigung des Urtheils von Sch. hinzugefügt werden kann, zeigt sich am auffallendsten bey der chinesischen Geschichte. Der in diesen Dingen ganz unkundige Mann hat den Muth geradezu zu erklären, Alles was die chinesischen Annalen vor 97 v. Chr. sagen, sey eitel Vision, grobe Lüge, ungelehrter Tand u. s. w. Nestor I. 77.

für seine Stammgenossen, die Polanen, und seinem Hasse gegen alle heidnischen Slawen zuzuschreiben. Hätte der Annalist am Ende des eilften Jahrhunderts ahnen können, wie unangenehm es einen Forscher des neunzehnten berühren könnte, von dem letztern Slawenstamme zu vernehmen, daß sie „wie Vieh lebten, einer bringe den andern um, Ehre hätten sie gar keine im Leibe, sondern entführten mit Gewalt die Jungfrauen; Radimitschen, Wjatitschen und Sjeweren lebten im Walde wie Thiere, haben ebenfalls keine Ehen, sondern entführen die Mädchen bey lustigen Spielen, legen sich zwey bis drey Weiber zu, und andere heidnische Slawenstämme thäten jetzt noch (zu Nestors Zeit) dasselbe; dann daß nach der Vertreibung der Waräger kein Recht unter den Slawen, Tschuden, Kriwitschen mehr gewesen sey, sondern ein Geschlecht sey gegen das andere aufgestanden und Zank und Uneinigkeit hätte geherrscht unter ihnen.“ (Nestor II. 125. 126. 128. Schl.) — hätte, wie gesagt, der gutmüthige Mönch Nestor ahnen können, wie sehr dieß nach Jahrhunderten seinen slawischen Landsmann kränke, er würde vielleicht, vielleicht auch nicht — aus seinem schmucklosen Werke leuchtet ein gesunder wahrheitsliebender Sinn — diese und manche andern widerlichen Stellen, welche in Einzelnheiten mit den Angaben der frühern Araber vollkommen übereinstimmen, unterdrückt haben. Immer wären aber noch diese Araber und gar viele Zeugnisse der Byzantiner übrig geblieben, welche gar schwer zu beseitigen sind. Welchen Grund sollen wohl die Muselman gehabt haben, deren Nachrichten über andere östliche und nordöstliche Völker zum großen Theile richtig sind, solche Unwahrheiten über die Slawen zu verbreiten, ein Volk, mit dem sie niemals in feindliche Berührung gekommen, sondern im Gegentheile in vielfachen freundlichen Handelsbeziehungen (Charmoy, Relation de Mas'oudy et d'autres auteurs musulmans sur les anciens Slaves in den Mém. de l'Académie de St. Petersbourg. VI. Série. Sciences politiques. II. 314) gestanden sind? Und sind es denn nicht Augenzeugen, denen wir diese Berichte verdanken? Man sieht nicht ein, warum die Angaben der Araber, welche im zehnten und eilften Jahrhundert in gewisser Beziehung die Träger der Weltcultur waren, nicht so viel Werth haben sollen wie die der Griechen und Römer, der Deutschen und Slawen. Die allgemeinen Behauptungen, mit welchen der Verfasser alle östlichen Zeugnisse zu entfernen strebt (I. 12. Note), werden den unbefangenen Forscher nicht zu blenden vermögen. Der Gesandte des Chalifen Muktedir (reg. von 907—932), Ibn Fozzlan, entwirft ein Bild von der Weise der heidnischen Slawen, die er (921 und 922) beynahe zwey volle Jahrhunderte, bevor Nestor schrieb, am Itil oder an der Wolga gesehen hatte, welches mit Schafariks Beschreibung in vollkommenem Widerspruche steht, und man begreift wohl, warum er die Nachrichten der Orientalen für sehr verdächtig und mährchenhaft erklärt. Es sind diese Slawen, sagt der Araber, die unsaubersten Menschen, die Gott nur geschaffen hat; sie reinigen sich nicht, als wenn sie wild herumlaufende Esel wären. Sie bringen Zobel und schöne Mädchen, mit denen sie sich in Gegenwart Anderer vergnügen, als Waare zum Verhandeln mit, beten dann zu hohen Holzstatuen, daß sie ihnen in ihrem Geschäfte beystehen mögen. Ist dieß glücklich vollendet, so hängen sie zum Danke die Köpfe geschlachteter Schafe und Rinder um die Hölzer herum; des Nachts kommen Hunde und verzehren Alles. Nun ruft der Slawe erfreut aus: Mein Herr hat an mir Wohlgefallen; er hat mein Geschenk verzehrt!

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Rob. Pitcairn, Criminal Trials and other proceedings before the high court of justiciary in Scotland, 1488 to 1624. Part. 1 — 10. London 4.

Dr. Syl. Jordan's, Selbstvertheidigung. Mannheim 1844.

Dr. L. Jordan, Ueber den Begriff und die Strafe des Kindsmordes. Heidelberg 1844.

Ferdin. Fischer, Jordan. Vertheidigungsschrift eines deutschen Advokaten. Leipzig 1844.

Causa formada en Octubre de 1823, a virtud de orden de la regencia por el Senor Alcalde Don Alfonso de Cavia contra Don Rafael del Riego. Madr. 1835.

Dr. M. W. A. Breidenbach, Commentar über das Großherzoglich Hessische Strafgesetzbuch. Band I. Darmstadt 1843.

Dr. J. F. H. Abegg, Kritische Betrachtungen über den Entwurf des Strafgesetzbuches für die preußischen Staaten. Neustadt a/O. 1844.

Dr. C. F. Mühlenbruch, Lehrbuch des Pandekten-Rechts. Vierte verb. Aufl. herausg. von Dr. O. E. von Madai. Th. 1. Halle 1844.

Dr. J. J. Bachofen, Die Lex voconia und die mit ihr zusammenhängenden Rechtsinstitute. Basel 1843.

Dr. E. Zachariä von Lingenthal, Ueber die Unterscheidung zwischen servitutes rusticae und urbanae. Heidelberg 1844.

Dr. C. J. Schlyter, Codex Juris Sudermannici, cum notis criticis, variis lectionibus, glossario et indice nominum propriorum. Södermana-Lagen. Lund 1838. 4.

Jac. Albr. Flintberg, Anmärkninger til Severiges Rikes Siö-Lag. Stockh. 1794.

Sverikes Rikes Lagh-Böker. Stockholm 1666. Fol.

Sverikes Rikes Lands-Lag. Stockholm 1726. 4.

Statuta Roboretana civilia et criminalia. Roboreti 1738.

Jahrbücher für historische und dogmatische Bearbeitung des römischen Rechts, herausgegeben von Dr. Karl und Dr. Wilh. Sell. Bd. 1. 2. Braunschweig 1843.

Kort Samling om ursprung til ätskilliga folks skrifteligen författade och utgifna Lagar. Stockh. 1747.

Dr. C. Fr. Dieck, De tempore quo jus feudale Longobardorum in Germaniam translatum ibique receptum sit commentatio. Halle 1843.

Dr. F. M. Meinert, Drey Abhandlungen. I. Von den Rechten der Autoren. II. Ueber die in Sachsen geltenden Rechte vom Brückenbau. III. Ueber die Nothwendigkeit des in Sachsen angenommenen Begriffs einer Administrations-Justizsache. Leipzig 1844.

Dr. A. Ch. J. Schmid, Handbuch des gemeinen deutschen Civilprozesses. Th. 1. 2. Kiel 1843—44.

C. F. Roßhirt, Ueber die Entwürfe der Gerichtsverfassung und der Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Heidelberg 1844.

C. F. Koch, Preußens Rechtsverfassung und wie sie zu reformiren seyn möchte. Breslau 1843.

Dr. Fr. Hecker, Ideen und Vorschläge zu einer Reform des Gerichtswesens. Mannheim 1844.

Die Gesetze über das Notariatswesen und die Notariats-Sporteln für das Königreich Württemberg. Amtliche Ausgabe. Stuttgart 1843.

von Bolley, Entwürfe und Anträge zu einer umfassenden Civil-Gerichts- und Prozeß-Ordnung für das Königreich Württemberg. Stuttgart 1844.

W. Hauber, Handbuch des Württembergischen Erbrechts. Stuttgart 1843.

Dr. C. W. Harder, Beytrag zu den ehelichen Verhältnissen insbesonders zu der rechtlichen Stellung der Frauen nach dem Hamburgischen Stadtrechte von 1270. Hamburg 1843.

Dr. G. W. Dittmer, Das Sassen- und Holsten-Recht in praktischer Anwendung auf einige im 16. Jahrhundert vorgekommene Civil- und Criminalfälle. Lübeck 1843.

Dr. G. Wr Burckhard, Handbuch der Verwaltung im Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach. Neustadt 1844.

Günther von Bamberg, Das Schwarzburg-Rudolstädtische Privatrecht. Rudolstadt 1844.

Der große Zollverein deutscher Staaten und der hannover-oldenburgische Steuerverein am 1. Januar 1844. Eine Staatsschrift mit Belegen. Hannover 1844.

Das staatsrechtliche Verhältniß der Standes- und Grundherrn, und die Lehensverfassung im Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1843.

Dr. H. G. Reichard, Statistik und Vergleichung der jetzt geltenden städtischen Verfassungen in den monarchischen Staaten Deutschlands. Altenb. 1844.

Dr. J. A. Collmann, Quellen, Materialien und Commentar des gemeinen deutschen Preßrechts. Berlin 1844.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Paul Joseph Schafariks slawische Alterthümer.

(Fortsetzung.)

Der Kranke wird in ein entferntes Zelt gelegt und neben ihm etwas Brod und Wasser zurückgelassen. Sie sprechen nicht mit ihm, sie besuchen ihn nicht während der Zeit seiner Krankheit, namentlich wenn es ein Armer oder Sklave ist. Ja sie lassen den Leichnam eines Sklaven zur Beute den Hunden und Raubvögeln liegen. Der König vergnügt sich nicht selten im Beyseyn seiner Großen mit einer Schönen seines Harems. [5]) Er entscheidet die Streitigkeiten seiner Unterthanen. Sind sie mit dem Urtheile nicht zufrieden, so sagt er: Entscheidet eure Streitsache selbst mit eurem Schwerte. Diese ganze Schilderung wird durch viele Stellen der russischen Jahrbücher bestätigt. Man sieht nun, warum der Russe damals seinem neugebornen Kinde ein Schwert vorhielt und zu ihm sagt: Nur was du mit dem Schwerte erwirbst, das gehört dir. Der slavische Russe gefiel sich von jeher in roher Gewalt, in dem Kosaken- oder Räuberhandwerk, und das nannte man auf Tribut ausgehen. „Zu Igor sprachen (945) die Bojaren und Truppen: Svienelds Knaben sind mit Waffen und Kleidern wohl versehen; wir aber sind nackt. [6]) Gehe mit uns, Fürst, auf Tribut aus, das wird dir und uns frommen" (Nestor IV. 103 Schlözer). Nachdem Igor den erhöhten oder verdoppelten Tribut eingenommen hatte, kehrte er nochmals zurück, „um ein Mehreres zu holen!" Die Drewier erkannten auch ihre Leute und sagten: „Führt man den Wolf unter die Schafe, so holt er die ganze Heerde weg, wenn man ihn nicht todtschlägt!" Dem Genusse berauschender Getränke, fährt der Araber fort, überlassen sie sich aber in solcher unsinniger Weise, daß Mancher unter ihnen stirbt mit dem Becher in der Hand. Die Erzählung von der Opferung des Mädchens an der Seite des Leichnams ihres Gebieters ist zu weitläufig und widerlich, um sie vollständig zu berichten. Der wißbegierige Leser mag sie in dem Werke des Herrn Staatsrath Frähn: Ibn Fozzlan und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit nachlesen. Auch hat d'Ohsson in seinem Werkchen, die Völker des Kaukasus überschrieben (Des Peuples du Caucase, Paris 1828), die wichtigsten Angaben der Araber über die Russen im zehnten Jahrhundert zu einem lehrreichen Gemälde an einander gereiht. Doch ich will, um auch jeden Schein der Partheylichkeit zu meiden, hinzufügen, daß Kaiser Leo, welcher ungefähr um dieselbe Zeit lebte wie die muselmanischen Berichterstatter, in seinem Buche über die Kriegskunst, gedruckt im sechsten Band der Werke des van Meurs (Meursii Opera VI. 108 ed. Lami) eine ganz entgegengesetzte, in Wahrheit schmeichelhafte Schilderung der slawischen Völker entwirft. Die Ausgleichung dieser Widersprüche muß man den slawischen Alterthumsforschern überlassen.

Die Ueberzeugung des gelehrten Mannes von

5) Tacit. Germ. 46 .... connubiis mixtis, nonnihil in Sarmatarum habitum foedantur.

6) Die Bewohner Kiews waren also noch weit von dem „Reichthum und dem Raffinement" (Sch. II. 76) der Nowogoroder entfernt.

der hohen Cultur und Weisheit seines Volkes, in den frühesten Jahrhunderten seiner sagenhaften Geschichte, scheint von großem Einflusse auf mehrere Theile seines, die ganze Slawenwelt und viele benachbarte Völker umfassenden Werkes. Schon deßhalb allein war es nothwendig sie beym Eingange der Anzeige zu berühren. Sie dient ihm zum sichern Beweis, daß gewisse Stämme, schon ihrer Wildheit wegen, nicht zum Slawenvolke gehören können. So namentlich die Sarmaten, die Sch. in einem frühern Werke, Die Abkunft der Slawen (Ofen 1828) selbst für Slawen hielt und in ihrem Namen sogar die älteste allgemeine Benennung seines Volkes Srb, Serb, Sorb gefunden haben wollte. Jaramatä (Ἰαξαμάται), Rhoxolani (Ῥωξαλανοί), Jazyges (Ἰάζυγες) und Alanen werden jetzt zum sarmatischen Volke gerechnet, dessen Charakter und Gewohnheiten von denen der alten Slawen himmelweit verschieden seyen. „Die Sarmaten waren asiatische Eindringlinge, die nicht von ihrem Lande, sondern von Anderer Schweiß und Mühen, von Erpressung, Raub und Mord und Menschenhandel lebten; darum schlug dieser so weit verzweigte Stamm keine Wurzel im europäischen Boden, sondern vertrocknete bis auf die schwachen Ueberreste im Kaukasus (Sch. hält die Ir oder Arier, die As oder Osseten, die Jassen der russischen Chroniken, für Reste der Sarmaten), gleichsam als ein Zeugniß für dieß nothwendige Schicksal aller räuberischen Völker. Nie fand zwischen Slawen und Sarmaten Freundschaft und Wohlwollen statt, eben so wenig wie zwischen Beraubten und Räubern, zwischen Unterdrückten und Bedrückern. Polen und Russen, als wären sie vom Schicksal auserkoren gewesen, vernichteten in blutigen Kämpfen zwischen 983—1289 die letzten Reste der sarmatischen Jazygen in Podlachien; die russischen Herrscher von 965—1165 unternahmen unaufhörliche Plünderungs- und Vernichtungszüge über den Don gegen die dortigen Jassen oder Ossen, die Nachkommen der alten Alanen. So haben die Slawen wenigstens zum Theil nach den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit das ihnen von den sarmatischen Jazygen, Rhoxolanen und Alanen einst angethane Unrecht gerächt!" (I. 369). Ich muß gestehen, daß die mit erstaunlicher Gelehrsamkeit und Scharfsinn versuchte Beweisführung, Sarmaten und Slawen seyen grundverschiedene Völker, worin auch Palacky mit dem Verfasser übereinstimmt, mich nicht überzeugt hat. Ich kann aber natürlich in einer bloßen Anzeige dem Verfasser nicht ins Einzelne folgen. Man ist nur so frey hier vorläufig zu bemerken, was im Verfolge der Anzeige weiter ausgeführt wird, daß ein großes Volk niemals aus der Weltgeschichte verschwunden ist — ein großes Volk waren aber die Sarmaten sicherlich —, daß der Verfasser (I. 861) mit Unrecht behauptet, „die Geschichte der Sarmaten in Europa reiche vom ersten Jahrhundert bis zum vierten Jahrhundert n. Chr. und die Sarmaten späterer Zeiten bey den Byzantinern seyen ein Gemisch von Slawen, Germanen, Finnen" u. s. w. Nein, der Theil der Slawen, welcher sich Sarmaten oder Serbier nannte, erlangte, gleichwie die andern unterjochten Völker, bey der Auflösung des Hunnenreiches ebenfalls seine Freyheit; ein Theil ließ sich in Illyrien nieder (Jord. c. 50 Mascov, Geschichte der Deutschen I. 457), ein anderer schlug sich mit den Ostgothen in Pannonien herum, die ihnen Singidunum abnahmen (Jord. c. 55. Mascov I. 462). Ueberdieß erwähnen Ennodius und Paulus Diaconus die Sarmaten und unterscheiden sie sorgfältig von den andern Völkerschaften. Endlich kann entgegnet werden, daß bereits die alten slawischen Schriftsteller, wie der Czeche Wacerad vom Jahre 1102 erkläre: Sarmate . . . Sirbi tum dicti; Sarmathe Zirbi populi — Worte die doch unmöglich (Sch. I. 373) bloß bedeuten können: „In Sarmatien wohnen Serben" oder „wo die Alten ihre vermeintlichen Sarmaten hinsetzten, dort kennen wir unsere slawischen Serben als Bewohner." Der Verfasser ist, wie man leicht vermuthen wird, in einiger Verlegenheit, die Nachrichten des Ptolemäus mit seiner Hypothese in Einklang zu bringen, und verwickelt sich deßhalb in auffallende Widersprüche. So sagt er (I. 371): „Die griechischen und römischen Geographen, namentlich Mela und Ptolemaios, nennen zwar die gesammten Länder des europäischen Nordens Sarmatien, allein nur in geographischer Beziehung, da zu ihren Zeiten eine ununterbrochene Reihe sarmatischer Völker vom Don bis zur Donau saßen, von denen einzelne Stämme auf der einen Seite bis nach Podlachien hinter die Karpathen, auf der andern bis an den obern Dniepr ge-

drungen und somit immitten der windischen Völkerschaften sich eingenistet hatten. Daß dieses Sarmatien lediglich von Sarmaten bewohnt gewesen, dieß läßt sich aus ihren Angaben noch lange nicht erweisen, vielmehr deuten sie selbst überall auf die Menge und Mannigfaltigkeit der Völker in jenen Ländern hin.“ Dann wird an einer andern Stelle versichert, Ptolemäus habe in Alexandrien nur verworrene Kenntniß des europäischen Nordens gehabt. Möchte doch der edle Verfasser die schönen Worte, die er Andern zuruft, immer als sicher zum Ziele führende Richtschnur sich vorgehalten haben! „Man bedenke bey aller Werthschätzung der Nationalität, daß selbst das größte Volk immer nur einen Theil der Menschheit bildet und ein Tropfen im Ocean ist, der erst in Verbindung mit andern lebende Kraft äußert, vereinzelt aber unvermeidlich vertrocknet. Sollten künftige Forscher mit diesen Grundsätzen auf dem Felde der slawischen Alterthümer fortarbeiten, so wird dieses unser väterliches Erbtheil, welches jetzt noch so öde liegt, bald in eine anmuthige Aue verwandelt werden. Uns war es nur, wie einst Moses, vergönnt vom fernen Gebirge durch dichte Wolken auf dieselbe hinzublicken; sie zu betreten, erlaubte das Schicksal noch nicht“ (I. 484).

Sch. hat der Urgeschichte der slawischen Völker von der ältesten Mythenzeit der Griechen bis zur Herrschaft des Christenthums und der Staatenbildung bey den verschiedenen Stämmen zwey verschiedene, gegenseitig sich ergänzende Werke gewidmet. In dem einen wird von der Verbreitung und den Wohnsitzen der zahlreichen Völkerschaften (ἔθνη τὰ Ἀντῶν ἄμετρα), von ihrer Geschichte, ihrer Sprache und ihren auszeichnenden Eigenthümlichkeiten gehandelt; in dem andern hingegen ihre Religion, die Gesetze und Sitten, Literatur und Wissenschaft, mit einem Worte ihr ganzes geistiges und sittliches Wesen, so weit dieß in den bleichen Schatten eines großen untergegangenen Lebens noch erfaßt werden mag, dargestellt. Nur das erste Werk ist bis jetzt erschienen. Es zerfällt in zwey Bücher, wovon jedes einen starken Band umfaßt. In dem einen wird die Urgeschichte der so vielfach verzweigten Völkerfamilie bis zur Auflösung des großen hunnischen und zum Sturze des westlichen römischen Reiches, wo die Slawen mit Waffengewalt aus ihren alten Wohnsitzen hervorbrechen und sich nach Süd und West bis zur Donau und Elbe ausbreiten, behandelt; das zweyte beginnt mit dem Uebergewicht der nördlichen Völker, der Germanen und Slawen, über die Bewohner des Südens und setzt die Geschichte der slawischen Stämme so weit fort, bis das Christenthum ein entschiedenes Uebergewicht erlangt, wo russische und polnische Fürsten (988, 965) die Taufe erhalten und zur modernen Staatenbildung der Grund gelegt wird. Der Uebergang der warägischen Russen und ihrer slawischen Unterthanen zum byzantinischen Christenthum ist eines der folgenreichsten Ereignisse der Weltgeschichte. Man erschrickt, wenn man weiß, daß die östlich an der Wolga sitzenden muselmanischen Bulgaren, worüber wir Staatsrath Frähn so reichliche Belehrungen verdanken, Alles aufboten, um die Nachbarn zu ihrem Glauben zu bekehren; ja daß der Großfürst und seine Bojaren einigermassen zwischen der Annahme des Christenthums und des Islams schwankten. Welchen furchtbaren Kämpfen wäre die Welt entgegen gegangen, wie gefährdet wäre das Heil und die Cultur der ganzen Menschheit gewesen, hätten auch die nördlichen Völker zu der unerquicklichen, der Entwicklung unfähigen Lehre des Propheten von Mecca geschworen!

Die Weise dieser beyden Bücher der Alterthümer ist verschieden nach dem Stoffe, aus welchem sie auferbaut wurden. Der erste Zeitraum umfaßt großentheils zweifelhafte, je nach den mannigfachen Ansichten und Lieblingsmeinungen deutbare Namen und Gegenstände; der zweyte hingegen nur halbdunkle Begebenheiten, die gesunder Sinn, Kenntnisse und Fleiß so klar zu entwirren vermögen, daß der einsichtige Leser sich leicht von der innern Wahrheit der ganzen Darstellung überzeugen wird. Dieß ist auch dem Verfasser vollkommen gelungen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844. Zweytes Quartal. April — Juni.

(Schluß.)

Dr. F. J. Buß, Vergleichendes Bundesstaatsrecht von Nordamerika, Teutschland und der Schweiz. Bd. 1. Karlsruhe 1844.

Dr. M. C. Pepin le Halleur, Histoire de l'emphythéose en droit romain, et en droit français. Paris 1843.

Dr. M. Ch. Ginoulhiac, Histoire du régime dotal et de la communauté en France. Paris 1842.

Dan. Benham, Reflections on the genealogy of our Lord and Saviour Jesus Christ, as recorded by St. Matthew and St. Luke. London 1836. 4.

Dr. J. G. Sommer, Synoptische Tafeln für die Kritik und Exegese der 3 ersten Evangelien. Bonn 1842.

R. Weaver, Der Puseyismus in seinen Lehren und Tendenzen beleuchtet. A. d. Engl. übers. von Dr. Amthor. Leipzig 1844.

Otto Thenius, Das Evangelium ohne die Evangelien. Leipzig 1843.

Iuan de Carrillo, I y II parte de la historia de la tercera orden de nuestro Seraphico P. S. Francisco. Caragoça 1610.

Jer. de Belem, Chronica serafica da santa provincia dos Algarves, da regular observancia do nosso Seraf. padre S. Francisco. P. 1 — 3. Lisboa 1750 — 53.

Franc. Fabian y Fuero, Coleccion de providencias diocesanas del obispado de la Puebla de los Angeles. Puebl. 1770. fol.

Römischer Kirchen- und Staats-Schematismus für das Jahr 1843. Wien 1843.

J. J. Bourassé, Les cathédrales de France. Tours 1843.

Jer. Cantador Argote, Memorias para a historia ecclesiastica do arcebispado de Braga. Lisboa 1732.

Memoria interesante para la historia de las persecuciones de la iglesia catolica y sus ministros en España. Madr. 1814.

J. M. Prat, Histoire de l'Ecleticisme Alexandrin, considéré dans sa lutte avec le Christianisme. Vol. 1. 2. Paris 1843.

J. Holmes, History of the Protestant church of the united brethern. Lond. 1825.

Fr. Hurter, Kleinere Schriften. Bd. 1. Schaffhausen 1844.

Constituciones synodales del Arçopispado de Toledo hechas, copiladas y ordonadas por Bernardo de Rojas y Sandoval. Toledo 1601.

Justini opera, recens. J. C. Otto. Tom. 1. 2. Jenae 1842.

Heinrich Hattemer, Denkmale des Mittelalters. St. Gallen's altdeutsche Sprachschätze. Bd. I. 5. St. Gallen 1844.

Fr. Almeida, Apparato para a disciplina . . . e ritos ecclesiasticos de Portugal. Tom. 1 — 4. Lisboa 1735 — 36.

Chr. Bonhard, Die Civilehe oder Beantwortung der Frage: Ist deren Einführung im christlichen Staate nothwendig oder wünschenswerth. Gießen 1843.

Constituciones synodales del Balt. de Mosco y Sandoval. Toledo 1660. fol.

Baños y Sotomayor, Constituciones synodales del Obispado de Veneçuela, y Santiago de Leon de Caracas. Madr. 1698. fol.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Paul Joseph Schafariks slawische Alterthümer.

(Fortsetzung.)

Man wird an dem zweyten Buche wenig aussetzen können; sein Inhalt wird immer die Grundlage bleiben, auf welcher die weitere Entwicklung aller slawischen Stämme und Staaten fortgeführt werden kann. Diejenige Ansicht, welche organische, sich selbst fortpflanzende Massen gleichwie die todten Erzeugnisse der Kunst entstehen, vergehen und an ihre Stelle ganz neue verschiedene Wesen treten läßt, ist weder in der Natur der Dinge noch in der Geschichte begründet. Die Völker können durch Mischungen viele ihrer physischen und geistigen Eigenthümlichkeiten verlieren, sie werden aber niemals für den umsichtigen kundigen Forscher ganz und gar von der Erde verschwinden. Was da ist, ist nicht neu, sondern wurzelt in den Urzeiten der Erde und der Menschheit. Schon aus diesem physiologischen Grunde allein, wenn auch nicht eine Menge geschichtlicher Thatsachen hinzuträten, wäre Sch. berechtigt, die Meinung, daß die Slawen ein ganz neues Volk sind, welches erst zu den Zeiten der Völkerwanderung in Gemeinschaft mit Hunnen und Avaren in der Geschichte auftritt, als eine grundfalsche zu verwerfen. Die Slawen sind, und dieß ist der gesunde Grundgedanke, welcher uns an der Spitze des ganzen Werkes entgegentritt, gleichwie die Germanen, ein großes altes, in Europa einheimisches, selbständiges, zahlreiches Volk, welches in verschiedene Stämme zerfällt und unter sehr verschiedenen Namen erscheint, in den frühern wie in den spätern Jahrhunderten der Weltgeschichte. Sämmtlich neigten sie sich aber, was freylich mit der spätern Geschichte und den heutigen Verhältnissen dieser Völkerschaften in geradem Widerspruche steht, zu volksthümlichen Staatseinrichtungen [7]). Der Wahn, es müßten, sobald andere Namen in der Geschichte auftauchen, auch andere Völker, andere Länder und Städte darunter zu verstehen seyn, hat früher zu vielen Wirren und Irrthümern Veranlassung gegeben. Man ist auch jetzt noch nicht ganz von diesem Wahne zurückgekommen, obgleich uns zwey, verhältnißmäßig neue Wissenschaften, Linguistik und Anthropologie, so häufig vom Gegentheile belehrten; es hat die eine in den Wörtern und Sprachformen, die andere in der Körpergestalt und den Gesichtszügen eine ununterbrochene Tradition von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag nachgewiesen [8]). In Folge dieses Wahnglaubens

---

7) Die hieher gehörigen Beweisstellen hat Palacky gesammelt. Geschichte von Böhmen I. 160.

8) Edwards, des charactères physiologiques des races humaines. Paris 1829 in den Mémoires de la Société éthnologique. Paris 1841. I. So betrachtet wohl Mancher die Städte rings um das schwarze und kaspische Meer als neue Schöpfungen, obgleich sie nur auf den alten Ruinen neu aufgebaut wurden und selbst die alten Namen beybehielten, wenn auch in die Sprache des andern Volkes übersetzt. So z. B. Alba Julia, Castrum album; Ak-erman; Bielogorod — Wörter, welche im Lateinischen, Türkischen, und Slawischen dasselbe, Weißstadt, bedeuten; dann

ersann man alsbald neue Einwanderungen und ließ die frühern Völkerschaften bis auf den letzten Mann von den neuen Ankömmlingen ausrotten, damit ein frischer Boden gewonnen würde, auf welchem sich das junge Geschlecht nach Belieben einrichten könne. Wie sehr aber diese ganze geschichtliche Ansicht der Natur der Dinge und der Völkerverhältnisse entgegen ist, lehrt schon ein unbefangener Ueberblick der Weltbegebenheiten. Giebt es wohl ein einziges größeres Land auf Erden, wo die ursprüngliche Bevölkerung, wenn sie uns einmal so genau bekannt geworden ist, daß wir von ihrem Wesen und Weben einen klaren Begriff erhalten, ganz ausgerottet oder spurlos verschwunden wäre? Finden wir nicht im Gegentheile heutigen Tags noch, wenn auch nicht allenthalben in Sprache, doch wenigstens in Sitten und Gebräuchen, in dem Körperbau und der Lebensweise aller Völker auf Erden unverkennbare Spuren der urthümlichen Zustände oder wie sie sich im Laufe der Geschichte entwickelt haben? Selbst der Römer vermochte es nicht, während seiner vielhundertjährigen Herrschaft, die einheimische Weise der Länder, die er beherrschte, ganz und gar zu vernichten; jeder Unterrichtete erkennt mit leichter Mühe in den Darstellungen der Alten den heutigen Franzosen und Spanier, den Deutschen und den Bewohner des nordwestlichen Afrikas [9]). Man begreift nicht, warum die nördlichen Gegenden Asiens und Europas von dieser allgemeinen geschichtlichen Erfahrung eine Ausnahme machen, warum hier ganze lebenskräftige Völker schnell wie die heitern Herbsttage spurlos zu Grunde gehen sollten, um den fremden Einwanderern Platz zu machen, welche nach kurzen Fristen einem ähnlichen Schicksale entgegengehen.

---

das Vorgebirge καλὴ ἄκρη; Kaliagri; Gülgrad; Dioscurias; Iskuriak; Sudak; Soldaia.

9) Der Ansicht von der Unvertilgbarkeit der ursprünglichen Racen und Zustände huldigen jetzt alle bedeutenden Geschichtforscher, Guizot, Thierry u. s. w. Auch findet Palacky (Geschichte von Böhmen. Prag 1836 I. 71), daß keltische Bojen und germanische Markomanen sich im Lande Böhmen behaupteten und sich später den erobernden Czechen unterwarfen.

Die Namen und Völkerschaften des slawischen Stammes von den andern Bewohnern des Nordostens unseres Erdtheiles zu scheiden, ihre Wohnsitze zu umgränzen und wo möglich ihr besonderes Wesen aus den allgemeinen verschwimmenden Schilderungen mangelhaft unterrichteter und unkritischer Schriftsteller hervorzuheben, ist, wie gesagt, die Aufgabe des ersten Buches. Der Verfasser beginnt mit einer allgemeinen, für seinen slawischen Leserkreis bestimmten Völkerkunde, in welcher er sich an bekannte Führer, wie Klaproth, anschließt und manche äußerst gewagte Behauptungen hinzufügt, auf deren Erörterung wir an diesem Orte Verzicht leisten müssen. Man findet es wunderlich, daß die vom Himmalaya herabsteigenden Hindu sich wahrscheinlich mit der einheimischen Negerbevölkerung vermischt hätten, daß die Armenier, die sich nicht Haikan, sondern Haik nennen, neun Millionen zählen sollen (sicherlich keine zwey), daß Hunnen, Avaren, Jugren (also wohl auch die Ungarn?), Bulgaren, Chasaren, Polowzer oder Kumanen, Petscheneger aus einer Mischung türkischer, mongolischer und finnischer Stämme entstanden seyen u. s. w. Das ursprüngliche, große, unvermischte Volk der Slawen wohne seit den ältesten Zeiten neben Kelten und Germanen, und werde von diesen fremden benachbarten Völkern Weneden, Winden genannt; sich selbst aber nannten die Slawen Srbn, Serben, ein Name, der bereits bey Plinius (Hist. Nat. VI. 7. 12) und Ptolemäus (V. 9) gefunden werde. Auch sey diese Benennung in den Σπόροι des Procop, was schon Dobrowsky vermuthete, verborgen. Von den zwey ältesten Namen für Slawen und Germanen, Srb, Serbier, Thioda, Deutsche heißt der eine wie der andere, wenigstens sucht Sch. dieß auch in Beziehung auf Srb zu beweisen, weiter nichts als Volk. Diese Fundamentalsätze des slawischen Alterthums werden wohl jetzt von wenigen Forschern bestritten werden. Schwerlich möchten sich aber die Annahmen des Verfassers: „die Slawen wären bereits in den frühesten Jahrhunderten an der Donau gesessen; zu ihnen gehören die Weneten am adriatischen Meere; die Wandalen, was Windilisirte bedeute, seyen ein Gemisch von Sueven, Slawen und Kelten gewesen,“ sich einer solchen Gunst erfreuen, obgleich man es dem tüchtigen Manne

aufs Wort glauben wird, wenn er uns versichert, auch diese so zweifelhaften Sätze seyen die Frucht der mühsamsten Forschungen. Es sind dieß, wie man weiß, die strittigsten Punkte der alten Länder- und Völkerkunde, weil es jedem Forscher vergönnt ist, bey dem gänzlichen Mangel entscheidender Quellen, nach Belieben diese oder jene Meinung aufzustellen und zu vertheidigen. Für einen glücklichen Wurf halte ich Steub's Erklärung des Namens Venetia durch Οἰνωτρία, Weinland, die erste Bezeichnung der hesperischen Halbinsel bey den östlichen Völkern (Ueber die Urbewohner Rhätiens S. 184), obgleich man nicht recht begreift, warum das r ausgefallen ist. Ein Mann, welcher sich als Physiolog einen Namen erworben und sich viel mit physiognomischen Studien beschäftigt hat, wollte an den Porträten der alten Venetianer wie an den Köpfen der heutigen Bewohner Venedigs die auszeichnenden Merkmale der keltischen Kymri finden (Edwards, des races humaines in den Mém. de la Société éthnologique. Paris 1841. I. 62), und dieser Ansicht ist auch Amédée Thierry in seiner Geschichte der Gallier. Steub hingegen hält sie für einen den Rasenern oder Tyrrhenern verwandten pelasgischen Stamm. In Betreff der Berichtigung einer hieher bezüglichen Stelle in meiner Geschichte der armenischen Literatur (I. 151) erlaube ich mir, dem Verfasser der slawischen Alterthümer zu entgegnen, daß ich wohl wußte, die Bulgaren seyen ein Volk finnischen Stammes; ich dachte aber, so gut wie Germanen und Finnen Anführer der Slawen wurden, hätte wohl auch umgekehrt ein Slawe oder Winde Anführer der finnischen Bulgaren seyn können. Deßhalb sagte ich, bey Moses von Chorene finde sich eine Erwähnung der Wenden (Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I. 385). Sch. findet nach den Sagen bey Nestor wahrscheinlich, daß die alten Wenden oder Slawen schon in den Urzeiten an der Donau gesessen, später jedoch von den Kelten, die von Nestor und andern slawischen Schriftstellern Wlachen genannt wurden, vertrieben worden seyen, worauf sie sich zu den verwandten hinterkarpathischen Stämmen zurückgezogen hätten. Was kann man aber nicht Alles beweisen, wenn man den Sagen in den frühern Zeiten überaus unwissender Mönche vertraut? Erzählt uns nicht der Nestor gleichzeitige Wälsche Mönch, die Bayern seyen aus Armenien gekommen, und hatte nicht der weit ältere Witechind gehört, die Sachsen wären Macedonier? Thunmann hat bereits alle diese Sagen des russischen Chronisten, nach seiner scharfen kritischen Weise in den Anmerkungen über Schlözers allgemeine nordische Geschichte, zurückgewiesen (Untersuchungen über die Geschichte einiger nordischer Völker. Berlin 1772. 153). Es darf auch nicht übersehen werden, daß viele Völkernamen ursprünglich aus allgemeinen Benennungen hervorgegangen sind und wenigstens anfänglich keinem besondern Volke ausschließlich angehörten. Wenden, Winden, Wandalen wären wohl, wenn überhaupt bey solchen unsicheren Dingen eine Vermuthung gestattet ist, die Herumziehenden [10]), wovon heutigen Tags noch das englische went; Walh, Walch, bey den Deutschen wie bey den Slawen, wären die Fremden, namentlich aber die Romanen und Kelten, die Galen, Galli (Schmeller IV. 70); Alanen, Albanier, Aelpler, Bergbewohner und so allgemeiner Bedeutung wie Gorski, Kaukasier, Bergvölker u. s. w. Es werden hie und da, besonders mit dem letztern Namen, die verschiedensten Völker bezeichnet. Ammianus weiß bereits (XXXI, 2), daß die Alanen nach den Bergen (ex montium adpellatione) benannt wurden. In den tatarischen Sprachen heißt auch in der That Alin und Ola ein Berg. Das ungarische Alom, Hügel, scheint ebenfalls hieher zugehören (Schott, Versuch über die tatarischen Sprachen. 10).

(Fortsetzung folgt.)

---

10) Schmeller führt, Bayerisches Wörterbuch IV. 112, eine Stelle vom Jahre 991 an, wo solch ein Colonus uandalicus oder fremder Bauer erwähnt wird. Schafarik kann (I. 165) über die Bedeutung des Namens Wende, Winde zu keinem Resultate kommen.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Mit einer Ansicht von Würzburg zur Zeit des Schwedenkrieges, 1631.)

I.

Geschichte der k. schwedischen und herzogl. sachsen-weimarischen Zwischenregierung im eroberten Fürstbisthume Würzburg.

Vom k. Legationsrathe, Hrn. Dr. C. G. Scharold.

Zweyter Abschnitt.

J. 1632.

Die Fortsetzung der im vorhergehenden 2. Hfte. des 7. Bandes begonnenen Abhandlung, deren §. §. unabhängig von den Abschnitten, in ununterbrochener Folge fortgehen; hier also, da das vorige Heft mit §. 14 geendet, beginnt der §. 15 mit dem „Feldzug des Feldmarschalls Gustav Horn gegen Bamberg. Zurückschlagung desselben durch Tilly bis Schweinfurt. Aufbruch Königs Gustav Adolph vom Rheine nach Franken." —

In Bezug auf die allgemeine Geschichte des Schwedenkrieges hat sich Hr. Sch. an die bereits in unserm Berichte über den ersten Abschnitt dieser Abhandlung angeführten Werke gehalten; für das Besondere aber aus Quellen geschöpft, wie sie nur einem so trefflichen Kenner fränkischer Geschichten und rastlosen Sammler alles desjenigen, was auf dieselben sich bezieht, zu Gebote stehen. Da finden wir die Akten der k. schwedischen Regierung, das Tagebuch des schwedischen Klosterverwalters von Theres, viele gedruckte Mandate, deren Seltenheit wir schon in unserm vorigen Bericht erwähnten, Fürstbischöfliche Kabinets-Akten, das Tagebuch des in Schweinfurt sich aufhaltenden Abtes von Ebrach, eine Grünauer Klosterchronik, die Akten aus der Gerolzhofer und Ochsenfurter Stadtregistratur, aus dem Wirzburger Stadtarchiv, eine handschriftliche Chronik von Kitzingen, eine Urkunde aus dem Familien Archiv der Freyherrn v. Rotenhan, Gropp's handschriftliche Geschichte des Stifts St. Burkhard. Von den 20 Beylagen sind zwar die Nummern II, IV, V, IX (Gropp. III. 761) und XIX (Mosers patr. Archiv) in andern Werken abgedruckt, dennoch werden sie hier dem Leser sehr willkommen seyn; denn wer hat z. B. Horn's Bericht aus Ludewig oder die Groppische Sammlung s. a. gleich zur Hand? —

Auf den ersten Anblick möchte es wohl befremdend scheinen, daß in einer Geschichte der schwedischen Zwischenregierung im eroberten Fürstbisthume Wirzburg der Feldzug des Gustav Horn in das Bamberger Land erwähnt und selbst ausführlich erzählt wird. Allein Horn's Niederlage in und bey Bamberg durch den anrückenden Tilly war in des Schwedenkönigs Augen ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit, daß er auf die darüber erhaltene Nachricht „sein weitere, am Rheinstrom habende intent enderte, vnd die resolution fassete: den Feld Marschalck in eigener Person zu secundiren, vnd also dem General Tilly mit Macht zu begegnen" (Chemnitz I. 301). Sein Marsch führte den König über Höchst, Steinheim, Aschaffenburg und Lohr wieder in das Wirzburgische; nämlich über Wernfeld, Arnstein nach Geltersheim und Schweinfurt und von da über Dettelbach, Kitzingen, Ochsenfurt und Aub gegen Bayerns Gränzen. Darum ist die Aufnahme des Hornischen Einfalls und seiner Niederlage, welche im §. 15 vorgetragen werden, vollkommen gerechtfertigt.

Die Einzelheiten dieses Ereignisses, z. B. die Unterhandlung zwischen Johann Georg II., Fuchs von Dornheim, Bischof von Bamberg, und dem Schwedenkönig, Horn's Auftrag zum Einrücken in das Bambergische, sein Angriff auf Höchstadt und die Einnahme der Stadt Bamberg bis zum Anmarsche Tilly's sind hier aus Gropp, Chemnitz, und dem Theatrum Europäum, Tilly's Sieg über Horn aus dieses Letzteren Bericht an seinen König d. d. Geltersheim, 7. März 1632 genommen. Wir besitzen aber eine Quelle über dieß Ereigniß, welche den schwedischen Berichten bey Chemnitz und Ludewig gegenübergehalten, in der That verdiente, hier veröffentlicht zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Paul Joseph Schafariks slawische Alterthümer.

(Fortsetzung.)

Alp oder Alb ist wohl bloß eine vollere Form für Alin, Ola, und man begreift jetzt leicht, wie die Namen Alanen und Albanier in einander übergehen und die ihrer Abstammung und Sprache nach gar nicht zusammengehörenden Stämme, Alanen, Albanier, Al-ben genannt werden konnten [11]). Hieraus erhellt, daß es ein Irrthum ist zu glauben, die Völkernamen seyen auf die Gebirge übertragen, und namentlich seyen die alanischen Gebirge so genannt worden, weil hier die Alanen gesessen haben (Sch. I. 490). Ob Stavani oder Stlavani bey Ptolemäus in der That verschrieben ist für Slavi, wie Sch. vermuthet, oder nicht, scheint von keiner Wichtigkeit; so viel ist sicher daß die Slawen, in Verbindung mit den Anten, erst seit dem sechsten Jahrhundert folgenreich in die Weltbegebenheiten eingreifen. Der Sturz des Hunnen-Reiches, welches so viele Nationalitäten gefesselt hielt, hat auch das Volk der Slawen befreyt; sie dringen von nun an unaufhörlich gen Süden und Westen und werden die Geisel des römisch-byzantinischen Reiches.

Eine Geschichte dieses Drängens und Treibens der verschiedenen Stämme liefert der zweyte Band, — ein unentbehrliches Werk zum Nachschlagen für jeden Geschichts- und Alterthumsforscher. Es werden hier nach einander die russischen, bulgarischen, serbischen, chorwatischen, korutanischen, polnischen, czechischen, polabischen Slawen, dann die Mähren und Slowaken aufgeführt, ihre ursprünglichen Wohnsitze und welche Veränderungen sie erlitten, das Getriebe nach außen wie die innern Zustände des Volkes in ausführlicher und doch übersichtlicher Darstellung behandelt. Eine überspannte Liebe zum heimischen Volke scheint überall durch; selbst die von den Slawen herbeygerufenen normanischen Russen (Russios, quos alio nos nomine Nordmannos appellamus. Liutprand Antapod. I. 11 ed. Pertz) sind nach Sch. roher und ungebildeter gewesen als die Nowogoroder. Es wäre dieß das einzige Beyspiel in der Geschichte, daß cultivirte Völker Halbbarbaren als Gebieter herbeygerufen hätten, um die gestörte Ordnung im Lande herzustellen und ver-

11) Albani et Massagetae, sagt Julian (Amm. Marcell. XXIII. 5), quos Alanos nunc appellamus. In solchem allgemeinen Sinne nimmt auch Ruysbröck (Recueil des Voyages et Mémoires de la Société de Géographie. Paris 1839. IV. 243) das Wort: Venerunt ad nos (a. 1253) quidem Alani, qui ibi dicuntur Aas, christiani secundum ritum Grecorum et habentes literas grecas et sacerdotes grecos d. h. Es kamen zu uns einige Bergbewohner, welche daselbst Aas oder Osseten genannt werden u. s. w. Josafa Barbaro in Ramusio II. 92. Bey verschiedenen Reisenden wird ein großer Theil des Kaukasus Alania oder Gebirgsland genannt. Die Ossen kennt bereits Ptolemäus in derselben Gegend (VIII. 238). Mannert, Norden der Erde 416. As bedeutet wohl die Festen, die Stützen; es ist dieß Wort mit den Asen des Nordens verwandt, wie Geijer in der Geschichte Schwedens nachgewiesen hat.

nünftige Einrichtungen zu treffen. Wären nur mit dem deutschen Namen den Slawen auch die deutschen Sitten und Gesetze geblieben! Hätten sie das von Skandinavien nach Nowogorod verpflanzte Geschwornengericht [12]), die Liebe zur Freyheit und den heiligen Begriff der Ehre erhalten [13]), welch ein Glück und Segen wäre nicht der Menschheit daraus erwachsen! Das germanische Rußland würde dann für den Osten geworden seyn, was das germanische Großbritannien war und ist für den Westen der Erde. Die Slawen sind aber eher zu entschuldigen als die Deutschen, welche in wie außerhalb ihres Landes die angestammte väterliche Sitte nicht zu bewahren vermochten. Die Russen traf das Unglück, dritthalbhundert Jahre von den Mongolen beherrscht zu werden, wodurch sie zu Sklaven herabgewürdigt wurden [14]). Werden doch Sitten und Einrichtungen, die Tacitus bereits in Germanien vorgefunden hat, in dem Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts, und dieß nicht von Unkundigen, Auswüchse eines verderbten Zeitgeistes gescholten! Es wird jeder, wenn er auch durch selbständiges Studium im Einzelnen eine andere Ansicht gewonnen hat, sich dem verehrten Verfasser für die vielfache gründliche Belehrung verpflichtet fühlen, namentlich auch für die sorgfältige vollständige Angabe der Quellen. Sonderbar ist es, daß Tillemonts bekanntes französisches Werk (I. 426) in lateinischer Sprache angeführt wird. Sollte dieses Citat aus Mascov entlehnt seyn, welcher nach der Weise seiner Zeit gewöhnlich sagt: Tillemont ad vit. Alex. Sever., ad vit. Maxim. u. s. w.?

12) Karamsin II. 51.

13) Die alten freyen Russen, sagt Karamsin I. 52, duldeten keine körperlichen Strafen; er wendete auf Jaroslavs Gesetze die Worte an, mit welchen Montesquieu (Esprit des loix XXVIII. 3) den Geist der Deutschen schildert.

14) Wie sehr auch zur Zeit der goldenen Horde die ursprünglich türkisch-chasarische oder kumanische Bevölkerung Kiptschaks vorherrschte, beweist, daß sich in der russischen Sprache, und selbst als Ausdrücke des gewöhnlichen Lebens, eine große Anzahl türkischer Wörter vorfinden; mongolische mögen nur einige seyn. Hammer-Purgstall, Geschichte der goldenen Horde 410.

In den slawischen Alterthümern werden auch die Geschicke und Verhältnisse der den Slawen benachbarten Völker, der Finnen, Kelten, Deutschen und anderer Stämme in eigenen Abschnitten dargestellt; hier ließe sich wohl, wenn man bey der Anzeige eines solchen Werkes, ohne wieder ein Buch zu schreiben, viel ins Einzelne eingehen könnte, manches Zweifelhafte und selbst Irrige hervorheben. Man kann es dem Slawen nicht verargen, wenn er den Magyaren, auch abgesehen von ihrem neuesten unsinnigen Sprachdespotismus, im Herzen abgeneigt ist; ihre Niederlassung an der mittlern Donau ist das größte Unglück, das die Slawenwelt im Laufe der Jahrtausende getroffen hat. Wie im Westen unter römischem Einflusse die fränkische Monarchie groß gezogen wurde, so hätte im Osten, unter vorherrschendem Einflusse Konstantinopels, ein ähnliches slawisches Reich sich herangebildet; dadurch aber, daß die Magyaren gerade in das Herz des sich erst bildenden Organismus eindrangen, wurden solche Aussichten vernichtet (Palacky I. 195. 196). Dessenungeachtet wird auch der besonnene Slawe es nicht billigen, wenn die Ungarn (II. 235) „Stammgenossen der Mongolen" genannt werden. Noch weniger aber sind die Kosaren oder Chasaren ein uralisch-finnischer Stamm (II. 63), sondern Türken, nach dem ausdrücklichen Zeugniß der Byzantiner, Armenier und Araber, so wie nach den Wörtern, die sich aus ihrer Sprache erhalten haben (Beg, Il, Ilek u. s. w.) und nach Allem, was wir von ihnen wissen. Die Sittenschilderung der Tukiuei oder Türken in den chinesischen Jahrbüchern gleicht bis ins Einzelnste demjenigen, was uns die westlichen Schriftsteller von den Chasaren berichten. An einer andern Stelle (II. 56) werden, theilweise im Widerspruche mit dem Angeführten, Awaren, Bulgaren, Kosaren und auch Magyaren „uralisch-finnische Unholde" genannt.

Zu welchem Volke gehörten nun aber die Awaren, die so mannigfach in die Geschichte des Mittelalters eingreifen und selbst mit unserem Lande in so innige Berührung treten, und wie kamen sie nach Europa? Eine gründliche Lösung dieser Fragen kann nur aus einer genauen Bekanntschaft mit der Geschichte der Reiche und Völker Mittelasiens,

während des fünften und sechsten Jahrhunderts, gewonnen werden.

Der Name Tukiuei erscheint erst in der Hälfte des fünften Jahrhunderts in der Geschichte des Mittelreiches; es soll das Volk von einem helmartigen Berge, der zur Altaikette gehöre, in dessen Nähe die Vorfahren ihres Herrschergeschlechtes wohnten, den Namen erhalten haben. Tukiuei habe nämlich in der Sprache des Volkes diese Bedeutung; es ist dieß ohne Zweifel eine jener später ersonnenen Etymologien, deren sich so viele finden in den Jahrbüchern des Morgen- und Abendlandes [15]). Der Name Türke bedeutet die Jenseitigen, die jenseits des Oxus wohnenden Völker, welche in unzählige Stämme zerfallen; bereits zu den Zeiten der Han-Dynastie waren den Chinesen mehrere bekannt, die sie, nach ihrer Weise, unter die zinspflichtigen Völker einreihten. Es wird bemerkt, daß diese ehemals den Hunnen unterworfen waren und im Grunde dieselbe Sprache redeten, wie ihre Gebieter; erst im Laufe der Zeit hätte sie sich etwas verschieden ausgebildet, — es kann das gegenseitige Verhältniß der tatarischen Sprachen nicht treffender bezeichnet werden. Zu diesen Stämmen gehören namentlich die Kiusse, Gusen oder Usen, die Kao tschang, später unter dem einheimischen Namen Uiguren bekannt. Die Sagengeschichte dieses türkischen Volkes ist zwiefacher Art: eine einheimische, in Einzelnheiten verschieden nach den verschiedenen Horden, welche aus den Zeiten stammt, wo die rohen Völker noch die Naturkräfte als göttliche Wesen verehrten, und eine fremde, die für das zum Islam bekehrte Volk erdichtet wurde. Wolfsblut floß, nach der heimathlichen Ueberlieferung, in den Adern der wilden räuberischen Türken. Es erbarmte sich eine Wölfin des jugendlichen Ahnherrn des Volkes, der dem Untergange geweiht war, reichte ihm die Muttermilch und gieng eine widerliche Verbindung mit ihm ein, welche eine kräftige Nachkommenschaft zur Folge hatte. Kaum waren die Knaben herangewachsen, so raubten die zehn Söhne des Ahnherrn und der Wölfin die Frauen der nachbarlichen Stämme, erzeugten Söhne und Töchter und wurden bald so zahlreich wie der Sand am Meere. Zum Andenken an die wunderbare Erhaltung des Stammvaters wurde ein Wolfskopf als Panier des neuen Volkes erhoben. Tumen, ein würdiger Sohn der Wolfsmutter, hat alle Stämme, namentlich die ehemals den Jeou jen gehorchenden Uiguren, welche von den Chinesen in ihrer kleinlichen am Aeußerlichen haftenden Weise Kao tsche, Leute mit hohen Wagen genannt werden, durch Waffengewalt bezwungen und sich zum Oberhaupte des ganzen türkischen Volkes in Mittel- und Nordasien emporgeschwungen. Tumen dünkte sich jetzt dem Fürsten der Jeou jen, welchem ein großer Theil der Türken als Waffenschmiede diente, ebenbürtig und freyte um eine Prinzessin dieses Hauses. Der abschlägige, in Worten des Hohnes gegebene Bescheid empörte das Oberhaupt der Türken und vermochte ihn, das tungusische Geschlecht mit Krieg zu überziehen. Es ward ein Bund geschlossen zwischen den Türken und den Topo; die Jeou jen konnte dieser vereinigten Macht keinen Widerstand leisten und ihr Reich endigte mit dem Selbstmord des letzten Chakan Anawei; ein Theil von ihnen blieb in der Heimath zurück und gehorchte Tumen, der sich jetzt Il Chan oder Landesfürst [16]) nannte — seiner Gemahlin legte er den Titel Chatun bey, — ein anderer, und wie es scheint bey weitem die größere Masse, entfloh gen Westen, wo sie unter dem Namen der Abaren erscheinen. Es ist dieser Name nur eine andere Form von Uwar oder Uigur, wie sich das Volk auch nach dem ausdrücklichen Zeugniß der Griechen nannte [17]), die überdieß seine äußerliche

15) Terk heißt zwar in der That Helm im Türkischen. Davids Grammar of the Turk lang. X. Die Erklärung Klaproths und Rémusat's ist unrichtig. Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Göttingen 1838. II. 71. Palacky und Schafarik vertrauen zu sehr den Hypothesen Klaproths, der sich bekanntlich in seinen größern historischen Werken niemals zu Citaten herabläßt.

16) Matuanlin, Buch 343 Bl. 2 r. Chatun schreiben die Chinesen Akiatun. Il heißt bekanntlich im Türkischen Land, Stamm und Volk.

17) Theophyl. Hist. VII. 8. Der Grieche hatte bereits erfahren, daß es zweyerley Völker in Mittelasien gebe: Uwar (Ὀυάρ), Uiguren, Türken, und Chunnen, Hunnen (Χουννι) oder Mongolen

Erscheinung in der Weise beschreiben, daß man den wilden barbarischen Türken nicht verkennen wird. Gleichwie in neuern Zeiten das Vordringen der Russen gegen die Wolga, den Jaik und Jenissei eine Bewegung der türkischen und mongolischen Horden (ich erinnere an die Züge der Jakuten und Buräten) gegen Nordosten veranlaßte, so in den mittlern Jahrhunderten die häufigen Revolutionen Mittelasiens und die Siege der Chinesen eine Bewegung derselben Horden nach Nord oder Südwesten. Die letzte größere Völkerwanderung dieser Richtung ist der Zug der Torgoten an die Wolga.

Die Sitten und Einrichtungen des neuen türkischen Reiches sind im Wesentlichen von denen der Hunnen und Topo nicht verschieden. Auch die Türken waren der Jagd und Viehzucht ergeben, gefielen sich in Krieg und Raubzügen und standen in allen andern Beziehungen auf derselben Stufe der Cultur oder Barbarey. Die Beamten und Diener des Chan wurden nach dem Vorbilde des Mittelreiches in gewisse Ordnungen eingetheilt und erhielten erbliche Ehrentitel; sie waren überdieß, wie es bey der ganzen tatarischen Völkerfamilie gebräuchlich ist, in die linke und rechte Seite eingetheilt, wovon die erste für die vorzüglichste gehalten wurde. Zum Unterhalte waren ihnen besondere Lehensdistrikte angewiesen; denn obgleich die tatarischen Völker keine festen Wohnungen haben, so war doch immer, wie noch heutigen Tags, das Land unter den Horden und Stämmen als Weidegrund vertheilt. Im Beginne des Jahres versammelten sich alle Großen in der Residenz des Chakan am Goldgebirge, um in einem ringsum von Bergen eingeschlossenen Thale, wo der Sage nach die Urahnen des Volkes gewohnt haben sollen, Opfer darzubringen [18]). Am fünften Monat des Jahres kommen sie zum zweytenmale zusammen, bringen dem Himmelsgeiste, der Erde und den Geistern der Ahnen Opfer dar und verehren die Elemente, Luft, Wasser und Feuer. Sie singen der Erde Loblieder, doch preisen sie vorzüglich einen Gott, den sie den Schöpfer des Himmels und der Erde nennen. Ihm opfern sie Pferde, Rinder und Schafe. Sie haben auch Schamanen, von denen sie glauben, daß sie künftige Ereignisse vorhersehen [19]). Gegen Ende des Herbstes, wo das Vieh wohlgenährt von der Weide kömmt, wird nahe bey einem Walde eine große Versammlung gehalten, wo, während die Versammlung den Wald umreitet, den Schutzgöttern der Marken und Gauen, der Wiesen und Felder Opfer dargebracht werden. Ist dieß geschehen, so wird eine große Heerschau gehalten und Alles, Menschen wie Thiere, in Listen verzeichnet. Sobald die Wahl eines neuen Landesherrn vollzogen ist, wird er von den Großen auf einen Filz gesetzt, neunmal gegen Sonnenaufgang gewendet im Lager herumgetragen und jedesmal von dem versammelten Volke mit Zuruf empfangen. Dann wird der Ilchan aufs Pferd gesetzt, ihm ein seidenes Tuch um den Hals geworfen und damit so lange angezogen, bis er dem Ersticken nahe kommt. Man läßt ihn plötzlich los und fragt, wie lange er zu regieren gedenke? Seine in der Verwirrung und Todesangst gegebene Antwort wird als ein Gottesurtheil betrachtet; hat er die Jahre erreicht, welche ihm dieses Orakel verkündet, so suchen ihn die Großen aus dem Wege zu räumen. So bey den Türken und so bey ihren Stammverwandten, den Chasaren [20]).

(Schluß folgt.)

---

und daß die Awaren aus beyden Völkern, gleichwie heutigen Tags die Mankat oder Noganen, beständen. Deßhalb werden sie auch von Turxanth Warchuni (Οὐαρχωνῖται) genannt. Menander 400, 401 ed. Niebuhr.

18) Es ist dieß die berühmte Höhle Irgene kum — Irgene heißt Thal und Kum eine steile Anhöhe — welche in der Urgeschichte der Türken und Mongolen eine so große Rolle spielt.

19) Matuanlin Buch 343 Bl. 4 r. Theophyl. Simoc. 176 B, C ed. Fabioti. Stritter III. 70, wo so wie in der lateinischen Uebersetzung eine unrichtige Interpunction irre leiten könnte.

20) d'Ohsson, des peuples du Caucase 40. Matuanlin a. a. O.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Paul Joseph Schafariks slawische Alterthümer.

(Schluß.)

Die Barbarey des Volkes zeigt sich am deutlichsten in seinen Gesetzen. Ehebrecher erlitten in den frühesten Zeiten bloß die Strafe der Entmannung, später wurden sie mitten durchgespalten. Wer dem Andern im Streite das Aug ausschlug, mußte ihm seine Tochter geben; hatte er keine Tochter, so trat das Weib an die Stelle. Eine Beschädigung der andern Glieder des Körpers konnte mit Geld gesühnt werden. Der Dieb gieng aber ganz frey aus; er hatte bloß das Doppelte zu ersetzen.

Die Gebräuche bey den Leichenbegängnissen waren eigenthümlicher sonderbarer Art. Die Leichen des Frühlings und Sommers wurden so lange in Zelten oberhalb der Erde aufbewahrt, bis im Herbste die Blätter von den Bäumen fielen; hingegen die des Herbstes und Winters, bis im Frühjahre die Bäume wieder im Laube prangten. Dann versammelte sich die ganze Verwandtschaft, Männer und Frauen zerschnitten und zerrissen sich den Körper und die Wangen [21]) und ergötzten sich bey großen Leichenmalen, wozu eine Menge Schafe und Pferde geschlachtet wurden. War der Schmaus zu Ende, so wurde auf dem Grabe ein Steinhügel errichtet — so viele Krieger der Todte bey Lebzeiten im Kampfe erlegte, mit so vielen Steinen ward sein Grabhügel verziert. Man weiß also jetzt mit Sicherheit, zu welchem Endzwecke die vielen Steinhaufen in Mittel- und Westasien, im Norden des kaspischen und des schwarzen Meeres bis herab in die Gegenden des Stromgebietes der Donau errichtet wurden [22]). Zu diesen Leichenmalen gehen die jungen Leuten beyderley Geschlechtes in ihrem schönsten Kleiderschmucke; gefällt dem Jüngling ein Mädchen, so sendet er zu ihrem Vater und bittet um die Hand der Tochter. Nur in den seltensten Fällen erhält der Freyer eine abschlägige Antwort.

Schon früher hatten sich einzelne türkische Horden, um sich der Herrschaft der Jeou jen zu entziehen, nach Westen geflüchtet; jetzt folgten ihnen alle andern uigurischen Türken, die sich dem neuen Regimente des Ischan Tumen nicht unterwerfen wollten. Diese Türken, Uiguren oder Awaren, zerfielen in mehrere Klane, welche von Häuptlingen regiert wurden, wahrscheinlich Tudun geheißen [23]),

---

21) Hier stimmen die Chinesen und Byzantiner buchstäblich überein. Matuanlin Buch 343 Bl. 3 v. Menander 163 D. ed. Labbe. Stritter III. 62.

22) Es sind dieß die sogenannten Kurgani (Démidoff, Voyage dans la Russie méridionale. Paris 1842. IV. 8), welche auch Schafarik mehrmals bespricht.

23) Alle Tataren erhielten, wie bekannt, ihre Cultur von den Chinesen; Tudun (Eginh. Annal. ad a. 795) ist vielleicht chinesisch und der Titel Tu tong, Worte die jetzt einen General bedeuten; doch muß bemerkt werden, daß die Chinesen den Titel als einen ächt tatarischen betrachten und ihn wie Eginhard Tudun schreiben. Matuanlin Buch 343 Bl. 3 v. l. 1, und im Tangschu oder Buch der Tang Bl. 215 erste Abtheilung Bl. 42. Das Tangschu ist die Quelle des Matuanlin. Griechisch wird der Titel *Τούδουν* geschrieben. So heißt es im Etym.

die aber sämmtlich dem Chakan unterthan waren [24]). Auch der Freyherrn oder Tarchan, wie sie heutigen Tags noch bey den Türken heißen, geschieht bereits Erwähnung [25]) — einer Classe von Lehnsleuten, welche sich auch bey den Mongolen großer Privilegien erfreute [26]). Die neu eingewanderten Awaren verjagten mehrere Stämme aus ihren heimathlichen Sitzen in der Nähe des Ural, wie die Saroguren, Urogen und Hunoguren, wozu auch die später genannten Kuturguren, Uturguren und andere Völklein gehören, deren hie und da verschieden geschriebene Namen doch sämmtlich auf ugrische oder finnische Abstammung hinzeigen. Diese unterwarfen nun das türkische Mischlingsvolk der Akatiren, Akatsiren oder Chasaren zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere und senden Boten, an die östlichen Römer, um sich mit ihnen zu verbinden [27]). Kaiser Leo I. schickt sie mit Geschenken in die Heimath zurück; doch hiemit war den wilden Horden nicht gedient. Sie zogen, in Verbindung mit ihren neuen Unterthanen, gegen die Donau, wo sie unter dem Gesammtnamen Bulgaren oder Wulgaren eine der ärgsten Geiseln des östlichen Reiches wurden und von nun an nicht mehr aus der Geschichte schieden [28]). Man glaube aber nicht, daß dieser Name Bulgar jetzt erst entstanden ist; er war schon längst vorhanden im Morgenlande, scheint aber erst nach der Auflösung des Hunnen-Reiches zu den Byzantinern gedrungen zu seyn. Bereits unter dem König Arschag I. (127—114 v. u. Z.) aus dem Hause der Arsaciden, zog von Norden her eine Colonie Bulgaren in die Provinz Ararat; nach ihrem Anführer Went nannten sie ihre neue Heimath Wannat, deren Hauptort die im Mittelalter so berühmte und auch heutigen Tags sehr bekannte Stadt Kars gewesen ist. [29]). Theodorich, der Ostgothenkönig, stellte sich den neuen Barbaren an der Donau entgegen und brachte ihnen (487) eine große Niederlage bey [30]), worauf sie, wie es scheint, bis zum Abzuge des deutschen Volkes Ruhe gehalten haben. Alsdann brachen sie von neuem in Thracien ein und zogen unter furchtbaren Verheerungen bis nach Illyrien [31]).

Als aber im Laufe des sechsten Jahrhunderts, nachdem, wie gesagt, Tumen sich zum Ilchan erhoben hatte, immer mehr Awaren nach dem Westen vordrangen, wurden die Bulgaren gezwungen, sich dem Chakan oder Jugurr d. h. Uigur [32]), wie er auch von lateinischen Schriftstellern genannt wird, dieses Türkenvolkes zu unterwerfen; ein gleiches Schicksal traf auch einen sehr großen Theil der Slawen [33]). Die Klage des Chakan am Altai, daß diese Flüchtlinge sich mit Unrecht Uiguren oder Awaren nannten, ermangelt aller Wahrheit; denn dieser Name, welcher die Festen, die Verbündeten

Magn. Lips. 1816. p. 763. Τούδουνοι οἱ τοποτηρηταί (vicem tenentes) παρὰ Τούρκοις.

24) Eginhard sagt a. a. O, bey Pertz I. 185: Summum totius regni juxta priscum eorum ritum Caganum habere praecepit.

25) Die finnischen Bulgaren haben diesen Titel wohl von ihren türkischen Gebietern angenommen; denn der byzantinische Ceremonienmeister (Const. Porph. de Cerem. aulae Byzant. 393 ed. Reiske) fragt nach dem Befinden des Βολίας Ταρκάνος. Menander 384 ed. Bonn. schreibt den Titel Ταρχάν. Zeuß (die Deutschen 729) verwechselt irrthümlich Tarchan mit Chakan.

26) Hammer-Purgstall, Gesch. der goldenen Horde 191. 228. 350.

27) Priscus 42, 43. Stritter I. 642.

28) Von den Slawen kann vermöge des Genius ihrer Sprache der Name Bulgar nicht herrühren. Schafarik II. 168. Jordanis, de reb. Get. c. 5, unterscheidet bereits genau Hunnen und Bulgaren.

29) Mos. Choren. II. 6. 8. nach der Chronik des Mar Ibas, welche mit der Regierung Arschags I. endigt. Indschidschean, Altarmenien 372. Auch in der Geographie des Moses werden die Bulgaren als Einwohner Sarmatiens erwähnt. St. Martin, Mém. sur l'Arménie II. 354.

30) Ennodius, Opp. Sirm. I. 1598. Cassiod. Var. VIII. 10.

31) Engel, Geschichte der Bulgaren. Allg. Welthistorie. Bd. XLIX. 299 folg.

32) Chagan seu Jugurr bey Pertz, Script. I. 182. Mehrere Stellen über Jugurr bey Zeuß 740.

33) Theophyl. 175. Stritter I. 643. Die Geschenke, von welchen Theophylakt spricht, waren Tribut. Schafarik II. 58.

bedeutet, gebührt, obgleich von einer Seite her selbst die Existenz der türkischen Uiguren neuerdings ganz geleugnet wurde, allen Völkern türkischen Stammes [34]). Die Awaren drangen nun, von ihren neuen Unterthanen hiezu ermuntert, unaufhaltsam gegen die Donau, wo sie bereits in den nächsten Jahrzehnten ihre Festungen oder Hringe, wie die Deutschen sie nannten, an den beyden Ufern des Flusses aufwarfen [35]). Von hier aus machen sie, während eines Zeitraumes von mehr als zweyhundert Jahren, bald in die Provinzen des östlichen römischen Reiches, bald auch in die Länder der Franken und Slawen nach Galicien, wo ein Theil der Horde sich niederläßt und aus der Geschichte verschwindet, nach Bayern, Franken und Schwaben verheerende Einfälle [36]), denen endlich durch Karl den Großen für alle Zeiten ein Ziel gesetzt wurde. Diese vom Anfange an nicht zahlreichen türkischen Horden, nach der Aussage ihrer Gebieter ungefähr zweymal hunderttausend Seelen [37]), deren Herrschaft zu manchen Zeiten von der Wolga bis zur Donau und von hier über Pannonien, Dacien und Böhmen bis zur Ens reichte [38]), sind theils durch unaufhörliche Kriege nach Außen und allerley Wirren im Innern, theils auch durch pestartige Krankheiten bis auf wenige Reste, welche sich unter den andern Völkerschaften verloren haben, zu Grunde gegangen. Nestor schildert sie, vielleicht nach Heldenliedern aus den Urzeiten seines Volkes [39]), als ächte grausame Türken, welche slawische Frauen vor ihre Wagen spannten und in wilder Weise dahin fuhren. Die Obri, fügt er hinzu, seyen groß von Körper und stolzen Sinnes. Aber dieses ihres Stolzes wegen habe auch Gott sie vernichtet; alle starben sie weg und nicht einer ist übbrig geblieben; daher komme das Sprüchwort in Rußland: „sie sind untergegangen wie die Awaren [40]).“ Der Name Obr oder Awar erhielt sich aber bis auf den heutigen Tag in den Mundarten der nordöstlichen Slawen, wo er der Schilderung Nestors gemäß einen Riesen bedeutet [41]). Diese Sage von der Vernichtung der Awaren bezieht sich natürlich nur auf die weiter östlich wohnenden Horden; von dem Schicksale des Volkes in den westlichen Gegenden konnte der russische Annalist keine Kunde haben. Hier haben sich längs der Meeresküste Dalmatiens Ueberbleisel dieses Volkes bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Awaren hatten sich nämlich am Ausgange des sechsten Jahrhunderts (598) dieser Gegenden und des ganzen Landes Dalmatien bemächtigt, wurden jedoch mit Zustimmung des Kaisers Heraklius von den Chorwaten oder Kroaten, die ursprünglich innerhalb der Karpathen saßen, von denen sie auch ihren Namen erhielten [42]), wieder unterworfen. Sie erhielten sich, wohl als Knechte der Chorwaten, unter ihrem eigenen Namen bis auf die Zeiten des Konstantinus Porphyrogeneta [43]), verloren ihn aber später sammt ihrer Sprache und sind jetzt unter dem Namen **Morlaken** oder Be-

34) Raschideddin und Abulghasi in Klaproth's Sprache und Schrift der Uiguren. Paris 1820, S. 34, 39. **Uigur** und **Waräger** sind demnach gleichbedeutend. Den Deutschen war der Name Awar geläufiger als Uigur, denn ihre meisten Völkernamen, wie **Bajuwar** u. s. w., endigen sich auf **war**, welches so viel als **wohnen**, **bleiben** bedeutet; daher auch die Bildung Huniwar, Awar u. s. w.

35) Pertz Script. I. 182. 183. 302. II. 748.

36) Gregor. Taron. IV. 23. Menander 103 c. 110 b. Paul Diac. II. 10. Mascov. Geschichte der Deutschen II. 178.

37) Menander 108 c. ed. Labbe. *ἀμφὶ τὰς εἴκοσιν εἶναι χιλιάδας.* Stritter III. 48.

38) — — Sic ad fluvium rex venit Anesum,
Qui medius Baivarios sejunxit et Hunnos (Avaros).
Poeta anonymus bey Schilter I. III v. 64.

39) Die alten Slawen hatten wie die Germanen eine eigene Sängerclasse.

40) Nestor II. 117 Schlözer.

41) J. Grimm, deutsche Mythologie. Göttingen 1843. I. 493.

42) Chrib heißt im Slawischen ein Hügel. Schafarik I. 487. Davon kommt das Chrebet, womit im Russischen so viele Berge benannt werden. *Χρωβάτοι* bey Const. Porph.; bey Massudi (Charmoy, Rel. 384) Chorwatin.

43) Const. Porph. de Adm. Imp. c. 30. 31. Stritter I. 756.

wohner der Meeresküste [44]) bekannt. Eine Menge türkischer Wörter in ihrem eigenthümlichen slawischen Dialekte, so wie ihre Sitten, Gebräuche und ganzes häusliches Leben zeugt unwidersprechlich von der uigurisch-türkischen Abstammung [45]). Ein Irrthum ist es, wenn man die heutigen Awaren im östlichen Kaukasus für Reste der Awaren der Völkerwanderung hält. Es haben diese Völker höchstens den Namen gemein. Die Awaren Daghestans sind Lesghier, die Legä der Alten, welche im fünften Jahrhundert in vielfachen Streit mit den Armeniern verwickelt waren [46]).

Man sieht wohl hieraus, wie innig die Geschichte des Nordostens von Europa mit der Geschichte des mittlern und östlichen Asiens zusammenhängt, wie sich die Nachrichten der Byzantiner und Chinesen gegenseitig ergänzen und wie dadurch allein das Völkergewirre um das kaspische und schwarze Meer Licht gewinnt und Zusammenhang erhält. Man hat die Chasaren und Awaren bloß zum Beyspiele hervorgehoben; in gleich innigem Zusammenhange mit den Revolutionen des Morgenlandes steht aber auch die Geschichte der Usen, Komanen, Petschenegen und Seldschuken, wie dieß in dem Theile meiner Geschichte Asiens, welcher den Nordosten des alten Continentes behandelt, ausführlich dargestellt wird.

Jeder Alterthumsforscher wird sich Herrn Mosig von Aehrenfeld für die Uebersetzung dieses Werkes verpflichtet fühlen; es sind die slawischen Alterthümer [47]) eine höchst schätzenswerthe Bereicherung unserer historischen Literatur. Der Herausgeber, Herr Wuttke, hat sich aber durch die Anfertigung eines vollständigen Index, welchen die Besitzer des Originales ungerne vermissen werden, ein wahres Verdienst erworben. Es ist eine zwar leicht erklärbare aber höchst unangenehme Erfahrung, daß je mehr sich die Wissenschaft ausbreitet und je zahlreicher die Bücher sind, die jährlich dem Drucke übergeben werden, desto weniger für den wissenschaftlichen Leser gesorgt wird. Ein guter Index, selbst bey Werken die zum Nachschlagen bestimmt sind, gehört jetzt zu den größten Seltenheiten in der Literatur. Herr Wuttke, so viel ich weiß ein Schlesier, hat sich neulich auch des Deutschthums in seinem Vaterlande kräftig angenommen und den czechischen Enthusiasten vorgeworfen, daß sie auf die polnisch redenden Schlesier einwirken. Das Deutschthum in Schlesien, ruft er ihnen entgegen, sey aber kein gebundenes, verschnittenes, dessen sie Herr werden möchten; ihre Anstrengungen, das erstorbene Slawenthum in einem kräftig entwickelten deutschen Lande wieder aufleben zu machen, seyen vergeblich. Dieß wollen jedoch die Slawen nicht zugeben. Abgesehen, sagen sie, von den zahlreichen Oberschlesiern polnischer Abkunft, leben in Schlesien über 30,000 Einwohner, welche dem böhmischen Slawenzweige angehören (Jordans Jahrbücher 1844. 45). Man sieht, wie sich allenthalben der mittelalterliche Kampf erneuert zwischen den verschiedenen Nationalitäten an der Moldau und Donau, an der Oder und Elbe.

Neumann.

---

44) Hammer-Purgstall (Geschichte der goldenen Horde 126) hält sie für Mongolen und erklärt den Namen Morlach durch Mehr-Uluß, der große Uluß(?).

45) Engel a. a. O. 231—234. Eine ihrer eigenthümlichen Sagen gab bekanntlich Göthe den Stoff zu dem schönen Liede des Asan Agha.

46) Mos Chor. III. 36. 37. S. 457. 460. nach der Ausgabe des armenischen Textes zu Venedig 1827. Er nennt sie Lehk; das k bezeichnet den Plural. Die georgische Sagengeschichte (siehe, Wakhoncht, Description géographique de la Géorgie, publiée par Brosset. St. Petersbourg 1832, 425) hat einen Lecan, Sohn des Thargamos, erfunden, von welchem dann die Lesghier abgeleitet werden. Die lesghischen Awaren werden jetzt von den Russen bloß auf 25,000 Seelen angegeben.

47) Bd. II. 83 Lin. 8 von unten hat sich ein Schreib- oder Druckfehler eingeschlichen. Es ist anstatt „auf der östlichen Küste des kaspischen Meeres“ „des schwarzen Meeres“ zu lesen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Forschungen auf dem Gebiete der Attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit. Von Karl Georg Böhnecke. Ersten Bandes erste und zweyte Abtheilung. Berlin 1843 in 8. XXI und 741 Seiten.

Vorliegendes Buch, zur Hälfte in deutscher, zur Hälfte in lateinischer Sprache geschrieben, enthält folgende Abhandlungen: 1) Ueber das Geburtsjahr des Demosthenes und das Jahr der Abfassung der Rede gegen Meidias, 2) Ueber den Chalkidischen Städtebund bis auf seine Vernichtung durch Philippos und über die Olynthischen Reden des Demosthenes, 3) Ueber des Demosthenes erste Philippische Rede und ihre Zeitverhältnisse, wozu als Anhang: Zwey (mit dem pseudeponymen Archon Demonikos versehene) Aktenstücke des Phrearriers Kallias, 4) Ueber die Brandstiftung des Antiphon und die Zeit des Delischen Rechtshandels, 5) Jornandes über Philippus, 6) Pythia sub auctumnum mense Attico Metagitnione acta esse contra Boeckhium demonstratur. Die zweyte Abtheilung enthält: Συναγωγὴ ψηφισμάτων, quae aetate Demosthenica inde a pace Philocratea usque ad Alexandri in Asiam expeditionem Ol. 108, 2 — Ol. 112, 2 a senatu populoque Atheniensium lata sunt et in oratoribus Atticis partim integra partim decurtata exstant; accedunt alia quaedam documenta historiam huius temporis illustrantia; nunc primum in ordinem digessit, pro archontibus pseudeponymis, qui in actis publicis Demostheneae de corona orationi insertis reperiuntur, vere eponymos restituit C. G. B. Diese Sammlung zerfällt außer einer praefatio in vier Sectionen: 1) acta publica, quae maximam partem ad pacem Philocrateam pertinent, 2) septem pacis Athenienses inter et Philippum anni, 3) acta publica, quae ad bellum Amphissense et Chaeronense pertinent, 4) acta publica, quae ad ultima Philippi tempora et Alexandri regni primordia pertinent; dann folgen Corrigenda et Addenda ad συναγωγὴν ψηφισμάτων, hierauf: Ordo quo acta publica ab oratoribus Atticis laudantur; dann ein deutsch geschriebener Anhang zu den Abhandlungen; den Beschluß machen Indices Personarum (und zwar: 1) tyranni, qui aetate Demosthenica commemorantur, Philippi in Graeciae civitatibus exceptis Athenis fautores et asseclae, 2) Philippi duces et legati, 3) Philippi stemma, ein Index geographicus et mythologicus (populi Thracii et Hellespontii, Athenis ante bellum Pelop. tributarii, qui in φόρων ἀναγραφῇ commemorantur), ein Index rerum memorabilium, und zur Uebersicht eine Chronologia rerum Philippicarum fragmentorum, quae e Theopompi Philippicis supersunt, ratione habita.

Der Verf. hat diesen reichen Inhalt des ersten Theiles seiner Forschungen in einzelnen Abhandlungen gegeben, welche besonders bestimmt sind, für mehrere Fakta der Philippischen Zeit die Chronologie festzustellen, und die sich daher nur auf Demosthenes und Aeschines beziehen; Aehnliches beabsichtigt Hr. B. wahrscheinlich in der zu erwartenden Fortsetzung auch für die übrigen attischen Redner

zu leisten. — Die Abhandlungen selbst sind zu verschiedener Zeit und manche derselben, wie H. B. selbst sagt, schon vor einigen Jahren niedergeschrieben, woraus der Nachtheil entstand, daß in einer früheren öfters schon das als bewiesen vorausgesetzt wird, was seine Begründung erst in einer späteren erhält. Ueberhaupt entsteht vielleicht bey manchen Lesern des Buches der Wunsch, es möchte der Verf. seine umfassenden und genauen Collectaneen zu einer zusammenhängenden Darstellung der Geschichte der Philippischen Zeit verarbeitet haben, welche immer noch in Excursen einzelne ausführlichere Beweise hätte enthalten können. Allerdings heißt es in der Vorrede (S. VIII), das vorliegende Werk habe nur die Absicht, einer Philippischen Geschichte den Weg zu bahnen und vor Allem die Grundlage für sie festzustellen, aber bey der von H. B. gewählten Anordnung bleibt doch immer das Unangenehme, daß, da das Chronologische so ausführlich als möglich ins Reine gebracht werden sollte, oft Gleichzeitiges getrennt oder dasselbe zweymal besprochen werden mußte; wie z. B. über den in der Rede gegen den Meidias erwähnten Euböischen Feldzug in der ersten Abhandlung und wieder in der über die Olynthischen Kriege gehandelt wird. Bey manchen Thatsachen und Zuständen, die mit den dargestellten innigst zusammenhängen, bleibt der Leser völlig ungewiß über des Verfassers Ansicht; ein Uebelstand, den H. B selbst fühlte, da er sich z. B. genöthigt sah, das Resultat seiner Untersuchungen über die Finanzverwaltung des Lykurgus vorläufig in eine Anmerkung unter den Text der Vorrede zu setzen. So in der Συναγωγὴ ψηφισμάτων, wo ein Abriß der Geschichte des Friedens des Philokrates gegeben wird, sind nur sehr karge Andeutungen über die dunklen Verhältnisse der Gesandtschaft selbst, welche hinwiederum, etwa in einem künftigen Bande nachträglich erläutert, nur durch stete eben nicht angenehme Zurückweisung auf die hier gegebene Chronologie verständlich seyn werden. Ein anderesmal hingegen verfiel H. B. in eine weit ausholende, selbst in ganz verschiedenem Stile abgefaßte, erzählende Darstellung; so bey der Geschichte Olynth's, welche besonders durch die Anführung der vielen Mythen wohl die Gränzen von Forschungen auf dem Gebiete der Attischen Redner wieder überschreiten möchte.

Die erste der Abhandlungen, welche sämmtlich eine außerordentliche Belesenheit in der alten und neuen historischen Litteratur über jene Zeit beurkunden, enthält die Untersuchungen über das Geburtsjahr des Demosthenes, welches in Uebereinstimmung mit der Ueberlieferung des Dionysius auf Ol. 99, 4 festgesetzt wird. Dieser Abhandlung wollen wir im Einzelnen zu folgen versuchen.

H. B. schlägt den Weg ein, daß er von der Rede gegen den Meidias, in welcher Demosthenes sich 32jährig nennt, ausgehend zu zeigen sucht, daß der in der Rede erwähnte Olynthische Feldzug kein anderer als der bekannte unter der Führung des Chares sey, und daß der ebenfalls in der Rede genannte Feldzug nach Euböa mit jenem Olynthischen gleichzeitig, also auch Ol. 107, 3, und die Rede gegen den Meidias Ol. 107, 4 zu setzen sey, woraus sich als Geburtsjahr des damals 32jährigen Redners Ol. 99, 4 ergiebt. Dann zeigt H. B., daß mit der so gewonnenen Zeitbestimmung auch die Vormundschaftsreden des Demosthenes und die übrigen Zeugnisse aus dem Alterthume übereinstimmen; zuletzt wird noch erklärt, wie die falsche Angabe (auf Ol. 98, 4) des Verfassers der Vitae X oratt. (welche Schrift übrigens auch H. B. dem Plutarchus zuschreibt) entstanden zu seyn scheine. Gerade nun dieses Verfahren, aus der Rede gegen den Meidias die — bey H. B. etwas in die Breite gezogenen — Beweisgründe zu nehmen, scheint nicht so ganz gegen allen Einwurf gesichert zu seyn. H. B. beschreibt, um die drey verschiedenen Euböischen Feldzüge der Athener genau zu scheiden, zuerst den von Ol. 105, 3, welcher durch den Vertrag des Diokles (c. Mid. § 174) beendigt wurde, dann den von Ol. 109, 4 (Dem. de cor. § 79 ἡ ἐπ' Ὠρεὸν ἔξοδος), hierauf den zweyten zwischen beyde genannte fallenden, welcher der in der Midiana erwähnte ist, und von dem also gezeigt werden soll, daß er Ol. 107, 3 Statt fand. Böckh setzt diese Expedition in seinem Werke über das Attische Seewesen wohl auch in Ol. 107 (nachdem er früher im Staatsh. d. Ath. II p. 109 Ol. 106, 4 und

(in der Abhandlung über die Zeitverhältnisse der Midiana in den Abh. d. Berl. Ak. v. 1818 p. 90 Ol. 106, 3 als das Jahr für dieselbe angenommen); das Jahr selbst aber der Ol. 107 bestimmt Böckh nicht, wohl nicht ohne Absicht, denn hätte er aus den gesammten übrigen Daten einen bestimmten Schluß ziehen zu können geglaubt, so hätte er nicht versäumt, die Zeit so genau als möglich anzugeben. (H. B. führt eine unnöthige specielle Polemik gegen H. Böckh's frühere nunmehr von diesem selbst aufgegebene Annahme — Ol. 106, 3 —; was seinen Grund darin haben mag, daß H. B. seine Abhandlung vor dem Erscheinen des Werkes über das Attische Seewesen schon fertig hatte und sie nachher nicht mehr umgestalten wollte oder — wegen des Druckes — konnte). Auch H. B.'s Gründe aber für ein bestimmtes Jahr scheinen alle nicht völlig bindend zu seyn. Denn erstens daraus (S. 18), daß für den Euböischen Feldzug nicht Chares oder Charidemos, sondern Phokion, dessen Ansehen Ol. 106, 3 noch nicht bedeutend war, gewählt wurde, folgt für das Jahr des Krieges Nichts, da ja die Athener auch schon ein paar Jahre vor den Olynthischen Kriegen — also auch Ol. 107, 1 und 2 — ihre Gründe haben konnten, den Chares oder Charidemos nicht nach Euböa zu schicken; allerdings Ol. 107, 3 und 4 hätten sie keine andere Wahl gehabt, als den Phokion zu senden; jedoch daraus folgt noch nicht, daß jeder nicht nach Olynth gehende Feldzug jener Zeit, in welchem Phokion als Führer erscheint, gleich in Ol. 107, 3 u. 4 zu setzen sey. Ferner, daß Taurosthenes in Euböa Alles an Philippos verrathen habe, ist erstens vom Redner (Din. adv. Dem. § 44) rhetorisch gesprochen, und zweytens kann Philippos wirklich in Euböa einige Jahre bereits vor Ol. 107, 3 eben so gut wie Ol. 107, 3 selbst die Hände im Spiele gehabt haben; denn jene Politik, sich gerade bey Kämpfen zwischen Tyrannen und Demos einzumischen, war nicht erst an die Zeit von Ol. 107, 3 an gebunden.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Wir meinen die handschriftlichen Berichte der Jesuiten zu Bamberg aus und von dieser Zeit (literae annuae, siehe über diese v. Lang, Gesch. der Jesuiten in Bayern, S. 84), welche sich auf der Bamberger Bibliothek in mehreren Abschriften befinden, unter denen sich die historia rerum gestarum Collegii Bambergensis Soc. Jesu a principio belli Suecici usque ad annum 1636 (1634), fol. unpaginirt, 19 Blätter, im Vergleiche mit den übrigen Copien als das ursprüngliche Concept der literae annuae und des Liber primus historiae Collegii etc. herausstellen dürfte. Leider! sind nur die Jahre 1631, 32, 33 und 34 vorhanden, und im letztern Jahre bricht die Darstellung beym 20. August 1634 ab, so daß, dem Citat nach zu urtheilen, das die Geschichte des Collegii während des Schwedenkrieges bis 1636 verkündet, die folgenden Monate des Jahres 1634, das ganze 1635 und 1636 Jahr uns in dieser Darstellung verloren gegangen zu seyn scheinen. Im Liber primus haben wir zwar diese Geschichten von S. 71—81, allein aus dem Zusammenhalte desselben mit dem Concepte, wie wir es nannten, in den Jahren 1631, 32 ist ersichtlich, daß der Liber primus (Reinschrift) Vieles zusammengezogen, Orte und Namen hinweggelassen habe, und so fürchten wir denn, daß auch mit den Jahren, vom August 1634 an bis Ende 1636, im Liber primus auf ähnliche Weise verfahren worden seyn dürfte. Es sey dem Referenten an dieser Stelle verstattet, nur Einiges aus dem reichen Detail des Schwedeneinbruchs im Bambergischen mitzutheilen!

Die Freude über die Ankunft der Schweden zu Coburg am 8. October 1631 verkündeten nächtlicher Weile die Kanonen des Coburger Schlosses, deren Dröhnen bis in die Gegend von Bamberg vernommen ward. Anfangs zweifelte Niemand, der so schnelle, dem Gerüchte noch vorauseilende Einfall des Feindes gehe geradezu auf Bamberg. Hoch und niedrig in dieser Stadt zitterte. Bey der allgemeinen Bestürzung berief der Pater Rector des Collegiums, Jodocus Döring, die besonneneren der Patres zur Berathung noch vor Nacht. Alle waren der Meynung, man müsse nichts unterlassen, in Zeiten auf das Wohl der Glieder und der Güter des Collegiums Bedacht zu nehmen, um so mehr, da der

Feind sehr leicht schon in der nächsten Nacht in dem von aller Besatzung entblößten Bamberg eintreffen könne. Um in so wichtiger Sache nichts übereilt zu thun, begab sich der P. Rector zum Domprobst, der damals bey Abwesenheit des Fürsten — er war eben nach Wirzburg zur Leichenbestattung seines Bruders gereist, — der Regierung vorstand. Er rieth, die bessern Sachen des Collegiums an einen sichern Ort zu schaffen; befragt über das Fortschicken der Jesuiten, gab er nichts bestimmtes zur Antwort. Sofort ließ der Rector alles Werthvolle der Kirche, des Collegiums, der Bibliothek zusammenpacken, und an verborgene Orte bringen; alsdann fing er an, die Seinigen zu entlassen, nur so viele zurücklassend, als zu den Verrichtungen der Kirche und des Collegiums hinreichend waren, also eine geringe Zahl von Priestern und Brüdern.

Der gegen Wirzburg fortziehende P. Rector traf auf dem Wege den von Wirzburg nach Bamberg zurückkehrenden Fürsten (Johann Georg II.), der die Entfernung der Jesuiten übel aufgenommen, aber seine unmuthige Stimmung gegen sie, bey der Begegnung des Rectors, den er freundlich aus dem Wagen grüßte, wenigstens nicht kund gab. Bey der Schwester ihres Stifters, der edlen Frau Elisabeth von Aschhausen eingekehrt, erfuhr der Rector den Fall von Königshofen und den Zug des Schwedenkönigs auf Wirzburg und beschloß die Rückkehr nach Bamberg. Beym Eintritt in die Stadt erfuhr er durch eine den Jesuiten gewogene Frau, das plötzliche Davongehen der Jesuiten habe ihnen die Gemüther der Bürger nicht wenig entfremdet, und diese den Beschluß gefaßt, keinen Rückkehrenden wieder aufzunehmen. Zwar ließen sich bey der ersten Abreise rauhe Worte hören, und von Einigen näher der Stadt erfuhr man selbst Drohungen, daß man sie jetzt verlasse: Ich wollte aber (bemerkt der Berichterstatter hiezu) eher glauben, daß es bloß einige unordentliche, rohe Bewegungen zagender Gemüther, als Beleidigungen und Drohungen gewesen seyen; denn bey unsrer ersten Rückkehr haben wir, da wir bis zu unserm Collegium einen großen Theil der Stadt zu durchwandern hatten, nicht das leiseste Zeichen erzürnter Gemüther sich kund geben gesehen.

In Bamberg ergriff man die Waffen, Wachen wurden ausgestellt, und alle Zugänge bewacht. Schon war das ganze Wirzburger Land in des Königs Gewalt, schon wurde die Stadt Zeil und die ganze Umgegend durch Androhung von Brand und Verheerung zur Unterwerfung aufgefordert; da schien es dem Fürsten und den Großen gerathen, an Gustav Adolph Gesandte zu schicken und die Gefahr des Vaterlandes, so gut als möglich, durch einen Vertrag abzuwenden. Gesandte waren der Domprobst Johann Christoph Neustetter, Julius von Streitberg, Landrichter, Gabriel von Wildenstein und der Syndicus, Dr. Heinrich Mertloch. Sie richteten nichts aus, denn die vom Könige gemachten Bedingungen waren hart, und machten die Unterhandlungen rückgängig. Zuerst sollte der Fürstbischof den katholischen Bund verlassen, und sein Contingent davon abrufen, zweytens Forchheim und Cronach dem Könige übergeben, das ganze Gebiet monatlich 50,000 fl. zahlen.

Inzwischen schienen die Unsrigen, welche hier und dorthin Trompeter ausgeschickt hatten, den Schwedischen zu zaudern und die Sache geflissentlich in die Länge zu ziehen, daher ihre schweren Drohungen. Da kamen am 2. November 500 Mann Fußvolk von der Schaar des Barons von Elsenheim unter Führung Pappenheim's nach Forcheim als Besatzung. Ihnen auf dem Fuße folgte Tilly's Leibwache, — man nannte sie die alte Wirzburger Schaar — unter den Befehlen des Obersten von Salis; dann 600 Reiter von De Spaigne, die fast zur selben Zeit anlangten, als die schwedischen Truppen zum Einzug in die Stadt angesagt waren. Diese Leute, obwohl sie des Nachts in Bamberg eingezogen waren, rückten ohne Aufenthalt nach dem Rotenhanischen Schlosse Ebelsbach weiter. Daselbst fingen sie den Johann Adam von Rotenhan, den Reiterobersten Smittberg, mehrere gemeine Soldaten, und führten sie nebst reicher Beute an Vieh fort. Diese 600 Reiter und 500 Fußgänger unter Hauptmann Lüdinghaus beruhigten Bamberg in etwas. Dazu kam noch vom Landausschuß (ex delectibus rusticanis) eine große Zahl Fußvolk, von denen das Jesuiten Collegium 30 Mann zur Verpflegung erhielt. Inzwischen neuer Lärm in Bamberg, weil am 8. December Oberhaid (von den Schweden angesteckt) in Flammen stand. Mehrere der Vornehmsten ließen ihr Mittagessen im Stiche und flohen, vor Allen der Fürst, der nach Entlassung seiner Gäste und zusammen gepacktem Silbergeräthe in Eile sich nach Forcheim begab. Ihm nach der Domprobst und andre Vornehme. Des Nachmittags ritt Caspar Gottfried von Pappenheim (nicht der bekannte, der mit seinem Vornamen Gottfried Heinrich hieß) in das Collegium hinein, und mahnte zum Aufbruch, weil den Truppenführern bestimmt sey, vor 8 Uhr Abends alle Besatzungs-Mannschaft aus der Stadt zu ziehen, und wenn dieß geschähe, werde ohne Zweifel die ganze Stadt des Feindes Beute werden. Unterdessen hielten die beyden Obersten ihre Schaaren mit einbrechender Nacht marschfertig unter den Fahnen. Es stand jedoch nicht so schlimm, und der Berichterstatter giebt zu verstehen, daß sich die Oberoffiziere an der Furcht der Jesuiten und ihren Fluchtanstalten schadenfroh geweidet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.



Forschungen auf dem Gebiete der Attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit.

(Fortsetzung.)

Wollte man dann, was H. B. (S. 19) als dritten Grund angiebt, selbst zugeben, daß in den Jahren Ol. 106, 3 u. 4 Philippos wegen des Krieges mit Lykophron von Pherä und Onomarchos keine Hülfstruppen für seine Parthey nach Euböa habe schicken können, — wovon übrigens die Unmöglichkeit schwer zu beweisen seyn dürfte —, so blieben doch noch die Jahre Ol. 107, 1 u. 2, in welche der Euböische Krieg fallen könnte. Wenn ferner Kallias neben den Philippischen Hülfstruppen auch Phokische Söldner gegen die Athener gebrauchte, so konnten diese einmal von dessen Bruder Taurosthenes vor dem Kriege des Onomarchos mit Philipp geworben seyn und waren dann von ihrem Vaterlande getrennt; und überhaupt solche Söldner-Truppen kümmerten sich weder um den Krieg ihrer zu Hause gebliebenen Landsleute gegen Philipp noch um deren Symmachie mit Athen, so daß solche unter allen Umständen überall vorkommen konnten, und darauf ein Schluß auf ein bestimmtes Jahr nicht wohl zu begründen seyn möchte. Auch (S. 21) die Kraftanstrengung, die die Athener bey dem Feldzuge nach Pylä Ol. 106, 4 machten, hindert gar nicht, daß sie nicht bald nachher den Zug nach Euböa rüsteten; ja gerade aus einer sehr schnell aufeinander folgenden Erschöpfung der Staatskräfte scheint es eher erklärlich, daß es so weit kam, daß zur Zeit der Euböischen Expedition nicht einmal der Richtersold bezahlt wurde, und ebenso konnte nur bey so außerordentlicher Anstrengung der Krieg in Euböa einige Jahre bis Ol. 108, 1 fortgesetzt werden, in welchem Jahre die Euböischen Gesandten (Aesch. d. f. leg. § 12) um Frieden unterhandelten; so daß also diese letzteren beyden Gründe weit eher auf Ol. 107, 1 oder 2, als auf 107, 3 hinweisen. Diesen bisherigen Gründen fügt H. B. als entscheidendes Argument noch folgendes hinzu (S. 22): „Der Feldzug wurde zu Gunsten des Plutarchos, Tyrannen von Eretria, unternommen, und nach dessen Vertreibung durch Phokion bestand zu Eretria Demokratie, bis Philippos Ol. 109, 2 drey Tyrannen einsetzte. Nun wird in der Rede wider Aristokrates, welche nach Dionysios Ol. 107, 1 gehalten ist, Menestratos Dynast von Eretria genannt, und zwar als gegenwärtig noch lebend, gleichzeitig mit Phayllos dem Phokier, und den Athenäern befreundet. Folglich kann die Tyrannis des Plutarchos nicht vor die des Menestratos gesetzt werden, sondern nur in eine Zeit nach Ol. 107, 1 gehören, mithin auch der Euböische Feldzug erst nach Ol. 107, 1 unternommen seyn." Angenommen nun auch, die Rede sey, wie Dionysios angiebt, wirklich Ol. 107, 1 gehalten (daß sie wenigstens vor die Symmachie mit Olynth und vor die Zeit fällt, wo Gefahr war, Philippos möchte Olynth bedrängen, geht klar aus § 109 der Rede selbst hervor), — so finden wir in des Demosthenes Worten das nicht, was H. B. will. Demosthenes sagt, daß wenn die Athener allen Leuten die Vergünstigung geben wollten, die Aristokrates für Cha-

ridemos verlangt, sie sich offenbar wegwerfen würden, und fährt dann § 124 fort: φέρ', ἐὰν δὲ δὴ καὶ Μενέστρατος ἡμᾶς ὁ Ἐρετριεὺς ἀξιοῖ ταῦτα καὶ αὐτῷ ψηφίσασθαι, ἢ Φαΰλλος ὁ Φωκεὺς ἢ τις ἄλλος δυνάστης — πολλοῖς δὲ δήπου διὰ καιροὺς τινας πολλάκις φίλοι γιγνόμεθα —, πότερον ψηφιούμεθα πᾶσιν ἢ οὔ; hier ist allerdings Menestratos der Eretrieer als lebend genannt, daß er aber gerade gegenwärtig noch Dynast von Eretria sey, folgt aus den Worten ἢ Φαΰλλος ὁ Φωκεὺς ἢ τις ἄλλος δυνάστης nicht nothwendig; und war er auch wirklich einmal Dynast, so kann er eben so gut früher (διὰ καιρούς τινας πολλάκις) den Athenern gefällig gewesen seyn, und so sammt dem Plutarchos, der ihm etwa als Tyrann gefolgt, noch vor die Abfassungszeit der Rede, also vor die Ol. 107, 1 gesetzt werden. Nach diesem sucht H. B. in Betreff des in der Midiana als gleichzeitig mit dem Euböischen genannten Olynthischen Feldzuges zu zeigen, daß Ol. 106, 3 auch keine bedeutende Expedition nach Olynth unternommen wurde. Den Beweis führt H. B. aus einer Stelle der Rede gegen die Neära (§ 3 sq.), welche wir der näheren Betrachtung wegen hieher setzen müssen: συμβάντος καιροῦ τῇ πόλει τοιούτου καὶ πολέμου, ἐν ᾧ ἦν ἢ κρατήσασι ὑμῖν μεγίστοις τῶν ἑλλήνων εἶναι καὶ ἀναμφισβητήτως τά τε ὑμέτερα αὐτῶν κεκομίσθαι καὶ καταπεπολεμηκέναι Φίλιππον, ἢ ὑστερήσασι τῇ βοηθείᾳ καὶ προεμένοις τοὺς συμμάχους δι' ἀπορίαν χρημάτων καταλυθέντος τοῦ στρατοπέδου τούτους τ' ἀπολέσαι καὶ τοῖς ἄλλοις ἕλλησιν ἀπίστους εἶναι δοκεῖν καὶ κινδυνεύειν περὶ τῶν ὑπολοίπων περί τε Λήμνου καὶ Ἴμβρου καὶ Σκύρου καὶ Χεῤῥονήσου, καὶ μελλόντων στρατεύεσθαι ὑμῶν πανδημεὶ εἴς τε Εὔβοιαν καὶ Ὄλυνθον, ἔγραψε ψήφισμα ἐν τῇ βουλῇ Ἀπολλόδωρος βουλεύων καὶ ἐξήνεγκε προβούλευμα εἰς τὸν δῆμον, λέγων διαχειροτονῆσαι τὸν δῆμον εἴτε δοκεῖ τὰ περιόντα χρήματα τῆς διοικήσεως στρατιωτικὰ εἶναι εἴτε θεωρικά κ. τ. λ. Ueber diese Worte nun sagt H. B.: „Wahrlich, das muß ein gewichtiger Zeitpunkt gewesen seyn, wie er gewiß selten für Athen eingetreten ist. Betrachten wir aber das Einzelne in unserer Stelle, so erscheint fast Alles seltsam und unerklärbar, wenn man hier an Feldzüge denkt, welche die Athenäer Ol. 106, 3, sey es nun für oder gegen Olynthos, unternommen hätten;“ gegen Olynth nämlich habe kein Krieg seyn können, weil die Athener ja auch durch Besiegung der Olynthier nicht die größten der Hellenen geworden wären, und weil in der angeführten Stelle die Olynthier σύμμαχοι hießen; — für Olynth sey kein Krieg möglich gewesen, weil die Olynthier damals noch in gutem Vernehmen mit Philipp gestanden. Aber diese ganze Schwierigkeit verschwindet, wenn man folgendes erwägt: Die Olynthier hatten sich Ol. 105, 4 mit Philippos verbündet, und damals steht ja Olynth selbst den übrigen Chalkidischen Städten, die durch Timotheos für Athen gewonnen worden waren (und das sind eben die σύμμαχοι in jener Stelle), feindlich gegenüber, und der Streit um diese Städte ist der offenbar frühere Olynthische, der gleichzeitige mit dem Euböischen; daher heißt es μελλόντων στρατεύεσθαι εἴς τε Εὔβοιαν καὶ Ὄλυνθον. Diese Feindseligkeiten reichten noch in die Zeit (Ol. 106, 4 und 107, 1), wo Philippos in Thessalien beschäftigt war, und dieß ist jener καιρός, wo durch einen kräftigen Streich Athen an Macht hätte gewinnen können, wo es eine Schande war, seine Bundesgenossen, — συμμάχους — d. h. die von Olynth getrennten Chalkidischen Städte, im Stiche zu lassen. Allerdings blieb es in Bezug auf das πανδημεὶ στρατεύεσθαι bey dem μέλλειν, aber ein Zeitpunkt war, wo Etwas hätte ausgerichtet werden können, ein Zeitpunkt, den Demosthenes in der dritten Olynthischen Rede deutlich genug wieder bezeichnet, aber nicht in dem Sinne, wie H. B. die Stelle zu seinem Beweise herbeyzieht. Olynth. III. § 4 — 9 nämlich heißt es: μέμνησθε, ὦ ἄνδρ. ἀθ., ὅτ' ἀπηγγέλθη Φίλιππος ὑμῖν ἐν Θρᾴκῃ τρίτον ἢ τέταρτον ἔτος τουτὶ Ἡραῖον τεῖχος πολιορκῶν. τότε τοίνυν κ. τ. λ. . . . . . ἦν δ' οὗτος ὁ καιρὸς αὐτός· εἰ γὰρ τότε ἐκεῖσε ἐβοηθήσαμεν, ὥσπερ ἐψηφισάμεθα, προθύμως, οὐκ ἂν ἠνώχλει νῦν ἡμῖν ὁ Φίλιππος σωθείς. Τὰ μὲν δὴ τότε πραχθέντα οὐκ ἂν ἄλλως ἔχοι· νῦν δ' ἑτέρου πολέμου καιρὸς ἥκει τις, δι' ὃν

καὶ περὶ τούτου ἐμνήσθην, ἵνα μὴ ταὐτὰ πάθητε . . . . τί οὖν ὑπόλοιπον, ὦ ἄ. ἄ., πλὴν βοηθεῖν ἐῤῥωμένως καὶ προθύμως κ. τ. λ. Hier nimmt H. B. die in den Worten νῦν δ' ἑτέρου etc. geschilderte Zeit als die nämliche mit der in der Rede gegen die Neära bezeichneten, während offenbar jener Zeitpunkt, wo vor 2 oder 3 Jahren (τρίτον ἢ τέταρτον ἔτος τουτὶ), also Ol. 106, 4 oder 107, 1, Philippos in Thrakien war, mit der Stelle g. d. Neära in Verbindung zu setzen ist. Auch aus der Rede für den Phormio nimmt H. B. später (S. 43) ein Argument für seine Ansicht. Diese Rede ist nämlich eine Exceptionsrede gegen eine Schuldforderung, die eben jener in der Rede g. d. Neära genannte Apollodoros an Phormio gemacht hatte. Apollodoros war wegen jenes seines Psephismas über die Theorika angeklagt und verurtheilt worden; da nun Phormio in seiner Rede Leben und Charakter des Apollodoros schildert, so schließt H. B., es müßte jene Verurtheilung auch in der Rede des Phormio erwähnt seyn, wenn diese nämlich erst hernach gehalten sey, die Rede sey aber Ol. 107, 2 gehalten und jener Umstand nicht erwähnt, folglich falle das Psephisma des Apollodoros erst nach Ol. 107, 2. Nun aber berechnete H. B. das Jahr der Rede ungenau; Apollodoros habe nämlich 20 Jahre nach dem Tode seines Vaters (der Ol. 102, 3 starb) die Klage gegen Phormio angestellt. Phormio aber sagt deutlich § 26: παρεληλυθότων ἐτῶν πλέον ἢ εἴκοσι und in der Rede gegen Stephanus II wird als Todesjahr des Vaters das des Archon Dysniketos (Ol. 102, 3) angegeben; nach den „mehr als zwanzig Jahren" also kann die Klage frühestens Ol. 107, 4 oder 108, 1 gesetzt werden, so daß, wenn denn eine Erwähnuug des Theoriken-Psephismas unumgänglich nöthig wäre, sie sich entweder in der Rede finden müßte, oder das Psephisma gar in die 108. Olympiade herabgerückt würde. Auch wenn H. B. richtig bemerkt, daß aus der Stelle der Rede g. d. Neära hervorgeht, daß die Inseln Lemnos, Imbros, Skyros erst nach dem Olynthischen Feldzuge gefährdet wurden, und wenn wir auch H. B. aus seiner Abhandlung über die erste Philippische Rede zugeben, daß jener Angriff auf die Inseln Ol. 107, 4 fällt, so können wir doch dessen Schlußweise nicht folgen: „Dieses Faktum, d. h. der Angriff auf die Inseln, gehört in eine spätere Zeit, in O. 107, 4, folglich dürfen wir auch den Euböischen und Olynthischen Feldzug nicht weit davon (?) trennen." Eben so aus den Stellen der Rede gegen Aristokrates und der für die Megalopolitaner, in welchen Demosthenes sagt, die Athener würden am größten, wenn weder die Thebäer noch die Lakedämonier stark wären, folgt doch keineswegs, daß die Athener damals, Ol. 106, 3 noch keine Furcht vor Philippos gehabt. Auf S. 29 kömmt H. B. zum Hauptargumente seiner Annahme, daß der Euböische Feldzug in der Midiana gleichzeitig sey mit dem bekannten Olynthischen. Dieser Beweis beruht auf den Philippicis des Theopompos (Theopompi fragmenta collegit, disposuit, explicavit E. Wichers Lugd. Bat. 1829). H. B. stellt die Fragmente aus dem XX — XXX. Buche zusammen; hiebey trifft es sich nun allerdings auffallend, daß bey den Lexicographen, Geographen und sonstigen späteren Schriftstellern aus dem 20. Buche Stellen über die Chalkidischen Städte angeführt werden, aus dem 22. hingegen über Thessalische, aus dem 23. wieder über Chalkidische, aus dem 24. aber über Euböische, aus dem 25. dann über Thrakische u. s. f. H. B. setzt nun, da Theopompos bey Dionysios wegen der Anordnung seines Stoffes gelobt wird, voraus, daß derselbe in seinen Büchern genau die Zeitfolge der Begebenheiten beybehalten und dann immer bezüglich das Geographische u. s. w. beygebracht habe, — und daher sey zu schließen, daß der Euböische Feldzug erst in die Mitte des bekannten Olynthischen Krieges falle. (In Betreff jener Voraussetzung verweist H. B. auf seine künftige Schrift über den Plan der Philippika des Theopompos und ihre Benützung im Alterthume.)

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Im December 1631 und im Jänner des folgenden Jahres schickten die Weimarer Herzoge ihre Trompeter mit Drohungen nach allen Richtungen umher, und begehrten Brandschatzungen, Proviant und Mannschaft. Der Reiteroberst Despaigne hätte nach Aller Urtheil die Aushebungen des Feindes verhindern, dessen Posten schlagen, die Vorräthe hinwegnehmen können; es fehlte ihm weder an Muth, noch an Einsicht; allein der Fürstbischof wollte der Nachbarschaft nicht zuerst die Ursache zu Feindseligkeiten gegeben haben, zähmte deßhalb die Kriegslust und erwirkte obendrein von Tilly ein Mandat, daß die Führer der Soldaten nur auf den Wink und Befehl des Fürstbischofs etwas unternehmen sollten.

Schon im Jänner hatte man zu Bamberg sichere Nachricht, daß sich zu Schweinfurt unter Horns Befehlen schwedische Schaaren sammelten, ohne Zweifel gelte es Bamberg. Man prahlte mit Androhung des Untergangs, unwillig nannte man des Fürsten Namen, man werde ihm den Fuchspelz abziehen (pellem illi vulpinam detracturos), weil er unter dem Vorwand des Vertrages den König mit Worten hingehalten. Briefe mit des Königs Unterschrift und Sigel waren gesehen worden, laut welchen den benachbarten Nürnbergern und demjenigen, der bey ihnen dem Kriegswesen vorstand (Graf Solms), bedeutet wurde: Es habe bereits Horn von ihm, dem Könige, den Auftrag, nach gesammelter Schaar in das Bambergische Gebiet zu ziehen, und gegen Tilly dem bedrohten Nürnberg Hilfe zu schicken. Sollte Tilly einen Angriff machen, so habe sich Horn so lange zu halten, bis der König in Eilmärschen aus dem Maynzischen mit seinem ganzen Heere herankommen würde.

Mit 14,000 Mann setzte sich Horn nach dem Bambergischen in Marsch. Zuerst am 8. Februar 1632 brachte er Höchstadt, — welche Stadt nicht lange vorher einen feindlichen Anfall mit großer Tapferkeit abgeschlagen hatte, — nach 3 Tagen zur Uebergabe. Von Forcheim aus hatte man dahin einige auserlesene Soldaten als Besatzung geschickt, von denen etwa 200 M. in feindliche Dienste giengen. Auf diese Nachricht wurden sämmtliche Soldaten von Bamberg hinweggeführt. Daher begab sich am 11. Februar Morgens der Reiteroberst Lüttinghaus zu Pferde zum kranken P. Rector, und ermahnte ihn zur Fortreise.

In Bamberg ertönte, nachdem sich vor Tagesanbruch die Besatzung aus der Stadt gezogen, um 6 Uhr früh vom Martinsthurme die Feuerglocke, und dieß Zeichen erschreckte die ganze Stadt, gleich als hätte der Feind dieselbe genommen. Die Bürger ergriffen die Waffen, die Unsrigen (Jesuiten) fiengen an zu fliehen. Bald jedoch erkannte man, daß es nur blinder Lärm war und jeder kehrte in seine Behausung. Einer unsrer Magistri nahm, mehr von Muth als Klugheit geleitet, selbst die Waffen, ohne die Kleidung zu ändern, und gesellte sich einige bewaffnete Jünglinge bey, die er zur tapfern Vertheidigung des Vaterlandes ermahnte.

Um Mittag kamen 2 Hornische Trompeter, und 2 einheimische Edle, Stiber und Rotenhan, und begehrten die Uebergabe der Stadt. Auf dem Rathhause wurden die Bedingungen durch einen Senat, gebildet aus des Fürsten und der Stadt Räthen, und mit Zuziehung der Vorzüglichsten aus der Geistlichkeit und den Bürgern, niedergeschrieben. Während dieser Verhandlungen hatten sich feindliche Reiter allmählig in die obere Stadt, den Kaulberg, eingedrängt; die Bürger trieben sie, nachdem sie den Lieutenant getödet, tapfer zurück. Die gefertigten Bedingnisse schickte man durch Auserwählte aus obigem Rath, den Dr. Winter an der Spitze, zum Heere vor der Stadt. Dr. Winter sollte mit Horn unterhandeln, der die Bedingungen annahm und noch das Versprechen hinzufügte: sein Heer werde nur 3 Tage, um auszuruhen, in Bamberg verweilen, und weil durch das Verzögern mit den Unterhandlungen das Heer diesen Tag später einrücke, auch die Soldaten ohne Unordnung in ihre Quartiere nicht entlassen werden könnten; so wolle er veranstalten, daß seine Mannschaft auf einigen geräumigen öffentlichen Plätzen übernachten sollte. Diese Bedingnisse waren alle sehr erträglich, nur hatte einer der vom Feinde zur Verhandlung vorangeschickten Edlen sich geweigert, die Jesuiten unter dem gemeinsamen Namen der Geistlichkeit mit zu begreifen, wenn dieß nicht ausdrücklich benennt werde.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Forschungen auf dem Gebiete der Attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit.

(Fortsetzung.)

Doch die Worte des Dionysios über Theopompos (ad Cn. Pomp. Vol. VI. pag. 43 ed. Tauchn. *ἀμφότεραι* — sc. Fortsetzung der Xenophontischen Geschichte und die Philippika — *εὐπαρακόλουθοι καὶ σαφεῖς . . . . δῆλός ἐστιν*, sc. *ὁ Θεόπ.*, *πλείστην μὲν παρασκευὴν εἰς ταῦτα παρεσκευασμένος, μεγίστας δὲ δαπάνας εἰς τὴν συναγωγὴν αὐτῶν τετελεκώς·* und p. 44 *ἀναγκαῖον πολλὰ μὲν ἔθνη καὶ βαρβάρων καὶ ἑλλήνων ἐκμαθεῖν, πολλοὺς δὲ νόμους ἀκοῦσαι, πολιτειῶν σχήματα, καὶ βίους ἀνδρῶν καὶ πράξεις καὶ τέλη καὶ τύχας· τούτοις τοίνυν ἅπασιν ἀφθονίαν δέδωκεν οὐκ ἀνεσπασμένην τῶν πραγμάτων ἀλλὰ συμπαροῦσαν*) sind sehr allgemein ausgesprochen, und da die Fragmente zu kärglich sind, namentlich keinen Anfang der Bücher enthalten, können wir schwerlich bestimmt wissen, in wie weit nicht etwa Theopompos selbst absichtlich die Euböischen Verhältnisse zusammengefaßt nach den Chalkidischen erzählt habe. Wenigstens für bindend können wir auch dieses Argument H. B.'s nicht halten. Noch auch der Umstand, daß in den Olynthischen Reden der Euböische Feldzug nicht erwähnt wird, läßt nothwendig schließen, daß er erst nach dem Chalkidischen Statt gefunden, da überhaupt ein solcher Schluß aus dem Stillschweigen eines Autors nur gilt, wenn die Nothwendigkeit, den streitigen Punkt zu erwähnen, nachgewiesen werden kann, was in diesem Falle schwer seyn dürfte. Und endlich, wenn auch Phokion nach dem Zeugnisse des Diodoros, welchem H. B. hier plötzlich vollen Glauben schenkt, Ol. 107, 2 bey Idrieus von Karien war, so bliebe wenigstens noch Ol. 107, 1 für dessen Feldherrnschaft im Euböischen Kriege übrig. — Da nun einerseits ein bestimmtes Jahr für den Euböischen Feldzug sich nicht herausstellt, andrerseits wenigstens die Möglichkeit von einem Kampfe der Athener in Chalkidike vor den bekannten Olynthischen Feldzügen, welcher mit dem Euböischen Kriege gleichzeitig seyn konnte, nicht abgewiesen ist, so kann man noch zwischen Ol. 106 und 107 als Abfassungszeit der Midiana schwanken. Nun hat Böckh (über d. Zeitverh. d. Midiana) unwiderleglich dargethan, daß das jüngste in der Midiana erwähnte Faktum, die Theorie zum Nemeischen Zeus, bey der Demosthenes Architheoros war, in ein drittes Jahr einer Olympiade fallen müsse, und H. B. wiederholt Böckh's Gründe. Die Rede aber ist im Jahre nach der durch Midias erlittenen Beleidigung geschrieben, wie H. B. sehr scharfsinnig durch die Erklärung der Worte des Demosthenes (§ 13) *οὐ καθεστηκότος χορηγοῦ τῇ Πανδιονίδι φυλῇ τρίτον ἔτος τουτί* gezeigt hat (*τρίτον ἔτος τουτί* ist nämlich tertius abhinc annus, die Bestimmung der Choregen aus den Phylen aber geschah schon das Jahr vor den Spielen selbst). Die Rede gegen den Midias ist also in einem vierten Jahre einer Olympiade gehalten, und da uns H. B.'s bisherige Gründe für die Gleichzeitigkeit jenes oft genannten Euböischen Feldzuges mit den bekannten Olynthischen nicht überzeugen konnten, bliebe demnach die Abfassungszeit der Rede noch zweifelhaft Ol. 106, 4 oder Ol. 107, 4 und hiemit des damals 32jährigen

Demosthenes Geburtsjahr Ol. 98, 4 oder Ol. 99, 4. Die Vormundschaftsreden des Demosthenes aber, die H. B. bloß als Belege zu seinen früheren Beweisen benützt, scheinen uns den sichersten Aufschluß zu geben. Demosthenes sagt ausdrücklich (gegen Onetor I § 17): μετὰ τοίνυν τοῦτον τὸν ἄρχοντα (sc. Πολύζηλον) Κηφισόδωρος, Χίων· ἐπὶ τούτων ἐνεκάλουν δοκιμασθεὶς, ἔλαχον δὲ τὴν δίκην ἐπὶ Τιμοκράτους, d. h. also, daß gegen Ende des archontischen Jahres des Kephisodoros (Ol. 103, 3) Demosthenes mündig wurde und seinen Vormündern seine Beschwerde vorlegte (— ἐγκαλεῖν —. Vgl. Meier und Schömann Att. Proc. S. 575), diese Verhandlungen aber sich noch in das Jahr des Chion (Ol. 103, 4) hinüberzogen, und die Anhängigmachung des Processes — λαγχάνειν — im Jahre des Timokrates (Ol. 104, 1) erfolgte. Daß er aber zehn Jahre unter Vormundschaft stand, sagt Demosthenes selbst (gegen Aphobos I, § 6 δέκα ἔτη ἡμᾶς ἐπιτροπεύσαντες), und er berechnet in der Klage den Schadenersatz für zehn Jahre; ebenso sagt er selbst, daß er beym Tode seines Vaters sieben Jahre alt war (a. a. O. § 4 κατέλειπεν ἐμὲ ἑπτ' ἐτῶν ὄντα καὶ τὴν ἀδελφὴν πέντε). Wurde also Demosthenes nach zehnjähriger Vormundschaft Ol. 103, 3 mündig, so starb sein Vater Ol. 101, 1, und war er damals sieben Jahre alt, so ist er Ol. 99, 2 geboren. Hiemit stimmt auch, um dieß gleich zu bemerken, vortrefflich der Umstand, daß Aphobos, nachdem er sich als Vormünder in den Besitz des Demosthenischen Hauses gesetzt, im Begriffe war, als Trierarch nach Korkyra zu gehen Ol. 101, 1; zu eben dieser Zeit aber unternahm Timotheus seinen Zug nach Korkyra. H. B. nun, um diese Daten mit seiner Annahme in Einklang zu bringen, nimmt erstens an, bey den zehn Jahren Vormundschaft sey der terminus a quo und der terminus ad quem mitgezählt, so daß die Vormundschaft eigentlich nur volle neun Jahre gedauert habe, und zweytens Demosthenes habe sich auch siebenjährig nennen können, wenn er nur von seinem Geburtsjahre bis zum Todesjahre seines Vaters inclusiv sieben Archonten zählen konnte, also auch, wenn er nur eigentlich sechs Jahre alt war. Nun aber müssen bey einer Klage, wo es sich um Geldforderung und Verzugszinsen handelt, doch wirklich zehnmal zwölf Monate verflossen seyn, um auf Schadenersatz für zehn Jahre antragen zu können und „rhetorische Uebertreibung" (S. 73) ist hier nicht an ihrer Stelle. Der Umstand, daß von dem ersten ἐγκαλεῖν bis zur λῆξις noch fast zwey Jahre verstrichen, scheint von Reiske und H. B. wohl sehr scharfsinnig aber mit Unrecht geltend gemacht zu seyn. H. B. schließt nämlich, daß der Schadenersatz vom Tode des Vaters bis zur λῆξις (Ol. 104, 1) für zehn Jahre berechnet sey, da außerdem bey vollen zehn Jahren Vormundschaft mit den folgenden zwey Jahren Demosthenes die Forderung für zwölf Jahre hätte berechnen dürfen. Aber hiebey kömmt H. B. erstens in Widerspruch mit sich selbst, indem dann gar nur eine sieben-, höchstens achtjährige wirkliche Vormundschaft sich ergäbe, und doch sind ja die Worte δέκα ἔτη ἡμᾶς ἐπιτροπεύσαντες zu deutlich, um anders als von einer zehnjährigen Tutel verstanden zu werden; ferner bezog sich ja die Klage bloß auf die ἐπιτροπή und also deren Dauer, wollte aber Demosthenes auch wegen der Nutznießung des Kapitals während der nach der Vormundschaft noch verlaufenen zwey Jahre den Aphobos belangen, so war dieß eine eigene δίκη βλάβης, welche anzustellen Demosthenes wohl nicht gedachte, da er froh seyn durfte, wenn er sein Recht in der Vormundschaftsklage erhielt. — Wäre also demnach Demosthenes Ol. 99, 2 geboren, wie verhält es sich dann mit der Rede gegen den Midias? Da diese, wie wir oben sagten, entweder Ol. 106, 4 oder Ol. 107, 4 gehalten ist, so wäre nun im ersten Falle Demosthenes damals 30, im zweyten aber 34 Jahre alt gewesen, in keinem Falle aber 32, wie er doch selbst sagt. Dieß führt uns auf unseren Hauptbeweis gegen das ganze Verfahren, aus der Midiana das Geburtsjahr des Demosthenes bestimmen zu wollen. Bedenken wir nämlich, was Demosthenes an jener Stelle, wo er sich 32 Jahre alt nennt, beabsichtigt, so sehen wir, daß er sich und den Midias gegenüberstellt (§ 154): εἰ μέντοι τί ποτ' ἐστὶν ἃ λειτουργεῖ τῇ ἀληθείᾳ δεῖ σκοπεῖν, ἐγὼ πρὸς ὑμᾶς ἐρῶ. καὶ θεάσασθε ὡς δικαίως αὐτὸν ἐξετάσω πρὸς ἐμαυτὸν κρίνων. οὗτος, ὦ ἄνδρ. ἀθην., γεγονὼς ἔτη περὶ πεντήκοντα ἴσως ἢ μικρὸν ἔλαττον, οὐδὲν ἐμοῦ πλείους λει-

τουργίας ὑμῖν λελειτούργηκεν, ὃς δύο καὶ τριάκοντα ἔτη γέγονα. Es liegt also dem Demosthenes daran, zu zeigen, daß er noch recht jung, Midias aber schon recht alt sey, dieser aber doch darum noch nicht mehr Liturgien geleistet habe, als er selbst; (daher auch gleich in den nächsten Worten die Uebertreibung, er habe εὐθὺς ἐκ παίδων ἐξελθὼν die Trierarchie geleistet). So giebt er offenbar des Midias Alter zu hoch an, was deutlich die Worte ἢ μικρὸν ἔλαττον zeigen; er sagt: „Midias hat schon fünfzig Jahre — nun, oder vielleicht auch ein paar Jahre weniger, darauf kömmt's nicht an." Bey Midias mußte er die Uebertreibung gleich durch das hinzugefügte ἢ μικρὸν ἔλαττον corrigiren, um sich nicht einem augenblicklichen Einwurfe bloß zu stellen, bey sich selbst aber konnte er ungescheut ein paar Jährchen subtrahiren, da nicht alle Anwesenden ganz genau wissen konnten, wie alt er sey; und merkwürdig ist, daß er in den vorhergehenden Worten sagt: ὡς δικαίως αὐτὸν ἐξετάσω, denn gewöhnlich, wenn ein Redner sagt, daß er recht gerecht und wahrhaftig zu Werke gehe, kann man annehmen, daß er gerade dann ein Falsum einschwärzt. Da also Demosthenes sich hier jünger macht, als er ist, so kann er sehr wohl schon 34 Jahre alt gewesen seyn und die Midiana fällt dann allerdings nicht in die Ol. 106, 4, sondern in Ol. 107, 4. Der in derselben genannte Olynthische Feldzug muß aber darum doch nicht der bekannte größere seyn, sondern es sind die Kämpfe für die Chalkidischen Städte gegen Olynth und Philippos, mit welchen der zweyte Euböische Feldzug gleichzeitig ist, der mithin in die ersten Jahre der 107. Olympiade zu setzen ist, eine Zeit, auf die alle oben betrachteten Gründe wenigstens bezogen werden können, und für die sich auch, wie schon bemerkt wurde, neuerlich Böckh erklärte. Ungezwungen stimmt mit dieser Zeitbestimmung auch des Libanios Angabe überein, Demosthenes habe die Vormundschaftsreden in einem Alter von 18 Jahren geschrieben; auch die Erzählung, daß Demosthenes bey dem Oropischen Rechtsstreite durch des Kallistrates von Aphidna Beredtsamkeit zur rhetorischen Laufbahn angeregt worden sey, steht nicht im Wege, da Demosthenes damals dann 16 Jahre alt war. Diese Bestimmung des Geburtsjahres des Demosthenes auf Ol. 99, 2 wäre jedoch nicht als Resultat einer Kritik des Mittelweges anzusehen, die H. B. mit vollem Rechte zurückweist, sondern sie ergiebt sich auf direktem Wege aus überlieferten Daten. Des Dionysios Irrthum aber entstand eben aus der Altersangabe in der Midiana.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Während dieser Vorfälle brachen von Hallstadt her in die untere Stadt neue Schaaren von Landleuten (die Landausschüsser) ein, weil es vor eingegangenem Vertrag also befohlen war. In blinder, vom Weine erhitzter Wuth ließen sie sich durch keine Vorstellungen der vom abgeschlossenen Vertrage rückkehrenden vornehmen Bürger, daß sie die Stadt in Gefahr brächten, abhalten, stürzten sich auf die Brücke, trieben die Hornischen Soldaten 3 mal zurück: ihnen schlossen sich, ungeachtet des Vertrages, die Bürger an. Von 3 Uhr Nachmittags bis um Mitternacht dauerte der Kampf der Bürger und Bauern um die Brücke und das Rathhaus. Viele Feinde fielen, auch einige Städter, welche Letzteren, am Sieg verzweifelnd, dem Kampfe sich sämmtlich zu entziehen anfiengen. Von den Bürgern, die nach gebrochenem Vertrage nun Schwert und Feuer und den Untergang der Stadt zu befürchten hatten, und die man schwedischer Seits für Leute hielt, die den König listig hingehalten, suchte die Mehrzahl ihr Heil in der Flucht, und sie versteckten sich in Wäldern und abgelegenen Orten. Die Jesuiten flohen begünstigt von der Finsterniß der Nacht nach Amberg.

Gleich nach dem Einzug des Feindes überkam der Oberst Georg von Wildenstein, ein Calvinist, das Jesuitencollegium, und ließ in der Kirche den Gottesdienst nach Calvinischem Ritus abhalten. Das erregte den Unwillen der Lutherischen Prediger, die ihm beynahe einen Proceß an den Hals geworfen hätten, daß er gegen die vom Könige erlassenen Kriegsgesetze öffentlich die Calvinische Ketzerey lehren und ausüben ließ. Collegium und Kirche hat übrigens Wildenstein im baulichen Stand erhalten. Allein Alles, was er von den Sachen des Collegiums zu seinem Gebrauch verwenden konnte, das hat er sorgfältig aufgespürt. (Folgt nun eine Aufzählung der

hinweg genommenen Gegenstände. Die Nürnberger nannten den Wildenstein scherzweise nur den fremden Rector. Bey den Gelagen trank Wildenstein seinen Gästen aus einer schön gearbeiteten, krystallenen Schale vor. Wen die Reihe des Trinkens traf, der bedeckte sich zum Scherze mit einem viereckigen Jesuiten-Hut (singulis, dum biberent, quadrato nostro pileo ad risum opertis).

Auf Ersuchen des Fürstbischofs zog Tilly mit seinem Heere aus der Oberpfalz in das Bambergische. Auf diese Nachricht zog Wildenstein, der fast einen Monat lang das Collegium inne gehabt, in die nächste Nachbarschaft. Seine Nachfolger waren die Soldaten des Reiterregiments Baudis unter Johannes Bülow. In kürzester Zeitfrist waren Collegium und Kirche in wüste Stätten umgewandelt, die Pferde wurden im Studierzimmer, im Speisesaal, in der Bäckerey, in Hallen und Säulengängen und in Kapellen untergebracht. Ebenso gieng es in der Kirche, der Sakristey und dem Gymnasium her. Den Franziskanern und den Domkustoden wurde befohlen, ihre Hallen für Pferdestallungen offen zu halten. Da kam am 8. März in starken Tagmärschen Tilly mit Altringer, Cronberg, Farnsbach, Sultz und mit dem Fürstbischof im Gefolge nach Forcheim, daselbst empfing er das heil. Abendmal, Tags darauf zog er, da noch nicht alle Soldaten angelangt waren, so schnell, als möglich, auf Bamberg. Zu Hirschau hielt er Kriegsrath. Die leichten Reiter der Croaten wurden vorangeschickt, die Bülowischen Reiter, die im Walde nahe bey der Vorstadt aufgestellt waren, flohen bey Ankunft der Tillyschen; sofort befahl Tilly, den Feind näher zu bedrängen. Nun wurde der bayerische Krieger nach den angestrengtesten Tagmärschen, ermüdet durch kothige Wege, in Schlachtordnung gestellt und gegen den Feind geführt. Ein Theil drang durch den Steinweg, ein andrer auf andern Umwegen, und da die in Eile angelegten Schanzen vom Feinde verlassen wurden, durch diese vor. Beym Kloster zum h. Grab stand Wildenstein mit seiner Schaar, welcher er sogleich bey Ankunft der Croaten den Rückzug gebot; aber bey der Eile, mit welcher sie diesen durch enge Gassen nach der Stadt hin bewerkstelligten, wurden Viele derselben von den nachsetzenden Croaten niedergehauen. Wildenstein flüchtete mit Mühe in ein benachbartes Haus, die Frau, welche vor den ihn verfolgenden Soldaten die Thüre zuwarf, wurde getödet, Wildenstein gefangen und am Leben verschont. Die Königlichen in der innern Stadt rüsteten Alles zur Flucht. Zum Schutz der Brücke ward schnell ein Regiment beordert, den vordringenden Feind in etwas aufzuhalten. Allein Farnsbach trieb die Schwedischen zurück. Tilly selbst mit den Ersten seines Heeres drang in ein Wirthshaus der Brücke gegenüber, richtete seine Feldstücke gegen die Stadt und gab 2 Dechargen aus denselben. Nicht weit davon fiel der tapferstreitende Sulz, der sich zu weit vorgewagt, und entweder vom Feinde, oder, was wahrscheinlicher, durch kaiserliche Soldaten umkam. Nach und nach verließ der Feind den Posten an der Brücke und endlich die Stadt. Tilly zu Pferde besetzte die Zugänge zur Brücke und unterdrückte den Verfolgungs-Eifer der Seinigen zum Besten der Stadt; denn er hielt es für gefährlich, den fliehenden Feind innerhalb der Stadt zu bedrängen, weil dieser leicht seine Kräfte und seinen Zorn wider die Bürger und deren Häuser wenden könne. Ungeachtet dieser Sorgfalt des Feldherrn waren Croatische Reiter vorangeeilt, zwey derselben fiengen noch in der Stadt den Marschall Horn und führten ihn gefangen in ihrer Mitte davon. Beym Anblick ihres gefangenen Führers sprengte die schwedische Nachhut in dichten Haufen geschaart auf die Croaten ein, tödete den Einen, der andere entfloh, so retteten sie ihren Feldherrn. Dem Feinde ließ man Zeit zur Flucht. Die Bürger nützten die Gelegenheit zur Hinwegnahme aller jener Güter, welche die Schweden bey ihrer Flucht hatten zurücklassen müssen. In einem Hofe der Jesuiten standen 10 mit Beute beladene Wagen, Pferde, Gepäcke und ansehnlicher Reichthum, durch welchen allein der dem Collegium zugefügte Schade hätte vergütet werden können, wenn die Bürger nicht alles fortgenommen hätten. Zwey Jesuiten sagten aus, wie sie nahe an 300 Männer, Weiber, Knaben und Mädchen mit Fortschleppen von Lebensmitteln, prächtigen Kleidern, Silber, Pferden u. a. beschäftigt gesehen ꝛc.

Zwey Tage ruhete das Heer aus. Im nächsten Dorfe (Oberhaid) überfiel der Feind das Merodische Regiment, sprengte es aus einander und zündete den Ort an. Tilly rückte nach Franken vor, nahm durch Cratz Haßfurt, dann Königsberg. Daselbst kam in dem Hause, wo Tilly wohnte, zufällig Feuer aus, es verbrannten ihm 9 Pferde und 2 Diener; ein großer Theil der Stadt gieng in Rauch auf. Gleichwohl erbitterte dieser rein zufällige Brand der Stadt die Feinde und machte den Tilly verhaßt. Jetzt erfuhr er des Königs Zug nach Bayern; sofort führte er am 19. März seine Truppen nach Bamberg zurück, dann nach Forchheim. Am 25. März eilte er in angestrengten Märschen von Forchheim nach Bayern. Der Fürstbischof begleitete den Abziehenden, welchem er, sowie den übrigen Führern, zum Danke für die Rettung seines Landes ansehnliche Geschenke verehrte.

(Fortsetzung folgt.)

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.
Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Gelehrte Anzeigen

Forschungen auf dem Gebiete der Attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit.

(Schluß.)

Ehe wir jedoch diese erste Abhandlung verlassen, müssen wir noch die Ansicht besprechen, die H. B. in derselben gelegenheitlich (S. 55 ff.) über die δοκιμασία und die Einschreibung in das ληξιαρχικὸν γραμματεῖον gegeben hat. H. B. trennt nämlich die δοκιμασία εἰς ἄνδρας von der Einschreibung in die Bürger-Verzeichnisse und nimmt in Uebereinstimmung mit seinen chronologischen Bestimmungen für die erstere das 16., spätestens 17. Jahr an, die letztere sey nach erfolgter Mündigkeit vollzogen worden, und das ἐπιδιετὲς ἡβᾶν bedeute die zwey Jahre vom Eintritte der Pubertät bis zur δοκιμασία εἰς ἄνδρας. Hier fällt erstens diese Scheidung zwischen ἐγγράφειν εἰς ἄνδρας und ἐγγράφειν εἰς τὸ ληξιαρχικὸν γραμματεῖον auf; was ist denn ἀνήρ, wenn es nicht πολίτης ist? Eine solche Mittelstufe, wo der junge Mann durch die δοκιμασία εἰς ἄνδρας die Verwaltung seines Vermögens in die Hände erhielte, und bey dieser Privatrechtlichen Bedeutung doch noch nicht Bürger wäre, scheint nicht denkbar; auch hat schon Valesius zum Harpokration s. v. δοκιμασθεὶς gezeigt, daß wenigstens εἰς ἄνδρας δοκιμάσαι und ὀρφανοὺς δοκιμάσαι gleichbedeutend ist. H. B. selbst setzt auch die Uebergabe des Vermögens gleichzeitig mit der δοκιμασία εἰς ἄνδρας; daß aber jene Uebergabe des Vermögens gleichzeitig mit der Einschreibung in das Bürgerverzeichniß sey, zeigt Aesch. c. Tim. § 103 ἐπειδὴ δ' ἐνεγράφη Τίμαρχος οὗτος εἰς τὸ ληξιαρχικὸν γραμματεῖον καὶ κύριος ἐγένετο τῆς οὐσίας, und besonders Harpocr. s. v. ληξ. γραμμ.): εἰς ὃ ἐνεγράφοντο οἱ τελεσθέντες τῶν παίδων οἷς ἐξῆν ἤδη τὰ πατρῷα οἰκονομεῖν, παρ' ὃ καὶ τοὔνομα γεγονέναι διὰ τὸ τῶν λήξεων ἄρχειν. λήξεις δέ εἰσιν οἱ τε κλῆροι καὶ αἱ οὐσίαι. Daß aber das ἐπιδιετὲς ἡβᾶν den Eintritt eben dieses nämlichen Zeitpunktes bedeutet, zeigen die Erbgesetze bey Demosthenes g. Steph. II § 20 u. 24, bey Isäos üb. d. Erbsch. d. Kiron § 31 u. ders. üb. d. E. d. Arist. § 12. Beydes also geschieht im achtzehnten Jahre, wie auch Demosthenes nach zurückgelegtem siebzehnten Jahre mündig wurde, und von da an gehörte der junge Mann dem Staate.

Ueber die folgenden Abhandlungen wollen wir nur referiren und noch eine Bemerkung über die Συναγωγὴ ψηφισμάτων hinzufügen.

In der Abhandlung über den Chalkidischen Städtebund und die Olynthischen Kriege werden zuerst die geographischen Verhältnisse der Chalkidischen Halbinsel besprochen, dann die Mythenzeit und die Kolonien. Hierauf folgt eine Geschichte der Thrakischen Halbinsel bis auf Philipps Krieg gegen die Chalkidischen Städte, dann der Chalkidisch-Olynthische Krieg des Philippos. Hier erklärt sich H. B. vor Allem für die Beybehaltung der Ordnung der Olynthischen Reden, wie sie in den Handschriften gegeben ist, und weist die erste und zweyte derselben in den Anfang von Ol. 107, 3 als eine Folge des Feldzuges Philipps gegen Olynth. In Folge dieser zwey Reden sey die Hülfsleistung von Athen nach Chalkidike unter Führung

des Chares im Sommer Ol. 107, 3 geschehen. Chares erfocht einen Sieg über Adaios, einen Strategen Philipps, und in Folge dessen wurde das Athenische Volk übermüthig, die Redner sprachen von Rache an Philipp, während dieser fortfuhr, die Chalkidier zu bekriegen; da hielt Demosthenes seine dritte Olynthische Rede, die besonders gegen Eubulos gerichtet ist. Nach dieser noch im Winter 107, 3 setzt H. B. die Rede περὶ συντάξεως als eine Ausführung der am Schlusse der dritten Olynthischen bloß angedeuteten Vorschläge. Dann sey jener Feldzug nach Euböa gefolgt und hierauf der zweyte Hülfszug nach Olynth unter Führung des Charidemos; dann habe Philippos einen Kaperkrieg gegen Athen begonnen und Ol. 107, 4 die offenen Feindseligkeiten gegen Olynth, woselbst seine Stiefbrüder Archelaos und Menelaos Aufnahme gefunden hatten. Nun erst, im Frühlinge 107, 4 habe Demosthenes die erste Philippische Rede gehalten. Gegen Ende von 107, 4 sey der letzte Zug Philipps gegen Olynth erfolgt, wo die Athener zum drittenmale und zwar dießmal ein Bürgerheer unter Chares zu Hülfe schickten. H. B. rechtfertigt im Folgenden die hier gegebene Darstellung, besonders die dem Olynthischen Kriege gegebene Ausdehnung und die Zeitbestimmung der drey Olynthischen Reden, wobey gegen die früheren Annahmen Anderer besonders das festgestellt wird, daß die Olynthischen Reden im Anfange des Chalkidischen Krieges für die Erhaltung des Olynthischen Städtebundes, nicht unmittelbar zum Schutze der Stadt Olynth gehalten seyen. — Daran schließt sich gleich die nächste Abhandlung über die erste Philippische Rede an. Hier weist H. B. zuerst die Theilung der Rede zurück, und, was des Dionysios Angabe hierüber betrifft, so glaubt H. B., daß mithin der erste Theil der ersten Philippischen Rede, der bey Dionysios als die erste Rede erscheint, hinunter zu rücken sey zum zweyten Theile, den Dionysios als sechste Rede zählt, daß die nach Abzug der drey Olynthischen bey Dionysios übrig bleibende fünfte, deren Titel Dion. nicht angiebt, die Rede περὶ συντάξεως sey. Daß die ganze erste Philippische nach den drey Olynthischen zu setzen sey, beweist H. B. erstens daraus, daß Demosthenes selbst (d. f. legat.) anerkenne, daß Aeschines zuerst auf die von Philippos dem ganzen Griechenland drohende Gefahr aufmerksam gemacht habe, ein Ruhm, der dem Demosthenes mit vollem Rechte gebühren würde, wenn die erste Philippische Rede so frühe gehalten wäre. Als weiterer und wie uns scheint sehr bedeutender Grund wird angegeben die stets steigende Gereiztheit des Demosthenes gegen Philippos und besonders die immer zunehmende Einsicht in Philipps arge Pläne, welche durch die drey Olynthischen Reden hindurch bis zur ersten Philippischen Rede unverkennbar ist, so wie auch die Schilderung der Lage Athens in diesen vier Reden nach H. B.'s Anordnung der wachsenden Bedrängniß entspricht. Diesen Gründen wird noch die sich ergebende Uebereinstimmung mehrerer anderer Fakta hinzugefügt und dann nach der Erzählung von Philipps Einfall auf die Inseln, Landung bey Marathon und Entführung der heiligen Triere noch einmal die Einheit und der Erfolg der Rede besprochen. Zuletzt sucht H. B. die Ursache von des Dionysios Irrthum nachzuweisen, welche er in der gedrängten Anordnung der Atthis des Philochoros, der Dionysios gefolgt, zu finden glaubt.

Ueber den Gegenstand der folgenden Abhandlung, nämlich über die Zurückweisung, welche Aeschines, vom Volke als Sachwalter für den Delischen Tempel beym Amphiktyonenrathe gewählt, von Seite des Areopagos erfuhr, hat sich schon Böckh (Abhdl. d. Berl. Akad. 1836) ausgesprochen und Ol. 109, 1 als die Zeit für dieses Ereigniß festgesetzt. H. B. kam unabhängig von Böckh auf das gleiche Resultat. Gelegenheitlich zeigt hier H. B. in einer Anmerkung (S. 294), daß des Aeschines Rede gegen Timarchos Ol. 108, 3 gehalten sey.

In dem folgenden kleinen Abschnitte lenkt H. B. die Aufmerksamkeit auf Jornandes de rebus Geticis. Die Angabe des Jornandes, Philippos habe Medopa, die Tochter des Gothilas, Königs der Gothen, geheirathet, wird mit einer Stelle des Biographen Philipps Satyros, die bey Athenäus XIII p. 557 erhalten ist, verglichen und berichtigt.

Für die Behauptung, welche Gegenstand der nächstfolgenden lateinischen Abhandlung ist, daß nämlich die Pythischen Spiele im Herbste gefeyert wurden, giebt H. B. drey Gründe: Erstens, daß als Kampfpreis Aepfel gegeben wurden (Ael. d. nat.

an. I 6, 1 und Luc. d. gymn.); zweytens: vom Processe über die Krone wissen wir, daß er Ol. 112, 3 kurz vor den Pythien verhandelt wurde (Aesch. c. Ctes. p. 645 Reisk.), die Zeitbestimmungen für denselben aber bey Dionysios (Ep. ad Amm. p. 124 Sylb.) ergeben, daß er in den Hekatombäon oder spätestens den Metagitnion jenes Jahres falle; mithin sind die Pythischen Spiele, die wenige Tage nachher waren, in den Herbst zu setzen. Drittens zeigt H. B., daß der Delphische Monat Bukatius, in welchem die Pythien waren, in einer Delphischen Inschrift (C. Inscr. N. 1702) dem Aetolischen Monate Panamus gleichgesetzt wird, dieser aber entspricht dem Attischen Metagitnion.

In der zweyten Abtheilung nun giebt H. B. eine Zusammenstellung sämmtlicher Psephismen aus der Demosthenischen Zeit, welchen auch andere auf die Geschichte bezügliche Staats-Urkunden beygefügt werden, wie Verträge, Gutachten der Bundesgenossen, die Briefe Philipps u. s. w. Wo die Worte der Psephismen bloß aus dem Texte der Reden selbst entnommen werden müssen, scheint uns die Uebertragung in den Curialstil überflüßig. Die Hauptsache aber in dieser *Συναγωγὴ ψηφισμάτων* sind immer die Urkunden aus der Rede über die Krone und die Untersuchung über die pseudeponymen Archonten, von der H. B. in der Vorrede und in der Abhandlung selbst sagt, daß er die falschen Archonten alle dem richtigen Jahre zugewiesen, und daß er niemals diese seine Ueberzeugung aufgeben werde. H. B. setzt dabey voraus, daß alle Urkunden in der Rede ächt seyen (S. 324): „equidem omnibus perpensis eandem fidem his actis publicis habendam esse arbitror, quae orationi debetur, cui inserta sunt, et si archontum nomina exceperis, n i h i l i n i i s s u p p o s i t u m i n e s t, sed simulac veri eponymi restituti sunt, dilabuntur omnes difficultates historicae, immo documenta ipsa historiae illustrandae egregie subveniunt.“ Aber einen wichtigen Punkt hat H. B. hiebey nicht beachtet, nämlich die sprachlichen Gründe; aus diesen aber folgt die Unächtheit des Documentes der Byzantier § 90, wie Ahrens de dialecto dorica pag. 21 gezeigt hat, welcher sagt: „Nos inde certissima fraudis argumenta petimus; non enim solum vulgares formae haud paucae leguntur, ut *βοηθήσας* pro *βοαθήσας*, *ἑκκαιδεκαπήχεις* pro — *πάχεις*, *θεωρίας* pro *θεαρίας*, *πανηγύριας* pro *παναγύριας*, *ἡμῶν* pro *ἁμέων*, sed etiam, id quod fraudem maxime evincit, multa e severiore Doridis genere intermixta sunt, quum Byzantii mitiore uterentur, alia adeo e dialectis Lesbiaca et Jonica. Nam Dorica quidem sed a Byzantiorum dialecto aliena sunt ω et η pro ου et ει in his: *Βοσπορίχω*, *βωλά*, *Φιλίππω τῶ*, *τὼς νόμως καὶ τὼς τάφως*, *τῶ δάμω*, *τὼς στεφάνως*, *ἦμεν*, quibuscum non concinnunt *ἐξείλετο*, *κατοικεῖν*, *ἐθέλουσι*, *ἀλειτούργητος* et *λειτουργία*, *στεφανούμενος*, *ἀποστεῖλαι*, in quibus severior Doris η et ω postulat. Lesbiaca sunt *πλοίοισιν* et *ἄμμε*, Jonicum *ἐπιστέωνται*.“ Fällt aber hiemit das Vertrauen auch nur bey Einem Documente zusammen, so werden auch die auf dieses und die übrigen gebauten chronologischen Bestimmungen wenigstens an ihrer Sicherheit und Zuverläßigkeit verlieren. In so weit möchte also die Untersuchung auch mit H. B.'s Werke noch nicht abgeschlossen seyn. Was die Entstehung jener pseudeponymen Archonten betrifft, so ist Prof. Spengel's Vermuthung (Rhein. Mus. v. Nieb. u. Brand. 1828 S. 366 ff.), daß die g a n z e n Präscripta — Archonten und Zeitangabe — von einem „müßigen Kopfe“ hinzugefügt seyen, weder durch Winievski's Gründe noch durch H. B.'s kurz gefaßte Worte widerlegt; (was besonders von der Verdächtigung gilt, die Pr. Spengel S. 401 aus dem Umstande zog, daß von den dreyzehn Documenten nur drey eine verschiedene Zeitbestimmung des Psephismas geben, von den übrigen zehn aber es drey — §§ 29, 75, 165 — auf *ἕνη καὶ νέα* setzen, die anderen sieben alle — §§ 54, 84, 105, 115, 155, 164, 181 — auf einen sechsten Tag). Auch Böckh's Annahme (d. archont. att. pseudep. Berl. Akad. 1827), daß statt des Archon durch ein Versehen überall der *γραμματεὺς κατὰ πρυτανείαν* gesetzt, konnte H. B., wie er selbst sagt, nicht völlig widerlegen: „Boeckhius ipse suam coniecturam tueri potest nonnisi adhibendis explicationibus, quas falsas esse disertis testimoniis o s t e n d i n e q u i t, sed veras eas esse neutiquam mihi persuadere pos-

sum.“ H. B. selbst, der übrigens die Lösung dieses Räthsels für weniger einflußreich hält, als es wohl ist, giebt eine dritte Vermuthung, daß nämlich einer der Strategen, der gerade unter diesen den Vorsitz gehabt, oder den Antragsteller unterstützt hatte, auf die Tafel, die die Zeitangabe enthielt, seinen Namen gesetzt habe als Zeichen, daß die Dekrete gültig und im Archive aufzustellen seyen („rata esse decreta et in tabulario reponenda“). Wie aber dieß mit dem Amte der allerdings in der Demosthenischen Zeit einflußreicheren Strategen zusammenhieng und wie es sich dann verhält, wenn mehrere pseudeponyme Archonten in Einem Jahre vorkommen, giebt H. B. nicht an. Auch die mit der Untersuchung der Aechtheit zusammenhängende Frage, warum die Dekrete mitten in der Rede aufhören, findet keine Erledigung. Uebrigens giebt H. B. für die pseudeponymen Archonten selbst folgende Zeitbestimmung: Demonikos in Ol. 108, 2 (wahrer Eponymus Themistokles), Chärondas in Ol. 109, 4 (w. Ep. Nikomachos), Polykles, Neokles, Mnesitheides, Heropythos und Nausikles sämmtlich in Ol. 110, 1 (w. Ep. Theophrastos), Euthykles und den anderen Chärondas in Ol. 110, 4 (w. Ep. Phrynichos), Mnesiphilos in Ol. 111, 1 (w. Ep. Pythodelos), Nikias in Ol. 112, 3 (w. Ep. Aristophon), Xenias in Ol. 113 (ohne das Jahr zu bestimmen.)

Jedenfalls wird H. B.'s Buch eine nochmalige alle Beziehungen umfassende Untersuchung über jene vielbesprochenen Urkunden hervorrufen.

Dr. Prantl.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Denn von jenen adelichen Lehen, die dem Bischofe zustanden, gab er dem Tilly das Truchsessische Pommersfelden, dem Cratz das Stiberische Pretzfeld, dem Cronberg das gleichfalls Stiberische Adelsdorff. Der Fürst begab sich zuerst nach Vilseck, dann nach Ingolstadt, woselbst er den Bayerherzog auf seiner Reise begrüßte, von da nach Prüfening bey Regensburg, und endlich auf die Kärnthischen Besitzungen des Bisthums. Der Domprobst Neustetter und Andere folgten ihm dahin.

So weit der unsres Wissens noch nicht gedruckte, in lateinischer Sprache abgefaßte Jesuiten-Bericht.

§. 16.) Fortgesetzte diplomatische Schritte des Fürstbischofes Franz zur Rettung seines Landes. Gänzliches Fehlschlagen derselben.

Der Bischof that Alles, was in seinen Kräften stand, um sein von den Drangsalen des Krieges hart heimgesuchtes Land zu erleichtern; allein seine Bemühungen scheiterten am Siegesstolz und Argwohn des Schwedenkönigs, der die Vermittelung Frankreichs geradezu von der Hand wies, entschlossen den Krieg auf eigene Faust zu beendigen; ja, fast war er auf dem Punkte, mit Frankreich zu brechen, als ihn Horn's Niederlage bey Bamberg wieder nach Franken rief.

§. 17.) Zerstückelung des Bisthums Würzburg.

Zu dieser ermunterten den König seine fränkischen und rheinischen Kampf- und Glaubensgenossen, als denen vornehmlich um Belohnung für ihre Dienste zu thun war, und die nur auf solchem Wege ihr Ziel erreichen zu können glaubten. Auch hatte Gustav Adolph bey seinem Anmarsch nach Franken den Edelleuten, z. B. dem Adam Hermann von Rotenhan, Direktor der reichsfreyen Ritterschaft in Franken (Beylage Nro. III), lockende Versprechungen gemacht und suchte nun durch beträchtliche Schenkungen aus dem eroberten Lande seine Anhänger sich noch fester zu verbinden. So erhielten die Grafen von Löwenstein-Wertheim die Aemter Remlingen (den castellischen Antheil ausgenommen), Schweinberg, Freudenberg und Laudenbach, die Klöster Holzkirchen, Brunnbach, Triefenstein und Grünau, die Dörfer Neuholzheim, Dörlesberg und Nassach sammt andern mehr, gegen das Versprechen, der Krone Schweden nun und hinfüro unverdrossene Dienste zu leisten, durch Urkunde d. d. Frankfurt a/M., 28. Februar 1632 (Beylage IV.). Schonungslos ward mit den Klöstern, deren Gebäuden, Vorräthen und Bewohnern von Seite der neuen Herrn umgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Entwicklungsgeschichte der Cephalopoden von Dr. Albert Kölliker mit 6 lithographirten Tapfeln. Zürich 1844. 4.

I. Zehnfüßler

Sepia off. und Loligo sagittata.

Das gestielte Ey erscheint an seiner ganzen Oberfläche mit einem etwas unregelmäßigen Netzwerke überzogen, welches davon herrührt, daß der Dotter an seiner ganzen Peripherie mit kugeligen, dicht stehenden, von der Dotterhaut bekleideten Erhabenheiten besetzt ist und die Dotterhaut eine Menge zwischen diese eindringende Duplikaturen bildet. Dieses Ansehen hat aber das Ey erst allmählig dadurch gewonnen, daß erst Längsstriemen im Dotter und Längenfalten in der Dotterhaut entstanden waren, dann bildeten sich diese abtheilende Querstriemen und Querfalten; ist diese Bildung zur höchsten Vollendung gediehen, so tritt wieder eine Ausgleichung ein und die Eyoberfläche wird nach und nach wieder völlig glatt. Während dieses Vorganges wächst das Ey noch in allen Dimensionen. Keimbläschen und Keimfleck sind während der Faltungsstufen der Dotterhaut deutlich sichtbar, verschwinden aber, wenn die Eyoberfläche glatt wird, so daß wahrscheinlich um diese Zeit die Befruchtung geschieht. Der Verf. ist übrigens nicht ins Reine darüber gekommen, wann eigentlich und wo die Befruchtung der Eyer vor sich gehe, da es ihm an Beobachtungen hierüber gänzlich fehlt und auch von anderen Forschern keine Aufklärung hierüber bisher geliefert wurde. Ref. jedoch glaubt selber schon mit Dr. Peters in Müllers Archiv 1842, 329 beachtenswerthe Andeutungen hierüber gegeben zu haben, welche der verehrte Verf. wahrscheinlich übersehen hat. Es fanden sich nämlich bey Sepiola (macrosoma) in dem erweiterten Ende des Eyleiters festsitzende kleine Papillen, welche sich bey genauer Untersuchung als eigenthümlich veränderte Needhamsche Körper ergaben. Daraus dürfte wohl der sichere Schluß gezogen werden, daß diese Endmündung des Eyleiters gleich den samenbewahrenden Blasen an den weiblichen Geschlechtstheilen vieler Insekten functionire und die Befruchtung der Eyer wenigstens bey Sepiola in dem Augenblicke geschehe, wo sie den mütterlichen Leib verlassen.

Aus dem bisherigen ergiebt sich aber in der ersten Entwicklung der Eyer der Cephalopoden eine sehr merkwürdige Abweichung von denen anderer wirbelloser und selbst Wirbelthiere. Bey lezteren geschieht erst nach der Befruchtung und dem dadurch bewirkten Verschwinden des Keimbläschens eine Furchung des Dotters, während bey den Cephalopoden vor dem Verschwinden des Keimbläschens, also vor der Befruchtung ein ähnlicher Vorgang sich einstellt. Daher dürfte dieser Vorgang auch als ein von der Dotterfurchung ganz verschiedener Prozeß betrachtet werden, weßwegen ihn auch der Verf. mit dem Namen **Faltung** belegt.

Nach dem Verschwinden des Keimbläschens beginnt, ähnlich den sich entwickelnden Fischeyern, an einer kleinen Stelle des Dotters (derselben, wo das Keimbläschen lag) wahre Furchung einzutreten. Der Dotter erhebt sich daselbst zuerst in einen einfachen Hügel — erstes Stadium —, welcher durch eine

Längenfurche sich in zwey Hügel theilt — zweytes Stadium — die Theilungsfurchen und dadurch bewirkte Spaltung des ursprünglich einfachen Hügels gedeiht immer weiter: im dritten Stadium sind vier Furchungshügel zugegen, die aber im Centrum aus einander weichen und daselbst eine Vertiefung zwischen sich bilden. Das vierte Stadium hat acht Furchungshügel, die im Centrum noch weiter von einander gerückt erscheinen. Im fünften Stadium zeigen sich sechzehn Furchungshügel, aber in zwey Kreise gelagert: nämlich erst die acht Hügel des vorigen Stadiums und innerhalb diesen noch ein Kreis von acht kleineren Hügeln. Die äußeren Hügel nennt nun der Verf. Furchungssegmente, die in diesem Stadium neu entstandenen inneren Hügel aber Furchungskugeln. Das sechste Stadium hat der Verf. nie beobachtet, im siebenten aber fand er im Ganzen 48 Hügel, worunter 16 Segmente und 32 Kugeln, im achten Stadium 32 Segmente und 32 Kugeln, im neunten Stadium 32 Segmente und 64 Kugeln. Die Segmente nehmen desto mehr an Durchmesser ab, je mehr sie in den verschiedenen Stadien an Zahl zunehmen; sie ragen alle mit einer stumpfen Spitze gegen das Centrum hin und in jeder Spitze unterscheidet man eine in Körnermasse eingebettete Embryonalzelle. Die Kugeln stellen sich vom siebenten Stadium an in koncentrische Kreise; die in den äußeren Kreisen liegenden Kugeln (ursprüngliche) sind die größten, die in den inneren (später nach entstehenden) sind immer kleiner. Uebrigens sind die Kreise in den späteren Stadien meistens nicht mehr deutlich und regelmäßig, sondern die größeren und kleineren Kugeln erscheinen mehr unregelmäßig unter einander geworfen.

In den nächsten Stadien vermehren sich die Segmente und Kugeln immer mehr, erstere verschwinden, indem sich ihre stumpfen Spitzen abschnüren und zu Furchungskugeln umwandeln und die übrigen Theile abflachen; aber wann dieses geschieht und wann neue Bildungsvorgänge beginnen, ist dem Verf. entgangen.

Diese nun ganz aus Furchungskugeln bestehende Stelle des Dotters ist die Keimstelle oder der Keim.

In dieser Stelle gewahrte der Verf. als erste Spuren des Embryoleibes zwey paarige Erhabenheiten und eine unpaarige. Letztere stellt den künftigen Mantel des Thieres vor, das eine Paar bedeutet die Augen, das andere den aus zwey Hälften sich bildenden Trichter. Bey weiterer Entwicklung entsteht ein anderes Paar von Erhabenheiten, welches die Trichterhälften zwischen sich nimmt und zum Knorpel des Mantelschloßes wird. Ein anderes vor dem Mantel zu beiden Seiten gelegenes Paar länglicher Erhabenheiten ist die erste Anlage der Kiemen.

Nur schwach angedeutet zeigen sich schon in diesen Stadien zwey Armpaare und zwey Paare Erhabenheiten, welche den Kopf konstruiren. Fast an allen Theilen ist Flimmerbewegung zu bemerken. Nun entstehen wieder zwey Armpaare mit der ersten Andeutung des Mundes als eine in der Mittellinie gelegene seichte, halbmondförmige Vertiefung. Hiebey vergrößert sich der Mantel immer mehr und erhebt sich über die Dotteroberfläche bedeutender, so daß dadurch großentheils, zum Theil aber durch rascheres Wachsen der übrigen bereits vorhandenen Embryotheile der Embryo selber sich mehr über den Dotter erhebt, und von letzterem sich abzuschnüren beginnt und allmählig Sepienähnlichkeit gewinnt, da die ursprüngliche Scheibenform des Embryoleibes dadurch immer mehr der Walzenform sich nähert. Sein peripherischer Theil umwächst den ganzen Dotter, um den Dottersack zu bilden. Um diese Zeit entsteht auch das Arterienherz als länglicher Wulst und das fünfte Armpaar; der Trichter vervollständiget sich und tritt mit dem einen freyen Rand bekommenden Mantel in Verbindung, zugleich erscheint der After deutlich und die Kiemen fangen an ihre Lappen zu bilden, indem sie sich gleichzeitig etwas mehr unter den Mantel zurückziehen.

Während dieser Bildungsvorgänge am Embryo verändert auch die Dottermasse ihre Gestalt. Anfänglich war sie mehr kugelig und der Embryo lag wie eine Scheibe auf ihr, so wie aber lezterer sich verlängert, nimmt auch sie eine walzenförmige Gestalt an und erstreckt sich mit einem konischen, von einer besonderen, dem Embryo angehörenden Membran überzogenen Fortsatze durch die Mundöffnung dieses in seinen Leib hinein. Die bisher betrachte-

ten Theile des Embryoleibes bilden dann die äußere Substanzschichte des Leibes, die den Dotter umhüllende Membran die innere. Die eigentliche Dotterhaut, welche ursprünglich schon im Eyerstocke die Dottermasse umhüllte, und unter welcher der Embryo sich entwickelt, umkleidet bey Sepia auch jetzt noch Dotter und Embryo ziemlich enge; doch beginnt eine allmählig reichlicher auftretende Flüssigkeit die Dotterhaut von dem Embryo zu entfernen aber nur zum Theil, so daß dieser von ihr gleichsam festgehalten wird und keine rotirende Bewegung machen kann, welche jedoch bey Loligo und Sepiola, wo die Flüßigkeit schon früher erscheint und die Dotterkugel mit dem Embryo völlig von der Dotterhaut isolirt, wie bey anderen wirbellosen und Wirbelthieren vor sich geht. Die einzelnen Entwicklungsvorgänge im Embryoleibe des Loligo gleichen sonst im Wesentlichen sehr den von Sepia angeführten.

In Beziehung auf die Entwicklung der Gewebe bemerkt der Verf. vorläufig, daß die ganze Leibesmasse des Embryo aus den Furchungskugeln ihren Ursprung nehme, daß diese eigentlich schon als solche den Embryo darstellen. Sie lösen sich in noch kleinere, zahlreichere Kugeln, Furchungszellen auf und diese sind es, welche das Grundgewebe aller bisher aufgeführten Theile des Sepienembryo darstellen.

In den nun folgenden Stadien der Entwicklung des Sepienembryo ändern Kopf- und Manteltheil ihre Größenverhältniße; ersterer war anfänglich sehr überwiegend, letzterer beginnt nun rascher zu wachsen und wird bald größer als jener. Die langen Arme rücken mehr nach hinten und lassen dadurch die eigenthümlichen Taschen entstehen, in welche ausgewachsene Thiere die langen Arme zurückziehen können; das vierte Paar der Arme rückt ebenfalls nach hinten, greift über das fünfte Paar sogar herum und bewirkt dadurch die völlige Schließung des Mundes. An allen Armen entstehen die Saugwarzen als halbkuglige Körper ohne Vertiefung. Auf dem Rücken des Mantels deutet ein gewölbter weisser Streifen die Bildung der Schale an; der Embryo bewegt sich nun innerhalb der Dotterhaut und noch mehr, wenn diese hinweggenommen ist und er mit dem Seewasser in Berührung kömmt, wobey dann besonders der Mantel sich sehr thätig zeigt. Auch der Dottersack zeigt Contractionen.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Die dem Bisthum Wirzburg einverleibte Abtey Amorbach ward den Grafen von Erbach, die sich auf des Königs Aufforderung ihm angeschlossen und Treue und Dienste gelobt hatten, zum Geschenk gegeben; die förmliche Einweisung in den Besitz dieses Klosters erfolgte indessen erst 1633. Den Grafen Kraft; von Hohenlohe machte der König zum Generalstatthalter und Oberkommandanten im fränkischen Kreise (Beylage VI.), schenkte seinem Hause das Stift Ellwangen, die Cisterzienser Abtey Schönthal und das Frauenkloster Schefftersheim an der Tauber, woraus alsbald die Bewohner derselben fortgeschafft wurden. Das adelige Stift Komburg bey Ellwangen gab Gustav Adolph seinem Feldobersten Scaralytzgi, der mit fortjagen der dort angestellten Vicare begann. Der Graf von Hanau nahm das Kloster Schlüchtern im gleichnamigen Städtchen in Besitz. Vorzüglich begünstigt wurden vom Könige die Schweinfurter. Zu dem früher Geschenkten versprach er ihnen wegen verlorner Gerechtsame und erlittener langjähriger Kriegsdrangsale, sowie behufs besserer Befestigung der Stadt und Errichtung eines Gymnasiums weitere Vermehrung des Gebietes und hielt laut Urkunde d. d. Frankfurt a/M. 2. März 1632 ihnen pünktlich Wort. Sie bekamen die theils fürstbischöflichen, theils kapitelischen Dörfer: Grettstadt, Rödlein, Grafenrheinfeld, Garstadt, Hergolshausen, Schnackenwerth, Geldersheim, Egenhausen, Oberwern, Kronungen, Dittelbrunn, Hambach, Uchtelshausen und Hesselbach nebst dem Reichelshofe, das dem Bisthum Eichstätt zuständige Dorf Bergrheinfeld mit den von Echter'schen Gütern daselbst, vom Kloster Ebrach den Ort Weyher, das Dorf und probsteiliche Kloster Heidenfeld, und wurden aus königlichem Auftrag ungesäumt in den Besitz der geschenkten Gegenstände eingewiesen. Zur Entschädigung derjenigen Bürger, deren Obstgärten wegen der erweiterten Fortificationen hinweggenommen worden waren, bekamen sie noch das sehr begüterte wirzburgische Dorf Weigolshau-

sen. Mainberg und Klingenberg (Wipfeld) wurden ihnen zum Kauf angeboten, dazu aber bezeigten sie keine Neigung. In ihren neuen Besitzungen stellten sie Pfleger und Verwalter auf und besetzten die katholischen Pfarrstellen mit lutherischen Predigern. Dem Rittmeister Hans Christoph v. Bibra versprach der bey ihm am 10. März übernachtende König die Wiederverleihung des Rittergutes Burgwalbach, welches ihm einst Bischof Julius entzogen. Das Karthäuserkloster Astheim verehrte der König seinem Generale Roßstein, welcher mittels der Tortur den allein zurückgebliebenen Laienbruder zur Angabe des Ortes zu bewegen wußte, wo 80,000 Thlr. versteckt lagen. Die Wittwe und Kinder des um den König und die evangelische Sache sehr verdienten Oberstеn Adolph Dietrich von Effern erhielten das Amt Bischofsheim vor der Rhöne (3. April 1632. Donauwörth), der Graf Solms die Abtey Bildhausen und die Aemter Trimberg und Neustadt a/Saale; die Klöster Wachterswinkel und Marienburghausen der schwedische Oberst und Commandant von Wirzburg, Axel Lilly; die Stadt Heilbronn am Neckar für treugeleistete Dienste das Karmelitenkloster und das der Klarissinen außerhalb der Stadt. Am 1. Jänner 1632 verkündete ein gedrucktes Patent im Namen des Königs, daß alle erledigten Klöster im Lande zu Franken, besonders diejenigen, aus welchen die Mönche entwichen, eingezogen und zum allgemeinen Besten verwendet werden sollten. So ward unter andern mit Theres verfahren." Das ganze Land, sagte der Kanzler Fabritius in seiner am 2. Jänner zu Theres gehaltenen Rede, „wolle Sr. Majestät für sich und seine Nachkommen behalten, und zu einem Erblande bestimmen." —

§. 18). Mandate wegen Vervollständigung der allgemeinen Entwaffnung des Landes, Bezeichnung der Getreid- und Weinvorräthe- und erlittener Kriegsschäden; Zahlung rückständiger Abgaben und Darlehen, Anschaffung des zum Feldbau nöthigen Viehes und Beobachtung besserer Militair-Disciplin. ꝛc.

Aus dieser Darstellung geht die furchtbare, die Sieger selbst mit Besorgniß erfüllende, Verschwendung mit den nöthigsten Erzeugnissen des Landes hervor. Soldaten und Offiziere wetteiferten mit einander in Plünderung, Erpressung und muthwilligem Verderben von Getreide, Wein, Vieh u. s. w. Ganze Ortschaften standen leer. Wegen Geldmangel und Verlust der Lebensmittel konnten die Abgaben nicht mehr gereicht werden: die k. Regierung selbst gerieth in große Geldverlegenheit und dadurch wurde die von ihr geforderte Unterstützung im eben eröffneten Feldzug gelähmt. Vergeblich waren alle noch so geschärften königl. Mandate zur Abstellung eines solchen Raub- und Vernichtungssystemes. Sogar die Selbsthilfe war den bedrängten Unterthanen gestattet worden, allein was hätten die Wehrlosgemachten gegen die bewaffneten Banden und deren trotzige Führer anderes vermocht, als einzig ihnen das k. Mandat vorzuzeigen; welches diese sodann verächtlich als „Papier" wegwiesen, um das sie sich nicht kümmerten. Eine Gesammtübersicht der zeither vom Wirzburger Lande erlittenen materiellen Kriegsschäden, welche an den König abgeschickt ward, entzifferte die enorme Summe von 22 Tonnen Goldes, oder 2,231,176 fl. (Beylage XV.). Im höchsten Unwillen über die unerhört locker gewordenen Bande der Kriegszucht seines Heeres (und gewiß wirkten die Verschwendungen im Wirzburgischen, deren Resultat dem Könige vorgelegt worden war, dahin, des Königs Zorn zu steigern), hielt er jene Invectiva an seine im Hauptquartiere zu Altdorf versammelte Umgebung, in welcher er Fürsten, Grafen, Herrn und Edelleuten des deutschen Volks geradezu vorwirft, sie seyen es, die ihr eigenes Land zu Grunde richteten; und wenn man die Klage hört: „der König von Schweden, der sich für unsern Freund ausgiebt, thut uns mehr Schaden, als unser Feind, und die schwedischen Soldaten seyen unverschämter, als jene des Feindes;" so sollten sie wissen, nicht Schweden seyen es, sondern die Deutschen selbst, die sich mit diesen Ausschweifungen beflecken. Die starken, beleidigenden Worte, die dem tiefgekränkten Könige in seinem Grimm gegen die raub- und plünderungssüchtigen Deutschen entfuhren, machten ihn zwar nicht blind gegen deutsche Tapferkeit, die er gleichsam zur Besänftigung der Gemüther am Ende seiner Rede anerkennt, aber jedenfalls uneingedenk desjenigen, was er selbst auf deutschem Boden für sich und seine Schweden erworben hatte. Dies führt Hr. Sch. mit Bezug auf Wirzburg und Bamberg ganz am rechten Orte dem Leser kurz und kräftig in der untenstehende Note in das Gedächtniß. Geijer (Gsch. v. Schw. III, 213; unter allen Darstellungen von Gustav Adolphs Thaten ist die seinige, meines Bedünkens, die großartigste) hätte nicht da abbrechen sollen, wo gerade die Zornrede am originellsten wird; mitunter trägt sie für die Nachwelt den Charakter des Komischen an sich; für die Umstehenden und Schuldbeladenen freylich waren es wahrhafte Donnerworte und es hat sicher auch nicht Einen nur im Entferntesten ein Lachen oder Lächeln angewandelt, dem Könige gegenüber, von welchem die Einleitung dieser zu Nürnberg gedruckten Rede sagt: „daß Er (der König) in solcher cholera niemals gesehen worden."

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Entwicklungsgeschichte der Cephalopoden von Dr. Albert Kölliker.

(Schluß.)

Der Verf. geht nach diesen Erörterungen zur Darstellung der Entwicklung der verschiedenen Gewebe und Organe über, aus welcher Ref. das Wesentlichste in Folgendem übersichtlich herauszuheben sucht.

1. Aeußere Bedeckungen.

a) Flimmer- und Pflasterepithelium. Die Zellen dieser sind anfänglich von den Furchungskugeln nur dadurch verschieden, daß jede von ihnen ein Büschel Flimmerhaare trägt, welche letzterer fehlen. Sie wachsen rasch und werden bald größer als die Kugeln, platter, fallen ab und werden wieder ersetzt. Das Pflasterepithelium verhält sich ganz ähnlich.

b) Pigmentflecken. Sie bestehen aus einem centralen Theile, der ganz wie eine Embryonalzelle aussieht, und aus einem peripherischen, welcher in feinen gefärbten, ersteren umgebenden Körnchen besteht, aber von keiner wahrnehmbaren Membran umgeben ist. Erst bey den ältesten Embryonen zeigen sie ihre eigenthümlichen Bewegungen.

c) Lederhaut — eine Faserschichte zwischen und unter den Pigmentflecken, besteht anfänglich auch nur aus Embryonalzellen, deren jede sich später nach zwey Richtungen ausdehnt, erst spindelförmig und dann wirklich Faser wird.

d) Rückenschale. Beym erwachsenen Thiere besteht sie aus einer Bauchschicht und einer Rückenschicht. Erstere ist bloß aus unorganisirten, größtentheils erdigen Theilen zusammengesetzt, letztere vorzugsweise aus solchen und aus Fasergewebe. Bey Embryonen existirt nur erstere, von letzterer zeigt sich erst eine Anlage. Jene besteht aus drey Schichten, welche durch eigenthümliche senkrechte, verschieden geformte Stäbchen mit einander verbunden werden. Die obere Schichte bildet sich aus spindelförmig auswachsenden Zellen, zwischen die erst später Kalk abgelagert wird. Wie aber die Ablagerung geschehe, kann der Verf. nicht erklären.

2. Muskeln.

Auch sie entwickeln sich aus spindelförmig auswachsenden Embryonalzellen.

3. Knorpel.

Beym erwachsenen Thiere ist ihr Gewebe verschieden. Knorpelhöhlen sind immer da, aber die Grundsubstanz ist bald faserig, bald homogen. Beyde Arten entstehen aber ursprünglich aus Embryonalzellen. Auf welche Weise, konnte der Verf. nicht verfolgen.

4. Nerven.

Hierüber hat der Verf. nur wenige nicht genügende Beobachtungen gesammelt, aus denen nur abzunehmen ist, daß die Nervenfasern nach Analogie der Muskelfasern entstehen.

5. Gefäßsystem.

a) Herzen. Sie sind anfangs vollkommen geschlossene hohle Säcke aus Zellen bestehend, welche sich bis zur Reife des Embryos in Fasern verwandeln. Schon in den frühesten Stadien ist in den

Herzhöhlen eine mit Zellen versehene Blutflüßigkeit eingeschlossen, über deren Metamorphose der Verf. keinen weiteren Aufschluß geben kann.

b) In Beziehung auf die Gefäße tritt der Verf. der Schwann'schen Ansicht bey. Die Venenanhänge bestehen bey reifen Embryonen fast durch und durch aus eigenthümlichen, wahrscheinlich öl- oder fettartigen Körperchen von unregelmäßiger Gestalt und Größe, welche ursprünglich auch aus Embryonalzellen hervorgehen.

6. Dottersack und Darmsystem.

Der Dottersack, welcher in den Embryoleib hineinwächst, steht mit keinem Theile des Digestionsapparates in einer näheren Verbindung, auch in keiner anderen Beziehung als der, daß er an der Verflüßigung des in ihm liegenden Dotters, des rohen Nahrungsstoffes des ganzen Embryos, Antheil haben mag. Der Verdauungsapparat bildet sich frey aus dem den Dottersack umgebenden Blasteme.

a) Aeußerer und innerer Dottersack. Der innere Dottersack wird immer größer, der äußere kleiner. Durch zwey Abschnürungen theilt sich ersterer in eine vordere und hintere größere und eine kleinere mittlere Portion, von denen aber nie eine mit dem Digestionsapparate unmittelbar kommunicirt. Die drey Portionen verändern ihre Form mannigfaltig, was durch passive oder active Einwirkung der sich immer weiter entwickelnden Embryonaltheile bewirkt wird. Der Dotter im äußeren Dottersacke scheint nach und nach gänzlich in den inneren überzugehen und letzterer mit seinen Abtheilungen zu verkümmern.

b) Darmkanal. Er existirt in seiner Anlage schon zu einer Zeit, wo der innere Dottersack noch sehr groß ist. Er erscheint als eine Anhäufung von Zellen, besitzt aber noch keine Spur von Höhlung; letztere scheint erst durch Verflüßigung der innersten Zellen später zu entstehen und mit Mund und After, welche anfänglich nur als leise Vertiefungen existiren, in Verbindung zu treten. Schon frühzeitig bilden sich die einzelnen Abtheilungen des Darmkanales aus. Die beyden Kiefer bilden sich aus den Epithelealzellen der Mundhöhle.

c) Die Leber entsteht gleichfalls aus der um den inneren Dottersack gelagerten Zellenmasse in zwey seitlichen Längswülsten. Beyde Hälften wachsen erst später zusammen.

d) Speicheldrüsen bilden sich ganz nach Analogie der bisher betrachteten Organe. Ueber die Verhältnisse der Ausführungsgänge derselben so wie der Leber zu den secernirenden Gewebtheilen kann der Verf. keinen Aufschluß geben.

e) Die Entstehung des Tintenbeutels konnte nicht verfolgt werden, da dieses Organ erst dann sichtbar wird, wenn Tinte in ihm abgesondert ist.

7. Sinnesorgane.

a) Aug. Jedes Aug entsteht anfänglich als ein länglicher Wulst, der sich bald in eine runde Erhabenheit ausbildet, an welcher man eine äußere, membranöse und eine centrale feste Substanz unterscheidet. Erstere senkt sich von der äußeren Fläche her in die Augenmasse ein und im Grunde der trichterförmigen Einsenkung entsteht die Linse. Die centrale, feste Substanz bildet sich zum Glaskörper aus; die übrige äußere membranöse zu den Augenhäuten.

b) Gehörbläschen entstehen schon ursprünglich an derselben Stelle, wo sie bey dem ausgewachsenen Thiere sitzen, als anfänglich eckige Körperchen. Von jedem Gehörbläschen entspringt ein nach außen verlaufender enger Kanal. An seiner inneren Oberfläche ist er mit Flimmerhaaren besetzt; wo er aber mit seinem der Gehörblase entgegengesetzten Ende aufhöre und wie, kann der Verf. nicht bestimmen. Ref. glaubt, daß diese wichtige Frage leicht dadurch zur sicheren Entscheidung gebracht werden könnte, wenn man (mittelst Einstich) in die Gehörblase eine lebhaft gefärbte Flüßigkeit injicirte.

c) Geruchsorgane. Als solche spricht der Verf. (analog der Ansicht von Valenciennes) ein neben jedem Auge der meisten Cephalopoden gelegenes Hautgrübchen an, in dessen Grunde eine kleine Papille liegt. Bey Argonauta und Tremoctopus ist nur eine Papille ohne Grübchen vorhanden. Bey allen aber geht ein besonderer Nerve vom Augennerven ab und verbreitet sich ausschließlich in dieser Papille. Bey

Embryonen, selbst aus sehr frühen Stadien, finden sich diese Organe schon als deutliche neben den Augen stehende Papillen und scheinen ziemlich gleichzeitig mit letzteren aufzutreten.

d) Von Geschlechtstheilen ist selbst bey reifen Embryonen noch keine Spur vorhanden; der Verf. vermuthet, daß sie erst später aus dem im Leibe zurückgebliebenen Dotter ihr Bildungsmaterial nehmen.

Nach dieser Darstellung geht der Verf. zu einer ausführlichen Betrachtung des Baues und der Bedeutung der Embryonalzellen sowie der Furchung des Dotters über. Da dieser Theil bloß für mit dem Gegenstande völlig Vertraute geschrieben und verständlich ist und, ohne ihm zu schaden, in einer kurzen Uebersicht nicht gegeben werden kann, enthält sich Ref. weiterer Mittheilung darüber und bemerkt nur, daß der Verf. die Furchung des Dotters (allgemeine oder partielle) als allen Thiereyern zukommenden Beginn der Entwicklung ansieht und deßwegen glaubt, eine Furchung sey auch im Hühnereye, wo sie bis jetzt noch Niemand bemerkte, zugegen. Ref. kann diese Vermuthung des Verf. nur bestätigen und wird die Beweise hiefür in seiner nun bald erscheinenden Entwicklungsgeschichte des Hühnchens liefern.

II. Achtfüßler.

Bey Argonauta und Tremoctopus fand der Verf. im Ganzen dieselben Entwicklungsvorgänge wie bey den Zehnfüßlern, so daß eine weitere Angabe derselben hier nicht am rechten Orte seyn dürfte. Ref. erlaubt sich nur noch zu bemerken, daß ungeachtet empfindlicher Lücken und hypothetischer Angaben, welche wenigstens großentheils die Zukunft wahrscheinlich theils ausfüllen, theils bestätigen wird, alle Naturforscher dem Verf. für seine mühevolle, fleißige und sehr gründliche Arbeit aufrichtigen Dank wissen werden. Wer weiß, wie mühsam derartige Untersuchungen sind, selbst dann, wenn man durch Analogieen schon im Voraus vorbereitet ist, wird wohl auch am leichtesten würdigen können, was Verf. in vorliegendem Buche geliefert hat. Gegenwärtig kann man, Dank dem unermüdeten Streben und der Gründlichkeit der Forscher der neueren Decennien, schon mit Zuversicht einem bald eintretenden Verständniß der Genese des thierischen Leibes, unter was immer für einer Form oder Thierreihe er auch auftreten mag, entgegensehen und daraus Verständniß der verschiedenen Organisations- und Functionsverhältnisse erwarten, dadurch aber ein Ziel erreichen, das bald mehr bald weniger unbewußt schon den frühesten Naturforschern vorschwebte, und der glänzendste Schritt ist, der seit Jahrhunderten in der Naturgeschichte vorwärts gemacht wurde.

Erdl.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Gewiß hatten vom Heere Gustavs auch die Schweden zugegriffen, wo sie straflos gekonnt, so gut, wie die geschmähten Deutschen: aber das ist nun einmal der Fluch der Zwietracht, der immer auf dem Bunde der Deutschen mit dem fremden Eroberer ruht, daß bey jeder Gelegenheit der mit ihm Verbundene sich tief herabgewürdigt sieht, und gleich niederen Knechten ausgescholten, vor fremder Macht und Volksthümlichkeit sich beugen muß! Hat Napoleon seinen deutschen Bundesgenossen es anders gemacht? — „Ich habe von Euch," so lautet die Zornrede weiter, „und Eurem deutschen Reiche nicht soviel bekommen, daß ich mir davon ein paar Hosen machen lassen könnte. Ja, ich wollte, so zu sagen, lieber ohne Hosen mit Euch geritten seyn, als mich mit den Eurigen bekleiden. Ich habe Euch alles von Gott in meine Hände Erhaltene gegeben, nicht einen Schweinstall für mich behalten, sondern unter Euch vertheilt. Keiner von Euch hat mich vergebens um etwas angesprochen, denn ich bin gewohnt, eines Jeden Bitte zu gewähren." (Was mußte der unglückliche Böhmenkönig Friedrich V., der gleichfalls dieser am 29. Juni gehaltenen Strafrede beywohnte, bey diesen Worten des Schwedenkönigs fühlen, der ihm noch im März desselben Jahres, auf seine Bitte um Wiedereinsetzung in sein Land, unumwunden erklärte: er werde nur einen Theil seiner Kurstaaten zurückerhalten, indem er die Bergstraße sich vorbehalte und der Krone Schweden zueigne. Friedrich werde dem Schwedenkönig die Kriegskosten vergüten, und ihn als seinen obersten Lehens-

herren anerkennen. Und das zu Mainz angeordnete Consistorium über das gesammte lutherische Kirchenwesen in der Pfalz!) — „Wofern Ihr meinen Mandaten und Ordonnanzen Folge geleistet hättet, wollte ich das Bayer- und Frankenland ganz unter Euch vertheilt haben. Ich für mich bin reich genug und begehre nichts von dem Eurigen.“ Und der Schluß: „Wahrlich, mir ist bey Euch so wehe, daß ich viel lieber daheim in meinem Königreiche die Schweine hüten möchte, als hier mit Eurer verkehrten deutschen Nation umgehen ꝛc.“

Deß ungeachtet blieb es beym alten Unfug, ja neue Qualen wurden für das unglückliche Volk ersonnen. So legten die Kommandanten an den militairischen Päßen und Hauptstraßen hohe Zollgebühren für transitirende Waaren, selbst Armeetransporte nicht ausgenommen, auf, drangen dem Landmann, der Vieh und andere Gegenstände zu Markt brachte, dieselben um einen Spottpreis ab, worauf sie selbst sehr gewinnreichen Handel damit trieben, ohne noch die erste, unbedeutende Zahlung an den Eigenthümer geleistet zu haben.

§. 19.) Landtag in Wirzburg. Auflage einer außerordentlichen Steuer. Ankunft der Königin von Schweden in Wirzburg. Heerwesen. Werbung der Ritterschaft.

Die Regierung sollte dem Heere des Königs mit Geld zu Hilfe kommen, war aber aus oben angegebenen Gründen nicht im Stande, dieß zu thun. Jetzt wählte sie das in früheren Zeiten sicher zum Ziele führende Mittel. Sie berief nämlich im Monate May die wirzburgischen Landstände ein, um eine allgemeine außerordentliche Steuer, „eilende Geldhilfe für die k. schwedische Armee“ genannt, zu verfügen. Diese Steuer sollte dazu dienen, die k. Armee bey guter Ordnung und Disciplin zu erhalten, und derselben aus dem Lande zu helfen. Hieher scheint uns auch folgendes Schriftchen gehören zu sollen: Stewr-Recess. Welcher auff deß Durchlauchtigsten ꝛc. Herrn Gustavi Adophi, der Schweden ꝛc. Königs ꝛc. Durch den Wol Edlen ꝛc. Herrn Sigismundo Heussnern von Wandersleben ꝛc., auffgetragener Commission nach. Sampt Zuziehung, der zu Würtzburg Hochlöblichen ꝛc. Königlichen Regierung, Mit der löblichen ꝛc. Landschafft zu Würtzburg, den 8. May auffgerichtet, den 12. aber vollzogen vnd bekräfftiget worden. Gedruckt zu Wirtzburg, durch Elias Michael Zincken. Im Jahr, M.DC.XXXII. 1 Bogen, 4.

Der Eingang spricht von der „Lands Vätterlichen Sorgfältigkeit“ des Königs, wodurch die sambtlichen Geist- und Weltliche Stände vnd gantze Landschafft des Hertzogthumbs zu Francken widerumb in versicherten Frieden vnnd ruhigen Standt gebracht werden möge. Deßhalb habe der König angeordnet, daß allbereit vor diesem der gröste Kriegsschwall auß dem Land abgeführt werden, und Heußnern befohlen, auch das im Land noch befindliche new geworbene Volk, mit Ausnahme der nöthigen Garnisonen, auch zu delogiren, und die Landschaft, und deren Leuth mit newen Quartieren nicht zu beschweren, darneben aber, vnendbehrlicher notthurfft halber, und zur Schonung besagter Landschaft von allen Kriegs beschwerungen, ꝛc. eine ergiebige Landstewr gnädigst erfordert. Die auf heute erschienenen Landstände, geistliche wie weltliche, haben auf geschehenen Vortrag und nach Gegen- und Widerrede im Namen des Königs mit der k. Landesregierung folgende Punkte beschlossen:

1. Klagen der Landschaft über ihr Unvermögen und Bitte um Erleichterung der Landsteuer des begehrten halben Guldens, so Sie in 4 Monathen, und zwar jedes Monath besonder den 4. Theil daran bezahlen sollen. Die Unterthanen seyen äußerst erschöpft, ihre mobilia ihnen abgenommen, die immobilia vnd liegende Gütter durch lange Einquartirung, beschwerliche Durchzüge und andere Incommoditäten dermassen deteriorirt, verällert vnd verösigt worden, daß kein Stand, Bürger oder Bawersmann solchen in Kauffs oder Erbfällen angeschlagenen Prees geniesen oder wiederverkauffen köndte. Die Anlag nach dem Vermögen sollte in eine richtige, neue, dem Land erträgliche Contributions-Verfassung gebracht, und zur künftigen Steuererhebung gewisse Personen deputirt werden.

2) Mit Verwilligung der Landstände sollen anstatt des begehrten halben Guldens 5 Batzen dergestalt erhoben werden, daß in den nächstfolgenden 4 Monaten a Dato, und zwar jedes Monat von 100 fl. Haubt Gut 5 kr. von der geistlichen und weltlichen Stände Untersassen, Habschaft, Güter und Vermögen auf den Grund der neuen Anlage dem dazu verordneten Obereinnehmer unfehlbar gereicht werden, bey Vermeidung militairischer schleuniger Execution. Gleiche Verpflichtung zur Steuer haben auch die vom Könige Donations und Unterpfandsweiß (jedoch cum reservatione Juris superioritatis), sowie alle Aemter, Städte ꝛc., im Herzogthum Franken belegen, oder an dasselbe grenzend, die an den König Jure belli gekommen.

Da vermöge des am 27. April publicirten Steuer-Patents eine nur sehr geringe Geldsumma gefallen; so sollen sämmtliche Stände von dato inner 14. Tagen sich mit derselben so viel möglich gehorsamlich einstellen, welche dann Ende des 1. Monats und Erlegung der völligen Steuer wiederumb abgerechnet werden solle.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 55.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 20. Juli trug Hr. Professor Dr. Phillips, ordentliches Mitglied der Classe, nachstehende Abhandlung vor.

Ueber Morgengabe und Witthum mit Beziehung auf Monum. Boic. II. 81.

Die Gebräuche und Sitten der sämmtlichen germanischen Völkerstämme in Betreff der Ehe gehören mit zu dem Interessantesten, was uns aus den Rechtsalterthümern der Vorzeit überliefert worden ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Ehe auch schon im germanischen Heidenthum eine durchaus religiöse Bedeutung beygelegt worden ist. Heißt doch das Wort Ehe selbst so viel als Religion oder eigentlich Bündniß, nämlich mit der Gottheit; dann Bündniß unter den Menschen, dann gerade vorzugsweise der Bund, den zwey Personen verschiedenen Geschlechts mit einander auf eine den religiösen Ueberzeugungen und dem Rechte entsprechende Weise zum Zwecke der Fortpflanzung schließen. Ein solches Ehebündniß führte natürlich zu einem näheren Verhältnisse der Familien, denen die Brautleute angehörten. Man kam daher in alter Zeit zu Opfern zusammen, welche der Gottheit dargebracht wurden. Die alte Bezeichnung des Wortes Opfer ist aber das Wort Mal, und da man von der Opferspeise zu essen pflegte, einen Opferschmaus hielt, so schreibt sich davon die noch heute vorkommende Bedeutung des Wortes Mal als Gastmal u. s. w. her. Alle Familien-Mitglieder waren Genossen des Opfer-Males, die innigsten Genossen aber die beyden zur Ehe schreitenden Personen, darum heißen sie auch Ge-Mahl-e, oder Ge-Mahl und Ge-Mahl-in. —

Indem nun von all den verschiedenen Feyerlichkeiten, welche der Eingehung der Ehe vorangingen, sie umgaben und auf sie folgten, hier abgesehen wird, soll nur in Kürze auf die beyden Institute: Morgengabe und Witthum hingewiesen werden. Für beydes liegt auch die etymologische Erklärung auf flacher Hand: Morgengabe ist eine Gabe, die am Morgen und zwar am nächsten Morgen nach der Hochzeit von dem Manne der Frau gegeben wird; Witthum dasjenige, was die Frau, wenn sie Wittwe geworden ist, zu ihrem Lebensunterhalte aus dem Vermögen ihres verstorbenen Mannes erhält. Diese sachliche Erklärung ist vollkommen richtig und man sollte nicht glauben, daß die sprachliche sich irgend in Zweifel ziehen lasse. Dennoch wagen wir dieß, so kühn es auch scheinen mag, und behaupten, daß weder das Wort Morgengabe, obschon die Gabe am Morgen gegeben wird, mit „Morgen," noch das Wort Witthum, obschon die Wittwe dasselbe erhält, mit „Wittwe" in irgend einem etymologischen Zusammenhange steht. Ist dieß aber hergestellt, so wird sich daraus auch Manches zur sachlichen Beurtheilung beyder Institute entnehmen lassen.

Zu der eigentlichen Bedeutung der Institute zurückkehrend, ist es unsre Absicht nicht, auf die

juristische Seite derselben irgend näher einzugehen. Hinsichtlich der Morgengabe ist alles hieher Gehörige in neuester Zeit in einer mit Fleiß und Talent geschriebenen Dissertation von H. G. Gängler zusammengestellt; wir erkennen das Verdienstliche der Arbeit in seinem ganzen Umfange an, obschon wir zur Vertheidigung einer Meinung schreiten, welche der des Verfassers geradezu entgegengesetzt ist. Hinsichtlich des Witthums findet sich das Erforderliche in den Lehrbüchern des deutschen Rechts.

Es wird schon lange unter den Juristen darüber gestritten, ob die Morgengabe von dem Manne der Frau als ein Pretium virginitatis gegeben werde, oder ob sie ein von dieser völlig unabhängiges Geschenk sey. Der Zweifel ist wohl daraus hervorgegangen, daß man einen Anstoß daran nahm, den Germanen einen solchen Gebrauch, der eine Obscönität in sich zu schließen scheint, zuzuschreiben. Allein einestheils dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Sitten der Germanen, mögen sie sich auch vor andern heidnischen Völkern vortheilhaft auszeichnen, doch manche Züge von Rohheit an sich tragen, anderntheils liegt aber an sich in einem solchen Pretium virginitatis noch keine Obscönität, diese wird eigentlich nur durch moderne Vorstellungen hineingetragen. Bey unsern Vorfahren haben diese Dinge nicht nur den Charakter der Einfachheit, sondern auch der Unschuld an sich, und selbst das christliche Mittelalter fand an der Morgengabe und an der speciellen Bezeichnung ihrer Bedeutung keinen Anstoß. Auch bey andern Völkern kommt die Morgengabe in diesem Sinne vor, in welcher Beziehung eine Stelle aus den Triaden des walisischen Königs Hoel des Guten dienen mag, welche sagt:

„Dreyfach wird die Jungfrau beschämt: zuerst, wenn ihr Vater in ihrer Gegenwart sagt, daß er sie einem Manne gegeben habe, dann, wenn sie mit diesem das Bette beschreitet, drittens, wenn sie vom Bette aufstehend unter den Menschen erscheint. Für jede dieser Beschämungen erhält sie eine Gabe; für die zweyte die Cowyl, Morgengabe, ehe sie von dem Bette aufsteht."

Ganz so faßt eine Reihefolge von deutsch-rechtlichen Quellen die Morgengabe auf, insbesondere aber sagt die oben angeführte Stelle aus den Monum. Boic. (Monum. Rot. ann. 1442):

„Ich Cäcilia deſs Kolbens eheliche Hausfrau beken, daſs ich dem erbarn beſchaiden Hanſen Hulsguts Burger ze Waſſerburg ze kauffen geben han mein Lehen — das mir mein obgenannter Man fur meine hochste Ehr zu Morgengab geben."

Vergleicht man damit die Stelle des altbayrischen Landrechts (bey Heumann, Opusc.):

„Und iſt ſie ein Junckfrau geweſen, so soll si swern, das ir ir wirt die morgengab geben hab umb die höchſten ere, die ir Got ye geben hab, damit hat si ir morgengab beſtät als recht iſt"

so kann kein Zweifel obwalten, daß die Morgengab ein Geschenk für die höchste Ehre des Weibes, diese höchste Ehre aber die Jungfräulichkeit sey. Der damalige Bearbeiter des Registers zu dem betreffenden Bande der M. B. hat die Sache nicht verstanden, indem er sagt: höchste Ehr pro dote.

Nach diesen Documenten ist sachlich wohl nicht zu bestreiten, was die Morgengabe war; zum Ueberflusse fügen wir hinzu, daß auch das bayrische Landrecht vom Jahre 1616 ausdrücklich bestimmt, eine Wittwe habe bey ihrer Wiederverheirathung kein Recht, eine Morgengabe zu fordern und das Tyroler Landrecht vom J. 1603 die Wittwe sogar die Morgengabe an den Junggesellen geben läßt, mit dem sie sich vermählte. Wie wenn auch sprachlich es sich feststellen ließe, daß selbst der Ausdruck das Nämliche besagt?

Ein leises Bedenken gegen die Richtigkeit der Herleitung des Wortes Morgengabe von „Morgen" ist mir immer bey dem Ausdrucke: morganatische Ehe, Matrimonium ad morganaticam, aufgestossen. Allerdings hat man diesen Ausdruck gewöhnlich so erklärt: ad morganaticam stehe hier für: ad morgengabam, allein dieß ist doch sehr willkührlich. Bekanntlich ist diese Verbindung bey den Deutschen allerdings auch stets ein dauerndes Verhältniß zwischen Mann und Weib gewesen, aber sie war keine

Ehe. Sie wurde eingegangen zwischen zweyen Personen verschiedenen Standes, ohne vorhergehenden Kauf, diese sonst nothwendige Bedingung der Ehe. Der ursprüngliche Grund lag wohl darin, daß die beyden im Stande ungleichen Familien nach den strengen Begriffen der Germanen von der Ebenbürtigkeit keine gemeinschaftlichen Familienopfer begehen, kein Mal mit einander feyern konnten. Das Band konnte daher nicht in der üblichen religiösen Weise geschlossen werden, die beyden sich verbindenden Personen waren keine Gemahle. Erst das kanonische Recht, welches bloß auf die Intention: eine Verbindung in Christo zu schließen, sieht, hat auch jenes Verhältniß Matrimonium genannt, und daraus hat man es nachmals wiederum mit: Ehe, übersetzt. Bey dieser Verbindung erhielt die Frau kein Witthum, sie brachte dem Manne auch Nichts mit, daher bekam sie auch nichts weiter als das Pretium virginitatis und eben darnach hat die Verbindung, wie ich mit Bestimmtheit glaube, so wie auch die Morgengabe, ihren Namen. Vor einiger Zeit nämlich fiel mir beym Durchblättern des 15. Bandes der M. Gel. Anz. die Recension von Champollion's ägyptischer Grammatik (von Hrn. Dr. Karl Meyer) in die Hände. S. 901 wird die Wurzel mri (lieben) angeführt und dazu in einer Note die Anmerkung gemacht, daß von dieser Wurzel auch das im Litthauischen erhaltene mrg-a, morga (Mädchen, Braut, Kebsweib) herstamme und daß dieß auch die richtige Erklärung für Morgengabe und morganatische Ehe biete. In meinem Geburtsorte (Königsberg in Preußen) ist das Wort Marjell die ganz gewöhnliche Bezeichnung eines Mädchens, meistens Liebkosungswort, in Berlin ist der Ausdruck auch noch bekannt, aber er wird als Schimpfwort gebraucht. Bey der großen Verwandtschaft der Sprachen, namentlich bey der nachzuweisenden der Litthauischen mit den Indo-Germanischen Sprachzweigen, dürfte jene Erklärung keineswegs als eine zu gewagte erscheinen, wenn man, wie der Sache, so auch dem Worte nach, Morgengabe als die Gabe für die Jungfräulichkeit und morganatische Ehe für diejenige erklärt, bey welcher die Frau nur jene Gabe empfängt.

Noch unzweifelhafter aber ist es, daß Witthum nicht von Wittwe herkommt. Beyde Worte haben ursprünglich eine ganz verschiedene Beziehung und sind nur in eine zufällige Verbindung mit einander gekommen. Wittwe heißt wörtlich: Ohne Mann. Noch im Latein hat sich das Wort Vi oder Ve in der Bedeutung: „ohne" erhalten. Vi- oder Vesanus heißt: Ohne Verstand *). Im Sanskrit kommt es sehr oft vor z. B. Vi-t-aspa ohne Fessel, der Fluß, den die Griechen Hydaspes nannten; so auch componirt mit Dava d. i. der Mann, Vi-Dava die ohne Mann; dem entspricht das Lat. Vi-dua, das angels. wedowe, und das deutsche Wittwe. — Dagegen ist Witthum dasselbe Wort mit Widum, Widem und hängt zusammen mit: widmen, bewidmen; daher Pfarrwidum, dos, dotatio parochiae, und eben so wird auch die Bewidmung der Frau für ihren Wittwenstand, wenn sie „ohne Mann" ist, in den ältern lateinisch geschriebenen Quellen dos, dotatio genannt. Späterhin hat man, den richtigen Sinn verkennend, Witthum mit Vidualitium übersetzt und daraus noch obendrein die falsche Folgerung gezogen, der Frau käme diese ihre Bewidmung nur für die Dauer des Wittwenstandes zu, sie verliere sie also, wenn sie „den Wittwenstuhl verrückt." —

*) Vgl. die merkwürdige etymologische Erklärung des Labeo in L. 242, § 3, d. V. S. Viduam non solum eam, quae aliquando nupta fuisset, sed eam quoque mulierem quae virum non habuisset, appellari ait Labeo, quia vidua sic dicta est, quasi vecors, vesanus qui sine corde aut sanitate esset; similiter viduam dictam esse sine duitate.

Verzeichniß

der in den Monaten März, April, Mai 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Vom fünförtlichen historischen Verein in der Schweiz in Luzern:

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. I. Bd. Einsiedeln 1843. 8.

Von der westphälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Minden:

Westphälische Provinzialblätter. Bd. 1 — 3. 1828 — 1843. Minden 8.

Von der Accademia roy. di Scienze, Lettere ed Arti di Modena:

Statuto e Stato del Personale. — Programma di Premj proposti della R. Accademia di Modena per l'anno 1843. 1844.

Delle opere di Pittori Modenesi che si conservano nella imperiale Galleria del Belvedere in Vienna. Modena 1844. 12.

Osservazioni sui Tessuti Vestiarj. 8.

Orazione in morte del sacerdote Francesco Guerra di Modena. Modena 1841. 8.

Indicazione antiquaria pel reale Museo Estense del Cátajo. Mod. 1842. 8.

La Genesi delle quantita col mezzo die due meccanici strumenti dimostrata. Memoria del Capitano Antonio Araldi. Modena 1829. 4.

Del Luogo di Menoma Fermezza in un prisma il quale resista ad una forza orizzontale tendente a rovesciarlo. Memoria del Prof. Giuseppe Framontini. Modena 1836. 4.

Sopra un caso di grave peripneumonia felicemente trattata col muschio ne suoi stadj piu avanzati. Nota del Dottor Giovanni Bianchi. Modena 1843. 4.

Atti del R. Osservatorio astronomico di Modena raccolti e ordiriati da Giuseppe Bianchi. Modena 1834. fol.

Dissertazione intorno il drama lirico Del Caesare Campori. Mod. 1843. 8.

Ermenegildo. Tragedia in 5 Atti. Del Conte Paolo Abbati Marescotti. Mod. 1842. 8.

Quattro Tragedie del conte Paolo Abbatti Marescotti. Mod. 1840. 8.

Intorno alle injezioni specialimente dell' Iride. Lettera diretta all dottore Paolo Fario di Venezia dal Professore Geminiano Grimelli di Modena. Mod. 1840. 8.

Lettere Chimico-Mediche del Prof. G. Grimelli. Modena 1842. 8.

Dei beneficii prestati dagli ecclesiastici alle scienze; opusculo dell' Ab. Severino Fabriani. Imola 1836. 8.

Sopra l'immortale beneficio recato dagli ecclesiastici alla letteratura conservandola nel medio evo opusculo dell' Abate Severino Fabriani. Imola 1837. 8.

Geognosia degli stati Estensi dé Professori Giovanni dé Brignoli di Brunnhoff e Ferd. Reggi. Mod. 1840. 8.

Horti botanici R. Archigymnasii Mutinensis historia auctore Joanne de Brignoli a Brunnhoff. Mutinae 1842. 8.

Dissertazione intorno alla clorite o terra verde di Verona di Giovanni dé Brignoli di Brunnhoff. Modena. 4.

Estratto di due memorie sulle funzioni generatrici del Marchese Luigi Rangoni. Pavia 1826. 4.

Sulla de composizione e trasformazione della frazione algebrica razionale etc. Memoria del Marchese Luigi Rangoni. Modena 1835. 4.

Elogio di Giacomo Barozzi da Vignola recitato nella chiesa di S. Carlo dal Prof. Giuseppe Framontini. Mod. 1825. 4.

Vitta della Giovinetta sorda-muta Celestina Baraldi dedicata alla Contessa Ferdinanda Montanari Riccini. Mod. 1839. 8.

Vita della Giovinetta sorda-muta Rosa Zanasi dedicata a Madama Teresia Müller. Modena 1835. 8.

Storia della pittura in Ispagna dal suo risorgimento fino ai giorni nostri del Marchese Luigi Montecuccoli. Mod. 1841. 8.

Due Melotragoedie del Marchese Cesare Campori. Milano 1842. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844 Nr. 56.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 24. August.

Nach einem einleitenden Vortrage des Hrn. Staatsrathes Frhrn. von Freyberg, als dermaligen Vorstandes, hielt der Hr. Domcapitular Dr. Windischmann die Festrede: Der Fortschritt der Sprachenkunde und ihre gegenwärtige Aufgabe. Diese Rede ist bereits durch den Druck bekannt gemacht. Hierauf verlas der Hr. Secretär der zweyten Classe, Dr. von Martius, folgende

Ehrenerwähnung der jüngstverstorbenen Mitglieder der math. phys. Classe der k. b. Akademie d. W., Alexis Bouvard und Etienne Geoffroy Saint-Hilaire.

Seitdem an diesem Orte in herkömmlicher Weise jener Mitglieder Ehrenerwähnung geschehen ist, welche der mathematisch physikalischen Classe neuerlich durch den Tod waren entrissen worden, haben wir schon wieder den Verlust zweyer ausgezeichneten Männer zu beklagen: des

Alexis Bouvard, seit dem Jahre 1808 ordentlichen auswärtigen Mitgliedes unserer Akademie, gestorben am 7. Juni 1843; und

Etienne's Geoffroy St. Hilaire, uns in gleicher Eigenschaft ebenfalls seit dem Jahre 1808 verbunden, gestorben am 19. Juni 1844.

Es sey vergönnt, mit wenigen Worten an Leben und Verdienste dieser würdigen Gelehrten zu erinnern.

Alexis Bouvard, Astronom an der k. Sternwarte zu Paris, seit 1803 Mitglied des Instituts von Frankreich (Akademie d. W.), ward am 27. Juni 1767 in einem Gehöfte am Mont Joli im Haut-Faucigny, nahe bey den Bädern von Saint-Gervais, am Fuß des Montblanc geboren. Seine Aeltern, wackere Landleute, hatten ihn für den Handelstand bestimmt. Er aber gieng, von lebhafter Vorliebe für Mathematik getrieben, im J. 1785 nach Paris und bildete sich dort, lernend und lehrend, in allen Zweigen der höheren Mathematik aus. Als 1793 Graf Cassini sich vom Observatorium zurückzog, und das Bedürfniß rüstiger Gehülfen gefühlt wurde, ernannte ihn das Gouvernement in eine der vacanten Stellen. Vergeblich sträubte sich seine Bescheidenheit gegen diese unverhoffte Anstellung; man ließ ihm die Wahl zwischen Verwaltung des neuen, anfänglich nur äußerst spärlich vergüteten Amtes und — Gefängniß. So trat er es denn, gezwungen an, und blieb mit Hunger und Kummer auf seinem Posten. Bald aber gewann er das aufgewungene Geschäft lieb, entwickelte große Fertigkeit in der Kunst der Beobachtung, machte sich durch den Fleiß und die Leichtigkeit seiner Calculationen bemerklich, ja unentbehrlich. Schon im J. 1795 erhielt er, als das Bureau des Longitudes gegründet wurde, dabey Verwendung als Astronome adjoint.

In diesem Jahre entdeckte er den ersten von den acht Kometen, deren Kenntniß man seinem beobachtenden Fleiße verdankt. Mehr aber, als auf dem Felde der Beobachtung leistete er als Calculator. Er berechnete nicht bloß die parabolischen Elemente dieser Kometen nach La Place's Methode, sondern berichtigte eine große Menge von Längenbestimmungen nach Beobachtungen des Mondes und der seiner Parallele nächsten Sterne, Arbeiten, welche von Jahr zu Jahr in die Annuaires und in die Connaissance de temps eingereiht wurden. Fast vierzig Jahre lang hat er diese Thätigkeit zum größten Vortheile der Wissenschaft fortgesetzt. Wodurch er sich aber vorzugsweise die Dankbarkeit der Astronomen erworben hat, das sind die weitläuftigen und mühsamen Rechnungen, welche er auf Veranlassung des großen La Place, für dessen Mécanique céleste ausgeführt hate. Vorerst erhielt er im J. 1797 den Auftrag, die Mondsbeobachtungen, welche Bradley und Maskelyne von 1750 bis 1795 gemacht hatten, einem genaueren Calcul zu unterwerfen, um in dem Sinne von La Place's Entdeckung, durch Bestimmung des Zahlenwerthes der Secular-Gleichung des Apogeums und des Knotens der Mondbahn die Mondstafeln zu berichtigen. Und eben so nahm er fortwährend die mühsamsten Calculationen vor, welche La Place zur Ausführung seines unsterblichen Werkes bedurfte. Die innigste Anhänglichkeit fesselte ihn 32 Jahre lang an jenen großen Mann, und die Wissenschaft muß hier eines jener ehrwürdigen Beyspiele von hingebender literarischer Freundschaft würdigen, welche hochbegabte Geister gleichsam mit verdoppelten Kräften bereichert, und so nicht verfehlen kann, die günstigsten Erfolge zu vermitteln.

Im Jahre 1800 theilte Bouvard mit unserm Landsmanne Bürg den vom Institut ausgesetzten Preis für die genauere Bestimmung der mittleren Bewegungen des Mondes, und im Jahre 1808 gab er seine erste Ausgabe der Jupiter- und Saturnustafeln. In der zweyten Ausgabe, v. Jahre 1821, fügte er noch die Uranus-Tafeln hinzu, mit deren Verbesserung er sich bis in seine letzten Lebensjahre beschäftigte.

Neben diesen ausgedehnten und mühsamen astronomischen Arbeiten hat Bouvard auch noch Schätzbares auf dem Felde der Meteorologie geleistet. Er prüfte die auf der Pariser Sternwarte angestellten Barometer- und Thermometer-Beobachtungen, mehr als hunderttausend an der Zahl, und legte die allgemeinsten Resultate hierüber der Akademie (1827, im siebenten Bande der Mémoires) vor. Unter Berücksichtigung der an vielen Punkten der Erde angestellten Beobachtungen, machte er weitläuftige Forschungen über die Ursachen der täglichen Variationen des Barometers. Er glaubte annehmen zu müssen, daß sich, vom Aequator ausgehend, die Perioden verringern, im Verhältnisse des Quadrats des Cosinus der Breite, und daß dieselben Perioden, unter dem Aequator, wenn man zu beträchtlichen Höhen ansteigt, sich im umgekehrten Verhältnisse der Temperaturen der Beobachtungsorte verringern. Ich führe diese Hypothesen, welche übrigens mancherley Einsprache von Seiten der Physiker erfahren haben, zunächst an, um die vielseitige Thätigkeit unseres verstorbenen Mitgliedes zu beurkunden, dann aber auch anzudeuten, wie sich auch bey den Astronomen selbst in unsern Tagen mehr und mehr das Bedürfniß geltend macht, neben den Bewegungen der Gestirne und den Erscheinungen des Magnetismus, auch den Phänomenen der Meteorologie eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, und somit auch jenen Theil der Physik einer höheren Entwickelung zuzuführen, welcher so lange Zeit gleichsam von dem wissenschaftlichen Anathem bedroht schien, daß hier, auf einem Felde blinder Zufälligkeiten und buntesten Wechsels, nach Gesetz und Regel zu forschen fast als eitel erscheine. Unsere Akademie war vielleicht die erste literarische Corporation, welche einen mächtigen Anstoß zur wissenschaftlichen Behandlung der Meteorologie gegeben hat, — und in neuester Zeit breitet sich, unter der Leitung ihres thätigen Astronomen, von der Sternwarte zu Bogenhausen ein System wissenschaftlicher Beobachtungen dieser periodischen Naturerscheinungen, in Verbindung mit ähnlichen Leistungen des Auslandes, immer mehr aus. Sie mag daher auch dankbar die Bestrebungen Bouvards auf diesem Felde anerkennen. Er hat sich in dieser Sphäre aller jener Mittel zur Auf-

findung einer höheren Gesetzmäßigkeit bedient, welche ihm die freye Handhabung unglaublicher calculatorischer Fertigkeit darbot.

Und wenn vielleicht auf der andern Seite das von Bouvard befolgte System der astronomischen Beobachtung zurücksteht hinter jenem, das in neuester Zeit von den thätigen Beobachtern des gestirnten Himmels, unter der Begünstigung mehr und mehr vervollkommneter Instrumente geltend gemacht wird, — so muß doch unseres hingeschiedenen Collegen unermüdete Hingebung an den Calcul, wie seine bewunderswürdige Ausdauer und Tüchtigkeit in der Lösung großer höchst schwieriger Fragen, — so muß doch die treue Kampfgenossenschaft mit dem unsterblichen Verfasser der Mécanique céleste dem Namen Bouvards fortwährend die dankbare Anerkennung der Nachwelt sichern.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten März, April, Mai 1844 an die k. Academie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Accademia roy. di Scienze, Lettere ed Arti di Modena:

Memorie di Fisica sperimentale scritte dopo il 1836 dal dottore Stefano Marianini. Anno primo-quarto 1837 — 1840. Mod. 8.

Dialoghi e Prose; di Carazzoni Pederzini. Modena 1842. 8.

Osservazioni sulla poesia de' Trovatori. Modena 1829. 8.

Lettera sopra un autografo di Antonio Allegri. Modena 1833. 8.

Della vita e degli studii del professore Giuseppe Maria Savani. Reggio 1833. 4.

Cenno di studj intorno al principio delle velocità virtuali del Dottore Geminiano Riccardi. Modena 1842. 4.

Dell' abuso della filosofia nella poesia; discorso del Dottore Giuseppe Riva. Mod. 1843. 4.

In morte di S. A. R. L'arciduchessa Maria Beatrice di Savoja, Duchessa di Modena, Cantica del Marchese Cesare Campori. Mod. 1840. 4.

Versi di Antonio Peretti. Mod. 1843. 12.

Trattato elementare di elettricità accomodato all' intelligenza commune dal professore Francesco Bordè. Modena 1843.

Lezioni Accademiche di Giovanni Galvani Tom. I. II. Modena 1839. 1840. 8.

Relazione delle adunanze della reale Accademia di Scienze, lettere ed arti di Modena, negli anni accademici 1840 — 43. Modena 1843. 8.

Discorso per l'inaugurazione del busto di Carlo Linneo, da Giovanni de Brignoli di Brunnhoff. Mod. 1843. 8.

Trattato sulla infiammazione del Dottore Antonio Goldoni. Mod. 1825. 8.

Spicilegio numismatico ossia osservazioni sopra le monete antiche di Città Popoli e Re. Modena 1838.

Prolusione detta da Francesco Selmi, nell scuola di chimica del R. Liceo di Reggio. Modena 1844. 8.

Von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens in Münster:

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. 1 — 6. 1838 — 1843. Münster. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XVIII. No. 2 — 15. Janvier — April 1844. Paris 1844. 4.

Von der Société française pour la conservation et la description de monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Dirigé par M. de Caumont. 10e Volume. No. 3. Paris, Caen 1844. 8.

Von der Imprimérie Royale à Paris:

Journal des Savants. Octbr. 1843 — Févr. 1844. Paris. 4.

Von der Academy of natural Sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. I. No. 30 — 33. Sept. — Decbr. 1843. Phil. 1843. 8.

Von der Accademia delle scienze di Siena:

Atti dell' accademia delle scienze di Siena detta de Fisiocritici. Tomo X. Siena 1841. 4.

Von der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Zürich:

Mittheilungen. No. 8. Zürich 1844. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Vom Herrn Dr. Karl Bernhardi in Kassel:

Sprachkarte von Deutschland. Als Versuch entworfen und erläutert. Kassel 1844. 8.

Vom Herrn Dr. Denis, Médecin en chef de l'hopital de la ville de Toul:

Etudes chimiques, physiologiques et medicales, faites de 1835 à 1840, sur les matières albumineuses. Toul 1842. 8.

Vom Herrn Francesco Gherardi Dragomanni in Lucca:

Rapporto delle corrispondenze dell' J. C. R. Accademia della valle Tiberina Toscana dell' anno 1841 — 42. Lucca 1843. 8.

Vom Herrn Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de Droit français et étranger. T. I. Livraison 3. Avril — Mai 1844. Paris 1844. 8.

Vom Herrn P. H. Fuss, Sécretaire perpétuel de l'académie imperiale des sciences à St. Pétersbourg:

Correspondance mathématique et physique de quelques célébres géométres du XVIIIme siècle. T. I. II. St. Pétersbourg 1843. gr. 8.

Compte rendu de l'Académie imperiale des sciences pour l'année 1842. St. Pétersbourg 1842. 8.

Séance de l'Académie du Janvier 1843. Discours du Sécretaire perpétuel. St. Pétersbourg. 8.

Vom Herrn Jacop Graberg de Hemsö in Florenz:

Specchio dell' imperio di Marocco. Genova 1843. 8.

Nouvelles recherches sur l'inscription en lettres sacrées du monument de Rosette. Florence 1830. 8.

Observations authentiques sur la peste du Levant. Florence 1841. 8,

Ultimi progressi della geografia. Milano 1843. 8.

In occasione dello eccelso auspicatissimo imeneo di sua altezza reale Luitpoldo di Bavièra con S. A. J. E. Reale Augusta Ferdinanda di Toscana Arciduchessa D'Austria. Firenze 1844. 8.

Vom Herrn Baron d'Hombres - Firmas in Alais:

Suite des mémoires et observations de Physiques et d'Histoire naturelle. 8.

Mémoires diverses statistiques. 8.

Vom Herrn Dr. Joseph Eduard Hofer, Hofrath ꝛc. in Prag:

Beyträge zur Charakteristik des Granits aus dem Gesichtspunkte eines im Reiche der Unorgane eben so wie in den Reichen der Organismen herrschenden Urbildungs-Gesetzes. Prag 1840. 8.

Vom Herrn Mauuel J. Johnson, M. A. Radcliffe observer in Oxford:

Astronomical observations made at the Radcliffe observatory, Oxford, in the year 1841. Vol. II. Oxford 1843. gr. 8.

Vom Herrn W. R. Johnson in Philadelphia:

Report of the Secretary of the Navy (June, Aug. 1843). Navy Departement. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1844. Nr. 57.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 24. August.

Hierauf verlas der Hr. Secretär der zweyten Classe, Dr. von Martius, folgende

Ehrenerwähnung der jüngstverstorbenen Mitglieder der math. phys. Classe der k. b. Akademie d. W., Alexis Bouvard und Etienne Geoffroy Saint-Hilaire.

(Schluß.)

Etienne Geoffroy Saint-Hilaire erblickte das Licht der Welt zu Etampes (Departem. Seine et Oise), am 15. April 1772. In dem Collège de Navarre, wo damals Brisson Experimental-Physik lehrte, erhielt er seine erste höhere Bildung. Entschiedener noch wirkte auf den neunzehnjährigen Jüngling der Krystallograph Haüy, so daß er damals den Plan hatte, sich ganz der Mineralogie zu widmen. Als dieser berühmte Gelehrte im August 1792 eingekerkert ward, rettete ihn zunächst die dankbare Anhänglichkeit des feurigen Schülers von der Guillotine, ebenso, wie mehrere andere Geistliche, denen Geoffroy mit eigener Lebensgefahr zur Flucht verhalf. Daubenton, dem er bey diesem Anlasse persönlich bekannt geworden, nahm ihn in seine Nähe, als Sousgarde-Demonstrateur des Naturalien-Cabinets und als ein Jahr später (1793) der Jardin du Roi zur Unterrichts-Anstalt erhoben wurde, erhielt der junge Gelehrte die Professur der Zoologie, und zwar zunächst mit dem Auftrage, die Naturgeschichte der Säugethiere und Vögel abzuhandeln. Seit jener Zeit war Er es vorzugsweise, der die Sammlung von diesen Thierclassen auf jene Stufe von Reichthum und wissenschaftlicher Gründlichkeit erhoben, in welcher sie jetzt Gegenstand allgemeiner Bewunderung ist. Auf Geoffroy's Betrieb erhielt bald nachher ein anderer junger Naturforscher, der bis jetzt unbekannt als Hofmeister in Caen gelebt hatte, die Professur der vergleichenden Anatomie am Pflanzengarten. Es war Cuvier. Die Freunde arbeiteten anfänglich gemeinsam und in derselben Richtung, bis sie endlich das Wesen ihres Geistes divergent auseinandertrieb.

Geoffroy nahm Theil an der wissenschaftlichen Expedition in Aegypten, wo er rühmlich wirkte, für die Wissenschaft durch zahlreiche gründliche Einzelforschungen, für Frankreich durch den Muth, womit er, nach der Capitulation der Franzosen, dem Vaterlande die wissenschaftlichen Resultate des Institut d'Egypte zu erhalten wußte. Im Jahre 1808 sendete ihn das Gouvernement nach Spanien und Portugal, angeblich, die Studien zu organisiren, hauptsächlich aber, um Frankreichs Bücher- und Naturalienschätze zu bereichern. Die Humanität, womit er diese heickle Aufgabe löste, fand auch bey den Feinden Anerkennung. Nach der Restauration ward er (1815) von seiner Vaterstadt zum Abgeordneten in die Kammer gewählt; doch zog er sich von der Politik, als seinem Wesen fremd, bald wieder an den Heerd der Wissenschaft zurück. Nur einmal noch er-

schien er auf dem Schauplatz politischer Thätigkeit, unter denselben Impulsen reiner Menschenliebe, wie in seiner Jugend. Als nämlich im Jahre 1830, während der Julirevolution, der Erzbischof v. Paris nach der Entdeckung seines Aufenthaltes á la Pitié (bey dem Freunde und Collegen Geoffroy's, Hrn. Serres) von einer wüthenden Menge bedroht wird, dringt Geoffroy zu Hrn. von Quelen, dem persönlich Unbekannten, geleitet ihn im Schutze der Nacht verkleidet in seine Wohnung, und beschützt ihn hier bis zur Herstellung der öffentlichen Ruhe.

Diese Energie des Charakters, hier auf dem Felde der Menschenliebe und Bürgertreue entwickelt, widmete S. Hilaire ausserdem ausschließlich dem Lehrstuhle, der großen Sammlung, in deren Vermehrung und Anordnung er die concrete Darstellung seiner systematischen Ideen anstrebte, und zahlreichen Forschungen in den verschiedensten Gebieten des unermeßlichen Thierreiches. Unermüdlich blieb er diesen Beschäftigungen treu, bis ihn vor sechs Jahren mehrere apoplektische Anfälle zwangen, von dem Felde der Wissenschaft abzutreten. Man erblickte während dieser Zeit manchmal im Jardin des Plantes eine hohe Greisengestalt, gebrochen und gebeugt von Mühsal und Krankheit, und doch noch erhaben, die blauen Augen fast erblindet, und doch noch voll Seele, Heerde eines ausgebrannten Feuers. Jung und alt begegneten ihr mit tiefer Verehrung: das war Geoffroy S. Hilaire, und wer ihn so gesehen, dem prägte sich tief die Ueberzeugung ein, hier werde von der jüngeren Generation nicht bloß einem hohen wissenschaftlichen Verdienste, sondern auch einer edlen, hervorragenden Persönlichkeit gehuldigt.

Es wäre nicht am Orte, in das Einzelne von Geoffroys Arbeiten einzugehn; wohl aber müssen wir das Wesen seiner geistigen Wirksamkeit im Allgemeinen um so mehr bezeichnen, als man ihn als das Haupt einer gewissen Schule in Frankreich betrachten kann, die in vielfacher Beziehung zu jener Richtung der Naturforschung in Deutschland steht, welche in den ersten Decennien des Jahrhunderts ihren Anstoß durch die Naturphilosophie erhalten hatte.

Noch in der letzten Zeit seines Lebens (im März 1832) hat Göthe ausführlich Geoffroy St. Hilaire's Principes de Zoologie philosophique besprochen *) und das Verhältniß dieses Geistes zu den gleichzeitigen Bestrebungen deutscher Zootomen beleuchtet. Mit gewohnter Meisterschaft zeigt er aus, wie sich in St. Hilaire und in Cuvier, so wie früher in Buffon und Daubenton, die Richtung einer synthetischen und einer analytischen Naturforschung verkörpert hatten, und er schildert mit Bezug auf einen kurz vorher zwischen Beyden erhobenen Streit, wie diese entgegengesetzte Richtung, der hohen ethischen Würde Beyder gemäß, viele Jahre lang nur nach Innen, zur Förderung der Wissenschaft wirksam war, endlich aber (1830) wie aus Naturnothwendigkeit doch noch zum offenen Kampfe hervorbrechen mußte. Geoffroy war durchdrungen von dem Gedanken einer allgemeinen Einheit im Typus des gesammten Thierreiches, einer dieser entsprechenden durchgreifenden Analogie der Function. Von subjectiven Abstractionen, die oft vielleicht mehr in einer phantasievollen Ahnung als in einem klarentwickelten Begriffe ruhen mochten, schritt er fort zur Gliederung des Mannigfaltigen. Die Form galt ihm, vielleicht im Nachklange seiner frühsten krystallographischen Studien, mehr als die Bedeutung. Aus ihren allgemeinen Prädicamenten und Combinationen suchte er die Mannigfaltigkeit der thierischen Gestalt abzuleiten und zu ordnen. Während sich die Bewegung und relative Ausdehnung der einzelnen zu vergleichenden Theile — so zu sagen die Verschiebung des Typus im Raume — als ein bequemes Mittel darstellte, den Ideen der Generalisation abstracte Beyspiele und Beweise unterzulegen, wendete sich diese Anschauungsweise von der Deutung der Function ab. Im Schematismus der Leiblichkeit gieng der Begriff organisch individualisirter Thätigkeiten unter. Mit dieser Ansicht konnte sich Cuvier, der überall auf concrete Beobachtung hintrieb, ein scharfer, tief ins Einzelne dringende, das Wesentliche und Unterscheidende herausspürender Geist, nicht befreunden. Er, der Forscher auf dem Wege der Induction,

*) Göthes Werke. Bd. 50. S. 201—250.

eiferte gegen Geoffroy's, des constructiven Forschers: „Einheit des Plans und der Composition", gegen „das Princip der Connexion", gegen eine Wahlanziehung organischer Elemente, und „eine Aequilibration der Organe", welche Jener, nach Einheit ringend, vom speculativen Standpunkte aus postulirte. Cuvier hatte die vorher geltende, platte teleologische Ansicht von der Natur der Organe verlassen, er fragte nicht mehr im Sinne früherer Forscher, nach ihrer isolirten Aufgabe und Thätigkeit, sondern nach ihrer Bedeutung und Handlung im Ganzen. Kein anderes Princip könne die Zoologie haben, behauptete er, als das der Bedingungen zur Existenz, Conditions de l'Existence, oder der Causes finales. So liegen nach ihm der ganzen Thierschöpfung vier durchgreifend gesonderte Typen oder Model zu Grunde. Es gäbe sonach mehrere organische Intentionen im Schöpfungsplane, welche nicht bloß von einer schematisch-formalen (typischen), sondern auch von einer functionellen und, bezüglich auf ihren Entwicklungsgang, von einer rhythmischen Seite aufzufassen wären. Man sieht hieraus, wie jene constructive Methode, zu der St. Hilaire hinneigte, in Paris, an demselben Orte, wo ihr die größte Fülle concreter Materialien zu Gebote stand, ihren mächtigsten Gegner finden mußte, ein Verhältniß das von großem Einfluß auf die Entwicklung der zoologischen Wissenschaft gewesen ist.

Nachdem Daubenton den jungen St. Hilaire aufgerufen hatte, daß er die Zoologie philosophisch begründe, damit man nach zwanzig Jahren sagen möge: „La Zoologie est une science, et une science toute française" — bekämpft Cuvier, zuerst von des deutschen Kielmeyers Geistesfunken erleuchtet, die von St. Hilaire eingeschlagene Methode, welche eine abstracte Einheit in die Natur einführen will; und dieß ist derselbe, der öfter als einmal die Wissenschaft warnt vor dem Einfluße der Speculations arides des métaphysiciens allemands!

So laufen die leitenden und erweckenden Ideen im Entwickelungsgange der Wissenschaft von einer Nation zur andern, sich kreuzend, durch einander. Der Weltgeist aber, alle diese verschiedenen Richtungen leitend, vermittelt höhere Erkenntniß aus jedem Kampfe.

Uebrigens dürfen wir auch im vorliegenden Falle nicht verkennen, daß dem Versuche S. Hilaire's ein tiefes Bedürfniß im menschlichen Geiste das Wort redet. Vor allem aber mag hier, im Schooße einer deutschen Akademie, — und gegenüber von einigen Stimmen, die neuerlichst zum Lobe des würdigen Mannes, in seinem Vaterlande, ohne Berücksichtigung der deutschen Wissenschaft, laut geworden sind, daran erinnert werden, daß die Ideen, welche Geoffroy in seiner Anatomie philosophique im Jahre 1818, und in seinen Principes de philosophie zoologique discutés im Jahre 1830 dargelegt hat, zum Theile jener deutschen Schule entsprechen, welche vom Hauche der Naturphilosophie zu einer geistreichen Generalisirung nicht minder, als zu phantasievoller Analyse und Vergleichung des Einzelnen angetrieben — in den ersten Decennien des Jahrhunderts viele der ausgezeichnetsten Geister zu ihren Anhängern zählte.

Kielmeyer, Göthe, in seinem Versuche über den Intermaxillarknochen, u. s. w. hatten jene Periode schon vorbereitet, in welcher Oken, Joh. Friedr. Meckel, Spix, Tiedemann, Döllinger, Bojanus, Carus, lauter Mitglieder unserer Akademie, theils durch eine allgemeinere und freyere Auffassung und Begeistung der Thatsachen, theils durch eindringliche Specialforschungen, günstig für die Ausbildung der Zoologie und vergleichenden Anatomie gewirkt haben. Ich erinnere nur an die verschiedenen Ansichten über den Bau des Schädels, in welchem Göthe sechs metamorphosirte Wirbel annahm, während ihn Oken (1807), Meckel und Spix (1814) in drey oder vier Wirbel aufzulösen versucht haben, eine Ansicht, zu der sich auch S. Hilaire bekannt hat, wie sich denn überhaupt vielfache Annäherungen an Ideen jener Epoche bey ihm finden.

Weit entfernt, hiedurch die Originalität dieses geistreichen Mannes in Schatten stellen zu wollen, möchten wir durch dieß Verhältniß vielmehr nur bestätigt finden, daß in dem Entwicklungsgange der Naturwissenschaften, eben so wie aller übrigen, eine

gewisse Solidarität wahrzunehmen ist, welche über politische und Sprachgränzen hinaus, gewisse Ideen mit welthistorischer Nothwendigkeit zum Durchbruch bringt. Vieles, was in dieser Weise auf dem Gebiete der Wissenschaft erscheint, wird von der Nachwelt als Ballast weggeworfen oder als Färbung des herrschenden Zeitgeistes aufgegeben. Was bleibt, ist die Wahrheit, und jemehr es dem Forscher geglückt ist, das Einzelne in seiner nackten Objectivität, ohne die vorüberfliegenden Zeitreflexe, darzustellen, um so sicherer darf er auf die dankbare Anerkennung derer rechnen, die nach ihm kommen werden. Zahlreich und höchst mannichfaltig sind die Forschungen, welche St. Hilaire, zumal über einzelne Verhältnisse in der Organisation der Säugthiere und Vögel angestellt, und vom Jahre 1794 an in der Decade philosophique des Sciences et des Arts, — im Magazin encyclopédique, in den Mémoirss de la Société d'histoire naturelle de Paris, — in der Decade égyptienne, — in dem großen Werke Sur l'Égypte, — vorzüglich aber in der langen Reihe der Annales, der Mémoires und der Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle — niedergelegt hat. Diese concreten Forschungen verleihen unserem verstorbenen Mitgliede eine rühmliche Stelle in der Geschichte der Wissenschaft.

Verzeichniß

der in den Monaten März, April, Mai 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Vom Herrn Professor Mancini in Neapel:

Continuazione delle ore solitarie ovvero Giornale di Scienze morali legislative et economiche etc. 1842. Fasc. 1 — 12. 1844. Napoli. 8.

Introduzione della riforma penitenziaria nelle due Sicilie. Napoli 1842. 8.

Della suscettibilitá di miglioramento né fondi come elemento della loro valutatione. Napoli 8.

Intorno alla servitú. Napoli 8.

Durch Herrn Alex. Moreau de Jonnès in Paris:

Explication de la Carte Géologique de la France. (Avec Carte géologique de la France.) Paris 1841. 8.

Durch Herrn Charles de Morren in Lüttich:

Notions élémentaires des sciences naturelles et physiques. Partie 3 et 4. Bruxelles 1843.

Mémoires pour servir aux éloges biographiques des savantes de la Belgique et à l'histoire des sciences dans ce pays. Bruxelles 1843. 8.

Observations sur la feuillaison, sur la floraison, sur la maturation des fruits et des graines etc. Bruxelles 1841. 4.

Observations botaniques, faites à Liege en 1842. 4.

Fleurs éphémères. Bruxelles 1843. 8.

Durch Herrn Baron von Reiffenberg in Brüssel:

Collection de Chroniques Belges inédites. Documents relatives aux troubles du pays dè Liége. Bruxelles 1844. 4.

Vom Herrn Baron Jules de Saint Genois, Archivar in Gent:

Histoire de Avoueries en Belgique. Brux. 1837. 8.

Inventaire analytique des chartes des comtes de Flandre. Cah. I. Gand 1843. gr. 4.

Vom Herrn Mauro Sabbatini in Modena:

Dellà verità e della legge dissertazioni. Modena 1843. 8.

Vom Herrn Ferdinand Schweins, Professor in Heidelberg:

Perfecta solutio problematis de principio virtualis celeritatis. Heidelb. 1843. 4.

Vom Herrn Architekten de Zigno in Padua:

Atti verbali della sezione di Geologia, Mineralogia e Geografia etc. Padova 1843. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Cestopis obsahujíci cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwláštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc. (Reise durch Ober-Italien, Tirol und Bayern, mit besonderer Rücksicht auf slawische Elemente unternommen im J. 1841 und beschrieben von Johann Kollar. Mit Abbildungen und Beylagen, nebst einem Lexicon slawischer Künstler aller Stämme von der ältesten bis zur neuesten Zeit, mit kurzen Biographien und Angabe ihrer namhaftesten, insonderheit der auf die Nation bezüglichen Werke.) Pesth 1843. X. und 363 Seiten groß 8.

Italien ist von Reisenden aller Zungen so oft beschrieben, daß wenigen Lesern über das Land selbst und seine Merkwürdigkeiten noch viel neues gesagt werden, und daß der Reiz der Neuheit, den man doch immer wieder in Berichten der Art findet, weniger in dem, was eben beschrieben wird, als in der Persönlichkeit der Erzähler und ihrer Anschauungsweise liegen kann.

Es ist ein Slawe aus den ungarischen Karpathen, der hier in seiner Muttersprache, zunächst, ja gewissermaßen ausschließlich seinen Stammesgenossen was er als Slawe in den angegebenen Ländern nicht so fast gesehen als gedacht und empfunden habe, erzählt. Dieser Slawe ist einer der ausgezeichnetsten Dichter seiner Nation, und mehr, er ist der einflußreichsten einer unter den Männern, die sichs zur Aufgabe gesetzt haben, der Zunge und dem eigenthümlichen Dastehen der Slawen in Europa die verdiente Geltung und Anerkennung zu verschaffen.

Wer wüßte nicht von diesem in unsern Tagen viel besprochenen hie und da als Panslavismus verschrienen Bestreben? Es ist der rothe, oder wenn man will, der schwarze Faden, der auch diesen Reisebericht durchzieht. Es tritt dem Reisenden zu Venedig und Mailand so wenig als zu Innsbruck und München in den Hintergrund, schlägt überall dieselbe Saite in ihm an, die eine wesentlich elegische ist. Die Töne, die da erklingen, sind häufig von der Art, daß sie, wie keinem madjarischen und brittischen, am wenigsten einem deutschen Ohre schmeicheln. Sollte es sie darum nicht hören? Im Gegentheil. Wir meinen, uns müsse daran liegen zu wissen was Andere, was unsre Nachbarn und besonders auch diese mit uns so vielfach verflochtenen in Osten von uns denken, unter sich von uns sagen. Deshalb haben wir geglaubt, daß es nicht unpassend seyn möchte, aus diesem obschon nicht eben für Deutsche geschriebenen Buche gerade dasjenige, was an die große in unsrer Zeit mit Recht einmal zur Sprache kommende Frage der Nationalitäten rührt, dem Gange der Erzählung folgend, hier auszugsweise zusammenzustellen.

Der Verfasser, bekanntlich Pfarrer und slawischer Prediger an der evangelischen Gemeinde zu Pesth, war als solcher, wie in der Vorrede gesagt wird, im Falle, tiefer als jemand das für seine sla-

wischen Brüder nicht blos Erniedrigende sondern an sich Widersinnige zu fühlen, das in dem Beginnen seiner madjarischen *) Confessionsgenossen lag, auch in den alljährlich zu Anfang Septembers üblichen Kirchen-Conventen nur madjarisch sprechen und hören zu wollen. Um nicht, wie andere ältere slawische, der neuerlich sogenannten Nationalsprache unkundige Geistliche, solchen Versammlungen als stummer und tauber Figurant beyzuwohnen, benutzte er, auch außerdem einiger Erholung von seinen ausgedehnten mühseligen Berufsgeschäften bedürftig, die Gelegenheit, die sich darbot, mit einem Paare guter Freunde die obgenannte Reise zu machen. Verließ er die Slawen der nächsten Heimat und ihre Angelegenheiten, so sollten doch die wenigen Wochen, die er ferne von ihnen zuzubringen gedachte, für das Slawenthum im allgemeinen, wie dieses Buch zeigt, nichts weniger als verloren seyn.

K. machte sich mit seinen Begleitern am 7. September 1841 aus dem Staube, dem übel berüchtigten, der Stadt Pesth. Den ersten Halt gebot zu Márton-Vásár der Park und die Bildersammlung des Grafen von Braunschweig. Unter den 373 Stücken derselben fesselt K.'n hauptsächlich ein Brustbild des böhmischen Porträtmalers Kupecký, das ihn zu traurigen Betrachtungen über das Loos slawischer Künstler veranlaßt, die in der Regel nothgedrungen den Fremden dienstbar würden und so denn für die eigenen Volksgenossen und die Bildung und Erhebung derselben verloren seyen. Zu Weißenburg sehen sich die Reisenden auf dem Casino unter vielen madjarischen und deutschen Journalen vergebens auch nach illyrischen, böhmischen oder überhaupt slawischen um. Sie schreiben sich indessen in slawischer Sprache ein, und bey der Abfahrt sind sie ein Gegenstand allgemeiner Neugierde. Slowaken aus der Gegend hatten K.'n hier geklagt, daß ihre Bitte um slawischen Gottesdienst noch immer vergeblich, daß einer der ihrigen, der greise Stephan Wrabec, an Stockstreichen gestorben sey, zu denen man ihn, weil er für die ihnen von Gott gegebene Sprache gesprochen, verurtheilt habe.

*) So schreiben wir, der Aussprache mehr gemäß, nach dem Vorgange der Slawen, anstatt magyarisch.

Wesprým (von den Slawen als Wes Perunowa Dorf des Donnergottes, von den Deutschen als Weißbrunn gedeutet) nach der Sage und nach Kroniken ein altslawischer Königssitz, wo vor Ankunft der Ungarn ein christlicher vom slawischen Priester Kocel errichteter Tempel gestanden, gewährt K.'n den Trost und die Freude einer Unterredung mit einem eifrigen Slawenfreund, dem betagten Canonicus Karl Bogdan, einem Nachkömmling jenes Jakob Bogdan, der als Blumenmaler der Stolz seiner (der slawischen) Nation und nebst Andern ein Beweis sey, welch große Anlage zur Kunst ihr innewohne. (Ist doch der Verf., wie bey dieser Gelegenheit bemerkt wird, und wie die künstlerischen Zugaben dieses Buches zeigen, selbst Zeichner und Maler). Unangenehm dagegen berührt es die Reisenden, von einem Böhmen, dem hiesigen Musikdirector, ihren böhmischen Gruß auf deutsch erwidert zu hören.

Da, nach der vom nun seligen Kopitar (im Glagolita Clozianus) gegebenen kritischen Recension des Anonymus Salisburgensis de conversione Baioariorum et Carantanorum, der um das J. 830 durch den Slawen Priwina erbaute feste Wohnsitz nicht, wie bisher (vrgl. v. Koch-Sternfelds Matrikel S. 165) geschehen, an einer Sana oder Sava, sondern an der dem Plattensee zuströmenden Sala zu suchen, nahm K. die Gelegenheit wahr, von Kesthely aus, wo seit Jahren ein landwirthschaftliches Institut, das sogenannte Georgicon, blüht, sich nach den jetzigen von der Sala benannten Orten Szalavár (Sala-burg) einem Pfarrdorf und Szalapáti (Sala-Abtey) einem Benedictinerkloster umzusehen und zu untersuchen, ob denn keine Spur mehr übrig sey von jener „civitas Privinae," jenem munimen in palude Salae fluminis, jener bald da bald dort vermutheten Mosaburg der deutschen Geschichtsquellen.

Groß war seine Freude, bey dem genannten Dorfe auf einer Erhöhung im Sumpfe wirklich Ruinen zu finden, welche er nur für die der alten Salaburg und ihrer der hl. Jungfrau nnd dem hl. Adrian geweihten Kirche, der ältesten dieser Slawenlande halten konnte, groß aber zugleich seine Bestürzung, über denselben ein Gewimmel von Arbeitern zu sehen, die auf Befehl des Szalader Stuhles unter Aufsicht des Wirthschaftsverwalters vom

Kloster Szal-apáti eben beschäftigt waren, hier Material zu gewinnen zur Pflasterung der benachbarten Landstraße.

Mit apostolischem Eifer führte er dem Aufseher die Bedeutung dieser Steine, die jedem Christen, jedem Slawen ein Heiligthum seyn müßten, zu Gemüth und bewirkte in der That das augenblickliche Ablassen von einer Zerstörung, die vielleicht völlig beendet hätte was, wie die Mauern der Kirche von Szalavár und die des genannten Klosters, ja auch die Brücken und Straßen der Gegend deutlich zeigen, schon vor Jahrhunderten begonnen worden. Unter den beym Bau des an seine jetzige Stelle versetzten Klosters im J. 1594 verwendeten Steinen sind mehrere mit eingehauenen Bildern und Inschriften, die über ihr Herkommen keinen Zweifel zulassen. Hier werden auch mehrere an jenem Orte ausgegrabene alterthümliche Gegenstände aufbewahrt. K. theilt eine genaue Beschreibung und Vermessung der noch vorhandenen Ruinen und in Steindruck einen Grundplan der alten Sala- oder Mosa-burg mit, wie er sich aus denselben ergiebt. Ueberdieß findet man als Beylage zum Buche die vom Abte Dominicus Janke gesammelten: Memorabilia de Abbatia St. Adriani M. de Szalavár, so wie das auf die Burg und Abtey Szalavar Bezügliche in den Reichstagsbeschlüssen des Königreichs Ungarn. Gleich von hier aus hatte K. an den im Szalader Comitat wohnenden berühmten Reichstagsredner Deak ein Schreiben gerichtet mit der Bitte, sich für Erhaltung dieser Ueberreste des vaterländischen Alterthums zu verwenden. Auch haben sich in Pesth Freunde zusammengefunden, die damit umgehen, als Denkmal an Ort und Stelle eine Kirche oder doch größere Kapelle in byzantinischem Style zu erbauen.

Ueber die Muhr in Croatien eingetreten fragen die Reisenden zu Čakatorn vergebens nach der Grabstätte des erloschenen Zriny'schen Geschlechtes, besonders des slawo-croatischen Helden Nicolaus. Einem spätern Nicolaus Zriny ist im Walde an der Stelle, wo er von einem Wildschwein getödtet seyn soll, ein Denkmal gesetzt. Weil dieser Croate, seinem Volke ungetreu, zu Dichtungen, die von ihm herrühren, nicht die eigene sondern die madjarische Sprache gebraucht, lassen die Reisenden sein Denkmal ungesehen. Bey Erwähnung des in der Nähe liegenden Städtchens Stryhowa, welches von Einigen für den Geburtsort des hl. Hieronymus genommen wird, giebt K. die Gründe an, nach welchen er diesen Heiligen, er möge nun aus dem pannonischen oder dem dalmatischen Stridon stammen, für einen Slawen halte. Hieronymus würde sonst in den Briefen an Sophronius und an Rufinus gesprochen haben von nostrae nicht von meae linguae hominibus.

In dieser Muhrgegend werden die Reisenden zuerst auf eine Art Ackerbeete aufmerksam, die man in Deutschland nicht ohne Grund wendische Beete nennt, und deren Vorkommen K. im Verlauf der Reise überall als Zeichen slawischer oder mit Slawen gemischter Bevölkerung nimmt. In Waraždin wird die in madjarischer Sprache abgefaßte Anweisung auf Vorspann als hier unverständlich und ungültig zurückgewiesen. Die Reisenden müssen sich eine lateinische ausstellen lassen.

Bey Krapina, dem Geburtsort des für den sogenannten Illyrismus so werkthätigen Gay, werden die Ruinen der drey Burgen begrüßt, von welchen nach einer alten bey allen Slawen verbreiteten Sage die Urväter ihrer drey Hauptstämme, Čech, Lech und Mech, ausgegangen sind.

In dem zu Steyermark gehörigen Städtchen Brešče (Rain, Rann) an der Sawe frägt K. beym Besuch der Schule, in welcher Sprache da unterrichtet werde? Mit jener „selbstgefälligen Weisheit und nationalen Pralerey, welche den Deutschen gewöhnlich," antwortet der Inspector: seit Jahresfrist nur mehr in deutscher, und wohl zum Glücke der Stadt, weil das ganze steyrische Land immer mehr deutsch wird. Unglückliche Steyrer! seufzt K. Besserer Geist weht ihn jedoch auf dem platten Lande an, wo er noch slawische obschon sehr mit Deutsch versetzte Liedchen hört, deren er einige zum Besten giebt.

So versteht auch sein aus diesem Städtchen gebürtiger Kutscher wenig deutsch und erklärt ihm, warum der Winde und Croat seine Ackerbeete nicht so breit mache wie der Deutsche. Jener sey nemlich ein klügerer Landwirth und mache die vielen Furchen darum, daß in denselben das Regenwasser

besser haften, in den Boden dringen und die Fruchtbarkeit vermehren könne, während sie auf einem an sich feuchten Boden oder bey zu viel Regen als Abzugsgräben, bey anhaltender Trockenheit aber dazu dienten, aus nahen Brunnen, Bächen oder Flüssen den Acker zu bewässern. Dieser natürliche Aufschluß über das Geheimniß der wendischen Beete erfüllte K'n mit neuer Achtung vor der praktischen Weisheit der slawischen Vorväter.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Pacinischen Körperchen an den Nerven des Menschen und der Säugethiere von J. Henle und A. Kölliker mit drey lithogr. Tafeln. Zürich 1844. 4.

Schon vor zwey Jahren hat Ref. in diesen Blättern eine merkwürdige Entdeckung Pacini's in Pistoja angezeigt. Dieselbe betraf eigenthümliche im menschlichen Organismus vorkommende Organe, welche zwar klein, aber doch mit freyem Auge noch sehr leicht sichtbar sind und an den Theilen des Leibes, wo sie sich finden, meistens in sehr großer Anzahl auftreten. Ihre Existenz ist immer an Nerven geknüpft; sie scheinen selbst eigenthümliche Endigungen dieser zu seyn. Ref. hat diese Organe in der erwähnten Anzeige „Pacinische Körperchen" genannt.

Die Verf. des vorliegenden Werkchens haben eben diese corpuscula Pacini zum Gegenstande sorgfältiger Untersuchungen gewählt, deren Resultate, die hier kurz angegeben werden sollen, größtentheils mit Pacinis Angaben übereinstimmen.

Die Pacinischen Körperchen finden sich am zahlreichsten an der vola manus, an der planta pedis, im plexus solaris, sacralis, cruralis, sparsam an der Beugeseite des Vorderarmes, am Handrücken, an Nerven der Gelenke. An den Extremitäten aber sind sie einzig nur den Hautnerven eigen. An denselben Körperregionen finden sie sich auch bey den Säugthieren; jedoch bey verschiedenen in sehr verschiedener Anzahl; gar nicht findet man sie bey Vögeln, Amphibien und Fischen.

In Beziehung auf den feineren Bau dieser Körperchen stimmen die Verf. mit der Darstellung, welche Pacini gab, meistens überein; als neu aber dürfte hervorzuheben seyn, daß die Verf. bestimmt in den Stiel jedes Körperchens eine Nervenfaser eintreten sahen, die bis nahe zum freyen Pole des Körperchens in dessen Centrum verläuft und dort gerade oder mit einer hirtenstabförmigen Umbiegung endet. Ref. hat in der oben angeführten Anzeige von Pacini's Abhandlung in diesen Blättern gleichfalls das Eintreten der Nervenfaser und das Umbeugen derselben bekannt gemacht, glaubte aber eine wahre Umbeugungsschlinge und eine zurücklaufende Portion der eingetretenen Nervenfaser gesehen zu haben.

Blutgefäße besitzt jedes Pacinische Körperchen; sie dringen aber nicht in das Innerste desselben, sondern verbreiten sich netzförmig nur auf den äußeren Schichten oder Lamellen. Von diesen besteht jede aus zwey Lagen von Bindegewebfasern: einer longitudinalen und einer queren; die Faserbündel sind in der äußersten Lamelle lockerer und unregelmäßiger und scheinen eine unmittelbare Fortsetzung des mit dem Stiel des Körperchens hingeführten Neurilems zu seyn.

Zum Schluß der anatomischen Betrachtung geben die Verf. noch eine Aufzählung und Beschreibung der von ihnen beobachteten Varietäten an den Pacinischen Körperchen. Diese beziehen sich theils auf die Gestalt der Körperchen, theils auf ihre Verbindung unter sich.

Eine am Schlusse der Monographie gegebene Physiologie dieser Organe berichtet über ihre Anwesenheit bey 22 Wochen alten Embryonen, über ihre Entstehung aus Zellen, über ihr wirklich physiologisches Vorkommen und über ihre Bedeutung als wahrscheinlich elektrische Organe, womit sich die gewiß sehr verdienstvolle, gründliche Arbeit schließt.

Erdl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwláštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortsetzung.)

Größere Genüsse erwarten den eifrigen Slawen in Agram (Zagreb), der Hauptstadt Croatiens, dem Wohnorte Gay's, welcher in seiner staunenswerthen Thätigkeit die Achse ist, um welche sich das neuerwachte geistige und nationale Leben dieser Südslawen bewegt. Verlag, Pressen, Lehranstalt, Sammlungen, alles in großem Maßstab auf Slawisches, zunächst auf Croatisches, Illyrisches abgesehen, bilden einen Mittelpunkt, der ringsum Strahlen aussendet und die höhern Stände nicht minder als die mittlern für die neuen nationalen Bestrebungen gewonnen hat. Kein Wunder, daß unser Reisender die Tage, die er, zumal als hoch gefeyerter Gast, hier verweilt, zu den schönsten seines Lebens zählt.

Oft gefragt von diesen mannhaften Croaten, diesen Spartanern unter den Slawen, warum denn der slowakische Adel so wenig Gemüth zu seinem Volk zeige, und es verläugnend sich zu den Madjaren halte, weist K. auf die ungarische Constitution hin, nach welcher am Reichstag die Slowaken als solche unvertreten seyen; selbst den Städten des Königreichs fürchte man mehr Stimmen einzuräumen, weil die größere Zahl derselben slawisch sey. Während sich die Madjaren, selbst auf öffentlichem Theater, die gröbsten Verunglimpfungen der Slawen erlauben, seyen sie ihrerseits so empfindlich, daß man wegen eines unter dem Volk von Agram und Karlstadt nach und nach entstandenen Liedes (Tko je rodjen Slavjan u. s. w.) eine förmliche gerichtliche Untersuchung eingeleitet habe. Uebrigens versicherten einige alte Croaten, daß den Slawen dennoch das madjarische Element nicht so gefährlich sey wie das deutsche, indem jenes offen und grob, dieses aber leise auftrete und wo immer möglich die slawische Sprache und Nationalität untergrabe. — Beym Anblick der Verkäuferinnen auf dem Victualienmarkt zu Karlstadt, die bey diesem Geschäfte, den Wirtel in der Hand, an einem um den Kopf geschlungenen Wickel Flachses oder Hanfes spinnend dasitzen, ruft K., wie einst Kopitar, aus: Inniger Sinn für häuslichen Fleiß und häusliches Glück, dein Name ist Slawe!

Etwa eine Stunde vor Fiume öffnet sich ein den Croaten und allen Slawen heiliges Thal, einst das Hirsch-, jetzt das Grabfeld genannt, denn hier haben im J. 1242 die wilden Tataren unter croatischem Schwerte ihr Grab gefunden.

Die Croaten dachten im J. 1842 das 600 jährige Jubiläum dieser That durch Errichtung eines Monuments zu feyern, wie im J. 1841 die Böhmen und Mähren zu Hostein gethan. K. stieg aus und überließ sich auf diesem klassischen Boden seinen Gedanken. Schmerzlich empfand er, daß man Alterthümer, die hier gefunden, Münzen, Helme, Waffen, Aschenkrüge, an Fremde verkaufe, daß die croatischen Brüder noch kein Nationalmuseum haben, daß sie noch wie alle Slawen lieber fremde als die eigenen Verdienste und verdienten Männer ehren.

Unwillkührlich schrieb des poetischen Wanderers Stab in den Sand des Todtenfeldes Dobrowsky's Klage: Wir uneinigen Slawen!! Patron der reinlichen durch klassische Ueberreste merkwürdigen Stadt Fiume (Flumen St. Viti, von den Slawen ebenfalls nur Rjeka d. i. Fluß genannt) ist der heilige Vitus (Swiaty Wit), u. K. glaubt, daß die Vorliebe der krainischen, steirischen und kärntischen Slawen für diesen Heiligen noch auf dunkeln Erinnerungen an ihren heidnischen Swatowit beruhe. Hier sehen die Reisenden zum ersten Mal den Feigen- und den Lorbeerbaum im Freyen. Die slawische Sprache, obschon in den umliegenden Ortschaften die herrschende, wird in der Stadt selbst blos von gemeinen Leuten gesprochen. Für die Beamten und Vornehmern ist das Italienische an ihre Stelle getreten. Auch in der Kleinkinderschule bedienen sich letzterer die Lehrerinnen. Als sich in den Streit unter den Bürgern, deren ein Theil in dieser Anstalt das Slawische gebraucht wissen wollte, das auf sein Madjarisches bedachte Gubernium zu mischen Miene machte, hatten sich, um diesem auszuweichen, alle gern auf das Italienische vereinigt.

Kollar sah hier zum erstenmale das Meer. In schöner Mondnacht am Ufer wandelnd vernahm er aus einer der Fischerbarken ein Lied von Kačič zum Lobe der Frangipani, dieses den Slawen werth gewordenen italienischen Geschlechtes, das in der Nähe von Fiume die Burg Tersat (einst Tersactum Hauptort Liburnia's) besitzt, wo gegenwärtig auch die zu Ehren Napoleons auf den Feldern von Marengo errichtete Denksäule aufgestellt ist.

Von den weiland Absyrtides genannten Eilanden bey Fiume vermuthet K. nach ihren bey den Klassikern erwähnten, von ihm für altslawisch gehaltenen Namen Welja (Veglia), Osero (Absorus), Čres (Cherso), daß auch ihre Bewohner nicht blos Nachbarn sondern Blutsverwandte der Veneti gewesen.

Welja's Hauptstadt heißt Krk. Hier ist der Sitz des Bischofs. Eine zahlreiche Geistlichkeit bedient sich beym Gottesdienst glagolitischer, zu Fiume mit lateinischen Buchstaben gedruckter Bücher. K. giebt einige merkwürdige Ausdrücke des hier herrschenden slawischen Dialektes, so wie eine Beschreibung der eigenthümlichen Tracht. Ein Weljan und eine Weljanka sind überdieß in colorirtem Steindruck vor dem Titelblatt zu sehen. Die Vorliebe dieser wie aller Slawen für die schwarze Farbe denkt sich K. in Beziehung zum indischen Kršna-Dienst; wie denn in Gesängen dieser Gegend noch jetzt Indiens Erwähnung geschehe *). Aufforderung genug für die Schulen slawischer Länder, neben den alten Griechen und Römern auch Sanskritautoren zu lesen.

Besonders gedacht wird der Stadt Labin (Albona) auf Cherso als Geburtsortes des Matthias Flacius Illyricus (Mateg Frankovič Wlach 1520-1575) eines der thätigsten reformatorischen Schriftsteller, der von Czwittinger Slawus famigeratissimus, aber von Melanchton, der, wie mild er sonst, doch im Urtheile über Slawen den Deutschen nicht habe verläugnen können, echydna illyrica genannt worden, des ersten Gelehrten, der als Slawe auch bey Slawen andrer Zweige, als Polen, Böhmen, bekannt und mit ihnen in Verkehr gewesen.

Einen höchst verwahrlosten Slawenzweig findet K. in den sogenannten Titen (Čičen) und den Ciribircen auf dem Weg nach Triest, die von Einigen für einen Ableger der Zigeuner gehalten werden, was allerdings wieder auf Indien wiese.

Die schönen Umgebungen der Stadt Triest bieten allenthalben slawische Namen dar, Schilfrohr (tresti) aber, wornach sie selbst benannt seyn soll, konnte K. nirgends sehen, weswegen er sich lieber an die Ableitung vom slawischen (auch nordischdeutschen) trh, torg (Markt) hält, wozu auch die älteste lateinische Form Tergeste stimme. Im gemeinen Leben hat hier das Italienische über das Slawische die Oberhand gewonnen, selbst der Pöbel meint sich was mit seinem Wälsch.

Doch hat Slawa hier einen schönen Garten mit treuen Pflegern. Die schönste Rose des Gartens aber ist die Gemahlin des einen dieser Pfleger,

*) Es wird dabey an eine Frage Kopitars in den Wiener Jahrbüchern d. J. 1825. 30. B. S. 163 erinnert.

Sophia Ružnov. Lieblich wie Harfenton klang K.'n aus ihrem Munde die slawo-illyrische Sprache und Gediegeneres hat er auch von Männerlippen nicht gehört. „Wir Slowaken," ruft er aus, „geboren und erzogen in der Sklaverey, halten jeden kühnern, nationalen, menschlichen Gedanken für Sünde, uns in Eine Klasse zu stellen mit andern Menschen und Völkern, und gleiches Recht zu fordern scheint uns fast eine Umkehrung der Weltordnung. So kann der Mensch entmenscht werden!" Sophia Ružnov lehrt nicht blos als Schriftstellerin, sondern zeigt, obschon hier meist unter italienischen und deutschen Frauen lebend, durch eigenes Beyspiel, wie die slawische Mutter ihrem Kinde schon an ihrer Brust die Liebe zum Volk und zur Sprache mit einflößen müsse. Angelegentlich erkundigt sich die gute Seele, ob denn die Brüder an den Karpathen auch alle Mittel aufböten gegen die Bewältigungen der Madjaren? „Wir haben kein anderes als die Feder," antwortet Er, der unter seinen Landsleuten diese mit am besten zu führen versteht, „und, wie selbst Napoleon gewußt, auch die Feder ist ein Schwert." Die serbische Gemeinde griechischer Confession zu Triest, 250 Seelen stark, steht unter keinem Bischof und hängt blos vom Gubernium ab. Die Errichtung einer guten Schule und eines ansehnlichen Tempels verdankt sie einem Kaufmann, Joh. Miletič, aus Bosnien. Etwa 50 katholische Illyren sind ohne Seelsorger und Lehrer der eigenen Nation und Sprache.

Wohl that es den Reisenden, in einem Kaffeehause auch slawische Zeitungen, die von Pesth und Agram, und mehr noch, in einer deutschen, Nr. 256 der Allgemeinen von Augsburg, einen gegen die Beylagen Nr. 143—44 gerichteten Artikel zu finden, in welchem unter Anderm gesagt ist: „Slawen haben die ersten Städte in Deutschland gebaut, Erze gegraben und Handel eröffnet. Daher berührt es schmerzlich jeden gebildeten Slawen, wenn er liest, wie man mit kaltem Blute aufzählt, wo und wann die Slawen von den Germanen verdrängt, decimirt, erschlagen, mit Feuer und Schwert ausgerottet worden." Dreymal wurde der Artikel laut gelesen und mit allgemeinem Applause vernommen.

Als die Reisenden in den serbischen Tempel zur Vesper giengen, waren sie nicht wenig erstaunt, den Priester am Altar in Waffen zu erblicken. Es war dieß Hr. Stanowić, als Abgesandter der Montenegriner auf der Reise nach Servien begriffen. So wolle es, erklärte er nach dem Gottesdienst den Fragenden, die Sitte seiner Heimat, wo man jeden Augenblick auf türkische Ueberfälle gefaßt, und wo daher männiglich, auch der Priester, unausgesetzt bewaffnet seyn müsse. — Schon befanden sich die Reisenden auf dem Dampfsboot im Begriff nach Venedig abzugehen, als noch, obschon es tief in der Nacht, Hr. Ružnow zu ihnen hereinstürzte, Lebewohl zu sagen und Grüße mitzugeben an alle, namentlich aufgezählten, Slavisten ihrer Heimat.

Unter Gefühlen und Gedanken, die auf offener See sich jedem Menschen, voraus einem so begabten aufdringen, konnte sich der Slawe nicht erwehren der bedauerlichen Erwägung, daß, ob zwar der Winkel des adriatischen Meeres, den er durchfurchte, bey den ältern Italienern mar degli Schiavoni geheißen, ob zwar der dalmatische, der bulgarische und der russische Zweig des großen Slawenstammes noch einigen unmittelbaren Theil habe an dem großen Weltverkehr zu Wasser, dennoch Böhmen, Polen, Serben, Slowaken, Croaten, völlig davon abgeschnitten seyen. Das größte Unglück, daß dem slawischen Stamme in alter Zeit widerfahren, liege darin, daß er sich durch die Deutschen von der See habe verdrängen lassen. Auf dem Boot waren bulgarische und dalmatische Kaufleute im langen türkischen Anzug. Diesem zieht K. den europäischen vor, nicht blos weil er an sich schöner, sondern auch weil er den Vortheil habe, die körperliche und geistige Individualität und Persönlichkeit, oft auch den Charakter eines Jeden erkennen zu lassen, welches alles im langen, weiten türkischen Gewande versteckt bleibe. (Nach dieser Ansicht müßte K. wohl auch dem in neuester Zeit etwas angefeindeten Frack ein conservatives Wort reden.)

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

3.) Auch sollen die requirirten und bereits abgelieferten Artillerie-Pferde bey jetzt gemeldeter Steueranlag an der gebührenden Steuer wieder abgezogen werden.

4.) Die Klagen sämmtlicher Landstände über der Kriegsoffiziere eigenmächtige Pressuren und Exactiones. sollen berücksichtigt, und diese Uebelstände mit gehöriger ernster Animadversion abgestellt, auch kein Stand wider Gebühr aggravirt werden.

5.) Die Garnisonen bey Magazinen und Pässen sollen vermindert werden, so daß sie den Ständen leidlich erträglich seyen. Dagegen haben sämmtliche Landstände ihre Erbhuldigungspflicht zu beobachten und nichts Feindseliges weder gegen den König, noch gegen die Landesregierung, noch gegen andere Officianten vorzunehmen, vielmehr jederzeit in des Königs gehorsambster Devotion zu verbleiben.

6.) Die Beschwerden der Stadt Wirzburg wegen der Garnison auf dem Schloß betreffend, solle eine solche Moderation und Verordnung gemacht werden, daß die Stadt in etwas erleichtert werden möge.

Zur unverbrüchlichen Haltung des Obigen unterschreiben und siegeln sämmtliche Räthe eigenhändig, desgleichen anstatt und in Vollmacht der sämmtlichen Landstände die Städte Würzburg, Ochsenfurt, Carlstadt und Dettelbach. Würzburg, 8. May 1632 (Unterschriften).

Also auch aus diesem Documente ist ersichtlich, daß Stumpf sich geirrt, wenn er sagt, daß damals (1632) „nichts mehr zu landtagen war.“

Ungeachtet dieser Beschlüsse war doch nicht die geringste Steuer zur k. Kammer abgeliefert worden. Neue geschärfte Ermahnungen vom 8./18. August an sämmtliche Landstände blieben eben so fruchtlos.

Die innerhalb 8 Tagen geforderte „ergiebige Abschlagssumme“ und die Androhung, daß der widerstrebenden Schuldner Hab' und Gut verfallen sey und Leibes und Lebensstrafen gegen sie verhängt werden sollten, hatte zur Folge, daß das zur Verzweiflung getriebene Landvolk bey dem gränzenlosen Elend den heimatlichen Herd verließ.

Ebenso drückend war das Loos der Hauptstadt. Starke Garnisonen, durchziehende Kriegsvölker, Requisitionen aller Art bürdeten der Bürgerschaft unerschwingliche Ausgaben auf. Dazu gerieth dieselbe in Verdacht, mit den Kaiserlichen zu correspondiren und über den König üble Gerüchte zu verbreiten. Scharfe Mandate dawider wurden an den Kirchthüren und Stadtthoren angeschlagen. Der Oberschultheiß der Stadt, Junker von Seckendorf, warnte: die Stadt stehe in Gefahr ihres gänzlichen Ruins und solle sich darum dem Schicksale fügen, welches Gott für sie bestimmt habe. Die Stadt schickte zu ihrer Rechtfertigung gegen obige Anschuldigungen 2 Abgesandte in das kgl. Hauptquartier nach Nürnberg.

Mit des Reichskanzlers Oxenstierna's Einzug in Wirzburg vom Rheine her kamen neue Drangsale über diese Stadt. 200,000 Rchsthlr. Contribution, in kürzester Zeitfrist zu zahlen, sollten nöthigen Falls durch „Prißreiter“ herausgetrieben werden. Der Clerus mußte 14 Vorspannspferde für Oxenstierna stellen oder Zertrümmerung seiner Kirchenglocken gewärtigen. Weiter wurden 13,000 fl. „eilender Hülfe“ gefordert. Dies Alles vom 27. Julius bis 7. August! —

Am 8. August traf zu Wirzburg die Königin von Schweden mit 1000 Reitern Gefolge ein (dabey ein als Kapuziner gekleideter, reitender Affe) u. s. w. Zu dem Allen beständige Durchmärsche der Truppen entweder durch Wirzburg oder durch Wirzburgische Städte, deren Ziel Nürnberg war. Schwedische und kaiserliche Streifparthien verdrängten sich wechselseitig, plünderten, brannten, mordeten in den verschiedenen Städtchen, Schlössern und Dörfern. Zu Wirzburg harrte indessen die Königin von Schweden des Ausgangs der Dinge zwischen ihrem Gemahl und Wallenstein, und vertrieb sich die Zeit, indem sie dem Ausfischen der Stadtgräben zusah, ohne durch die in der Stadt sich zeigende Seuche beunruhigt zu werden; erst am 24. September reiste auch sie nach Nürnberg ab.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwláštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortsetzung.)

An der Aussprache zweyer Bulgaren überzeugte sich K. mit eigenem Ohr, daß zwischen dem polnischen und bulgarischen Rhinesmus eine bedeutende Verschiedenheit und letzterer weit schwächer ist. Bitter klagten diese Bulgaren über die Engländer und ihren Gesandten zu Constantinopel, durch dessen Einfluß alle Bildung unterdrückt und manche empörende Rohheit ausgeübt werde. Drängen die Bulgaren irgend auf Schulen und Lehrer, so seyen es nicht die sorglosen Türken, die sich darein mischen, sondern die Engländer, die am Hof und bey'm Pascha dagegen protestiren, aus Furcht, das Slawenthum möchte sich fühlen lernen und in Bildung erstarkend früher oder später dem brittischen Seehandel Eintrag thun. So sey unter andern ein, auch K.'n von den Pesther Messen her wohl bekannter bulgarischer Großhändler Anđelko Palašow, der in seiner Vaterstadt Weles eine Schule errichten wollte, auf Antrieb der Engländer von den Türken zu hundert Stockstreichen verurtheilt und des Landes verwiesen worden. Nach Erwähnung anderer Erniedrigungen und Grausamkeiten, die die Bulgaren tagtäglich von den Türken zu erdulden haben, ruft K. aus: „Europa hat sich mit großem Eifer und großem Lärm der Griechen angenommen, aber diese Bulgaren verdienen nicht die christliche Barmherzigkeit, weil sie Slawen sind, und darum ist des Sängers von Ostrožin himmelschreyender Klageruf, obschon durch ganz Europa vernommen, wirkungslos verhallt. Da hilft nur die Allmutter Slawa!"

Das Schauspiel der über dem Spiegel der Wasser aufgehenden Sonne ist für K. um so ergreifender, als sie ihm gerade über den illyrischen und serbischen Slawenländern schwebt, ein Bild des endlichen Auferstehens dieser südlichen Brüder aus langer Nacht. — Vor dem abendwärts gekehrten Blicke taucht aus den Wassern auf — ein ungeheurer stolzer Schwan, ein Thurm sein Hals, ein Tempel sein Rücken, Vorstädte seine Flügel, Inselchen um ihn her seine Jungen, — es ist das herrliche, einzige Venedig. Und diesem Venedig hat sich (K. spricht es selber aus) wohl niemals jemand mit vollerem Herzen genähert als Er, mit dem Herzen eines Slawen, der Freude voll und voll des Schmerzes. Freudvoll, weil Venetia, eine ureigene Tochter Slawa's, von Slawen gegründet und benannt ist, und weil Slawen durch alle Jahrhunderte Theil genommen an ihren guten und schlimmen Geschicken; mit schmerzlichem Gefühl, weil auch hier durch die Nachbarn dem ursprünglichen Volke das Zepter entrissen, seine Sprache durch eine fremde verdrängt ist. „Schon stand unser Boot inmitten des Meeres und der Lagunen vor der Stadt. Welch ein Anblick! Eine wahre Meerfey, mit halber Gestalt in der Luft, mit halber im Wasser, die Vineta des Südens! Vineta und Venetia zwo Töchter Slawa's, jene uns von den Deutschen, diese von den Wälschen entrissen!"

Die erste, längste und schönste Straße, die dem von Triest Kommenden in die Augen fällt (dem Buche in Steindruck eingeheftet) ist die Riva degli Slavi, Riva degli Schiavoni, der Strand der Slawen, „So hat uns auch hier Slawa bewillkommt!"

An keinem andern als diesem slawischen Boden, hier an den Fondamenta vecchia Venedigs wollte es K. zuerst betreten haben. „Ich stand auf diesem Boden, wie die Mutter an der Wiege, in die statt ihres Kindes ein Wechselbalg gelegt ist."

Dem, was K. nun von Venedig zu erzählen hat, schickt er sehr zweckmäßig ein eigenes historisches Kapitel voran, in welchem einige thatsächliche Berührungen Venedigs mit der Slawenwelt in chronologischer Folge angegeben werden. Es wird dabey zurückgegangen auf Wand als den mit Slaw gleichbedeutenden ältesten Namen des großen aus Asien gekommenen Stammes, der sich unter den Benennungen Wenden, Winden, Winida, Veneti vom baltischen bis zum adriatischen Meere, und in einem Zweige, dem der Veneti Amoricani, bis zum Ocean verbreitet habe. Adriatische, wie nicht minder die Illyrii, als Slawen zu nehmende Veneti seyen es demnach gewesen, die sich unter den Einfällen der Hunen und Longobarden auf die Inseln zurückgezogen und, nachdem eine Zeitlang Grado (slawisch grad Stadt) ihre Hauptstadt gewesen, endlich auf Rialto das nach ihnen benannte Venedig angelegt. Diesen von älterer Zeit her am adriatischen Meere heimischen oder Altslawen sey aus den von Nordost nach Südwest gekommenen oder Neuslawen, wie Dalmaten, Croaten, Serben u. s. w. mannichfacher Zuwachs geworden, wie sie sich denn allmählich auch einige Küstenstriche eben dieser Slawen theils durch Güte, theils mit Gewalt förmlich zu unterwerfen gewußt.

Den Johannes Presbyter de Venetiis, den man im Jahre 874 an der Spitze der Gesandtschaft des Mährenkönigs Swatopluk zu König Ludwig von Bayern findet, ist K. geneigt für den Johann (Sagornin) zu halten, dem die älteste Chronik von Venedig zugeschrieben wird. Wie aus dieses Chronisten so auch aus vielen andern venedischen Familiennamen schließt K. um so getroster auf slawische Herkunft, als er sich darüber selbst auf Geschichtschreiber Venedigs, wie Dondolo und Sanudo berufen könne. Der Name Slaw sey so beliebt gewesen, daß er in einigen der ersten Geschlechter als Taufname üblich geworden, z. B. Serenissimo Schiavo Marcello, Serenissimo Schiavo Polani, und dieß wahrscheinlich zur Erinnerung an ihr Herkommen.

Auf slawische Bildung und Literatur hat Venedig keinen geringen Einfluß gehabt, denn hier sind von 1483 an in fast allen slawischen Dialekten Bücher gedruckt.

Der Marcusplatz mit seinen Gebäuden, und mit den, wie die schwarzen Gondeln, an die slawische Lieblingsfarbe erinnernden schwarzseidenen Mänteln und den schwarzen Schleyern, die ihn beleben, verfehlte nicht seinen Eindruck auf den slawischen Besucher. Den Köpfen und Gesichtern Venedigs glaubt er dreyerley Grundcharaktere abgemerkt zu haben: einen römischen (langhalsig, hochmüthig, finster, herrisch, schweigsam), einen slawischen (rund von Gesicht, freundlich, fröhlich, geschwätzig, singlustig) und endlich ein Gemisch aus germanischem und arabischem Blute.

Was ihm weiter auffiel, war die zahllose Menge Tauben, die allenthalben herumfliegen und sich auf dem von keinem Wagenrade oder Pferdehuf berührten, zum Theil aus weißem Marmor musivirten Pflaster mit einer Zutraulichkeit und Kühnheit herumtreiben, daß der Mensch ihnen, nicht sie dem Menschen ausweichen müssen. Mit Schlag 2 Uhr nach Mittag versammeln sie sich hier, wo sie gefüttert werden. Wer eine tödtet, wird obrigkeitlich bestraft. Darin sieht K. einen Zug, durch welchen die Venetianer ihren slawischen Ursprung und Charakter, ihre Blutsverwandtschaft mit dem taubenfreundlichen (holubiči) Stamme beurkunden, dessen sämmtliche Zweige seit unvordenklichen Zeiten diesen Vogel vor allen geliebt und gezogen haben. Auch sey (worüber eine eigene Beylage das Nähere enthält) der Name, den er bey den Slawen hat (golub), von diesen aus zu allen andern Nationen Europas gekommen.

Am Eingang in die Marcuskirche veranlassen die berühmten vier Pferde K.'n zu der Frage,

warum wohl diese heidnischen Thiere gerade hier, über dem Portale des christlichen Tempels, stehen müssen *)?

Im Pflaster der Vorhalle wird ihm ein rautenförmiger Serpentinstein gezeigt, der die Stelle bezeichne, wo Pabst Alexander III. dem Kaiser Friedrich Rothbart den Fuß auf den Nacken gesetzt habe. Ueber diesen Vorgang hatte K. schon in der Jugend viel gehört und gelesen; nun in der Gallerie des herzoglichen Palastes vor allen auch das berühmte Gemälde zu sehen, in welchem diese Scene dargestellt ist, war ihm um so angelegener, als in demselben ein Slawe, Heinrich von Starschedel (verderbt aus Starosedlo, ze starého sedla d. h. vom alten Dorf bey Merseburg) im schönern Lichte erscheint. Als der vom Pabst mit dem Bann belegte Kaiser im J. 1180, um sich mit diesem wieder zu verständigen, nach Venedig gekommen, in der St. Marcusvorhalle sich zum Fußkuß niedergelassen, habe der Pontifex mit den Worten des Psalmes 91, 13: Super aspidem et basiliscum ambulabis et conculcabis leonem et draconem, den Fuß über des Kaisers Nacken erhoben. Dieß wahrnehmend hätten jener Starschedel und Dietrich Markgraf von Meissen, des Kaisers Begleiter, entrüstet ans Schwert gegriffen, und darüber habe denn der Pabst den Knienden emporgehoben und geküßt. Ein ähnliches Gemälde finde sich auch in der Kirche La Carità zu Venedig und in der Sala regia zu Rom, und nicht bloß von Fed. Zuchero, sondern auch von Giorgione und Titian sey der Gegenstand gemalt worden. Wenn deutsche Historiker aus falscher Scham diese Geschichte als Fabel betrachtet wissen wollen, so kann K. aus Gründen, die er anführt, nicht ihrer Meinung seyn. Stimme doch überdieß solch ein Auftritt ganz und gar zu dem Stand der Kenntnisse und der Weltanschauung jener mittelalterlichen Zeit. Bekannt sey, was ein anderer Kaiser vor Zuchero's Stücke in Venedig ausgesprochen: Tempi passati! Unter den übrigen Gemälden, die K. hier und in der Sala dello Scrutinio gesehen, haben ihn nur vier angesprochen, auf welchen slawische Gegenstände behandelt sind. Drey derselben, die Eroberung und grausame Behandlung der Städte Zara (Zader) und Cattaro (Kotaro) durch die Venetianer haben sein slawisches Mitgefühl empört, ohne durch Gefallen an der Kunst des Meisters (Andrea Vicentino) für jenen Schmerz einigen Ersatz zu gewähren, was nur von Jac. Tintoretts Schlacht und Eroberung von Zara, und in hohem Grade, der Fall war.

Die Bibliothek, mit 5000 Handschriften an die 80,000 Bände zählend, konnte wegen der eben statthabenden Ferien nur flüchtig besehen werden. K. meint, die Wissenschaften seyen überhaupt bey den guten Venetianern nie so in Gnaden gestanden wie die Künste.

Bey der Erwähnung der famosen Kerker Venedigs, in denen sich Lord Byron länger und mit Wohlgefallen aufgehalten, sagt K.: „Wir schwachnervigen Slawen hatten nicht solche englische Gabe und machten uns so schnell als möglich wieder ins Freye." Dabey kann er nicht unterlassen zu bemerken, daß seines Bedünkens die deutsche Barbarey in dieser Hinsicht der venedischen nicht viel nachgebe, sie wohl gar überbiete. Wenigstens haben ihm (wohl in seinen Jugendjahren) zu Regensburg die unterirdischen stinkenden des heiligen Römischen Reichs Gefängnisse mit ihren Folterkammern und Marterwerkzeugen ein weit tieferes Grauen und Gefühl der Scham über die Menschheit eingeflößt, als diese venetianischen Kerker, die der bekannte Menschenfreund M. Howard selbst für die gesündesten und reinlichsten, die er gesehen, erklärt habe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Besser hatten sich die viel gereisten griechischen Rosse, unsers Bedünkens, weiland auf der Triumphpforte des Pariser Carrouselplatzes ausgenommen.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Die Ritterkantone warben, ihrem dem Könige gegebenen Versprechen gemäß, für denselben Mannschaft. Allein die Bewaffnung hatte Schwierigkeiten und häufig wurde die Mannschaft ohne Waffen an die verschiedenen Heeresabtheilungen geschickt. Das Zeughaus auf dem Marienberg lieferte an solche Waffenlose mitunter die nöthigen Musketen. Die Mannszucht unter den ritterschaftlichen Truppen war die schlechteste. Sie plünderten die Gebiete der eigenen Freunde und die Führer waren außer Stand, solche Ausschweifungen zu unterdrücken. Kein Wunder, da diese Krieger aus der Hefe des in- und ausländischen Volkes zusammengebracht waren und für Kleidung, Waffen und Sold die Wirzburger Städte, Dörfer und Klöster in Anspruch genommen wurden.

§. 20) Reformation des Kirchen- und Schulwesens.

Welche Bedeutung des Schwedenkönigs Worte in den katholischen Ländern bey deren Besitzergreifung hatten: „er wolle die gehorsamen in seinen Schutz vnd Schirm aufnehmen, bey ihrer Gewissensfreyheit, vnd derselben öffentlicher Uebung mainteniren," das sollten die Wirzburger noch in diesem (1632) Jahre erfahren. Die Toleranz im Munde führend, arbeiteten die schwedischen und deutschen Protestanten rastlos im eroberten, und ganz zu ihrer Verfügung stehenden Lande dahin, den Katholicismus zu verdrängen und zu vertilgen. Machten es doch die Katholiken, da wo sie obgesiegt, um Nichts besser; nur offener giengen diese zu Werke; sie hatten ihrer Absicht kein Hehl. Dagegen ihre Widersacher die Duldung und Ausübung des katholischen Cultus als einen Deckmantel brauchten, um desto sicherer und unter minder abstoßenden Formen an das Ziel zu kommen. Wer die Geschichte jenes Krieges kennt, giebt sich zuverlässig, weder bey der einen, noch bey der andern Parteу der gutmüthigen Täuschung hin, beyden sey es wahrer Ernst mit Duldung der gegnerischen Religion gewesen! Im Gegentheile, man bedrückte sich wechselweise, wo und wie man nur immer konnte. Aus diesem Gesichtspunkte scheint mir der vorstehende § betrachtet werden zu müssen. Des Königs von Schweden Hofprediger, Dr. Jakob Fabritius, der, wie Hr. Sch. sagt, „seinem Herrn tief ins Herz schaute," war über den Zeitpunkt, wann die protestantische Religion im Stifte Würzburg eingeführt werden sollte, gut unterrichtet. Sobald Gustav Adolph nach seiner Ankunft in Augsburg (8. April 1632; Chemnitz I, 314 hat den 14. April), der Wiege der augsburgischen Confession, den protestantischen Cultus in der St. Annakirche mit großer Feyerlichkeit selbst wieder hergestellt. — ein Triumph, der ihm über Alles galt, — da schien es der k. Regierung zu Wirzburg nunmehr an der Zeit, den geheimen königlichen Instructionen gemäß zur Einleitung eines ähnlichen Unternehmens offener vorzuschreiten. Nicht mit roher Gewalt, wie die „iesuitischen Mordhummel und Blutigel davon schreiben;" sondern durch Begünstigung und Bevorzugung ihrer Lehre gedachten sie ihre Absicht durchzusetzen. Bey „Anstellung einer evangelischen Reformation der Kirchen im Herzogthumb Francken solle das Predigtamt zu Würzburg nach der ungeänderten augsburgischen Confession eingerichtet werden." — Der hiezu außersehene Mann war des Generalsuperintendent, Dr. Christoph Schleupner von Hof in markgräflichen Diensten, welcher in einem Schreiben an seinen Fürsten unter andern sich äußerte: „daß vhrsach gegeben sey, daß ihre (der Katholiken) Kirche vnnd das arme verführte Volckh mit der reinen Lehr der propheten und Apostel sollen begnadet werden." — „Obbemeltes Göttliche Werckh (die Verbreitung der protest. Lehre) solle vmb Ascensionis Christi oder zum lengsten Exaudi angeordnet werden." Am 17. Mai erließ die k. Regierung ein gedrucktes, überall angeschlagenes Patent, die Einführung der evangelischen Religionsübung im Hochstift Wirzburg betreffend. Durch Einführung des augsburgischen Glaubensbekenntnisses solle die Gewissensfreyheit im Herzogthum Franken ausgesprochen werden. Des Königs Wille sey, daß es allen Bewohnern des Landes frey stehe, an dem „christlichen evangelischen Exercitium," jedoch ohne Veranlassung irgend eines Aergernisses Theil zu nehmen, den Predigten beyzuwohnen, und von allen pfarrlichen und kirchlichen Handlungen christlichen Gebrauch zu machen, ohne sich durch der Geistlichkeit bedrohliche Abmahnungen, die exemplarisch bestraft werden sollten, davon abhalten zu lassen (Beylage XIX). Damit waren die Wirzburger hinsichtlich des königlichen Versprechens der Belassung bey ihrer Religion plötzlich enttäuscht.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.



Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Bavorsko, se zvláštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortsetzung.)

Als der Venetianische Cicerone vor der Torre dell' orologio von den beyden riesigen Figuren, die mit dem Hammer an die Glocke schlagen, die eine als den Italiano, die andere als den Tedesco deutete, fiel ihm K. in die Rede: „und warum nicht Schiavone? Sind doch die Schiavoni eure Väter, die Gründer eures Namens und eurer Stadt, ihre Länder eure Schatz- und Speisekammern, diese Mauern und Paläste aus slawischem Steine, eure ältesten und edelsten Geschlechter aus slawischem Blute, euer mannhaftestes Heer slawische Söhne!" — Può essere, sagte der Cicerone, — mà io nescio.

Unter Venedigs Kunstwundern gieng K.'n erst bey denen recht das Herz auf, die er als Werke von Stammgenossen erkannte, und so denn vor allen bey denen des von den Italienern unter dem Namen Schiavone hoch gehaltenen Andreas Medola aus Dalmatien. „Möglich, bemerkt er, daß Werke von Meistern aus andern Nationen schöner seyen, aber die unsers Schiavone sind slawischer. Aus ihnen spricht alles verständlicher zu uns als zu andern, ruft uns zu: Schade um euch Slawen, daß ihr euer Volk nicht liebt, nicht bildet; was könnte aus euch werden, welch treffliche Maler, welch große Künstler jeder Art könntet ihr haben!" Kein Wunder, daß die reisenden Slawen sichs nicht versagten, als solche das nun den Nachkommen jenes Andreas gehörige Haus, den weiland Giustinianischen Palast, selbst zu besuchen, und dem jüngsten derselben (einem Sohne des Natale, Felice Schiavone, den sie eben an der Staffeley trafen, ihre landsmannschaftliche Verehrung zu bezeigen. Obschon die Unterredung nur theils deutsch, theils italienisch geführt werden konnte, zeigte der junge Künstler doch ein lebhaftes Bewußtseyn seiner Abkunft von dem „martialischen slawo-dalmatischen Stamme," mit dem Bedauern, daß er in Venedig keine Gelegenheit gefunden, die Sprache seiner Väter zu lernen. Daß die Schiavoni, jener Ahnherr Andrea wie der Vater Natale und dessen Sohn Felice, lieber und mit größerm Glück weibliche als männliche Personen malen, scheint K.'n ein Zug des ihnen angebornen slawischen Charakters, denn auch sie seyen Söhne des taubenmüthigen Völkerstammes.

In der Academie der Künste, in welcher F. Schiavone dem Fach der Malerey vorsteht, war ein eben fertig gewordenes für Triest bestimmtes Werk von ihm (Mariä Opferung) unter allgemeinem Beyfall ausgestellt, an welchem Triumph auch der reisende Slawe seinen Theil nehmen zu dürfen glaubte. Dagegen sagte er sich vor Titian's Himmelfahrt Mariens, dem Hauptbilde dieser Anstalt: warum kann sich nicht auch unsere so viel größere, so viel ältere Nation solcher Bilder, solcher Akademien, warum kann sie sich nicht auch einer slawischen Schule rühmen?

Die Kirche S. Luca, die im Jahre 1146 von einem böhmischen Geschlechte Wečeman gestiftet worden, fand K. für jeden Slawen darum merkwürdig, daß drey Gelehrte, die sich aus Neid und Ruhmsucht im Leben unaufhörlich in den Haaren gelegen und endlich im Elend gestorben waren, aus Armuth hier in Einem Grabe untergebracht sind. Ist es Zufall oder der Finger Gottes, dachte K., daß diese unseligen Haderer gerade in diesem böhmisch-slawischen Tempel liegen müssen? Ist es vielleicht ein Wink für uns uneinigen Slawen? Auch unsere Gelehrten, Dichter, Stämme, Mundarten werden sich so lange einander anfeinden, bis alle Ein Grab des Verderbens aufnehmen wird.

Aus einigen Aeußerungen der Reisenden entnehmend, daß sie Protestanten seyen, führte sie ihr Cicerone in die Wohnung eines deutschen Malers, wo sie vor einem nach Giorgione Barbarelli in verjüngtem Maßstab copirten Gemälde, welches Dr. Luther am Klaviere, neben ihm auf einer Seite Calvin mit einer Violine, auf der andern Katharina von Bore vorstellt, ein schon früher eingetretenes Paar, Mann und Frau, in Betrachtung versunken antrafen. „Ein ächt deutsches Gesicht!“ sagte, ihren Blick von Katharina weg nach den Fremden wendend, die Frau. „Verzeihen Sie, meine Dame, fiel K. ein, dieß ist kein deutsches, dieß ist ein ächt slawisches Gesicht, ist eine Tochter slawischen Stammes, deren Name Katerina z Boru oder Borská ein slawischer war, deren Vater und Mutter (Hukowic, deutsch Hangwitz) uralten slawischen Familien angehörten.“ Das, wie man wohl erräth, deutsche Paar sah den unangemeldeten Berichtiger bedeutend an und erst später an einem andern Orte, auf dem Balkon des Gasthofes Europa, wo es mit unsern slawischen Reisenden wieder zusammentraf, und nähere Bekanntschaft mit ihnen machte, kam man auf jene Außerung K.'s zurück und ob er denn wirklich glauben könne, daß die von Bore slawischen Stammes gewesen? „Nicht nur Katharina von Bore, versicherte K., auch die Mehrzahl der Reformatoren, Vorgänger, Lehrer und Gehülfen Luthers, Huß, Trebon, Staupitz (Stupický), waren Slawen; ja selbst diese meißnische Mundart, die Sie, edle Frau, nun sprechen, ist ein Geschenk und eine Frucht unsrer Nation; auch der Boden, den Luthers Fuß betrat, gehörte einst den Wenden, Sorben, Polonen, Chutitzen und andern slawischen Zweigen, die von den Deutschen ungerechterweise davon vertrieben worden sind. Das Wort bor bedeutet bey uns Föhrenwald und ist der Grund unzähliger Orts- und Personennamen (z. B. Borský, Borowský, Zaborský, Příborský, Meziborský u. s. w.). Von diesem bor ist bora der lausitzische durch das dem deutschen von entsprechende z regierte Genitiv, und so ist von Bora (z Bora), wie weiland, noch jetzt die Benennung jenes adelichen Geschlechtes.“ Als auf diese Belehrung die Dame bemerkte, sie habe schon vorlängst gehört und wohl auch gelesen, K. sey ein großer Freund der Slawen und ein Feind der Deutschen, entgegnete dieser, nur ein Thor könne irgend einer Nation feind seyn, er ehre die deutsche Nation hoch, aber loben könne er nun und nimmer das Unrecht, das sie gegen die seinige begangen.

Nirgends schlagen so viele slawische Laute und Worte an K.'s Ohr, als im Arsenal und seinen Anstalten für Schiffsbau und Ausrüstung von Schiffen, ihm ein neuer Beweis, daß der europäische Großhandel, besonders der zur See, slawisch-venedischen Ursprungs. Nun wird eine ziemliche Reihe italienischer und anderer See-Ausdrücke auf slawische Etyma zurückzuführen gesucht. Unter vielen, die weit weniger einleuchten als etwa bora und caravella, sind z. B. auch darsena (span. atarazana, arab. دار الصنعة), dogana (fr. douane, span. aduana, arab. الديوان). Die deutsche hansa (schon goth. hansa, angels. hōse) wird auf ein slawisches aužiti, wazati binden, Lotse auf lod', lodnik, Waare auf towar bezogen.

Der Fondaco de' Tedeschi, obschon jetzt eingegangen und als Zollamtslokal verwendet, giebt K.'n Anlaß, die Deutschen, die in der Fremde, ohne Unterschied ob sie eben eigentliche Deutsche, Schweizer, Niederländer (Dänen, Schweden) seyen, überall, zu Venedig wie zu Rom, in Ungarn und Siebenbürgen wie in Petersburg und Saratow und in Amerika, ihre Nationalität zu wahren wüßten, seinen Slawen, denen so etwas kaum in den Sinn komme, als Spiegel vorzuhalten. Dabey

wird des zu Prag von Böhmen neu errichteten Musikkonservatoriums mit dem Bedauern gedacht, daß mit Ausschluß der böhmischen darin die italienische und deutsche Sprache eingeführt seyen. Selbst der von der Gräfin Malachowski für polnische im Exil geborne Kinder zu Paris errichteten Schule wird, als einer blos polnischen, Einseitigkeit vorgeworfen. Gegenseitigkeit, Gemeinschaftlichkeit sey es, was den Slawen noth thue.

Beym Besuch der Spiegel- und Glasperlenfabrik auf Murano machte es einigen hier arbeitenden Böhmen große Freude, die Reisenden böhmisch sprechen zu hören, und diesen hinwieder, hier Böhmen als Meister und Lehrer der Venetianer im Glasschleifen zu finden.

Bey den Armeniern auf St. Lazzaro überzeugte sich K., daß Dobrowsky Recht gehabt, als er sagte, das Armenische könne dem Constantin oder Cyrill nicht unbekannt gewesen seyn, da er augenscheinlich einige der armenischen Buchstaben ins slawische Alphabet aufgenommen.

Auch bey dem ehrwürdigen Basil Kralović, Bischof der griechischen nichtunirten Kirche, wurde K. eingeführt. Der greise Kirchenobere war außer sich vor Freude, einen Slowaken so gut illyrisch sprechen zu hören. Auch ihm ist St. Hieronymus und dessen Slawenthum ein Lieblingsthema und von niemand hat K. die Idee der slawischen Gegenseitigkeit so gut begriffen gefunden als von diesem Greise. In der Freude seines Herzens brachte K. die Rede auf einen Umstand, den er längst im Stillen beklagt habe, nämlich darauf, daß in den griechischen Kirchen nicht das Wort Gottes gepredigt und daß der ganze Gottesdienst auf das Lesen und Hören der Messe beschränkt werde. Der Bischof zeigte sich vollkommen einverstanden über das Bedauerliche dieses Zustandes. Allein, sagte er, unsere Priester sind im Allgemeinen nicht so gut unterrichtet, daß sie mit Frucht und Salbung als geistliche Redner auftreten könnten. Es fehlt uns an Anstalten für geistliche Ausbildung und Uebung; wir sind uns selbst und dem Zufall überlassen. Aber wir trachten wenigstens, daß es in Zukunft besser werde. Uns Slawen, setzte er, indem er eine auf dem Tisch liegende altslawische Bibel aufnahm, mit prophetischer Stimme bey, uns Slawen muß Losung und Trost seyn jener schöne auf das Irdische wie auf das Himmlische deutende Spruch (Paul. a. d. R. 8, 18): ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht werth seyen der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden.

Ein illyrisches Gedicht: „das Slawenthum“ betitelt, von einem jungen Ragusäer, dem Grafen Orsat Počic (Orsato de Pozza) unserm Reisenden mitgetheilt, schließt das Kapitel über Venedig.

Unter den Ergüssen eines Poeten betrat und begrüßte K., nachdem er noch einmal auf dieses wie ein ungeheures versteinertes Fahrzeug von der Natur und der Kunst im Meere festgeankerte Venedig zurückgeblickt, bey Fusina nun zum ersten Male das feste Land des schönen Italiens.

In Padua wurde noch am Abend der Ankunft ein bekannter eifriger Slawe, der Rittmeister Zaweršnik (verdeutscht in Sauerschnigg) aufgesucht, Besitzer einer auserlesenen slawischen Bibliothek, auch Schriftsteller und namentlich Verfasser einer noch ungedruckten illyrischen Sprachlehre. K., obschon selbst Slowak, spricht sich, da er im Hinblick auf möglichste Gemeinschaftlichkeit aller Slawen, jedem Schritt, der nur noch neue Sonderung brächte, abgeneigt seyn muß, gegen das Bestreben jener Slowaken aus, die in ihrer bisher den Böhmen ganz gleich gehaltenen Büchersprache ihre provinciellen, wenn auch, was Ursprünglichkeit und Wohllaut betrifft, vorzüglichen Eigenthümlichkeiten geltend machen und so, da die Böhmen ihnen schwerlich folgen werden, eine von der böhmischen verschiedene slowakische Schriftsprache feststellen wollen.

Auf Z's sorglose Bemerkung, die gegen das Slawische gerichteten Bemühungen der Madjaren seyen denn doch nur ein Tropfen ins Meer, fällt K. ein: „aber wir sind eben kein Meer, sind zwieträchtige, jeder Einung widerstrebende Slawen.“ Padua ist der Ort, an welchem des großen Slawen Kopernik neue Sätze über das Weltgebäude zuerst, und zwar durch Galilei 18 Jahre lang öffentlich vorgetragen worden. Unter den Statuen des öffentlichen Spazierplatzes Prato della Valle sind zwey

den Königen von Polen Johann Sobieski und Stephan Bathori, als ehemaligen Besuchern der hiesigen Universität, errichtet. Was dem Paduaner Titus Livius, diesem Liebling K.'s, der dessen Reden in seiner Jugend fast alle zum Declamiren auswendig gewußt, von den Römern als Patavinitas vorgeworfen worden, sey vielleicht nichts anders als ein slavisirendes Latein gewesen, da Livius unter den damaligen Veneti geboren.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Protestantischer Seits scheint man vom Besuche der Predigten, und den in denselben vorgetragenen Grundsätzen den Uebertritt zahlreicher Katholiken zu ihrer Lehre erwartet zu haben. Die katholische geistliche Behörde, welche erledigte katholische Pfarreyen zu besetzen hatte, wurde sistirt und ihre Glieder, der Domherr von Lichtenstein und Dr. Joachim Ganzhorn nach dem Marienberg gefangen abgeführt, 23. Juni 1632; dagegen ward verordnet, daß künftig nicht eine einzige katholische Pfarrstelle mehr ohne Wissen und Genehmigung der k. Regierung besetzt werden dürfe. Die Religiosen trieb man aus ihren Klöstern, die Landpfarrer von ihren Stellen entweder mit offener Gewalt oder durch Entziehung der Nahrungsmittel. — Geschildert ist nun im Folgenden die Art und Weise, wie Schleupner die neue Ordnung im Würzburgischen einführte. Dahin gehörte natürlich auch, daß bey Erledigungsfällen katholischer Pfarreyen ungesäumt Prediger angestellt wurden, welche sich vorzüglich vom Auslande her in starken Schaaren einfanden. Als Oberbehörde ward in Wirzburg selbst ein evangelisches Kirchenministerium für Leitung des Kirchen- und Schulwesens errichtet. Auch ein lutherisches Gymnasium sollte dort erstehen, als dessen Director Mr. Johann Georg Hochstatter zu Kitzingen ausersehen ward, der jedoch durch den Einfluß des Kitzinger Rathes bald andern Sinnes ward und bat, man möge ihn in seinem Geburtsorte belassen. Allein die k. Regierung erinnerte ihn kurz und ernst an sein einmal gegebenes Versprechen, und forderte ihn an seinen Posten. Doch blieb diese beabsichtigte Errichtung eines solchen Gymnasiums spätern Zeiten vorbehalten. Desto eifriger war Schleupner; merkwürdig sind die aus 15 Punkten bestehenden Vorschläge desselben, die er am 13. November 1632 der k. Regierung überreichte (pag. 81 — 85).

§ 21. Beschwerden und Klagen der Klerisey.

Sie erklärt, die auf den Grund des Landtagsbeschlusses vom Mai 1632 ihr auferlegte Steuerquote nicht erlegen zu können, und führt nur allzu gegründete Klagen über die, allen Mandaten zum Trotze, unausgesetzt fordauernden Mißhandlungen, Beraubungen und Verwüstungen. Sie stellt die gänzliche Auflösung und den Untergang der Klerisey des Bisthums als eine unvermeidliche Sache dar. Die Bitte um Geltendmachung des königlichen Wortes, welches sie in ihrem Recht und Eigenthum zu schirmen versprochen, und um Entschädigung des Entzogenen blieb unter den damaligen Umständen fruchtlos.

§ 22. Blick auf den König Gustav Adolph. Dessen Rückzug nach Sachsen. Sein Fall bey Lützen.

Erzählung der Ereignisse vom Lechübergange des Königs bis zur Katastrophe vom 6. November 1632. Auch während Gustav's Zug ins Bayerland, von da heraus nach Nürnberg, und wieder gegen Bayern zu, endlich über den Thüringerwald nach Erfurt und Lützen ward das arme Wirzburgerland durch die Zügellosigkeit der Soldaten arg mitgenommen. Vom 16. October bis 16. December lagerten schwedische Obersten mit ihren Regimentern im Bisthume. Erst 20 Tage nach des großen Schwedenkönigs Fall ward dem Rath der Stadt Wirzburg dieß wichtige Ereigniß eröffnet, mit dem Beyfügen: die kaiserliche Armee sey aus dem Felde geschlagen und nach Böhmen zurückgetrieben; die Stadt W. habe nicht bloß dem Könige, sondern auch seiner Krone und Nachkommenschaft den Eid der Treue geleistet, woran der Rath hiemit erinnert und von einer neuerlichen Huldigung bis auf weiters befreyt werde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwlaštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortsetzung.)

Noch wird hier dessen Haus und auch dessen Sarg gezeigt, beyde freylich weit weniger beglaubigt als ein im Rathhaus eingemauerter Stein mit der Inschrift: V. F. T. Livius Liviae T. F. Quartae L. Halys Concordialis Patavi Sibi et Suis Omnibus. In dem großen Saal des Rathhauses, welcher für den größten in der Welt gehalten wird, fiel den Reisenden der sogenannte Lasterstein (lapis vitupérii et cessionis bonorum) auf, auf den sich noch im vergangenen Jahrhundert böse Schuldner und Bankruttierer von Gerichtsdienern umgeben mit entblößtem Hintertheil dreymal niederlassen und auf solche Weise ihre Zahlungsunfähigkeit öffentlich kund geben mußten. Ach, riefen die Reisenden mit Einer Stimme, nirgends wäre eine solche Einrichtung nöthiger als in Ungarn; da würden doch der zahllosen langjährigen Processe etwas weniger werden.

Vor dem ruhmredigen Denkmal des hier beerdigten Sprößlings einer slawischen, ursprünglich meißnischen nun schlesischen Familie, nämlich eines Christophorus Burgravius L. B. de Dohna (slaw. Donin) Silesius, fragt sich K., was hat dieser Edelmann gethan für seine Nation und Sprache, was für die Bildung und den Ruhm seines Volkes? Keiner europäischen Nation, meint er, sey ihr Adel so entfremdet, so verloren wie der slawischen ihr theilweise vertatarter, vertürkter, vermadjarter, verteutschter, verfranzoster, verbritteter. Wie könne es so je besser werden mit Slawien?

In der St. Philippi und Jacobikirche zeigt man eine Kanzel, auf welcher Luther gepredigt habe, als er in Angelegenheiten seines Klosters im J. 1510 nach Rom gereist. K. hält dieß darum nicht für unglaubwürdig, weil zu der Zeit viele Deutsche in Padua studierten, die seine Zuhörer seyn mochten. (Allein damals wurde noch häufig in lateinischer Sprache gepredigt, und da mußte Luther nicht gerade Landsleute zu Zuhörern haben.) Wie es von jeher der Fall, so studieren zu Padua auch dermalen jährlich an die 50 junge Slawen, besonders Illyren, Böhmen und Polen, meist Medicin und Philosophie. Wenn sie zusammenhielten und sich im Sinne nationaler Gegenseitigkeit ausbildeten, welche Pfeiler und Stützen der Nationalität könnten von da ausgehen! K. ließ es hiezu nicht fehlen an gutem Rath, an Bitten und Ermahnungen, indem er seinerseits Beyhülfe versprach zur Bildung eines gesammtslawischen Büchervorraths und Lesevereines. Die Zeit werde lehren, auf welchen Boden der Same seiner Worte gefallen.

Die beträchtlichste Höhe der nahen Euganeen, der Monte Venda, habe seinen Namen ohne Zweifel von den Wenden (Veneti). Bey Erwähnung Arquà's, wo Petrarca mehrere Jahre bis zu seinem Tode gewohnt, glaubt K. einige weniger hervorgehobene Notizen über diesen Dichter nachtragen zu müssen, z. B. über eine natürliche Tochter desselben Francisca, und wie er auch Prag besucht und

mit König Karl IV. in Briefwechsel gestanden und von ihm den Titel eines Pfalzgrafen erhalten habe. Einige seiner Schriften z. B. de remediis utriusque fortunae sind durch Gregor Hruby von Jelene auch ins Böhmische übersetzt.

Der Vetturino, der unsre Reisenden von Padua nach Verona bringen sollte, war der einzige in Italien, über den sie Ursache hatten sich und zwar höchlich zu beklagen. Sonst überall waren sie mit ihren italienischen Fuhrleuten, Ciceroni und Dienstleistern vollkommen zufrieden, insonderheit seyen diese, sobald sie sich überzeugt, daß sich unter den Reisenden kein Tedesco befinde, die Dienstfertigkeit und das Zutrauen selbst gewesen, denn jener Name wecke auch im Italiener unangenehme nationale Erinnerungen und schmerzhafte Gefühle. Um Padua, um das Dorf Rubano bis nach Vicenza wieder die slawische Art der Ackerbestellung, nämlich wendische Beete. K. äußert die Meinung, von diesem zweyfurchigen Pflügen sey im Italienischen der Ackersmann bisolco oder auch bifolco, der Acker bifulca genannt und schon bey Fredegar Cap. 48, in diesem Sinne von Samo's Slawen als Winidi bifulci die Rede. (Andere, s. diese Anzeigen v. 1842 Spalte 469, erklären das Wort bifulco als Entstellung von bubulcus, wovon die gleichbedeutende Form bisolco freylich weit absteht).

In Vicenza einer nicht großen aber, was klassische Bauwerke betrifft, wohl der ersten Stadt Italiens, waren es eben diese, die unsern Reisenden vorzüglich in Anspruch nahmen. Palladio, der es gewagt aufzustehen gegen die germanogothische in Italien verbreitete Barbarey in der Baukunst und den Kampf siegreich geendet, habe in seinen hiesigen Mitbürgern solche Lust zu schönen Bauwerken geweckt, daß dieselbe mitunter zur Manie und ganzen Geschlechtern verderblich geworden. Vor Paul Veroneses großem und berühmten Gemälde im Kloster Madonna del Monte, Christus als Pilger an der Tafel des Pabstes Gregor des Großen, kann sich K. kaum erwehren an ein älteres in Prag, auf welches schon Huß in seinen Predigten hingedeutet, das einerseits den Heiland auf einem bescheidenen Eselein, andrerseits den Pabst auf stolzem Rosse darstelle, zu denken und auch dem italienischen Meister, diesem Göthe unter den Malern eine kleine, etwas letzerliche Bosheit zuzutrauen.

In Verona stiegen die Reisenden in Konrad Epple's Gasthof (colomba d'oro) ab. Fast in jeder Stadt, sagt K., treffe man solche deutsche Gastwirthe, einen slawischen hätte er nirgends gefunden. Das komme von der slawischen Zerrissenheit, von welcher selbst ein persischer Historiker Mesudi Ben Nikbi zu sagen wisse: Die Slawen sind verschiedene Völker, die einander stets in den Haaren liegen, und die, wären sie nicht unter sich entzweyt, von keiner andern Nation könnten unterjocht werden.

Herr Epple hält ein großes Buch, in welches jeder Gast, nicht blos, wie auch wohl anderswo geschieht, beym Eintritt seinen Namen und dergl. sondern auch beym Abgehen sein Urtheil über die genossene Bewirthung, Bedienung und auch über die Rechnung einzuschreiben ersucht ist. Solcher Urtheile von der Hand deutscher Gelehrten, Minister Grafen und Fürsten enthielt das Buch schon viele. K. schrieb was er zu sagen, hier wie anderwärts in slawischer Sprache ein *). Ich wußte wohl, bemerkt er, daß ich der erste war, der so that; und wenn man einwendet, niemand werde das verstehen, so antworte ich: wenn die Madjaren, die kaum drey Millionen stark sind, bey madjarischer Ausfertigung von Taufscheinen, Wanderbüchern, Pässen und andern Urkunden sagen dürfen, es sey an den andern Ländern, madjarisch zu lernen oder madjarische Dolmetscher und Sprachmeister zu halten, so dürfen dieß mit weit größerm Rechte wir 80 Millionen Slawen sagen und thun, indem wir endlich einmal jene kriechende Demuth und knechtische Gesinnung ablegen, in welcher Fremde einen Grund finden zu Schmähungen und Declamationen wie die, mit welcher ein pseudomadjarischer Professor zu Preßburg den Katheder bestiegen: „Achtzig Millionen Slaven, achtzig Millionen Sklaven!“ —

*) In diesem übrigens nicht lange auf gleiche Weise fortgesetzten Buche folgt gleich auf den Namen unsers slawischen Ungars der eines deutschen mit madjarischer Angabe des Standes und Vaterlandes.

Da K. mit seinen Begleitern auf dem einen Flügel des Amphitheaters (der Arena) stand, bemerkte er auf dem andern zwey Gestalten, die sich wie 8—10 jährige Knaben ausnahmen. Näher gekommen zeigten sie sich als hochstämmige Jünglinge, Studenten aus Berlin, die, den Tornister am Rücken, sich Italien besahen. Der eine, ein Zuhörer Bopp's und großer Freund der indischen Literatur, wunderte sich, daß die Slawen sich so wenig um das Sanskrit bekümmern, während doch gerade sie eine Schwester oder Tochter der Sanskritsprache sprechen. Wer ist Schuld, entgegnete K., als eben ihr, die Verknechter und Verdummer der Slawen?

Verona rechnet sichs zur Ehre, daß der größte Theil der Divina Comedia in seinen Mauern gedichtet ist. Schade, sagt K., daß diese ganze Schaustellung innerhalb eines engen provinciellen Rahmens spielt. Von der slawischen Nation, dieser größten der Christenheit, findest du weder im Himmel, noch im Fegefeuer noch in der Hölle auch nur eine Seele. Und doch wer habe größere und blutlosere Verdienste um das Evangelium und die christliche Kirche als die Slawen? Diese Einseitigkeit herrsche allenthalben auf dem Boden italienischer Kunst und Literatur. Ueberall nur der Italiener und wieder der Italiener.

Durch Veronas Straßen wandelnd gedachte K. der tausend wendischen Reiter unter Mistiwoj, die im J. 996, als Theil der sächsischen Bedeckung des jungen Königs Otto III. auf dessen Römerzug, hier in einem Kampfe mit den Wälschen umgekommen. Unwillkürlich habe sich sein Blick nach den Wänden der Paläste und Häuser gekehrt, als ob sie noch Spuren trügen jenes unnöthig verspritzten slawo-wendischen Blutes; sey doch nach den neuesten chemischen Forschungen französischer Aerzte das Blut germanischen, englischen und normannischen Stammes leicht zu unterscheiden von dem des französischen, italienischen und slawischen, jenes schwärzlich, dick, schwer, dieses weißlich, dünn und leicht.

Ein großer Stern mit dem Mond im ausgelegten Steinboden des Domes wurde von K. als das auch auf Münzen vorkommende Wappen oder Sinnbild der alten Illyren erkannt. Den neuen Kirchhof Verona's, der einem Engländer so sehr gefiel, daß er, um in demselben zu liegen, sich erschossen habe, weiß auch unser K. nicht genug zu rühmen.

Ein eigenes Kapitel ist dem Gardasee und der Halbinsel Sirmione, der Venusta Sirmio Catulls gewidmet, nach welcher sich die Reisenden, da der schönste Abend dazu einlud, von Desenzano aus überschiffen ließen. Auf den Trümmern von Catulls Villa, bey hier gewachsenem Vino santo stimmten die Slawen, nachdem sie Lieder aller Dialekte gesungen, einen aus dem Stegreif gedichteten, Mutter Slawa und ihre verdientesten Söhne verherrlichenden Rundgesang an, in dessen Refrän selbst die theilnehmend umherstehenden Bewohner Sirmione's mit einstimmten. Seyen doch auch diese Fischer Nachkommen der alten Slawo-Veneti, die vom adriatischen Meere an, das ganze obere Italien bis tief in das Land der Helveten, wo noch jetzt Reste von ihnen übrig, vor Ankunft der Gallen oder Walchen innegehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VII. Bd. III. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Schluß.)

II.

Beyträge zur Regierungsgeschichte des Fürstbischofs Julius von Würzburg.

Vom Herrn Professor Dr. Reuß.

Erste Lieferung.

Mit Ausnahme von Nro. IV. sind die aus der reichen Sammlung des allzu früh verstorbenen eifrigen Geschichtsforschers, Kaplau Georg Höfling in Gemünden stammenden Originalien hier zum erstenmale gedruckt.

I. Bischof Julius verwendet sich d. d. Wirzburg 26. December 1607 beym Papste Paul V. für die Verwandten des erzbischöfl. Rathes Johann von Hünecke,

Johann Albert und Matthens, — ersterer im Collegium germanicum, der letztere bey den Jesuiten zu Fulda, — um gnädige Verleihung eines im päpstlichen Monate vacanten Canonicates oder Beneficiums an der Kirche zu Magdeburg.

II. Dr. Stephan Engelhard aus Rom 22. Sept. 1607 an Bischof Julius. — Er berührt die Bamberger Angelegenheiten (Johann Philipp von Gebsattel), spricht mit Ortenberger über die Verleihung der Cardinalswürde an seinen Herrn, den Bischof von W., und gedenkt des Papstes günstiger Aeußerung über Julius Tugenden und Verdienste („Sapiamo bene le virtù e li meriti del vescovo di W.; delli quali mai scordaremo, è questo potre le dirli"). Ein in das Colleg. germanicum eintretender Ebracher (so berichtet Engelhard weiter) habe von den Umtrieben des Bamberger Bischofs gegen Julius erzählt, neulich habe der Bischof von B. im Kapitel für den Ketzer Löwenstein wider Julius Unterstützung begehrt; da habe ihm der Herr Schenck (von Stauffenberg?) geantwortet: „Guediger Fürst und Herr, seindt Euer fürstliche Gnaden närrisch oder witzig." Worauf Alles stillgeschwiegen.

III. giebt 1) eine lobpreisende Beschreibung des Wirzburger Bischofs Julius in zwölf, 2) des Bamberger Bischofs Johann Philipp in sechs Punkten, welche dessen verworfenes Leben schildern (vergl. Stumpfs Berichtigung der Lebensgesch. Joh. Philipp. rc. in der Zeitschrift für B. und die angr. Länder. Bd. I. Nro. II. S. 19 — 35). 3) Die Ursache des Streites zwischen beyden Bischöfen (Graf Ludwig von Löwenstein), endlich 4) die Mittel, durch welche dem Bischof von W. geholfen werden könnte. Alles vom Dr. Engelhard am 2. December 1607 dem Secretaire de Malagrida zu Rom übergeben.

IV. Schreiben des Bischofs Julius d. d. Wirzburg 20. August 1581 an Bürgermeister und Rath von Kitzingen, als Begleitung eines Geschenkes, welches diese „uff Ihrem Rathaus behalten und zu bewaren unbeschwert sein mögen." Es war ein silberner vergoldeter Ehrenbecher, 2 Mark 8 Loth schwer, mit dem Wirzburger Wappen und der Aufschrift: „Bischof Julius durch mich die Stadt beehrt." Im Jahre 1803 wurde er nebst andern Ehrenkannen des Magistrats öffentlich versteigert. Der Begleitungsbrief jedoch, hier abgedruckt, ist noch im Stadtarchiv daselbst.

III.

Zur Geschichte des ältern würzburgischen Gerichtswesens.

Mitgetheilt vom königl. Legationsrath Hrn. Dr. C. G. Scharold.

1.

Das Nachrichteramt.

Brief des Bischofs Julius vom 10. Juli 1572 über Annahme des Georg Petz von Mainingen zu des Fürsten und Stiftes Nachrichter auf die Dauer eines Jahres, mit Aufzählung der Bedingungen und Pflichten dieses Amtes.

2.

Ordnung und Verabschiedung,

wie es durchs ganze Jahr mit deu, dem Stockmeister und den Stadtknechten zu W., außer ihrer Besoldung, gebührenden Gefällen und Accidentien gehalten werden solle. Diese Ordnung bestand von Alters her, wurde aber am 2. September 1656 dur die hochfürstlichen Räthe neu confirmirt.

IV.

Mannigfaltiges.

a) Vom königl. Legationsrathe Hrn. Dr. C. G. Scharold.

Rhöner Mundart; Proben derselben.

b) Vom Hrn. Professor Dr. Reuß.

(Grumbachiana.) Zur Literatur der Grumbachischen Händel entdeckte Hr. R. 2 Flugblätter. 1) Ein Papier Folioblatt, zu Wirzburg 1562 gedruckt mit zweyzeiligem Titel: „den geechtigten verzweyffelten Mordthetter, so sich Christoff Kretzer genent, betreffent," mit einem Holzschnitt darunter, 18 Zeilen Erzählung. 2) Ein Papier Doppelfolioblatt in 2 Columnen vom Jahre 1566, 68 lateinische Hexameter unter folgendem Titel enthaltend: „In Alastorem Wilhelmum a Grumbach, et Complices eius." Unterschrift: Johannes Maior Joachimus (?) Beygegeben ist der XII. Jahresbericht des histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg für 1841/42, erstattet den 29. August 1842 vom zeitlichen Director des Vereins, Hrn. Scharold, mit vier Beylagen, von denen die vierte, das Verzeichniß der sämmtlichen Erwerbungen für die Vereinssammlungen im J. 1841/42, vom Hrn. Conservator Seuffert verfertigt ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.



Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwláštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortsetzung.)

In Brescia fand sich K. theils als Slawe theils als Protestant durch historische Erinnerungen angesprochen. Von der Höhe, vor welcher die Stadt liegt, die herrliche Gegend überschauend, dachte er sich in die Zeit, 12 Tage des Jahres 1158, da böhmische Streiter, unter ihrem König Wladislaw mit Kaiser Friedrich dem Rothbart gegen Mailand ziehend, hier gelagert waren.

In des Grafen Tosi Gallerie hatte der Reisende die Freude, noch einmal seine slawischen Landsleute, die Maler Schiavoni Natale und Felice, diesen, den slawischen Rafael, vor seinem schönen Bilde Rafael mit der Fornarina begrüßen zu können. Nicht verfehlte seinen ganz einzigen Eindruck das hiesige Museum, es selbst ein vor wenigen Jahren beym Abbrechen von Gebäuden, im Innern einer Anhöhe, auf welcher sie gestanden, mit seinem ganzen Inhalt von Götterbildern, Altären und Geräthen ausgegrabener römischer Tempel, ein Herculanum im Kleinem. Was aber im alten Römertempel dem Slawen die größte Freude gewährte, war unter andern antiken nach der Hand hier aufgestellten Büsten die eines Slawen, des großen Gesetzgebers von Europa, des Kaisers Justinianus oder Uprawda. Denn letzteres sey der eigentliche, später ins Latein übertragene slawische Name dieses zu Wedřina im serbischen Macedonien gebornen Herrschers gewesen, dessen Vater Iztok, dessen Mutter Biglenitza oder Vilenitza geheißen, und dessen Vatersschwester der König der Dalmato-Croaten zur Gemahlin gehabt habe. Slawen seyen auch seine Hofleute Belizar, Chilwut, German (Čerman, vielleicht Čerwen der Rothe) gewesen. Uebrigens habe demselben Slawien das unerkenntliche Europa außer dem großen Uprawda noch zwey andere Gesetzgeber zu verdanken.

Denn Basilius der Macedonier, den der arabische Geschichtschreiber Hamza ausdrücklich einen Slawen nennt, habe in dem nach ihm benannten Basilikon das anatolische oder griechische, und Ebko von Repkow d. h. von einem altsorbischen Orte und Geschlechte dieses Namens, welch letzteres noch im 17. Jahrhundert zu Jessenitz in Sachsen bestand, in seinem sogenannten Sachsenspiegel zum Theil auf altslawische Ueberbleibsel das deutsche Recht gegründet. Auch in England seyen das Geschwornengericht und die Gesammtbürgschaft slawische Einrichtungen, die entweder unmittelbar durch die dort (in Wiltshire) angesiedelten Weleti (Wilzen) oder mittelbar durch die früher mit den Slawen zusammenwohnenden Sachsen dahin gekommen. So könne denn, nicht blos was den Handel sondern auch was die Rechtspflege betrifft, von den Slawen gesagt werden:

> Wir, wir drehten den Spieß, und Fremde schmausten den Braten.

Arnold von Brescia und die Arnoldisten geben zu einer längern historischen Erörterung Anlaß, aus welcher sich zeigen soll, wie einseitig und unbillig

diejenigen urtheilen, welche die ganze Reformation Luther'n zuschreiben und als ein Werk der deutschen Nation betrachten.

Auch auf diesem Felde sey von Slawen, mehrern mit ihrem Blute, gesäet, von Luther und den Deutschen nur geärntet worden. Ausgegangen sey der Funke von den südlichen Slawen, den bulgarischen Bogomilen, von da, wie über eine Brücke über Norditalien, das seine Petrus von Apono, Savonarolas, Brusiani, Arnolde aufweisen könne, in die Thäler Savoiens, nach der Provence und nach Languedoc, nach England, nach Böhmen und endlich nach Deutschland gedrungen.

Auf dem Wege nach Mailand wars bey Cassano die Adda, an welcher die Reisenden abermals das Andenken slawischer Landsleute feyerten, der Böhmen, die auf des Rothbarts Zuge gegen Mailand, hier sich ausgezeichnet. Indessen mehr als das, was jene Böhmen für eine ungerechte und ihnen fremde Sache gethan, konnte K.'n der Ruhm Suwarows des russischen Helden erfreuen, der im J. 1799 an dieser Stelle die Franzosen geschlagen.

Der Name der Stadt Mailand wird in Vergleichung mit ähnlich gebildeten slawischen z. B. Mezi-bor, (Merseburg) Meze-říč (Meseritz), Mezi-lesi, Mezi-hrad als Medi-olanum auf den Fluß Olona bezogen.

Hier hatten ja, ehe um 590 vor Chr. die Galli und Insubri auftraten, Slavo-Veneti gewohnt.

An keinem Orte war es den Reisenden so gut geworden wie hier, fast immer böhmisch sprechen zu können. Unter den vielen hier, wo auch ein ganzes böhmisches Regiment liegt, lebenden dienstfertigen Slawen nennt K. auch einen Lehrer der böhmischen Sprache bey den Erzherzogen Söhnen des Vicekönigs.

Mit Mailands vielgepriesenem Dom, diesem starren deutschnordischen Fremdling auf dem warmen klassischen Boden Italiens konnte sich K. schlechterdings nicht befreunden. Er sey ihm vorgekommen wie ein satyrisches Denkmal der gothischen und deutschen unter Witigis und Friedrich Rothbart hier verübten Gräuel. Auch der Thurm ward von K. nach seiner Gewohnheit bestiegen. Als er hier niedersah auf den Tempel selbst, wars, als starre ihm ein marmornes Stoppelfeld von Nadeln und Spitzen entgegen. West- und nordwärts standen vor ihm die Alpen mit den größten ihrer Riesen allen. In Süd und Osten lag vor seinem Auge das ganze obere Italien. Zwey Punkte fesselten hier länger seinen Blick, Lodi und Pavia. Jenes als Wohnort eines Jacobus episcopus Laudensis, dessen Oratio in supplicium Joannis Huss habita zu jener unvergeßbaren Constanzer That den Ausschlag gegeben; dieses, weil hier einer der edelsten Menschen, Boethius, unter dem Argwohn eines Gothen geseufzt und geblutet.

Unter den übrigen Kirchen, die K. besuchte und bespricht, ist die St. Bernhardskapelle, deren Mauern aus lauter Schädeln und Knochen der hier in der ersten Schlacht gegen die Arianer Gefallenen bestehen sollen, sodann die Kirche Sa. Maria delle Grazie mit ihrem Dominikanerkloster weiland der Sitz des Inquisitionsgerichtes. Von diesem Gerichte wird bemerkt, daß es im J. 1300 Wilhelminen, die Tochter des Böhmenkönigs Přemysl Otakar I., weil sie der Ketzerey verdächtig, noch 29 Jahre nach ihrem Tod habe aus dem Grabe nehmen und verbrennen lassen. Sie habe ursprünglich Felix (slaw. Blažena) geheißen und sich wahrscheinlich zu den Ansichten der schon im J. 1176 um Laun und Saatz vorkommenden waldensischen Bohomilen bekannt, Ansichten, die sie auch mit ihren Zeitgenossen Martin Morawec, Heinrich Lubnaeus, und mit den Spätern Konrad Stěkna, Johann Milič, Joh. Huß, Hieronymus und unzähligen Böhmen getheilt.

Auch darum findet der Slawe Mailand für seine Landsleute denkwürdig, daß sie von ihren wilden Drängern, den Gothen, durch einen Slawen, den aus Čermen gebürtigen Belizar befreyt worden, auf welchen sein Kaiser Uprawda eine Münze hat schlagen lassen mit der Umschrift: Belisarius gloria Romanorum. Mit größerm Recht könnten die Slawen sagen: Belisar der Ruhm der Slawen, hätte dieser Held, so wie für andere, auch etwas für die eigene Nation gethan. Leider verhalte es sich nicht besser auch mit andern, zu Herrschern Roms gewordenen Slawen z. B. Justin II., Leo V. und

Alexander, Constantin, Roman, Basilius und Constantin. Sie vergaßen alle der eigenen Nation. Dreymal finden wir ein böhmisches Heer vor Mailand, 1158 unter Wladislaw, 1161 unter Theobald seinem Bruder, 1162 unter Friedrich seinem Sohne. Während der böhmische Bischof Daniel gefangene Priester und Jungfrauen zu befreyen bestrebt war, rieth der von Ravenna, Anselm, Mailand zu zerstören. Leider hörte der Kaiser auf diesen Rath und leider sind es Böhmen gewesen, die die ersten Feuerbrände in die unglückliche Stadt geworfen.

Vor Leonardo da Vinci's berühmtem Abendmahl, das K. richtiger die Vorhersagung von Juda's Verrath genannt glaubt, bringt ihn das in den Köpfen und Gesichtern liegende tiefe psychologische und physiologische Studium auf den Gedanken, ob nicht dieser tief gelehrte Maler in irgend einem Verkehr möge gestanden haben mit Johann von Glogau, welcher, der erste, gerade um diese Zeit zu Krakau Kraniologie gelehrt und im Jahre 1501 ein eigenes Buch darüber herausgegeben hat.

In der Gallerie erfreut sich der Slawe wieder an Bildern seiner Schiavoni, einer Venus des Felix und den drey Königen von Andreas. Er trifft auch Stücke von einem Lucas Schiavone aus Mailand, der wahrscheinlich gleichfalls slawischer Abkunft. Vor einem neuern Bilde von Belosi, welches einen Neugriechen darstellt, der sterbend dem Sohne das Racheschwert gegen die Türken darreicht, findet K. in Betracht der Gesichtszüge, daß Porphyrogeneta unter den Alten und Fallmerayer unter den Neuern nicht Unrecht haben, wenn sie die jetzigen Griechen größtentheils für Nachkommen der Slawen ansehen.

Die Bilder von deutschen Meistern, Dürer, Holbein, Cranach, Mengs sprechen den slawischen Beschauer so wenig an und dünken ihm hier so wenig an ihrem Platze als jener gothische Dom.

Ueberhaupt wird der deutschen Malerkunst im Gegenhalt zu dem freyen geistvollen Walten der italienischen wenig mehr als das Verdienst eines peinlichen, Haare und Schweißlöcher zählenden Fleißes zugestanden. Der Deutsche scheint K.'n mehr für die Feder als für den Pinsel geschaffen.

Bey Erwähnung des Theaters La Scala wird angemerkt, wie einige vom Kapellmeister des Regiments Bakoni in Musik gesetzte slawische, besonders illyrische Volksmelodien so allgemein beliebt geworden seyen, daß sie in diesem Theater öfter gespielt werden mußten, und daß Prinz Liutpold von Bayern sie sich habe eigens copiren lassen.

In der Casernkirche dem sonntäglichen Gottesdienst augsb. Confession beywohnend hatte K. nur zu bedauern, daß der übrigens würdige Feldprediger (es sind deren durch Vorsorge des höchstseligen Kaisers in Italien für die Kriegsleute sowohl augsburgischer als helvetischer Confession angestellt) für die Reinheit und Correctheit seiner, der čecho-slawischen Sprache nicht genug Sorgfalt zu tragen und überhaupt mit deutschen und italienischen Büchern besser als mit slawischen vertraut scheinen mußte. Wir, ruft K. aus, besonders wir, die geistlichen Führer und Lehrer unsers Volkes müssen einmal anfangen anders umzugehen mit seiner Sprache, wenn es nicht ewig in dieser Kindheit, die es andern Nationen verächtlich macht, verharren soll. Auf der Straße wurde den Reisenden ein Reiteroffizier gezeigt, dem jedermann sorgfältigst auswich, weil er kurz vorher von einem wüthenden Pferde war gebissen worden. Nach der Hand erfuhr man, daß er durch den Lehrer und Notar Lalić zu Wrbowsko in Croatien vollständig geheilt worden, zu großer Freude K.'s, auch deßhalb, daß die von der österreichischen Regierung großartig belohnte Auffindung eines Mittels gegen die Wasserscheu, diesen vielleicht gräßlichsten menschlicher Zustände, wieder einem Slawen zu verdanken ist.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

I.

Geschichte der k. schwedischen und herzogl. sachsen-weimarischen Zwischenregierung im eroberten Fürstbisthume Würzburg, in besonderer Beziehung auf das reformirte Religions-, Kirchen- und Schulwesen.

(Fortsetzung.)

Vom k. Legationsrathe, Hrn. Dr. C. G. Scharold.

Dritter Abschnitt.
J. 1632 und 1633.

Anknüpfend an den Abschnitt des Jahres 1632, welcher im III. Hefte des VII. Bandes dieses Archivs abgedruckt ist und der mit §. 22 abschloß, führt uns Hr. Sch.

§. 23. die nächsten allgemeinen Zustände nach dem Tode Gustav Adolps vor; zuvörderst die Gefühle der Protestanten und Katholiken Deutschlands bey der Todesnachricht des Schwedenkönigs schildernd, dessen weitaussehende Plane in der Kürze angegeben werden, die jedoch meist mit ihm zu Grabe gingen. Darunter war die Errichtung einer grossen Monarchie, als deren Stützen in Deutschland Er den jungen Friedrich Wilhelm von Brandenburg (später der große Kurfürst) und den Hrzg. Bernhard von Sachsen-Weimar betrachtete. Bevor noch die protestantischen Bundesglieder zur Fortsetzung des Krieges sich geneigt und entschlossen gezeigt hatten, wählte sich das siegende Heer den Hrzg. Bernhard von Weimar zum obersten Feldherrn im fortzusetzenden Freiheitskampfe, 10 Tage etwa nach des Königs Fall (17. Novemb.) Nach Waldsteins Rückzug auf Böhmen ward Kursachsen rasch von den kaiserlichen Besatzungen befreyt. Jetzt eilte der schwedische Reichskanzler, Axel Oxenstierna von Hanau, wo er des Königs Tod erfahren, herbey, um als dessen Stellvertreter die Oberleitung der Staatsgeschäfte zu übernehmen; aber nicht mehr nach den ins Romanhafte sich verlierenden Planen seines Königs; sondern dem Besonnenen genügte es seinen Glaubensgenossen Sicherheit und freye Bewegung zu verschaffen. Nach Einleitung eines allgemeinen Bündnisses der protestantischen Reichsglieder in Deutschland, — ein Auftrag, den ihm noch sein König gegeben —, verfügte er sich nach Würzburg; woselbst er dem Grafen von Hohenlohe als Generalstatthalter und Oberkommandanten des fränkischen Kreises, sowie der dortigen Regierung die nöthigen Instructionen ertheilte. Hohenlohe erließ den 17. Novemb. 1632 von Ochsenfurt aus an die in und um Wirzburg liegenden Officiere die Weisung, sie sollten sich zur Fortsetzung des Krieges in gute Bereitschaft setzen, um auf den ersten Befehl nach Rothenburg, als dem Vereinigungspunkte, sich zu begeben. Der Regierung zu Wirzburg eröffnete Hohenlohe die Maßnahmen des Reichskanzlers, welcher ihm unterm 22. November aus Wirzburg geschrieben, daß er den Tag der fränkischen, schwäbischen und rheinischen Kreisstände zu Ulm nicht in Person, wie er vorgehabt, besuchen könne, weil er wegen des Königs unvermutheten Todes zur schwedischen Hauptarmee, dort zu treffender höchstdringender Anordnungen halber, sich begeben müsse. Es gelte jetzt, des Königs Plan, den er mit seinem blutigen Tod besiegelt, der Vollendung entgegen zu führen, nämlich: die unterdrückten Religionsgenossen von ihren Drangsalen zu befreyen, den gewünschten Frieden wieder herzustellen, das altdeutsche aufrichtige Vertrauen zu erneuern und dem ganzen römischen Reich seinen uralten Glanz ꝛc. zu verschaffen, vornämlich aber dem beschworenen Land- und Religionsfrieden feste Dauer zu geben. An diesem Streben, — daß das vom Könige bereits Errungene nicht wieder verloren gehe, sondern behauptet werde, — möge auch der Statthalter Theil nehmen. Bey dem Aufschub des Congresses zu Ulm möge man weder Zeit noch Gelegenheit verabsäumen, dem Feinde zu schaden; zu dem Ende solle Hohenlohe die Fürsten, Grafen, Herrn und Ritter des fränkischen Kreises, überhaupt sämmtliche Stände zu einem Zusammentritt einladen, auf welchem die ihnen jüngst mitgetheilten Punkte des Ulmer Traktates berathen und innerhalb 14 Tagen eine solche Erklärung eingesendet werde, wie sie dem Vertrauen des höchstseligen Königs und ihrer eigenen Wohlfahrt entspräche. Um allseitiges Zusammenwirken der protestantischen Stände zum Besten des allgemeinen evangelischen Wesens gegen die unablässigen Machinationen des Feindes zu bewirken, auch wegen gebührender Besorgung von des Königs Leiche und zur Tröstung der königlichen Wittwe muß, Er, der Reichskanzler, unvermeidlich und schnell nach Meissen; die süddeutschen Kreise sollten mittlerweile zweckdienliche Vorbereitungen treffen, alsdann werde auch mit Gottes weiterem Beystande und bey vereintem Zusammenwirken ein ähnlicher Erfolg, wie ihn des Königs Heldenmuth erreicht, ihnen nicht entstehen (Beylage I).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Cestopis obsahujícý cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwlaštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortsetzung.)

Ungesehen durfte nicht bleiben das nahe Monza mit seinem von der Longobardenkönigin Theodelinda gegründeten Dom, in welchem außer mehreren auf diese Tochter Bayerns bezüglichen Alterthümern die berühmte eiserne Krone der Longobarden gezeigt wird. Ein Kletterbaum (albero della cucagna), den K. hierorts aufgerichtet sieht, ist ihm der in Oberitalien noch bewahrte Rest einer Sitte, die sich nur bey Slawen und Indern finde.

Der Versuchung, sich von Mailand aus nun nach Florenz und Rom zu wenden, widerstanden die Reisenden um so leichter, als namentlich K. sich sagte, daß je tiefer in Italien, so weniger slawische Elemente zu finden seyn würden, sintemal die Veneti nur Oberitalien inne gehabt, und daß er auch in der Fremde nicht ohne vaterländisch-nationale Berührungen leben und wandern möge.

So wird denn das schöne Italien verlassen unter einem allgemeinen Rückblick, bey dem es wieder nicht an scharfen Streiflichtern auf Deutsches und auf Slawisches mangelt. So wird die Einfachheit der italischen Titulatur gepriesen als Gegensatz der ellenlangen deutschen. Dieses Hochgeboren, Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Edelgeboren, Hochedelgeboren gehe auch da, wo es nicht, wie häufig, geradezu eine Lüge, auf das aus, was schlechterdings kein Verdienst, sondern reine Zufälligkeit ist, ja es werde dadurch auf die nicht eben zarteste Weise an die — Hebamme erinnert. Leider habe sich die germanische Geborenheit auch in die Sprache der Böhmen (Polen, Russen) eingeschlichen. Kein Volk sey religiöser, aber freylich auch zum Aberglauben geneigter als Inder, Slawen und Italiener. Die altslawische Liebe zum Brey, die schon Mauritius und Leo gelobt, setze sich in der italienischen zur Polenta fort. Die italienische Sprache werde am schönsten zu Venedig gesprochen, vielleicht aus slawischem Einfluß, wie durch solchen die meißnische oder sächsische zur schönsten in Deutschland geworden. Zwischen der italienischen Sprache und der slawischen bestehen, sowohl was den Stoff als die Form betrifft, mannichfache Aehnlichkeiten und Berührungen, und zwar in der Art, daß die slawischen meistens als die ältern und ursprünglichern, die italienischen als die jüngern aus jenen entlehnten erscheinen. Dieses wird durch reichliche, einige Blattseiten einnehmende Beyspiele zu zeigen gesucht. Bereits von Plautus, also 200 J. vor Chr., sey das slawische Wort paljub, poljub, palumba gebraucht, woraus abzunehmen, wie lange schon die Slavo-Veneti als Nachbarn der Römer in Italien gewohnt haben müssen. Eben dahin werde auch von den ältesten slawischen Historikern Nestor, Boguchwal, Dalemil u. A. gewiesen. Kurz durch Geschichte und Geographie, Sprache und Sitte, und tausend andere Umstände werde dargethan, daß vor den Römern und Kelten nicht nur im obern Italien, sondern auch in Helvetien, Tirol und einem

Theil von Bayern, in Rhätien und Noricum Wendo-Slawen gewohnt, und daß der italische Lebensbaum seine Wurzel in Slawa's Boden habe.

Uebrigens werden diese italischen Veneti selbst auf die paphlagonischen Heneti zurückgeführt, die nach dem trojanischen Kriege unter Antenor hieher gezogen und deren Charakteristik bey Homer *) ganz mit der spätern der adriatischen Illyren bey Scymnus Chius übereinstimme. Auch seyen die bey Strabo, welcher zwar an die belgischen Veneti denke, erhaltenen paphlagonischen Namen, wenn man die griechischen Endungen abstreift, ganz slawisch. Und Polybius sage ausdrücklich, daß die Veneti sich in der Sprache von den Gallen unterscheiden. Wenn sie nun weder griechisch noch lateinisch sprachen, wenn sie so viele slawische Ueberbleibsel in uralten Namen von Orten, Bergen, Flüssen, Seen u. s. w., ferner so viele Spuren ihres Einflusses auf die Nachbarsprachen, die altrömische und die neuitalische zurückgelassen haben, so sey, daß sie selbst Slawen gewesen, nicht zu zweifeln.

Unter den Sprachen der jetzigen Slawen zeichnet K. vor allen die böhmische aus, welche gewissermaßen die Vorzüge aller andern europäischen, die Würde der spanischen, den Reichthum der englischen, die Tiefe der deutschen, die Leichtigkeit der französischen und die Lieblichkeit der italienischen in sich vereine. Nur zwey Dinge findet er an ihr zu tadeln, die in neuerer Zeit überhandnehmende Neigung, klangvollere Vocale durch das dünne zwitschernde i zu verdrängen, und den oft ungeeigneten Gebrauch des Genitivs. Wenn man sich in der Aussicht auf immer größere Einigung aller Slawen nur freuen könne, daß sich, was die Schriftsprache betrifft, die Slowaken Ungarns zu den Böhmen, die Croaten und Krainer zu den Illyren, die Kleinrussen zu den Großrussen halten, so betrübe es, durch jenen hartnäckigen Eismus der Böhmen endlich einen förmlichen Abfall der Slowaken herbeygeführt zu sehen, während doch, wie „lingua toscana in bocca romana," so „böhmische Sprache in slowakischem Munde" gelten könnte und sollte.

Nun folgt eine Vergleichung der Art und Weise, wie die Veneto-Slawen zu Lateinern und Italienern mit der, wie die Wendo-Slawen zu Deutschen gemacht worden seyen. Dort nur Absichtlosigkeit, Billigkeit und Milde, hier nichts als planmäßige Gewaltthat, und noch bis in die neueste Zeit herab höhnendes Großthun mit solchem an fremder Nationalität begangenen Morde. Sogar rückwirkend mochte selbst der billigsten Deutschen einer, Herder, den Slawen ihren Comenius nehmen, wie ihnen Pölitz den Huß genommen. Noch jüngst habe es ein Teutschwüthiger den Polen verübelt, daß sie am Posen'schen Landtag ihre eigene Sprache und Nationalität nicht dem Besten des ganzen Königreichs, d. h. den Deutschen, zum Opfer bringen wollen.

Es arbeite die englisch-deutsche Menschenliebe auf Emancipirung der Juden und Neger, und zu einer und derselben Zeit auf möglichste Ausrottung der Slawen hin, deren ärmliche Ueberreste vollends verjohnbullt und verteutschmichelt werden sollen. Frage man nach der Quelle dieser himmelschreyenden Handlungsweise, so finde man sie einestheils in der einbilderischen Selbstvergötterung der hierin die Chinesen und Franzosen noch überbietenden und wahrlich zu Affen des auserwählten Volks Gottes gewordenen Deutschen, andrerseits in der maßlosen Bescheidenheit und Hingebung, in der unendlichen Zerrissenheit und daraus entspringenden Schwäche der Slawen. Wie da zu helfen? — Zusammenhalten, zusammenhalten und abermals zusammenhalten!

Sprache, Gewohnheiten, Literatur, Thaten der Vorväter, selbst Namen der Länder, Orte und alten Geschlechter scheiden ein Volk mit Zaubermacht von der Fremde ab, und mußte hie und da der Gewalt nachgegeben werden, dennoch glimmen sehnsüchtige nationale Erinnerungen im Herzen fort, die nicht selten unverhofft zum Ausbruch kommen. So halte

*) Es wird die Stelle der Iliade *N* 6 angeführt nach Wlčkowský's böhmischer Uebersetzung, der die *Μυσοί* geradezu für Slawen und *ἱππημολγοί* für ein Beywort nimmt:

> Zews na Slávy hledí: — na ty Slawany klisodojné,
> Mlékojedy, krotké to lidi, wšech sprawedliwější.

der verdeutschte Altenburger Bauer auch nach dem Verlust der Sprache noch fest an Gewohnheiten, Spielen und Tracht der slawischen Väter. Selbst die Namen der den Slawen entrissenen nun berühmten Städte Berlin, Brandenburg (Branibor), Bremen (Breme), Dresden (Drażd'any), Leipzig (Lipsko), Lubek, Weimar (Winary), Stětin u. s. w. seyen ewige historische und geographische Denkmäler dieses deutschen Unrechtes, jede dieser Städte eine slawische aus Schmerz und Verzweiflung über die gemordeten Kinder versteinerte Niobe. Und so seyen die vielen bey diesem Aufzehren der Slawen mit verschlungenen noch nicht recht verdauten slawischen Wörter, die sowohl in den deutschen Büchern, als in den Volksmundarten namentlich Sachsens vorkommen, eben so viele Klagerufe über den Volksmord, eben so viele an Hand und Kleid des Mörders haftende Blutflecken.

K. wünscht, daß jemand alle diese ins Deutsche gerathenen Slawismen zusammenstellen möchte, wie es durch Leška und Dankowsky in Hinsicht derjenigen geschehen ist, die in der Sprache der Madjaren vorkommen. Er selbst macht mit einer kleinen alphabetischen Sammlung den Anfang.

Unverzeihlich findet er den Rath, den ein Slawe selbst, der Verf. der Schrift „Slawen, Russen, Germanen" Leipzig 1842 S. 7 u. 213 den Preußen und Sachsen ertheilt, die Germanisirung der ohnehin von Deutschen umgebenen anderthalbhunderttausend Lausitzer immerhin ihren Gang gehen zu lassen. Das heiße rathen, daß man fortfahre zu sündigen. Aber wenn es menschlich, zu fehlen, so sey es satanisch, im erkannten Fehler zu verharren. Sein, K.'s, christlicher Rath bestehe darin, es möchten die Brüder Deutschen endlich einmal in sich gehen und wenigstens von nun an die Erfüllung des neunten und zehnten der Gebote Gottes zu Herzen nehmen. Was die Rohheit und Unwissenheit dunkler Jahrhunderte verschuldet, könne Vergebung finden, nicht so, was hellsehende raffinirte Absichtlichkeit Böses verbringe. Den Lausitzern aber wird gerathen, sich, was Schrift und Literatur betrifft, als die Wenigern den benachbarten Vielen, den Böhmen anzuschließen. Es sey dem Slawen rühmlicher und natürlicher, ein Böhme als ein Deutscher zu seyn. Enden möge einmal das Zersetzen der slawischen Nation in unzählige Partikeln, Dialektlein und kleinkrämerische Literaturen; groß genug sey schon ihr Unglück, geviertheilt zu seyn.

Unter derley Gedanken, sagt K., sey er aus dem freundlichen Italien über das Wormser Joch in Tirol eingetreten unter diese Slawenfeinde, die Deutschen. Einigen Trost gewährte es ihm, seinen Empfindungen gegen einen Reisegefährten, einen jungen — Deutschen aus Würtemberg Luft lassen zu können; der Slawe war übrigens im Falle, gegen diesen Deutschen den deutschen Göthe in Schutz zu nehmen als den ersten, der mit Adelung, Herder und Grimm das antislawische Vorurtheil seiner Landsleute bekämpft habe. Göthe, mit dem K. selbst, als dessen Nachbar und zum Theil Mitarbeiter in Jena, oft über die Sache gesprochen, dem er auch, auf Verlangen, einige slawische Volkslieder mitgetheilt, habe sogar, und zwar noch im höhern Alter, böhmisch und serbisch gelernt.

Zu Innsbruck seyen den Reisenden mehr Serviten, Ligorianer, Capuciner, Franciscaner, Prämonstratenser und Jesuiten begegnet, als selbst an irgend einem Orte von Italien. Einem als medicinischer Professor hier lebenden verdienten Böhmen flüstert K., nur halb im Scherze, ins Ohr: fremde Hirse hütest du, die deinige fressen die Sperlinge! Auch findet der Slawe, daß die Kirchen und Sammlungen hier wie überhaupt in Tirol häufig mit den Federn eines slawischen Künstlers, des Martin Bohumil Polák, geschmückt sind.

Hofers Denkmal in der Franciscanerkirche ist K.'n ein sprechendes Bild, wie die deutsche Nation, selbst ihr ungebildeter Theil, überall zusammenhalte, sich nie an die Fremden hänge. Wie anders die Slawen! Wo sind unsre Hofer, ruft er aus. Die Russen haben doch einen Minin, einen Požarski, aber die Böhmen, die Polen und andre Slawen haben nur Zerreißer, Zerstückler der Nation und des Vaterlandes.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Nach Erledigung der dringendsten Geschäfte verließ Oxenstierna am 8. December 1632 unter dem Donner der Kanonen die Stadt Wirzburg, eilte mit großem Gefolge nach Erfurt, traf das schwedische Heer zu Altenburg und begab sich Weihnachten an den kursächsischen Hof nach Dresden.

§. 24. Angeordnete bessere Verwaltung des Klosters Bildhausen. Beschwerden und Wünsche der Stadt Wirzburg. Erhebung und Sicherung der Getreid- und Weinvorräthe. Stellung des Landausschusses. Steigende Zügellosigkeit des schwedischen Militärs.

Das durch Kriegsdrangsale in den tiefsten Verfall gerathene Kloster Bildhausen, — dessen Abt Georgius Khinn vor den Schweden erst nach Metz, dann nach Köln sich geflüchtet, — erhielt auf die beweglichen Vorstellungen der im Kloster zurückgebliebenen Conventualen vom Generalstatthalter in der Person des Veit Ulrich Truchseß von Wetzhausen auf Bettenburg, damals Amtmann zu Neustadt a/S., einen Oberverwalter mit der Weisung: „einen tüchtigen protestantischen Inspector in das Kloster zu ordnen, der mit Beyrath der Conventualen die Haus- und Feldöconomie dergestalt besorge, daß sich das Kloster wiederum erhole, die Geistlichen und Dienerschaft nothdürftig unterhalten und ergiebige Ueberschüsse der Einkünfte an das Civil und Militär-Aerar geleistet würden" 2c. Noch während Oxenstiernas Anwesenheit überreichte der Magistrat von Wirzburg die Beschwerden und Wünsche der Bürger am 10. Novemb. 1632 aus 8 Punkten bestehend. Sie bekunden den argen Mißbrauch der Militairgewalt und die maßlosesten Bedrückungen der armen Stadt durch das schwedische Heer nicht nur, sondern auch durch eine Menge von Personen, die nicht zu selbem gehörten: der Magistrat beantragte Erleichterung durch Verminderung der Besatzung, durch Beytrag des Landes zur Unterhaltung der nöthigen Mannschaft. Der Reichskanzler verlangte, wie dieß früher auch geschehen war, eine genaue Uebersicht derjenigen Getreid- und Weinvorräthe, welche von den königl. Aemtern an die durchs Land ziehenden Heeresabtheilungen abgegeben worden, und welche jetzt noch übrig seyen. Den Beamten ward befohlen, den Anforderungen der Soldaten und ihrer Offiziere in Bezug auf Getreid, Wein und A. nur gegen vorgezeigte Anweisungen des Generalstatthalters und der Regierung zu genügen, die rückständigen und neuerlich fälligen herrschaftlichen Abgaben einzutreiben und an die k. Kammer, Getreide und Wein an die Magazinsstätte zu bringen (Beylage II). — Höchst unerfreulich lauteten der Beamten Berichte hierüber, sie geben den Beweis, daß bald nach des Königs Tode und ungeachtet aller ergangenen Verordnungen (Beylage III) auch der letzte Schatten von Kriegszucht und öffentlicher Ordnung verschwunden war. Zum Schutze gegen Plünderungen des königlichen und Privateigenthumes durch die Soldaten war der Ritterschaft von der Regierung die Errichtung eines Landausschusses öfters, allein vergeblich, vorgeschlagen und befohlen worden. Truchseß von Wetzhausen berichtete die Unmöglichkeit, Ausschüsser und Contribution im Kanton Baunach zusammenzubringen wegen der feindlichen Streifereyen und Verwüstungen. Der Kern der jungen Mannschaft sey bereits den geworbenen Regimentern eingereiht, Waffen fehlten überall. In der Stadt Wirzburg selbst, auf dem Marktplatze, plünderte der schwedische Soldat Bürger wie Bauern. Den Oberoffizieren, die den Unfug zu steuern angewiesen wurden, fehlte es an gutem Willen. Die schwedischen Beamten flüchteten sich vor den häufigen Einfällen der Kaiserlichen an Orte, die größere Sicherheit gewährten.

§. 25. Kirchliches Propagandenwesen zu Aub und Königshofen. Reclamation der fränkischen Ritterschaft an die Stadt Schweinfurt. Urkunde über die Schenkung des Klosters Amorbach an den Grafen von Erbach.

An der reichen Spitalkirche zu Aub war neben dem bisherigen katholischen Pfarrer auch ein protestantischer Prediger seit April 1632 angestellt; er hieß M. Johann Cranz und hatte sein Amt nicht ohne große Mühe und „saure Gänge" versehen; ging indessen Ende obigen Jahres auf Berufung von Christian von Seinsheim, welcher ihn schon früher als Diaconus zu Marktbreit hatte anstellen wollen, — dahin ab. Auf den Vorschlag der protestant. Bürgerschaft von Aub, die Pfründe des spitalischen „Meßpriesters" dem künftigen protestantischen Spitalprediger zuzuwenden, jenen aber dem kathol. Stadtpfarrer als Kaplan beyzugeben, ging die Regierung nicht ein, sondern setzte den von Cranz vorgeschlagenen M. Samuel Ehinger, der bereits in Frühlinge dieses Jahres die Pfarrey Lipprichhausen erhalten, dahin; nach Lipprichhausen dagegen den Vetter des Samuel Ehinger, David Ehinger.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Cestopis obsahující cestu do **horní Italie** a odtud přes **Tyrolsko a Baworsko**, se zwláštním ohledem na **slawjanské žiwly** roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Fortsetzung.)

Bey einem der böhmischen hier lebenden Freunde gewahrt K., indem er etwas auf dem Klaviere spielt, unter den Musicalien auch seine im J. 1838 erschienene Druckschrift „Ueber die litterarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der Slawen," und auf dem Umschlag deutsche Verse, die böswilliger Deutung und giftiger Verdächtigung voll sind. Er schreibt aus dem Stegreif in eben so viel Versen gleicher Art darunter, wie diese Wechselseitigkeit nur als eine geistige gemeint und ferne sey, an Throne zu rühren, je zu wollen, daß dieß Europa Rußland werde und dergl. Uebrigens werden in Tirol, außer einigen Ortsbenennungen, worunter der des namengebenden Schlosses selbst, wenig slawische Ueberreste, nicht einmal wendische Beete, bemerkt.

In Bayern eingetreten wird K. zu Mittenwald durch die hier zu Land übliche Art und Weise den Priester, der einem Sterbenden das Viaticum bringt, in Procession zu begleiten, an einen Fall erinnert, bey welchem er, als in Pesth die Cholera wüthete, an der Stelle eines Amtsbruders, Vaters einer zahlreichen Familie, eine ähnliche geistliche Verrichtung über sich genommen und so die ihm nicht wie hier aus christlicher Theilnahme, sondern aus Neugier folgende Menge von dem Vorurtheil habe heilen können, daß jede Hülfleistung der Art das eigene Leben gefährde.

In Bayern, sagt K., schwammen wir in einem Meere von Bier. Wo wir hinkamen, wurden uns ganze Krüge mit Bier vorgesetzt. Wer's nicht mit Augen gesehen, kann nicht glauben, wie viel die Deutschen, besonders die hiesigen, dieses Getränkes zu sich nehmen. In Weilheim, wo wir zum Abendbrod nur ein Halbstündchen anhielten, tranken Deutsche, die neben uns saßen, 3 — 4 und mehr solcher Geschirre leer, und, so scheint es, ohne alle Beschwerde.

Obschon K.'n die Gegend, durch die nun der Weg gieng, nicht übel gefiel, und zwey angenehme fein gebildete Franzosen von der Gesellschaft waren, versank er doch mit einem Male in ein für diese auffallendes trübsinniges Schweigen. Erst auf dringendes Fragen eröffnete er ihnen den stillen, sein Slawenherz auch auf diesem bayerischen Boden verfolgenden Gram. Vor zwölfhundert Jahren hatten sich zehntausend Slawen mit Weib und Kind vor ihren Verfolgern, den Hunen und Avaren, zu König Dagobert nach Bayern geflüchtet. Es waren ihnen hier Wohnsitze angewiesen worden. Aber kaum hatten sich die Unglücklichen niedergelassen, so wurden sie von den Franken und Bayern in Einer Nacht alle meuchlerisch gemordet *). Und wir, setzte

---

*) Fredegar IX. 71. Hätten die 700 dem Blutbad Entronnenen, wie Hansitz und Kopitar vermuthen, bey dem jetzigen Dorfe Bulgarn über die Donau

K. bey, wir ziehen vielleicht eben hier über ihrem Blut und Staube dahin. Froh war K., daß die Nacht ihren Schleyer zog über diesen Schauplatz.

Als die Reisenden bey Tagesanbruch in München aus dem Eilwagen gestiegen, war der erste Bewohner, den ihr Auge traf, König Ludwig, der in seinem Palaste, dem Postgebäude gerade gegenüber, schon an frühem Morgen arbeitet und auf- und abgehend von Zeit zu Zeit am Fenster sichtbar ist.

Bedauert wurde, daß der eben nach der Türkey abgereiste Prof. Fallmerayer, der Verfechter des nach Hellas gedrungenen Slawenthums, nicht begrüßt werden konnte. Aber tröstlich war's, hier zu hören, daß auch die griechische Regierung an der Universität zu Athen einen Lehrstuhl der slawischen Sprachen zu errichten gedenke, wie solche außer Rußland bereits zu Paris, Berlin und Breslau vorhanden, und von der wohlwollenden österreichischen Regierung auch für Wien und insonderheit für Pesth zu erwarten stünden. Die slawischen Gebetformeln in einer aus Freysing stammenden Handschrift der Münchner Bibliothek denkt sich K. für Slawen bestimmt, die im IX. X. Jahrhundert noch in Bayern selbst gewohnt hätten.

Außer der Bibliothek zogen den Reisenden hauptsächlich die Pinakothek und die Glyptothek an, beydes Bauwerke, bey deren Besuch er jedesmal mit sich gekämpft, ob er ihnen selbst oder aber ihrem Inhalt die größere Aufmerksamkeit zu widmen habe. Wer die italienischen Sammlungen gesehen, dem vermöge freylich eine deutsche nicht viel Neues, Anlockendes zu bieten. Neben Werken italienischer Meister wird eine heilige Geburt von Schiavone in der herzoglich leuchtenbergischen Gallerie hervorgehoben. Auch gefiel, als Gegenstand aus der böhmischen Geschichte, eine eben im Kunstverein ausgestellte Wlasta, die sich wahrsagen läßt, von Alb. Zimmermann. Unter den Wandgemälden der Arcaden im Hofgarten werden zwey, nämlich der Einsturz der Innbrücke bey Mühldorf unter fliehenden Böhmen, und ein anderes, welches darstellt, wie im Jahre 1440 der bayerische Herzog Albrecht die ihm dargebotene böhmische Krone ausschlägt, als solche bezeichnet, durch die sich das Auge eines Slawen, besonders des Böhmen beleidigt fühlen müsse. Vor Schwanthalers für die Walhalla bestimmten Hermannsgruppe wieder der Ausruf: wann und wo wird man auch unsern slawischen Hermannen, Samo, Lauritas, Swatopluk, solche Denkmale setzen? Unter den für den Erzguß modellirten Statuen Schillers, Göthes, J. P. Richters vermißte K. Herdern. Er meint, „das junge Deutschland" trage diesem Gerechten das Urtheil nach, das er in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit über die Slawen ausgesprochen; ja in einigen deutschen Staaten sey diese klassische Stelle über die Slawen durch die Censur förmlich unterdrückt worden.

Beym Gottesdienst in der protestantischen Kirche fand K. Anlaß, Vergleichungen anzustellen zwischen der Armuth der hiesigen und überhaupt der deutschen Protestanten und dem Ueberfluß der ungarslawischen an schönen durch reichliche Abwechslung die religiöse Stimmung hebenden Kirchenmelodien. Und diese tonarmen Deutschen, dachte er sich, dennoch wollen sie unser musicalisches Volk überall auch zu Deutschen machen! In der Bonifaciuskirche findet er an dem Bilde dieses Apostels der Deutschen ganz die verachtenden, slawenfeindlichen Züge, die in dessen Schreiben an König Ethelbold verewigt sind, wo es heißt: Winedi foedissimum et deterrimum genus hominum. Wann werde man übrigens den Aposteln der Slawen ähnliche Basiliken weihen? Ob dieß ein Cyrill und Method, durch die kein Volk angefeindet und unterjocht worden, die in der Muttersprache lehrend und schreibend ihr heilig Amt verwaltet, nicht mit größerm Rechte verdienten als alle deutschen nicht Apostel sondern Slawenverteutscher und Freyheitsmörder?

Im Theater wurde Zar und Zimmermann gegeben. Die Reisenden erkannten in der Rolle Peters ganz und gar nichts slawo-russisches. Dagegen betrachteten sie mit großer nationalen Freude die beyden in der königlichen Loge anwesenden meklenburgischen Prinzessinnen, in deren Zügen sie noch

---

gesetzt, so wäre die That schwerlich in der Gegend, die K. meint, vielleicht nicht einmal im jetzigen Bayern verübt worden.

ganz das reinslawische Gepräge zu erkennen meinten. Spiel und Musik schienen den Slawen alles Lobes werth. K. freute sich insonderheit, daß er im hiesigen Orchester, im Dienst der Fremden, nicht wieder Böhmen finden müsse. Diese Böhmen scheinen ihm übrigens ihre Liebe zur Musik etwas zu weit und bis zur Sucht zu treiben, wobey er sogar an die Zigeuner in Ungarn erinnert, welche die besten Musiker und die schlechtesten Soldaten seyen. So findet er etwas Unmännliches auch in der beliebten Diminutivform vieler böhmischen (mit Deutschen auf –chen, –ken, –ke, –lein, –len, –le, –l zu vergleichenden) Geschlechtsnamen wie Gelinek, Sedlaček, Ružička, Dobratko u. s. f. Länger beschäftigt ihn ein hiesiger aus Böhmen stammender junger Gelehrter, der leider seitdem verstorbene Karl Tutschek (Tuček) und dessen sinnige Weise, vier jungen Südafricanern, die er deutsch lehren sollte, zu gleicher Zeit ihre eigenen mütterlichen Sprachen abzulernen.

Das nahe Augsburg, schon durch seine alten Namen Augusta Vindelicorum und Zizaris den Slawen bedeutsam, war es nicht minder als Schauplatz der Ungarnschlacht. Ueberdieß durfte K. einen Werth darauf legen, die Redactoren der hier erscheinenden, nicht selten auch slawische Verhältnisse besprechenden weit verbreiteten Zeitblätter persönlich kennen zu lernen. Es war ihm daran gelegen zu zeigen, wie wenig statthaft gewisse zunächst von Madjaren herrührende Verdächtigungen und die dadurch veranlaßten Besorgnisse seyen, mit welchen von den Deutschen das in den Gebildetern der verschiedenen Slawenzweige erwachende, zum Theil durch ihn geweckte Bewußtseyn gemeinsamer Nationalität betrachtet werde. Eine Mahnung an sämmtliche Zweige, in Allem, was Sprache, Literatur und geistiges Fortschreiten betrifft, mehr auf einander Rücksicht zu nehmen, ein Aufruf zu solcher literarischen Wechselseitigkeit, wie er von ihm ausgegangen, sey ja nur was eben auch in Deutschland durch Hohe und Höchste wie durch Niedere von den Dächern gepredigt werde, ohne daß man dabey eine Gefahr sehe für den Bestand der verschiedenen politischen Verhältnisse, die auf ganz anderer Grundfeste ruhen. Fortzuschreiten in Allem, was Bildung, Vervollkommnung heißt, sey einmal heilige Pflicht jeder Nation, und eben so heilig müsse auch das Recht seyn, das sie dazu hat.

In Augsburg mußte K. vernehmen, daß man in Dresden die bisherige böhmische Kirche den dort lebenden wenigen Engländern eingeräumt habe, wie denn dieses Volk auch Ungarn, um im Sinne der Madjaren mitzuarbeiten, nicht ohne Sendlinge lasse. Ultramadjaren, die, wie Pulsky und Consorten, slawische Namen trügen, seyen übrigens keiner Antwort würdig.

Regensburg und die Walhalla zu besuchen konnte K. sich nicht entschließen. Er wollte sich den Aerger ersparen über die deutsche Ungerechtigkeit, die auch slawische Männer, z. B. Kopernik und General Diebitsch (Děwič Zabalkanský) in ihrer Walhalla aufgestellt und sich zugeeignet habe. Wenn sie uns, sagt K., die Kaiserin Katharina, weil sie aus deutschem Blute entsprungen, nehmen und dort hinstellen, wie können sie uns Personen entziehen, die durch Blut und Namen uns angehören, wie die obigen oder wie Repkow, Staupitz (Stupický), Berlepsch (Bernewičko), die von Bore (Borská), Leibnitz (Libenický, welcher, nach dessen Biographen Guhrauer I. Th. S. 4 seiner slawischen Abkunft sich nicht unbewußt, vielleicht deßhalb lieber lateinisch und französisch als deutsch geschrieben habe), Ziethen (Sitenský), Schwerin (Zwěrinský), Maltzan (Malčanský), Maltitz (Maletický), Miltitz (Miletický), Zedlitz (Sedlický), Opitz (Opic) u. s. f. So sey, des Lausitzers Lessing zu geschweigen, wie es scheine und wie schon Krug vermuthet, auch Kant, der Königsberger Weise, slawischer Abkunft gewesen.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Auch zu Königshofen gab es nach der Flucht des kathol. Pfarrers und nach dem Tode seines Kaplans und Pfarrverwesers einen 2. protestant. Pfarrer, Lorenz Prätorius, der am 2. Februar investirt wurde. — Der Zeitpunkt nach Gustav Adolphs Tode schien der fränkischen Ritterschaft sehr gelegen, gegen die Reichsstadt Schweinfurt eine Reclamation geltend zu machen, ohne befürchten zu müssen, daß diese Stadt einen so mächtigen Stützpunkt finden werde, wie ihr früher der Schwedenkönig war. Der Flecken Bergrheinfeld, den 3 adligen Geschlechtern von Thüngen, Grumbach und Schaumberg zuständig, sey, so behauptete die Ritterschaft in ihrer Reclamation vom 30. Decemb. 1632, dem beym Schwedenkönige erwirkten Donative widerrechtlich eingemischt und von der Reichsstadt an sich gezogen worden. Dieser Umgriff, der offenbar nicht in des Königs rechter Localkenntniß oder eigenen Bewegniß begründet sey, rühre „von des Magistrats großer Importunität und unredlicher Suggestion" her; ohnehin sey Schweinfurt vom Könige „überreichlich" beschenkt worden, und sollten daher die Güter irgend eines Schuldlosen vom Adel, „welcher zumal sich der Krone Schweden mit Leib, Gut und Blut in Kriegs- und Landesdiensten verlobte," auf keinerley Weise angetastet und beeinträchtigt werden. Einen ähnlichen Uebergriff der Grafen von Wertheim auf den St. Burkarder Zehenten zu Waldbüttelbrunn wies die k. Regierung zurück.

Endlich kam der Graf Ludwig von Erbach auf vieles Ansuchen in den Besitz des ihm von Gustav Adolph d. d. Naumburg, 4. Novemb. 1632 geschenkten Klosters Amorbach, indem Oxenstierna, die schon bis auf des Königs Unterschrift unter obigem Datum ausgefertigte Schenkungsurkunde mit dem k. Secretsigill und seiner Unterschrift sammt der beygesetzten Bemerkung bekräftigte, sie haben wegen des Königs unverhofften Todesfalles nicht mehr von diesem selbst vollzogen werden können. Zur Einweisung in den Besitz bevollmächtigte der Reichskanzler den Grafen Hohenlohe, der wieder wegen Verhinderung dieß Geschäft dem schwedischen Oberamtmann zu Amorbach Joseph Christoph von Gemmingen übertrug.

§. 26. Einleitung zur Fortsetzung des Kriegs. Verfügung gegen die Güter der Ausgewanderten. Verbot des Briefwechsels und der Verrätherey nach den vom Feinde besetzten Orten. Anfang des Militairs in Wirzburg.

Oxenstierna, vom Reichsrath in Schweden zum Legaten der Krone im römischen Reiche und bey allen Heeren ernannt, begab sich nach getroffenen Anordnungen bey den Armeen unter Bernhard von Weimar —, der nach Franken und an die Donau vorrücken und dem Marschalk Horn die Hand bieten sollte —, und unter den Feldmarschalk Kniephausen (letzterer zur Behauptung Niedersachsens und Westphalens bestimmt) nach Franken heraus und berief die kleineren Stände Süddeutschlands auf einen Tag nach Heilbronn. Waren die mächtigeren deutschen Fürsten und das mißhandelte Volk aufrichtig für den Frieden; so wünschten auf der andern Seite des Krieges eifrige Fortsetzung die fremden beutesüchtigen Heere und ihre Führer, die kleinen Fürsten, Grafen und Herrn, um im Genusse der vom Schwedenkönige erhaltenen Schenkungen zu bleiben, die kleineren Stände in Franken, Schwaben und am Rhein, geködert durch die urkundlichen Versprechungen eines Theiles der von Gustav Adolph über die Katholiken gemachten Eroberungen, jene Männer ferner, die sich an Schweden und Frankreich verkauft und vor Allen der Reichskanzler Oxenstierna, welchem schon sein verstorbener König das herrliche Kurfürstenthum Mainz zugesichert haben soll, und der länderlose, aber ehrgeizige und thatendürstige Hrzg. Bernhard von Weimar, der sein Auge auf das schöne Herzogthum Franken und vielleicht auf noch mehr geworfen. — Allein die Kriegsparthey mußte auch auf Mittel denken, denselben führen zu können. Alle früheren Quellen waren durch den seitherigen Krieg erschöpft; neue mußten aufgesucht werden. Man griff nach den Gütern der Ausgewanderten. Der Generalstatthalter Graf von Hohenlohe befahl Ende Octobers 1632 der k. Regierung zu Wirzburg, ein Verzeichniß aller entwichenen und noch abwesenden Einwohner jeden Standes, deren Häuser, Güter, Kapitalien und Mobilien anzufertigen und ihm vorzulegen. Die Regierung übertrug dieß schwierige Geschäft, insoweit es die Stadt Wirzburg betraf, dem dortigen Magistrat am 26. Octob. 1632, der dann am 27. desselben Monats die Vögte der geflüchteten ältern Domherrn, die Beamten der Nebenstifte und Klöster und die Viertelsmeister der Stadt, auf dem Rathhause versammelt, zur Fertigung und Einsendung der begehrten Verzeichnisse anwies.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Cestopis obsahující cestu do horní Italie a odtud přes Tyrolsko a Baworsko, se zwláštním ohledem na slawjanské žiwly roku 1841 konanau a sepsanau od Jana Kollára, etc.

(Schluß.)

Das liebliche Salzburg, wohin sich die Reisenden nun gewendet, war ihnen bedeutungsvoll als der Punkt, von wo die Bekehrung der Nachbarslawen ausgegangen. Mit besonderer Andacht und Dankbarkeit standen sie vor St. Vitalis' Denkmal, weil dieser Evangeliumsbote mit slawischer Sprache vertraut gewesen.

Von Ischl an bis Linz, Wien und Pesth sah sich K. in allen Gasthäusern und Zeitungen wie verfolgt durch einen zuerst in der salzburgischen (Nr. 197), wie er meint, mit einer gewissen Schadenfreude gegebenen statistischen Artikel über den Verbrauch von Brantewein in der Hauptstadt Rußlands. Leider kann er die, auch unter den Ungarslawen besonders beym Landvolk eingerissene Trunksucht nicht in Abrede stellen. Scenen der Trunkenheit, für Viele freylich des einzigen Zustandes, in dem sie sich minder elend fühlen, auf den Straßen der Stadt Pesth von fremden Taglöhnern, Mähern, Schnittern dargestellt, trügen bey, in den Augen des großen Haufens nicht diese Unglücklichen allein, sondern ihre ganze Nation verächtlich zu machen. Wie schmerzlich für die Wortführer und Freunde eines Volkes, das in Einzelnen sich solcher Fürsprache noch so unwürdig zu zeigen scheint! An der Obrigkeit, dem Adel, der Geistlichkeit, dem Lehrstand liege es, nicht bloß dieses Laster, sondern auch noch ein anderes auszurotten, das den Slawen selbst von den Fremden so oft vorgeworfen werde, die knechtische Kriecherey vor Andern.

Den Weg nach Linz machten mit K. zwey junge Böhmen, die eben Italien besucht hatten und ihn schlecht erbauten durch ihre Unkenntniß ihres eigenen Vaterlandes und seiner Literatur. Sie schoben die Schuld auf die böhmischen Schulen, in welchen, auf böhmisch recht lesen und schreiben, nicht gelehrt werde.

Wie zwischen München und Salzburg, so gewahrten die Reisenden in ganz Oberösterreich wieder wendische Beete, hier auch slawische Namen und slawische Gewohnheiten. Noch im XI. XII. Jahrhundert waren an den Ufern der Traun zahlreiche slawische Ortschaften, hier Pars Slavanorum, hier Slavinia, hier Colomezza oder Chlmec. Im Namen der Stadt Wels habe sich noch der des slawischen Gottes Weles erhalten. Diese Slawen seyen längst des im Sinne Kohl's und Anderer für Slawen höchsten Glückes, nämlich vollendeter Verteutschung theilhaftig geworden.

Auf dem Dampfboote nach Wien wird zweyen Polen aus Warschau das Geschick ihres Vaterlandes daraus gedeutet, daß sie sich an Franzosen, an Madjaren* lieber als an Stammesgenossen gehalten.

In Wien erhält K. Kunde von dem Ausgang des zu Pesth gehaltenen allgemeinen evangelischen Kirchenconvents, dem er sich, wie eingangs erwähnt, durch diese Reise entzogen hatte. Es sey kein Con-

vent gewesen, sondern ein unbändiges Losschreyen auf die Slowaken und ihre Sprache, durch welches die jungen Madjaren und Juraten selbst das evangelische Gotteshaus zu entweihen sich nicht entblödet hätten.

Zwischen Wien und Preßburg bey Ebersdorf an der Stelle, wo im Jahre 1683 Johann Sobiesky's Lager gestanden und eine Zusammenkunft Leopolds I. mit diesem Befreyer Wiens statt gehabt, ist eine Pyramide errichtet, die in ihrer Aufschrift einem Verehrer des Polenkönigs nicht eben als ein Denkmal kaiserlichen Dankes erschienen seyn müsse, weßhalb er eine andere darunter gesetzt hat, welcher, wenn sich auch die Bleystiftzüge verwischen, dieses Buch Kollars eine längere Dauer sichert.

Ein Tag in Preßburg voll nationaler Freuden und Hoffnungen unter Slawia's besonders der karpathischen jugendlichem Nachwuchs zugebracht setzte dieser Reise des slawischen Vorkämpfers gleichsam die Krone auf. Von den Professoren Palkovič und Štur in den Kreis der eben zu Uebungen in der Muttersprache versammelten jungen Slawen eingeführt, wurde er von den Slowaken in böhmischer, von den Serben in serbischer Mundart bewillkommt. Nachdem in beyden Sprachen Reden gehalten, Gedichte gelesen waren, nahm der Gefeyerte selber das Wort, dieser Jugend ans Herz zu legen, was namentlich dem slawischen Volke noth thue und was es von ihr erwarte. Eure Losung, so schloß er, sey die Wechselseitigkeit; was ihr thut, thut so, daß alle eure Empfindungen und Gedanken, eure Schriften und Handlungen, kurz eure ganze besondere Volksthümlichkeit ankere im Meere des allgemeinen Slawenthumes.

Wir haben uns bey diesem Berichte über das merkwürdige Buch jeder eigenen Bemerkung enthalten. Was es offenbar Schiefes, Uebertriebenes enthält, wird der deutsche Leser ohne unser Zuthun herausfühlen. Leicht wäre es gewesen, Gehässigem durch Gehässiges zu begegnen, Ueberschwängliches ins Lächerliche zu ziehen. Dazu aber achten wir zu sehr den Autor und uns selbst. Er steht da als Kämpfer für die Schwächern, für die, welche er gedrückt glaubt und schützen möchte vor völligem Erdrücken. Eine solche Stellung ist alles Ernstes und aller Ehren werth. Wir zweifeln, ob vor der Zeit, da die Madjaren, was sie früher vor sich selbst mit allen Mitteln abgewehrt, ihrerseits den eigenen Landsleuten aufzuladen angefangen, ein Kämpfer der Art nöthig oder gleiches Dankes sicher gewesen wäre. Ihm mußte es darauf ankommen, zunächst in seinen karpathischen Volksgenossen, geschähe es auch durch weites Ausholen, durch Klagen, Anklagen und Uebertreibungen mancher Art, kurz durch schärfere Reizmittel, das etwas stumpfe Gefühl und Bewußtseyn der eigenen Nationalität zu wecken. Ließen sich doch auch unter uns Deutschen nach einer andern Richtung Gegenstücke finden zu allen diesen Klagen, Anklagen und Uebertreibungen. Wir erinnern nur an P. Fr. Jos. Müllers Ursprache, an Jäkel „über den germanischen Ursprung der lateinischen Sprache und des römischen Volkes."

Es giebt einen Standpunkt, von welchem aus auf Fragen solcher Art mit größerer Unparteylichkeit eingegangen werden kann. Wenn die Sprache, diese mächtigste der Gewohnheiten, dem Menschen dient, so beherrscht sie ihn auch und grenzt ihn ein in mitunter enge Kreise. Unentbehrlich und höchst wohlthätig als Mittel und Werkzeug, kann sie vielfach hinderlich werden als Schranke. Dem, was blos Form, blos Mittel ist, eine Art Cultus zu widmen, der nur der Sache, dem Zweck gebühren mag, nimmt etwas an vom Götzendienst. Und wenn es unrecht ist, irgendwo eine Form, die nicht die ererbte, mit Gewalt aufzudringen, so liegt andrerseits etwas Inquisitorisches darin, Einen anzufeinden deßwegen, daß er neben der ererbten Form, wäre es auch mit Hintansetzung derselben, eine andere braucht, die ihm unter gegebenen Umständen besser zusagen mag. Ueber der Nationalität steht die Humanität, sie, der ja auch jede Nationalität heilig ist. Wir glauben, daß unserm Reisenden selbst, der wohl eben so gut deutsch als böhmisch schreibt, dieser Standpunkt nichts weniger als ein fremder sey. Aber — wir sind eben noch lange

nicht im Weltalter der **Humanität**, höchstens bricht vorerst das der **Nationalitäten** an.

Von den Beylagen haben wir bereits erwähnt die erste, welche die Abtey Salavar betrifft. Die zweyte, als Auszug aus einer angefangenen größern Schrift „Spaziergänge im Garten slawischer Sprache“ gegeben, besteht in einer etymologisch-historischen Abhandlung über das Wort **holub** (columba), welche sich bemüht, nachzuweisen, daß nicht bloß in den slawischen Sprachen, sondern auch in der lateinischen, griechischen, hebräischen und indischen dem Namen der **Taube** die Wortwurzel **lub**, **lieb** oder doch der Begriff derselben zu Grunde liege. Es spielen diese, wie überhaupt alle Etymologien des Verf., in sehr breitem Geleise. Praktischer ist das auf S. 281 — 362 beygefügte **slawische Künstlerlexicon**, in welchem 507 Maler und Zeichner, 115 Kupferstecher, 78 Bildhauer, 49 Baukünstler aus verschiedenen Slawenländern aufgeführt werden. Dazu kommt eine Reihe nichtslawischer Künstler, von welchen Gegenstände aus der Slawenwelt behandelt sind.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Ungern und zögernd gingen sie an die Arbeit, auch gaben sie vor, das Geforderte nicht recht zu begreifen. Daher fielen die Verzeichnisse mangelhaft und ungenügend für die Absichten der Regierung aus. Der Regierungskanzler Fabritius drängte zum Vollzug derselben wegen seiner bevorstehenden Reise zum Oberkommandanten, erließ jedoch zugleich eine gedruckte Instruction (Beilage V.) mit Angabe aller jener Punkte, deren Beantwortung die Regierung begehrte. Aber auch diese Punkte konnten nicht in kurzer Zeit beantwortet werden und man suchte es zu vermeiden, Verrath an den unglücklichen Mitbürgern zu begehen; auch erkannte man recht wohl die wahre Absicht der Regierung. Am 9. Januar 1633 wurden die von obigen Beamten entworfenen Berichte und Verzeichnisse dem Regierungskanzler überreicht, der nach vorgenommener Durchsicht dieselben nicht der Instruction gemäß und oberflächlich verfaßt befand. In solcher Fassung könnten sie dem Generalstatthalter nicht vorgelegt werden. Nun ließ sich Fabritius herbey, am 15. Januar 1633 den Vorgeladenen die Instruction zu erklären. Fabritius stellte zuvörderst den Mendicanten-Ordenspersonen aus einem für sie sehr anziehenden Gesichtspunkt die ganze Maßregel dar, indem er sagte: die Regierung sey schuldig, da es ihnen, den Mendicanten, an ihrer äußersten Lebensnothdurft gebreche, ihnen solche vom Lande her zu verschaffen: „Alles sey lediglich auf Sicherung des Unterhaltes der Geistlichen abgesehen;“ worauf die Geistlichen die Versammlung verließen. Weniger einladend war des Kanzlers Rücksprache mit den Beamten der Stifte, Klöster und Spitäler. Er begehrte die Einreichung schriftlicher Vorschläge, wie man am besten die der Krone Schweden anheimgefallenen Güter benutzen könne, damit der Regierung bey Wiederkehr des Friedens und für den Fall, daß das Land einen andern Beherrscher, er sey, wer er wolle (auf Weimars Uebernahme des Herzogthums Franken hingedeutet!), bekomme, der Vorwurf eines üblen Haushaltes nicht gemacht werden könne. Dem Dietricher Spitalmeister, Bernhard Edelwehr, der ein vom Gubernator von Essern erhaltenes Inhibitiv-Decret, an die k. Regierung in Sachen der Caduken Güter nichts zu berichten, geltend machen wollte, drohte Fabritius mit Arrest beym Profoßen u. s. w. Die meisten eingelaufenen Berichte wurden unter Strafandrohung zur Verbesserung zurückgegeben. Später erhielt die Leitung des so lange erfolglos gebliebenen Geschäftes der Gubernator und Rentkammer-Präsident von Essern.

Die zwischen den Ausgewanderten und ihren zurückgelassenen Verwandten in Folge der angeordneten Consignation heimgefallener Güter nothwendig gewordene Correspondenz erregte den Argwohn der Regierung und der Militair-Behörden, es möge hierbey ein mit dem Feinde der Schweden gepflogener verrätherischer Briefwechsel unterlaufen. Deßhalb verbot die Regierung am 21. Januar 1633 (Beylage VI) jeden heimlichen Briefwechsel und heimlichen verrätherischen Verkehr mit Verwandten und Freunden, welche sich in vom Feinde besetzten Orten aufhielten, ohne Ausnahme, bey schweren Strafen. Einlaufende Briefe sollten entweder bey der Regierung oder bey der Kommandantschaft uneröffnet vorgelegt werden; der Magistrat erhielt vom Präsidenten des schwedischen Kriegsrathes am 25. Februar den Befehl, die Listen der Thorschreiber und Wirthe von den einpassirenden und übernachtenden Reisenden zur Kriegskanzley einzusenden; Haussuchungen nach Gewehren und Hinwegnahme der gefundenen anzuordnen. In jeder Verfügung der schwedischen Civil- und Kriegsbehörden ward den Bürgern ihre der Krone Schweden geschworene Pflicht der Treue und Anhänglichkeit eingeschärft. Allein

während die Herrscher so ihre Interessen wahrnahmen, thaten sie nichts, um des Schwedenkönigs gegebenes Versprechen des Schutzes des Eigenthums der Bürger zu halten. So demolirten die Soldaten von der Besatzung des Schlosses die Bürgerhäuser, um Brennholz zu erhalten oder selbes zu verkaufen. Dieß war der Fall mit den Häusern im Mainviertel. Die Beschwerde führende Deputation wurde zwar mit anscheinender Höflichkeit vom Kommandanten, Oberst Axel Lily, empfangen und gehört, er gab ihnen jedoch den Rath, die Stiftskirche St. Burkard und alle Häuser bis zur Brücke selbst zu demoliren. Holz müßten seine Soldaten haben, denn mit Steinen könne man sich nicht erwärmen ꝛc. Erst als sich der Magistrat an Hohenlohe gewendet, und nachdem dieser dem Stadtkommandanten Oberst Uxküll die Abstellung solchen Unfuges geboten, ward den Soldaten das weitere Abbrechen der Stifts- und Bürgerhäuser durch Trommelschlag untersagt: aber die Stadt hatte das benöthigte Brennholz zu liefern ꝛc. Offenbar war es bey diesem Demolirungs-Unwesen von den Obersten und Hauptleuten auf Prellerey abgesehen, nämlich, die Abhilfe sich theuer bezahlen zu lassen.

§. 27. Große Geldverlegenheit der Stadt Würzburg. Ankunft des schwedischen Reichskanzlers nebst andern schwedischen Notabilitäten und einem französischen Gesandten daselbst. Abreise dieses Gesandten mit dem Reichskanzler zum Congreß in Heilbronn.

Des Reichskanzlers Ankunft zu Wirzburg erfolgte den 18. Februar 1633. Am 3. März eröffnete der schwedische Reichsschatzmeister Graf von Brandenstein den beyden Bürgermeistern nebst 2 Räthen in Beyseyn des Kammerpräsidenten von Effern, daß sie unfehlbar bis Morgen 36,000 Rthlr. erlegen sollten, widrigenfalls sie 2 Regimenter Execution zu erwarten hätten. Die Bestürzten baten den Grafen um seine Verwendung, beym Reichskanzler einen Zahlungsaufschub zu bewilligen, erhielten jedoch am 4. März Oxenstiernas angebliche Entschließung: „die Zahlung der 22,000 Rthlr. müsse unabänderlich sogleich geleistet werden, wofern der Magistrat größere Unannehmlichkeiten für die Stadt zu verhüten gedenke.“ Auch am 5. März wiederholte der Magistrat seine Bitte um Frist, der Graf die hartnäckige Versagung. Er begehrte noch für diesen Tag 12,000 Rthlr. und fügte unter scharfen Ausdrücken hinzu, die Deputation könne vorher gleichwohl noch zur Audienz beym Hrn. Reichskanzler sich melden. (Diese Audienz zu gewinnen, drückte der Magistrat dem Quartiermeister des Reichskanzlers 9 Rthlr. in die Hand!)

Aus so peinlicher Verlegenheit riß die Bedrängten der Kanzler des Generalstatthalters von Hohenlohe, Licentiat Müller, indem er ihnen die vertrauliche Eröffnung machte, diese dringende Forderung an Wirzburg sey ein bloßer Handstreich des Grafen von Brandenstein, der im Falle des Gelingens sich ein großes Verdienst erworben zu haben glaube; mißlinge er, so würde er es auch geschehen lassen müssen. Der Magistrat, — der für diesen guten Rath dem Licent. Müller eine Erkenntlichkeit an Wein versprach, — solle nur fest auf seiner Angabe völligen Zahlungsunvermögens bestehen und, werde dieß nicht berücksichtigt, geradezu sagen, man solle suchen und sich bezahlt machen, wo und wie man wolle; der Krone Schweden sey mit dem Ruin der Stadt Wirzburg wenig gedient. Nicht schaden könne es indessen, dem Reichskanzler schriftlich das notorische Zahlungsunvermögen unmittelbar vorzustellen. Sofort begab sich eine magistratische Deputation dahin, kam aber an jenem Tag nicht vor. Erst am 6. März um 1 Uhr, nachdem der Page sie auf Abends 6 Uhr vor dem Abendessen wieder bestellt, und von des Reichskanzlers vielen Geschäften und übler Laune ein Wort hatte fallen lassen, wurden die bereits wieder Abgehenden zurück und in das Audienzzimmer gerufen. Anwesend waren der Graf von Brandenstein mit einem Obersten, und später der General Banner samt Axel Lily.

Nach Anhörung des summarischen Vortrags der Deputation verwies ihr der Reichskanzler die eigenmächtige Verwendung des Nürnberger Depositums (22 000 Rthlr.) und entgegnete ihrer Vertheidigung über diesen Punkt: „man hat von Euch Herren Untreue genug verspürt, absonderlich darin, daß Ihr wider Eure Pflicht und Schuldigkeit die im Rathhause deponirten und Sr. k. Majestät jure belli heimgefallenen Truhen mit Silbergeschmeide und andern werthvollen Sachen verschwieget.“ Alsdann des Reichskanzlers Warnung und Rath, das im Rathhaus Deponirte gutwillig auszuliefern. Einem Deputirten, der darauf antworten wollte, ließ Oxenstierna, in sichtlicher Aufwallung, nicht zu Wort kommen, und hielt ihnen 3 Punkte vor: 1) daß die hiesigen Pfaffen durch öffentlichen Anschlag ein 40tägiges Gebet für Ausrottung der Ketzerey angekündigt und wirklich abgehalten. Er zeigte, welch' üblen Eindruck dieß auf ihre Obrigkeit machen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Hegels Philosophie der Rechts= oder Naturrechts= und Staatswissenschaft im Grundrisse. Herausgegeben von Gans. Zwente mit Zusätzen versehene Ausgabe 1833. Dritte unveränderte Ausgabe 1842.

Das Urtheil, die Philosophie sey zu sehr theoretische und zu wenig praktische Wissenschaft, trifft zwar nicht ihr Wesen oder ihre Idee, wohl aber den gegenwärtigen Standpunkt ihrer Ausbildung. Ist die Philosophie Wissenschaft der Vernunft, und ist die Vernunft eben so sehr praktischer wie theoretischer Geist, — so wird sich das speculative Wissen nur in der Einheit dieser beyden Richtungen auf eine seiner Idee entsprechende Weise ausbilden und vollenden können. Es gereicht daher der Philosophie selbst zum Nachtheil, wenn sie über ihrer theoretischen Entwickelung die praktische hintansetzt.

Nichts desto weniger ist es nicht zu läugnen, daß die Philosophie unserer Zeit in allen Gebieten mehr geleistet hat, als in dem ethischen und religionsphilosophischen. Denn Schelling hat sein System nach der prakischen Seite bis jetzt unausgeführt gelassen, und Hegel hat nur die Philosophie des Rechts, nicht aber die Ethik dargestellt. Und dennoch bildet die Ethik, welche mit der Rechtsphilosophie das Gebiet der praktischen Philosophie ausmacht, die höhere Sphäre der letztern, während die Religionsphilosophie, sofern sie eben so sehr einen theoretischen wie praktischen Charakter hat, die höchste Sphäre und die Vollendung der gesammten Philosophie ist.

Es wäre unbillig, wenn man den Urhebern der neuesten Philosophie aus dieser relativen Hintansetzung der praktischen Philosophie einen Vorwurf machen wollte. — Denn die theoretische Philosophie ist im Systeme die Voraussetzung der praktischen, und es kann den Begründern neuer Epochen des speculativen Wissens nicht zugemuthet werden, daß sie den Umfang desselben in jeder Richtung erschöpfen. Freuen wir uns vielmehr über die unsterblichen Verdienste, die sie sich um die theoretische Philosophie erworben haben.

Selbst der große Leibnitz war so sehr mit metaphysischen und naturphilosophischen Untersuchungen beschäftigt, daß ihm keine Zeit für den Entwurf eines Systems der praktischen Philosophie übrig blieb, wiewohl seine ganze Philosophie von einem religiös sittlichen Geiste durchdrungen ist. Dagegen war es einem Kant vergönnt, eben so sehr in der praktischen wie in der theoretischen Philosophie Epoche zu machen, und sein Nachfolger Fichte hat beyde Wissenschaften als sich gegenseitig ergänzende Systeme bearbeitet. Hatte Schelling sein großartiges System vorzugsweise von der theoretischen Seite dargestellt, so versuchte dagegen sein Nachfolger Hegel in seiner berühmten Rechtsphilosophie ein politisches System zu entwickeln und hielt selbst über Religionsphilosophie Vorlesungen, welche unter seinem Nachlasse erschienen sind. Das System der Ethik dagegen wurde in speculativer Form nur von Schleiermacher ausgebildet, und zwar ganz in der Einheit mit den Principien der Schelling'schen Philosophie in ihrer ersten Gestalt.

So groß nun auch Hegels und Schleierma-

chers Verdienste sind, so lassen ihre praktisch philosophischen Werke doch noch Vieles zu wünschen übrig, und es wird wohl kaum in Abrede zu stellen seyn, daß der erstere der Religionsphilosophie und der letztere der Ethik nach Inhalt und Form nicht diejenige Vollendung zu ertheilen vermochten, wie den Werken, die sie für den Druck ausarbeiteten.

Der Grundmangel beyder Denker besteht darin, daß sie ihr praktisches Bewußtseyn ihrer theoretischen Denkweise zum Opfer brachten, und statt ihre theoretische Philosophie an der praktischen zu erproben, diese vielmehr auf Kosten ihrer inneren Wahrheit und Selbständigkeit nach jener gestalteten. Obwohl im Systeme der Philosophie die theoretische Philosophie die Voraussetzung der praktischen ist, so ist diese dennoch so sehr in sich gegründetes und geschlossenes Ganzes, daß sie aus ihrem innern Principe entwickelt zu werden verdient, selbst auf die Gefahr hin, daß sie in mehrfacher Hinsicht das theoretische System widerlegen sollte. Dieses kann durch die Kritik, welche es durch jene erfährt, nur gewinnen, indem es nur so weit innere Wahrheit haben kann, als es sich zugleich praktisch bewährt.

Was vorerst Hegeln betrifft, so hat er seine Religionsphilosophie zu abstract dargestellt, als daß sie das werden könnte, was sie nach seiner eigenen Forderung als Wissenschaft der absoluten Religion seyn soll, nämlich Philosophie des Christenthums. Wie er von der Philosophie des Rechts fordert, daß sie nicht nur einen idealen, rein subjectiven Staat, eine sogenannte platonische Republik zu entwerfen, sondern vielmehr den wirklichen Staat in seiner inneren Vernünftigkeit zu begreifen habe, so setzt er auch der Religionsphilosophie in höchster und letzter Beziehung die wichtige Aufgabe: die christliche Religion, welche alle Momente und Verhältnisse des geistigen Daseyns bestimmt, als absolute Wahrheit zu erweisen. Allein hinter dieser Aufgabe ist er zurückgeblieben, indem er die eigenthümlich christlichen Ideen auf die abstracten Allgemeinheiten seiner pantheistischen Metaphysik reducirt. Das Christenthum ist im Unterschiede von den nur nationalen Religionen des Alterthums, welche auf einseitige verkehrte Principien zurückgehen, universelle Religion, indem es sich auf die Offenbarung des alleinigen Gottes durch seinen eingebornen Sohn gründet, in welchem er die Welt mit sich versöhnt. Als Religion des unendlichen Glaubens, der unendlichen Liebe und der unendlichen Hoffnung verwirklicht es sich zu einem Gottes-Reiche, welches, obwohl es alle Formen des Daseyns heiligt, dennoch nicht sowohl ein äußeres reelles, als vielmehr ein inneres ideelles ist, so daß seine Vollendung nicht in dem Diesseits, oder in der Gegenwart, sondern erst in dem künftigen ewigen Leben zu erwarten ist.

Ob nun gleich Hegels System des absoluten Diesseits sich am wenigsten zur Philosophie der Religion eignet, so kann ihm doch das Verdienst, in seiner Philosophie des Rechtes die vernünftige Organisation des Staates mit speculativem Geiste entwickelt, und einen höchst wichtigen Beytrag zur Begründung einer Philosophie des Staates gegeben zu haben, nicht bestritten werden.

Er setzt der Eintheilung seiner Rechtsphilosophie ein allgemeines Princip, nämlich den an und für sich seyenden Willen voraus, so daß sich die Gliederung derselben aus dem Stufengange der Idee der Freyheit oder des Rechts ergeben soll, §. 29. §. 33.

So wesentlich aber die Einheit des Princips dem Begriffe des Systems ist, so fragt es sich doch, ob Hegels Princip: Der freye Wille, nicht zu allgemein ist, um bestimmtes Princip der Philosophie des Rechts zu seyn. Ist der freye Wille nicht eben so sehr das Princip des ästhetischen, des wissenschaftlichen und des religiösen Lebens, indem er sich erst in den Sphären der Kunst und Wissenschaft und der Religion zu dem seine ideelle Wahrheit verwirklichenden und wissenden Geiste bestimmt? Und hat nicht der Staat, als die der Idee des Geistes entsprechende Organisation seines äußeren reellen Daseyns die Bestimmung, durch seine Gesetze und Einrichtungen Verwirklichungsmittel jener ideellen Reiche zu seyn, so daß er sie nur vermit-

*) „Das Recht ist die Freyheit überhaupt als Idee." S. 63 der Rechtsphilosophie.



telt, nicht aber ihre objective Wirklichkeit oder Wahrheit ist?

Jedenfalls ist es ganz unwahr, wenn Hegel die Religion S. 384 nur für die Grundlage des Staates erklärt, so daß sie sich nach seinen ausdrücklichen Erklärungen (Rechtsph. §. 270. und Encyklop. §. 552.) zum Staate, wie das innere Wesen zur entwickelten Wirklichkeit verhält, wornach es §. 360 „Ein und derselbe Inhalt" ist, welcher in der Religion nur „im Innern des Gemüths" sey und mithin nur „gefühlt und vorgestellt" werde, im Staate dagegen, als „der sittlichen Wirklichkeit oder Objectivität des Geistes zum Daseyn komme und gewußt werde." S. 346. Wenn sonach der Staat consequenterweise von Hegel S. 334 als „göttlicher Wille" definirt wird, welcher „gegenwärtiger sich zur wirklichen Gestalt und Organisation einer Welt entfaltender Geist" sey, so erfährt er von ihm eine Apotheose, die ihm noch von keinem deutschen Philosophen zu Theil geworden ist, und nur etwa auf dem Standpunkte des chinesischen Bewußtseyns, welches den Staat ausdrücklich für das Himmelreich erklärt, möglich ist. —

So gerecht Hegels Polemik gegen den religiösen Fanatismus ist, der „wie der politische, S. 335, alle Staatseinrichtung und gesetzliche Ordnung als beengende, der inneren Unendlichkeit des Gemüths unangemessene Schranken, und somit das Privateigenthum, die Ehe, die Verhältnisse und Arbeiten der bürgerlichen Gesellschaft u. s. f. als der Liebe und der Freyheit des Gefühls unwürdig erkennt," so sehr verfällt er in das entgegengesetzte Extrem, wenn er den Staat nicht nur für die äußere Sphäre des geistigen Lebens, sondern für die vollständige Verwirklichung des göttlichen d. h. in seinem Sinne allgemeinen Geistes erklärt *).

Im ersten Theile behandelt Hegel das von ihm unbestimmter Weise abstract genannte Recht, in welchem sich der einzelne Wille theils auf ein Aeußerliches, eine Sache, theils auf einen andern Willen bezieht, das sonst sogenannte sachliche und persönliche Recht. Der zweyte Theil hat die Moralität zum Inhalte, und es fragt sich, aus welchem Grunde Hegel die Moralität in die Rechtsphilosophie aufnimmt. Davon liegt der Grund darin, daß ihm der Staat das verwirklichte Reich des allgemeinen sittlichen Geistes, „die sich wissende sittliche Wirklichkeit" des Geistes ist, und zu dieser objectiven Sphäre soll die Moralität die subjective Voraussetzung bilden. Wenn nämlich die Sittlichkeit, welche den dritten Theil der Hegel'schen Rechtsphilosophie bildet, die Einheit des subjectiven (einzelnen) und objectiven (allgemeinen) Geistes ist, so sey dagegen die Moralität die innere Sphäre des subjectiven Willens, der sich entweder in der Einheit mit dem objectiven Willen (des Staates) und mithin moralisch gut, oder im Gegensatze zu demselben oder moralisch böse bestimme. — Die Moralität wird demnach auf die bloße Rechtlichkeit oder bürgerliche Rechtschaffenheit (justitia civilis) als auf ihre Wahrheit reducirt. —

„Die sittliche Substanz ist nach §. 87

I. Natürlicher Geist — die Familie.

II. In ihrer Entzweyung und Erscheinung: die bürgerliche Gesellschaft.

III. Der Staat, als die in der freyen Selbständigkeit des besonderen Willens eben so allgemeine und objective Freyheit, welcher wirkliche und organische Geist a) eines Volkes, b) durch das Verhältniß der besonderen Volksgeister hindurch c) in der Weltgeschichte zum allgemeinen

*) Man würde den Begriff und den Inhalt der Hegel'schen Rechtsphilosophie ganz verkennen, wenn man meinte, er entwickle darin wirklich und wahrhaft die vollständige Wirklichkeit des Geistes, da er in seiner Rechtsphilosophie nichts als die gewöhnlichen rechtlichen und politischen Bestimmungen abhandelt, und nur in dem zwischen das abstracte Recht und die Lehre vom Staate als dem Reiche der objectiven Sittlichkeit eingeschobenen Abschnitt über die Moral subjectiv ethische Bestimmungen giebt. — §. 1. u. 2. bezeichnet Hegel ausdrücklich nur die Idee des Rechts als Princip des Staates und diesen als das verwirklichte Rechtssystem. —

Weltgeiste wirklich wird und sich offenbart, dessen Recht das Höchste ist."

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

„Ich lasse," fuhr er fort, „das katholische Gebet und die Messen Eurer Pfaffen auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, will Euch in Eurem Religionsexercitium nicht stören, Euren Kirchen keine Mißachtung erzeigen, sondern will selbst, durch die katholischen Kirchen gehend, meinen Hut darin abziehen etc., dagegen sollen auch Eure Pfaffen sich nicht eine solche aufregende Ungebühr erlauben. Daß sie nämlich im Beichtstuhle den Besuch der evangelischen Kirchen verbieten und den Dawider Handelnden mit Verweigerung der Absolution drohen." — Er erinnerte sie an des Schwedenkönigs Kriegsrecht, dem sie verfallen gewesen; der aber lieber die Milde der Schärfe vorgezogen und sie in seinen Schutz aufgenommen habe. Er, der Reichskanzler, werde niemals dulden, daß dem geringsten Katholiken Eintrag in seiner Religionsfreyheit geschehe, und wär' es geschehen, so sey er bereit, den Thäter exemplarisch bestrafen zu lassen. Er werde sich erkundigen, wer der Pfaff sey, der sich gelüsten lassen, solche Schmähzettel wider die Ketzer anzuschlagen u. s. w. Er verlange von ihnen künftig Handhabung besserer Aufsicht und Verhütung unleidentlicher Anmassungen, widrigenfalls würde das Halsabstricken (womit er obigem Geistlichen bey seiner Habhaftwerdung gedroht) an Ihre Hälse kommen etc. 2. Sie sollten nicht dulden, daß von den Kanzeln der kathol. Kirchen herab ohne Scheu gepredigt werde: „Jetzo sey es an der Zeit etc." und andere Aufhetzungen gegen die Protestanten. Solche Reden hätten sie abzustellen, „sonst gilt es Halsabschneiden und Halszustricken." 3. Papistische Bürgerhaufen erzählen sich auf dem Markte vor der Marienkapelle lügenhafte Zeitungsnachrichten und verbreiten sie, um zu Ungehorsam und Meuterey aufzuwiegeln. Solche Klatscherey wolle er nimmer ungeahndet geduldet wissen. „Ich werde deßhalb verschiedene Spione aufstellen und wenn Einer oder der Andere solche Aufwiegeler anzeigt und ergriffen wird, dann werde ich ihm das Herz aus dem Leibe reisen lassen zur Warnung für Uebelgesinnte" etc. Er schloß mit den Worten: „Gebt also, Ihr Herren! keine Ursache, Widriges gegen Euch vorzukehren. Denn ich bin weit entfernt, den Ruin Eurer Stadt erleben zu wollen." (Der Magistrat ertheilte der zusammenberufenen Geistlichkeit die Weisung, sich vorsichtiger und kluger zu benehmen, und trug Sorge, daß der Reichskanzler davon Nachricht erhielt.)

Der weggehenden Deputation bedeutete der zudringliche Brandenstein, sie sollte in einer halben Stunde zu ihm kommen. Den Erschienenen kündigte er vermöge Befehls des Reichskanzlers die schleunigste Erlegung einer Abschlagszahlung von 12,000 Rthlr. an. Sie dagegen betheuerten die unbesiegbare Zahlungsunmöglichkeit. Die Beysteuer der Bürger habe nur 160 Rthlr. ertragen, man müsse sich eines Darlehens halber zu Frankfurt oder Nürnberg umsehen; worüber Brandenstein zornig ausrief: „der Teufel muß es glauben, daß in dieser so großen Stadt nicht so viel baares Geld da sey: es muß aber einmal da seyn!" — Er wolle indessen die Erklärung der Deputation dem Reichskanzler vortragen und dessen Entschließung ihr kund thun.

Oxenstierna reiste nach Erkundigung aller öffentlichen Zustände der Stadt und des Landes nach häufigen vertraulichen Conferenzen mit Marquis de Feuquières und begleitet von diesem am 8. März nach Heilbronn zur Versammlung der süddeutschen Fürsten und Stände ab. Wenige Stunden vorher hatte die Stadt auf Brandensteins Begehren 1000 Rthlr. an den reichskanzlerischen Rentmeister auszuzahlen, und gleich darauf meldete sich, die Original-Schenkungsurkunde in der Hand, der gräflich hohenlohische Rath und Secretaire, Zimbrecht Sattler, um Extradirung sämmtlicher Effekten des gewesenen Vogts Ferdinand Karner von Gerolzhofen, die im Rathhause hinterlegt waren, und welche der Reichskanzler diesem Sattler zur Belohnung geleisteter Dienste geschenkt hatte (Beylage VII).

28. Verschiedener wider die Stadt Würzburg erregter Verdacht. Eilige Besetzung erledigter katholischer Pfarreyen mit protestantischen Predigern. Erneuerter Unfug des Militairs in Würzburg. Bedrückung des Landvolks durch das Militair.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Hegels Philosophie der Rechts- oder Naturrechts- und Staatswissenschaft im Grundrisse.

(Fortsetzung.)

Wenn auch Hegels Unterscheidung der Moralität und der Sittlichkeit ihre Berechtigung hat, so kommt er doch nicht nur mit jeder höhern Ansicht, sondern sogar mit sich selbst in Widerspruch, wenn er den Staat als Geist eines Volkes, als „die sich frey wissende sittliche Substanz, in welcher das absolute Sollen eben so sehr Seyn ist,“ und mithin als das Reich der verwirklichten Sittlichkeit betrachtet.

Denn S. 349 behauptet er, daß es gleichgültig ist, in welcher Gemüthsweise das, was der Staat in der Gestalt einer rechtlichen Pflicht fordere, geleistet werde. Kommt mithin in der Sphäre der rechtlichen Pflichten und des Staates die Gemüthsweise, in welcher gehandelt wird, nicht in Betracht, so muß diese entweder überhaupt für gleichgültig erklärt werden, oder der Staat ist nicht die Verwirklichung der Sittlichkeit. Allein außer der rechtlichen Verpflichtung, welche sich selbst auf die religiös-sittliche Verpflichtung gründet, giebt es eine Sphäre von ideellen Verpflichtungen und Thätigkeiten, welche der Staat nicht fordert, und welche doch von der höchsten Wichtigkeit sind, indem sie die freye Organisation des sittlichen Reiches, das sich im ästhetischen, theoretischen und religiösen Leben entwickelt, begründen und verwirklichen.

„Was der Mensch thun müsse,“ sagt Hegel §. 150. der Rechtsphilosophie, „welches die Pflichten sind, die er zu erfüllen hat, ist in einem sittlichen Gemeinwesen (also in seinem Sinn im Staate) leicht zu sagen, es ist nichts Anderes von ihm zu thun, als was ihm in seinen Verhältnissen vorgezeichnet, ausgesprochen und bekannt ist.“ So gewiß ein Individuum, welches nichts thut, als was ihm in seinen Verhältnissen „vorgezeichnet, ausgesprochen und bekannt ist,“ ein tadelloser Bürger seines Staates ist, so wenig bewährt es schon dadurch, daß es nur seine Schuldigkeit thut, den Adel der Gesinnung, die Bildung des Geistes und die freye Wirksamkeit für die Verwirklichung ideeller Zwecke, wodurch es Bürger jenes geistigen Reiches wird, das als sittliche Welt im Gebiete der Kunst, der Wissenschaft und Religion sich objectivirt oder realisirt.

Daher unterscheidet man allgemein zwischen bloßer Rechtlichkeit oder äußerer Gesetzmäßigkeit des Thuns und innerer Wahrheit des Fühlens, Wollens und Wissens, indem jene ihre Sphäre im Staat und dessen Verpflichtungen hat, diese aber in der dem Rechtsgebiet übergeordneten Sphäre des Reiches der Sittlichkeit zu verwirklichen ist.

Der Staat ist mithin selbst in der Gestalt, in welcher ihn Hegel begreift, so wenig das verwirklichte Reich der Sittlichkeit, daß er vielmehr in der Einheit mit dem ideellen Reiche des Geistes nur die seinen höhern Zwecken entsprechende äußere Organisation seines Daseyns bildet.

Nicht aus einem politischen Principe, sondern aus ihren inneren Principien oder

Ideen entwickeln sich die Sphären der Kunst, der Wissenschaft und der Religion, und deßhalb hat der Staat darin seine höchste Bestimmung: daß er die freye Entwicklung des ideellen geistigen Lebens und Reiches durch seine Verfassung und Einrichtungen vermittele. — Die Religion ist selbst nach Hegel die Grundlage oder das innere Wesen des Staates.

Aber der religiös sittliche Geist begründet den Staat nur zu dem Zwecke, um ihn als seinen Körper zum Verwirklichungsmittel seines freyen inneren Lebens zu bestimmen.

Diese Begriffsbestimmung des Staates, nach welcher er als äußere reelle Organisation des Geistes, das ideelle Reich desselben vermittelt, erhebt sich eben so sehr über die realistische Betrachtungsweise, wonach er nur die Bestimmung hat, für das äußere Wohl der Bürger zu sorgen, wie über die idealistische Ansicht, wornach er die vollständige Wirklichkeit des Geistes darstellt, als ob die Blüthen und Früchte des ästhetischen, wissenschaftlichen und religiösen Lebens aus dem Wesen des Staats erwüchsen und die eigenthümlichen Manifestationen oder Sphären seiner Objectivität bildeten.

So fern das religiös sittliche Leben nicht nur Sache des Individuums ist, sondern sogar noch eine allgemeinere Bedeutung hat, als selbst das Staatsleben, indem das Christenthum die durch ihre Staatsverfassung von einander geschiedenen Völker zu Organen Eines geistigen Reiches vereint; — in diesem Betrachte bildet es sich seine eigene, von der Organisation des Staates unterschiedene Verfassung, durch welche es sich zur christlichen Kirche bestimmt. Obwohl die christliche Kirche wesentlich ein ideelles Reich ist, in welchem sich der Geist des Christenthums organisirt und objectivirt, so muß sie sich doch, um in der äußern Wirklichkeit sich zu behaupten, im Unterschiede, aber im harmonischen Verhältnisse zum Staate in ihrer Erscheinung rechtlich constituiren, eine rechtliche Verfassung, deren Principien das Kirchenrecht enthält.

Da nun Hegel die Religion nicht in einem ideellen Reiche, sondern nur im Staate sich objectiviren oder verwirklichen läßt, da er also mit Einem Worte die Religion verweltlicht, so kann er aus dem einfachen Grunde, weil es für ihn keine Kirche giebt, das Kirchenrecht nicht in seine Rechtsphilosophie aufnehmen; — das Kirchenrecht, das selbst Rationalisten in ihren Rechtslehren abhandeln. Die Ansicht, wornach die Kirche im Staate aufgehen soll, ist eine Consequenz der Hegel'schen Lehre.

Die Verweltlichung der Religion hängt mit dem die Hegel'sche Philosophie characterisirenden unbedingten Glauben an das Diesseits als alleinige Wirklichkeit zusammen. So gewiß die Idee des Geistes in dem Zeitleben nicht schlechthin unwirklich ist, da dieses vielmehr die Bestimmung hat, sie von Stufe zu Stufe zu verwirklichen, so gewiß ist in dem Diesseits der Gegensatz der Idee und der Wirklichkeit nicht absolut aufgehoben, und so gewiß kann der religiös-sittliche Geist erst nach der Vollendung der Zeit zur Ewigkeit in seiner absoluten Wahrheit sich verwirklichen und wissen.

Sehen wir von diesen Mängeln ab, so müssen wir gestehen, daß Hegel den Organismus des Staates mit speculativem Geiste erkannt hat. Außerdem, daß er die Moralität zwischen die Lehre vom Privatrecht und die Lehre vom Staate einschiebt, hat seine Rechtsphilosophie systematische Einheit, und durch die Methode, die Organisation des Staates aus seinem Begriffe: der Idee des Rechts *) mit innerer Nothwendigkeit zu entwickeln, hat er auch in dieser Sphäre seine philosophische Meisterschaft bewiesen.

Zwar die Bestimmungen des Privatrechts hat er, was dem, der nicht Fachgelehrter ist, auch nicht zugemuthet werden kann, nicht mit gehöriger Sachkenntniß und Klarheit abgeleitet, und selbst in der Lehre vom Staat bezeichnet er den von ihm sogenannten allgemeinen Stand so unbestimmt, daß es schwer wird, aus den 8 Linien, womit er ihn S.

*) §. 1. giebt Hegel die Definition: „Die philosophische Rechtswissenschaft hat die Idee des Rechts, den Begriff des Rechts und dessen Verwirklichung zum Gegenstande. §. 2. Das Rechtssystem ist das Reich der verwirklichten Freyheit, die Welt des Geistes aus ihm selbst hervorgebracht als eine zweyte Natur."

205 schildert, den Gelehrtenstand und außer ihm die administrative Beamtenwelt nebst dem Militär, welches alles einer seiner geistvollsten Schüler darin findet, herauszulesen.

Aber daß er den Staat in seiner realen Gliederung zu begreifen, und das wesentliche Verhältniß seiner Sphären zu einander und zu dem Ganzen in der Bestimmtheit ihres Begriffes zu erkennen sucht, dieser Versuch verdient die größte Achtung.

Dem Begriff der Sache gemäß handelt er in dem ersten Abschnitte die Familie ab, weil allerdings das Familienleben die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft ist. Aber befremden muß es, wenn er die Familie, deren Princip nach ihm auch die Pietät seyn soll, nur in der Sphäre abhandelt, in der bloß von Rechten und Verbindlichkeiten die Rede ist. Mag die Familie immerhin auch unter dem Gesichtspunkte einer rechtlichen Gesellschaft zu betrachten seyn, ihrem wahren Wesen, ihrer sittlichen Bedeutung nach gehört sie nicht in die Sphäre, in welcher Hegel von dem System der Bedürfnisse, dem Vermögen und den Ständen, der Rechtspflege, der Corporation und endlich den Staatsgewalten spricht.

Im zweyten Abschnitte entwickelt er den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft, welche er durch das System der Bedürfnisse und der das Allgemeine vollziehenden Geschäfte sich bilden läßt. Als äußerer Staat gliedert sich die bürgerliche Gesellschaft in die ihr wesentlichen Stände — „den substanziellen, die ackerbauende Classe, den formellen — die Gewerbe und Handel treibende Classe, und den allgemeinen," den wir schon besprochen haben.

Im dritten Abschnitte entwickelt Hegel die Idee des Staates. Die Gliederung desselben in seine wesentlichen Momente, die fürstliche, die regierende und die gesetzgebende Gewalt, begreift er nach Kants Vorgang in der Form eines realen Schlusses, indem die erste das Princip der beschließenden und entscheidenden Einzelnheit oder Subjectivität, die zweyte das Moment der vermittelnden Besonderheit, und die dritte das Element der das Substanzielle bestimmenden Allgemeinheit bilde. Indem jede dieser Gewalten nur in der Einheit mit den übrigen und mithin nur als Moment des Ganzen wirkt, ist es ein und derselbe vernünftige Wille, welcher in der gesetzgebenden Gewalt das Allgemeine bestimmt, in der fürstlichen Gewalt sich seinen alles beschließenden Einheitspunct setzt, und in der Regierungsgewalt ebensowohl das Staatsinteresse festhält, wie die Beschlüsse des Staatsoberhauptes vollzieht.

So speculativ indessen Hegel seine Staatslehre im Ganzen darstellt, so ist es doch ein wesentlicher Mangel derselben, wenn er §. 281 „das letzte grundlose Selbst des Willens und die damit ebenso grundlose Existenz, als der Natur anheimgestellte Bestimmung" als die Momente erklärt, deren „Einheit die Majestät des Monarchen ausmache," und wenn er §. 283 „die Erwählung der obersten Staatsbeamten der unbeschränkten Willkühr des Monarchen anheimstellt," da doch unbeschränkte Willkühr in einem vernünftigen Systeme des Gedankens oder der Wirklichkeit keinen Ort finden darf, und die Nachtheile derselben von selbst einleuchten. Den Grund, warum die Erwählung derselben in die unbeschränkte Willkühr des Monarchen falle, setzt Hegel darein, weil sie es mit der unmittelbaren Person des letzteren zu thun haben. Aber diese individuelle Rücksicht kann nur in der Einheit mit der Beachtung ihrer allgemeinen intellectuellen und moralischen Befähigung ihre Berechtigung haben.

Ebensosehr muß es befremden, daß Hegel dem ständischen Elemente gegenüber „der grundlosen Selbstbestimmung" *) des Monarchen nun einmal gar keine Selbständigkeit und kein Recht zugesteht. So gerecht seine Polemik gegen die Denkweise des negativen Verstandes ist, welcher S. 353 das Wollen des Bösen und das Mißtrauen dagegen zum Ersten mache, und von dieser Voraussetzung aus pfiffigerweise Dämme ausklügle, die als eine Wirksamkeit gegenseitiger Dämme bedürfe;" — so ge-

*) „Die Souveränität, sagt er §. 279 S. 365 der Rechtsphilosophie, existirt nur als die ihrer selbst gewisse Subjectivität und als abstracte, in sofern grundlose Selbstbestimmung des Willens, in welcher das Letzte der Entscheidung liegt." S. 366 „der Begriff des Monarchen ist, das schlechthin aus sich Anfangende zu seyn."

recht sein verwerfendes Urtheil über diese negative Denkweise ist, so fällt er doch in ein entgegengesetztes Extrem, wenn er §. 394 behauptet: „Was den vorzüglich guten Willen der Stände für das allgemeine Beste betrifft, so gehört es zur Ansicht des Pöbels, dem Standpunkt des Negativen überhaupt, bey der Regierung einen bösen oder weniger guten Willen vorauszusetzen.“ So lange man nicht alles Wirkliche für vernünftig hält, muß man dieser Voraussetzung ihre relative Möglichkeit und Berechtigung zugestehen, und in dem Fall, in welchem sie am Orte ist, wird sie nicht von servil und mithin pöbelhaft gesinnten, sondern von edeln, patriotisch denkenden Männern geltend gemacht.

Dagegen hat Hegel ganz Recht, wenn er S. 395 daraus, daß das ständische Element organisches Moment ist, seine vermittelnde Function ableitet, wornach allerdings seine Stellung nicht nur unter dem Gesichtspunkte der Opposition gegen die Regierung, sondern wesentlich in positiver Hinsicht unter dem Gesichtspunkte der Berathung zu betrachten ist.

Aber den größten Contrast nicht nur zu den unberechtigten Zugeständnissen, die Hegel dem Monarchen macht, sondern selbst zu der wissenschaftlichen Bestimmung des Begriffs des Staatsoberhauptes als „des letzten Selbsts des Staatswillens,“ und mithin „der Alles beschließenden Einheit desselben,“ bildet ein von dem Herausgeber aus Hegels Vorlesungen beygefügter Zusatz, worin sich dieser S. 372 in folgenden Worten über die Person des Fürsten ausspricht: „Die Voraussetzung ist nichtig, daß es auf die Besonderheit des Charakters eines Fürsten ankomme.“ „Es ist bey einer vollendeten Organisation nur um die Spitze formellen Entscheidens zu thun und man braucht zu einem Monarchen nur einen Menschen, der Ja sagt.“ „Was der Monarch noch über diese letzte Entscheidung hat, ist etwas, das der Particularität anheimfällt, auf die es nicht ankommen darf.“ Wie wahr bemerkt dagegen Dahlmann in seiner trefflichen Politik: „Auch bey der besten Verfassung ist ein guter Fürst ein Segen des Himmels und ein schlechter kann nur weniger schaden!“

In der Sphäre des äußeren Staatsrechts betrachtet Hegel das Verhältniß der Staaten zu einander nach spinozistischen Principien, indem er z. B. das Recht nach der Macht schätzt.

Von der Kantischen Idee eines Staatenbundes, wodurch ein ewiger Friede gesichert werden solle, behauptet er, sie setze die Einstimmung der Staaten voraus, welche auf moralischen, religiösen oder welchen Gründen und Rücksichten, überhaupt immer auf besonderem souverainen Willen beruht, und dadurch mit Zufälligkeit behaftet bleibe. Weil das Verhältniß der Staaten zu einander ihre Souverainität zum Principe habe, so (welche Folge!) sind sie im Naturzustande gegen einander, und ihre Rechte haben nicht in einem allgemeinen zur Macht über sie constituirten, sondern in ihrem besonderen Willen ihre Wirklichkeit. Jene allgemeine Bestimmung bleibt daher beym Sollen und der Zustand wird eine Abwechslung von dem den Tractaten gemäßen Verhältnisse und von der Aufhebung derselben.

Nach dem Grundvorurtheile, wornach er die Negativität oder den Widerspruch für das wesentliche Princip alles Lebens erklärt, muß er die erwähnte Kantische Idee für einen unrealen Gedanken halten. Und dennoch ist das harmonische Leben der Völker unter sich selbst und in ihrer Beziehung zu einander, in welcher sie sich in ächt sittlichem Sinne als Organe eines allgemeinen Geistesreiches betrachten, der ihrer freyen allseitigen Entwicklung entsprechende Zustand, der um so eher als das Resultat der weltgeschichtlichen Kämpfe zu erwarten ist, je mehr die Bildung und Einsicht der Völker durch die ernsten Erfahrungen der Weltgeschichte reift.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Hegels Philosophie der Rechts- oder Naturrechts- und Staatswissenschaft im Grundrisse.

(Schluß.)

Daß Hegel §. 343 dem Epoche machenden Volke §. 347 ein „absolutes Recht" zuschreibt, wogegen die übrigen Völker „rechtlos" seyen, zeigt den Gesichtspunkt, unter dem er im äußeren Staatsrecht das Recht betrachtet, auf's Bestimmteste, und daß er §. 340 „die Leidenschaften, Interessen, Talente, das Recht und das Unrecht, die Tugenden und Laster, wie die äußere Zufälligkeit in den größten Dimensionen der Erscheinung ein Spiel nennt, worin das sittliche Ganze selbst, die Selbständigkeit des Staates der Zufälligkeit ausgesetzt werde," beweist, daß er selbst der Vernünftigkeit der Wirklichkeit nicht traut, und die Idee der Vorsehung oder Weltregierung, für welche sich wohl noch eine entsprechendere Erklärung, als diejenige, die er ihr durch sein „Was wirklich ist, ist vernünftig" unterlegt, finden ließe, nicht zum Principe seiner Weltbetrachtung macht.

Fassen wir das Resultat unserer Charakteristik von Hegels praktischer Philosophie zusammen, so ergiebt sich, daß er die Rechtsphilosophie in der Form eines speculativen Systems dargestellt hat, wenn er auch über ihre Stellung zur Ethik und Religionsphilosophie nicht zur wahren Einsicht gekommen ist, und in manchen Irrthümern befangen war.

Der große nicht mehr aufzuhebende Gewinn, den die praktische Philosophie durch das speculative Wissen erhalten hat, ist die Einsicht, daß die Philosophie des Rechts und des Staates nicht eine abstracte, subjective Wissenschaft, sondern die durch das wissenschaftliche Denken erkannte Wahrheit des positiven Rechts und der wirklichen Gestaltung der Staaten ist, daß die Ethik keine nur particuläre Disciplin, sondern die Wissenschaft des seine Idee durch die Sphären der Kunst, der Wissenschaft und der Religion verwirklichenden Geistes ist, und daß endlich die Religionsphilosophie sich in der Einheit des theoretischen und des praktischen Moments zu entwickeln hat, wodurch sie ebensosehr die Wahrheit des speculativen Denkens, wie des Christenthums zum Bewußtseyn bringt. Ist es für den Unbefangenen nicht schwer, die Hegelsche Rechtsphilosophie in dem Sinne umzubilden, in welchem sie ihrer Idee entspricht, so ist dagegen die Entwickelung einer dem gegenwärtigen Standpuncte der Wissenschaft adäquaten Ethik und Religionsphilosophie eine Aufgabe, deren vollständige Lösung noch zu erwarten ist, wiewohl sich die Elemente zu einem solchen Systeme zwar nicht im Zeitgeiste, wohl aber im Wesen der Zeit vorfinden.

Wurde die Ethik nur als eine, das sich selbstständig entwickelnde geistige Leben durch ein abstractes Sittengesetz regulierende und mehr negativ als positiv einwirkende Disciplin betrachtet, so ist es nicht zu verwundern, wenn man ihr die Würde einer speculativen Wissenschaft absprach und den moralischen Standpunkt als einen beschränkten bezeichnete. Allein die Zeit des kategorischen Imperativs, in welcher man nur in dem Falle wahrhaft moralisch zu handeln glaubte, wenn man nicht aus Liebe

zu Gott und den Menschen, sondern aus seiner Achtung für das abstract formelle Sittengesetz sich zum Thun bestimmte, oder zu bestimmen glaubte, ist vorüber; und zum Theil ist das Princip der intellectuellen Liebe schon zum Princip der Moralphilosophie erhoben z. B. in Eschenmeier's gemüthvoller Darstellung derselben, anderntheils besitzen wir Werke genug, welche, ohne sich Moralsysteme zu nennen, von dem Geiste der innigsten Humanität und Religiosität durchdrungen sind.

Herder war der erste, welcher das Wesen der Humanität als das Princip der ächten Sittlichkeit erkannte, und wie sehr es auch von ihm sehr unähnlichen Geistern mißbraucht wurde, so wird doch jede wahrhafte Ethik auf dasselbe zurückkommen. Was ist der Zweck aller vernünftigen Moral anders als die Bildung des Menschen zum Menschen? — Die Erkenntniß und Verwirklichung der Idee der Menschheit ist mithin die große Aufgabe der moralischen Erziehung, und das ethische System wird seiner Bestimmung am meisten entsprechen, welches die Realisirung der Idee der Menschheit in den Sphären des subjectiven und des objectiven Lebens in der wahrhaften Form erkennt und darstellt. Das Christenthum selbst ist so weit entfernt, das wahrhaft menschliche Wesen zu unterdrücken, daß es vielmehr die Wiederherstellung des Menschen zu seiner Idee: zum göttlichen Ebenbilde, zum Zweck hat. Die Sittlichkeit ist mithin keine besondere zu der anderweitigen Bildung hinzukommende Bestimmtheit, sondern sie ist die universelle (allseitige) Vollendung des menschlichen Charakters, oder sie ist die Wirklichkeit der Idee der Menschheit, die einzelnen Tugenden sind die besondern Bestimmtheiten oder Eigenschaften des sittlichen Individuums, die Pflichten sind die der Idee der Menschheit entsprechenden Verhaltungs- oder Thätigkeitsweisen und das sittliche Princip ist die intellectuelle Liebe oder der Wille des Geistes, welcher seine Idee in der Einheit mit sich selbst, mit dem absoluten göttlichen und dem objectiven, allgemein menschlichen Geiste realisirt.

Die Sphären aber, in welchen der allgemeine Geist seine Idee realisirt, sind die Kunst, die Wissenschaft und die Religion. Soll nun die Ethik das Reich des sittlichen Geistes in seiner subjectiven und objectiven Gestaltung wissenschaftlich entwickeln, so wird sie in der Einheit mit der Rechtsphilosophie die Wahrheit jener Sphären zu erweisen haben, oder sie wird diejenige Form des ästhetischen, des wissenschaftlichen und des religiösen Lebens bestimmen, in welcher dieses das Wesen des seine Idee verwirklichenden Geistes darstellt. So betrachtet ist die Ethik keine particuläre Wissenschaft, sondern wie das sittliche Leben selbst sich nicht auf das Halten von ein paar Geboten beschränkt, und nicht bloße Rechtlichkeit, sondern die sich nach allen Beziehungen bewährende ideelle Wirklichkeit des erkennenden und wollenden Geistes ist, so ist auch die Wissenschaft des sittlichen Geistes nur in der Darstellung: Entwickelung der Idee der Menschheit, in welcher sich der ideale Gehalt aller Geisteswissenschaften, der Anthropologie, der Aesthetik, der Philosophie der Geschichte und der Religionsphilosophie concentrirt. Selbst die Naturphilosophie ist nicht ohne Beziehung auf die Idee der Sittlichkeit, indem der Geist nur im wahren Verhältnisse zur Natur seine Idee realisirt. Die Rechtsphilosophie aber wird die Organisation des Staates um so wahrer entwickeln, je mehr sie auf das ideelle Reich, dessen Vermittelung der Staat ist, und mithin auf die Ethik hinweist.

Es wurde schon erwähnt, daß Schleiermachern das große Verdienst gebührt, die Ethik in jener universellen Bedeutung dargestellt zu haben. Obgleich sein ethisches System seiner Aufgabe, wegen seines vorherrschend pantheistischen und naturalistischen Charakters, nicht entspricht, so hat er doch durch seine Gesammtwirksamkeit einen großen Antheil an der Begründung der höhern Weltansicht, deren Darstellung sich mehrere ihm geistig verwandte Forscher widmeten. Wird allgemein zugestanden, daß die Philosophie den Inhalt des Bewußtseyns nicht produciren, sondern nur denkend reproduciren d. h. begreifen kann, und kommt mithin in realer Hinsicht alles auf die Weltanschauung an, welche durch die Philosophie zum wissenschaftlichen System ausgebildet wird, oder ist, wie Hegel sagt, die Philosophie ihre Zeit in Gedanken erfaßt *), so hat man

*) Rechtsphilosophie S. XX.

nur die Wahl zwischen einem den Zeitgeist in sich aufnehmenden und seinen Ansichten und Interessen und Leidenschaften huldigenden Systeme, und einer Philosophie, die sich in das innere Wesen des Daseyns vertieft, um durch die wissenschaftliche Erkenntniß seiner Idee den Geist der Zeit zur Erkenntniß und zur Verwirklichung seiner Wahrheit zu erheben.

Das innerste Lebens- und Wahrheitsprincip der neuern Welt: das Christenthum kann durch die Fortbildung des Geistes nur inniger und vielseitiger realisirt und erkannt, nicht aber auf unbestimmte Allgemeinheiten reducirt werden, wenn nicht die Einheit mit der Vergangenheit abgebrochen und mithin die Möglichkeit eines organischen Fortschrittes aufgehoben wird.

Wenn der Pantheismus der Religion und Kunst ihr Allerheiligstes entweiht, indem er durch seine Welt- und Menschenvergötterung den der Verehrung des alleinigen Gottes und der Verherrlichung der heiligen Geschichte geweihten, christlichen Tempel in ein Pantheon von Erdengöttern umwandelt, und wenn die durch den Naturalismus verkehrte Wissenschaft nur Irdisches und Vergängliches erkennt und eben dadurch ihr höchstes Interesse, das Interesse, das von dem absoluten Geiste gedachte und geoffenbarte System des natürlichen und geistigen Universums im Lichte der göttlichen Idee zu erforschen, verliert, so darf es nicht befremden, daß auch die Moral zu einer nur subjectiven Disciplin herabgesetzt wird, deren Wirklichkeit und Wahrheit erst im Staate als objectivem Reiche der Sittlichkeit erkannt werde. Denn worin hat die Moral anders ihre Objectivirung und Realisirung als in der christlichen Kirche und in der christlichen Kunst und Wissenschaft? — Wird mithin die Wahrheit und Realität des Christenthums verkannt, so verliert auch die Moral ihre wahrhafte Objectivität und selbst in subjectiver Bedeutung kann sie nicht mehr als das erkannt werden, was sie in dieser Beziehung seyn soll, als Erziehung des Individuums zum Bürger eines ewigen Gottesreiches.

Je mehr daher einerseits die Plattheit und Gemeinheit des die Religion auf die bloße Moral reducirenden, und die Moral um ihrer Nützlichkeit willen schätzenden Rationalismus, andererseits die Phantasterey der Selbst- und Weltvergötterung durch die Ausbildung des christlichen Lebens, der christlichen Kunst und einer sich in der freyen Einheit mit dem Wesen des Christenthums entwickelnden Wissenschaft überwunden wird, und je wahrer und umfassender sich dieses ideelle Geistesreich realisirt, desto tiefer und reicher wird sich die praktische Philosophie gestalten, um auf die Weiterbildung des geistigen Daseyns, welches sie zu ihrer Voraussetzung hat, zurückzuwirken. —

Dann wird die stille, aber tiefe Wirkung, welche die Philosophie wie auf das Wissen, so auf das Leben äußert, das Urtheil: sie habe zu wenig praktische Bedeutung, widerlegen, und ihr diejenige Anerkennung verschaffen, welche sie als die, die positiven Wissenschaften begründende, sowohl praktische als theoretische Vernunftwissenschaft verdient.

Fischer.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Die Landesregierung und der Generalsuperintendent Dr. Schleupner wirkten im Vereine auf Beschränkung der kathol. Religionsfreyheit; dem Reichskanzler hatten sie geklagt, der ausgesäete reine evangelische Glaube habe bey den Papisten einen empfänglichen Boden noch nicht gefunden und werde ihn so lange nicht finden, als ihnen im Beichtstuhl der Besuch protestant. Predigten auf ihr Gewissen verboten und jeder Uebertritt eines Katholiken zum Protestantismus durch papistische Geistliche verhindert werde. Vom Lande eingegangene Berichte über Nichtbesuch der Predigten und Betstunden hätten sie zur Erlassung eines Mandats unterm 25. Februar 1633 vermocht, wodurch aufs Neue zum fleißigen Besuch des evangelischen Gottesdienstes aufgefordert worden. — Wie der Reichskanzler über diesen Punkt gegen die Deputation sich ausgelassen, ist erzählt: Jetzt erhielt am 11. März der Magistrat von der Regierung ein Verweismandat mit der ernsten Beschuldigung insinuirt: Er selber habe, gleich den Geistlichen, der Bürgerschaft den

Besuch der evangelischen Kirchen verboten und verbiete solchen fortwährend. Am 12. März vertheidigte den Magistrat eine besondere Deputation desselben bey der Regierung gegen einen so grundlosen Vorwurf.

Nicht geringe Verlegenheit bereitete dem Magistrate die von unbekannter Hand vorgenommene Beschimpfung und Besudelung des Mandats vom 25. Februar, welches an der Kirchthür der finstern Kapelle angeschlagen war. Die Regierung trug dem Magistrate die schleunigste Untersuchung des Factums und die Erforschung des verwegenen Verbrechers auf. Der Magistrat betheuerte seine Unschuld sowie seinen Eifer im Aufspüren des Thäters und ließ zugleich ein öffentliches Mandat an die Bürger (Beylage VII) von den Kanzeln ablesen, worin diese angewiesen wurden, die von der Regierung angeschlagenen Mandate geziemend zu achten. Die Untersuchungen führten zu keiner Entdeckung. Die Wirzburger jedoch hatten die Ansicht, daß irgend ein böswilliger fremder Mensch — kein katholischer Einwohner, — bezweckt habe, die Stadt in Verdacht des Religionshasses und in Unglück zu bringen. Auch die falsche Denunciation, mit dem Feinde korrespondirt zu haben, kam, vermuthlich durch dasselbe Individuum, wieder vor. Zur Strafe für Stadt und Land verdoppelte sofort die k. Regierung, angespornt durch Schleupner, ihren religiösen Bekehrungseifer, indem sie erledigte katholische Pfarreyen ohne weiters mit protestant. Predigern besetzte und zu besetzen fortfuhr. Der Rentkammerpräsident von Essern forderte anfangs April (Beylage IX) den Klöstern und Stiftern Bericht ab, ob ihre Landpfarrer bey Ankunft der Schweden auf ihren Posten geblieben, oder sich geflüchtet, ob und wann sie zurückgekehrt oder noch abwesend und ihre Stellen erledigt seyen. Ein weiteres Uebel für die Bürger war die Zuchtlosigkeit der Soldaten, welche anfingen, gleich berechtigten Wirthen öffentlich für Gäste Wein auszuschenken und zu kochen. Sie stahlen auch sehr häufig und fanden an den Juden die rechten Absatzmänner, die die Soldaten zu ferneren Dieberenen ermunterten. Auch den früheren Unfug des Häuserabbrechens im Mainviertel wegen Mangel an Holz gestattete Axel Lilly, ebenso that Urküll, der „die Pfaffenhöfe im Haugenviertel" durch Bürger demolirt wissen wollte; und wirklich bedrohten die raublustigen Soldaten sogar die Stiftskirche mit Zerstörung (sie stahlen und verkauften die Schwengel der dortigen Thurmglocken). Gieng es unter den Augen der obersten Civil- und Militairbehörden in Wirzburg also her; so um vieles ungescheuter noch in den Landstädten, Aemtern und Abteyen als Werb-, Sammel- und Musterplätzen! Erklärte doch der Kommandant Hart von Schweinfurt, — der den Gerolzhofern eine Contribution abpressen wollte, weßhalb sie sich, und auch wegen ihrem gefangen gehaltenen Bürgermeister, an Hohenlohe wendeten, — „weder der Generalstatthalter noch die Regierung in Wirzburg habe ihm zu befehlen" und er werde, wenn Gerolzhofen die verlangte Contribution nicht bald erlege, daselbst sengen und brennen! — Nicht besser wurde es daselbst, als nach Entfernung Hart's durch die Regierung der Oberst Steinau seinen Musterplatz dort und im Amtsbezirk aufschlug, dessen unbändige Soldaten an den Bürgern und Bauern das Aergste verübten, alle Vorräthe entweder aufzehrten oder wegführten, die Häuser durchwühlten und plünderten. Niemand war auf der Straße seiner Freyheit und seines Lebens sicher. Die Beschwerden des Magistrats von Gerolzhofen erbitterten Führer und Soldaten nur noch mehr, so daß der Erstere bey seinem Abzuge das Städtchen gänzlich ausplündern ließ; sich Widersetzende wurden niedergeschossen. Ein Quälgeist löste den andern ab; gleicher Druck, wie hier, lag auf Ebern, Ochsenfurt, Kloster Bildhausen und Umgegend.

§. 29. Ende des Kongresses zu Heilbronn. Aufstand des schwedisch-deutschen Heeres.

Auf dem Congreß zu Heilbronn hatten die süddeutschen protestantischen Fürsten, Grafen, Ritter und Reichsstädte unter sich und mit der Krone Schweden ein Bündniß zur Fortsetzung des Krieges und zur wechselseitigen Unterstützung abgeschlossen. Oxenstierna hatte zwar die Verhandlungen geleitet, aber auch Feuquières war nicht ohne Einfluß auf die Versammelten geblieben; wenigstens ward der dritte von den neun Hauptpunkten, welcher dem Reichskanzler und Director des Bundes ein Consilium formatum von wohlqualificirten Personen an die Seite setzt, als eine durch den Gesandten Frankreichs zuwege gebrachte Schranke wider Oxenstirna's Allgewalt betrachtet.

(Fortsetzung.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Reden und Aufsätze. Ein Beytrag zur Gymnasial-Pädagogik und Philologie von Dr. Ludwig Döderlein. Erlangen 1843. S. VIII u. 408. 8.

Eine von dem Hrn. Prof. Döderlein auf Zuspruch von Freunden herausgegebene und der dritten Jubelfeyer der sächsischen Schulpforta geweihte Sammlung von Reden und Aufsätzen, die er seit 1821, größtentheils bey Feyerlichkeiten der Universität oder des Gymnasiums zu Erlangen, zum Theil auch in Zeitschriften hat erscheinen lassen. Zwey dieser Stücke (pädagogische Bemerkungen und Bekenntnisse; — über den Vortrag der Poetik und Rhetorik) sind in diesen Blättern (Bd. X. S. 201 u. Bd. XVI. S. 381) bereits angezeigt worden. Die meisten übrigen sind Reden, in welchen der Verf. ein gemischtes und, wie es scheint, großentheils ungelehrtes Publikum mit wichtigen Erfordernissen der gelehrten Jugendbildung bekannt zu machen und zu befreunden gesucht hat. Schon dieser löbliche Zweck würde den Wieder-Abdruck rechtfertigen; noch mehr thut dieß die eben so gewandte als besonnene Ausführung, die den Ernst des Gegenstandes durch eine ungesuchte Leutseligkeit erheitert.

Unter den mancherley schätzbaren Zugaben sind sorgfältig gearbeitete Uebersetzungs-Proben, zum Theil von feinen Bemerkungen begleitet, z. B. S. 280. „Allen Anklang an das Gewöhnliche scheut Tacitus mehr als irgend etwas, bisweilen bis zum Uebermaß.“ S. 278. „Horazens Oden machen zur größeren Hälfte nur auf Nettigkeit, zur kleineren auf Großartigkeit Anspruch,“ wo Ref. nur statt „Nettigkeit“ Anmuth oder Zierlichkeit setzen würde. Diese Proben giebt der Verf. als Versuche eines Mittelweges zwischen „treuer und freyer Nachbildung.“ Dem Ref. ist nur eine Stelle aufgefallen, die sich zu viel auf letztere Seite neigt. S. 281. „In des Bibaculus und Catullus Dichtungen finden wir nichts als Hohn gegen das Haus Cäsar“ (Tac. ann. IV. 34), wo leguntur nicht genug und referta zu stark ausgedrückt scheint.

Besondern Dank verdient Hr. D. dafür, daß er die am Grabe des 1842 verstorbenen Professors Kopp von ihm gehaltene Rede in die Sammlung aufgenommen, auch biographische Anmerkungen beygefügt hat. Ref. ergreift die Gelegenheit, aus diesen Mittheilungen und zum Theil aus eigener Erinnerung, etwas von dem Leben des vortrefflichen Mannes in diesen Blättern, die an ihm einen der fleißigsten Mitarbeiter gehabt haben, niederzulegen.

Joseph Kopp, geb. 1788, war der Sohn eines wenig bemittelten Landmanns, tief im bayerischen Walde jenseits Zwiesel. Schon als Kind bestimmte ihn seine fromme Mutter dem geistlichen Stande, dem einer ihrer Brüder angehörte. Der erste Unterricht bey einem Chorregenten in der Nähe war nicht nur äußerst mangelhaft, sondern auch mit Beschwerden und Entbehrungen erkauft, die weit über das hinausgingen, was die Armuth sonst zu einer guten Pflegerin des Knabenalters macht. Auf der lateinischen Schule, die Kopp vom 11. bis zum 14. Jahre besuchte, gab sich bald seine glückliche Anlage kund, fand aber desto weniger Aufmunterung, weil sie mehr begehrte, als die geringen Lehrkräfte

darboten und die enge Schulordnung zuließ. Deutsche Litteratur z. B. war nicht nur ausgeschlossen, sondern verpönt. Kopp gedachte oft mit Vergnügen seiner ersten verstohlenen Blicke in diese Litteratur, und ohne Bitterkeit der Strafe, die der verbotene Genuß ihm zugezogen. Aus diesem lästigen Zwange gerieth er sogleich in eine gefährliche Ungebundenheit auf dem Gymnasium zu München. Zwar sein Fleiß wurde da noch größer, es fehlte aber an einer Leitung, die vor Abwegen bewahrt hätte, worauf ihn nicht nur der Ueberfluß an Wissenswerthem, das ihm nun zugänglich war, sondern auch der ungewöhnlich freye Ton einiger Vorträge führen konnte. Solch eine Leitung und weit mehr wurde ihm auf dem Lyceum zu München durch Friedrich Jacobs zu Theil. Von der Einwirkung dieses Lehrers auf ihn und etliche seiner Mitschüler sprach Kopp wie von einer plötzlichen Erwärmung und Erleuchtung, die so mächtig war, daß sie auf das ganze Leben fortdauerte. Zu jenen Mitschülern gehörte auch der S. 223 genannte treffliche Arzt, den Ref. fast dreyßig Jahre später aus gleich frohen Erinnerungen davon sprechen gehört hat: „sein Griechisch, sagte er, vergaß ich bald; aber die Gesinnung ist mir geblieben.“ Durch Jacobs wurde Kopp bestimmt, sich der Philologie zu widmen. Auf desselben Empfehlung erhielt er von der Regierung, die auf Heranbildung von Lehrern für die gelehrten Schulen bedacht war, eine namhafte Unterstützung, um auf der Universität Heidelberg seine Studien fortzusetzen. Creuzer war da sein Führer, jedoch nicht der einzige. Seiner Lust zu der Fülle philologischer Gelehrsamkeit hielt das Bedürfniß einer streng wissenschaftlichen Gründung die Wage. Dieses wurde ihm vorerst durch Fries befriedigt. Folgenreicher war, daß ihn dieser vorzugsweise an den Aristoteles wies, dessen Studium von da an auf lange Zeit Kopp's vornehmste und liebste Beschäftigung gewesen ist. Erst in folgenden Jahren auch dem Plato zugewandt (das erste Lesen der Republik ließ ihn kalt, fast abgeneigt, das zweyte riß ihn zur Bewunderung und Verehrung hin), wußte er sich das recht fruchtbar zu machen, was er aus Creuzer's gehaltreicher Lehre zurückgelegt hatte.

Sogleich nach seiner Rückkehr von Heidelberg wurde er an einer niederen Classe des Gymnasiums zu München, einige Zeit nachher an einer höheren angestellt. Als Schleiermacher im J. 1818 hier war, ließ er sich durch Kopp die k. Bibliothek, insbesondere den großen Vorrath zum Aristoteles zeigen, war erstaunt über die Gelehrsamkeit des jungen Mannes und sprach ihm dringend zu, den Ruf an eine preußische Universität, den er ihm verschaffen würde, anzunehmen. Dieß lehnte Kopp auf der Stelle entschieden ab, zum Theil wohl aus einer Ahndung, er würde sich in norddeutsche Art und Weise nicht gut fügen, zumeist aber aus Anhänglichkeit an das Heimatland. Seine Tüchtigkeit zu größeren Leistungen, als die von ihm gefordert wurden, konnte ihm selbst nicht verborgen bleiben; dieses Bewußtseyn hatte aber für ihn so wenig drückendes als zu unzweckmäßiger Steigerung seines Unterrichts verleitendes. Manche Nebenstunden widmete er indessen gerne begabteren Schülern der Anstalt, von denen einer, jetzt ein Künstler des ersten Ranges, bezeugt, „ihm unendlich viel zu verdanken.“ „Kopp las mit mir und ein Paar Andern den Homer Abends oder Sonntags. Homer war mir Alles, ich lernte ihn stellenweise auswendig, ich zeichnete daraus.... Ich wurde der Sprache etwas mächtig, ja gewann sie so lieb, daß ich Philologe werden wollte; da rief mich der Tod meines Vaters auf eine andere Bahn.“ Dieß sind die eigenen Worte Schwanthaler's. Nach einiger Zeit rückte Kopp in das Lyceum vor, erhielt aber da nicht die Aufgabe, zu welcher ihn die bisherigen Studien beriefen, sondern eine ganz neue, die Weltgeschichte. Ref. war Zeuge, des angestrengten Fleißes, mit dem er, statt sich mit vorliegenden Bearbeitungen zu begnügen, alsbald zu den Hauptquellen drang. Jedoch nicht lange, so wurde er seinem eignen Fache wiedergegeben. Seit 1827 Lehrer der alten Litteratur und zweyter Vorsteher des philologischen Seminars der Universität Erlangen, hat er auch da vielfach wohlthätig gewirkt. Minder geschickt anzuführen, als begleitend zu helfen und zu fördern, leistete er nicht nur lernbegierigen Jünglingen, sondern oft auch Amtsgenossen, durch bereitwillige Mittheilungen aus dem Reichthume seiner Gehrsamkeit, die schätzbarsten Dienste. Gegenüber dieser ausnehmenden Bereitwilligkeit im Stillen, gegen Freunde, stand bey ihm eine Abneigung, als Schriftsteller vor

das große Publikum zu treten, die erst in seinen letzten Jahren durch anhaltenden Zuspruch gemindert werden konnte. Ueber den Beyfall, den seine ersten Beyträge zu unseren Anzeigen fanden, war er so verwundert als erfreut, und in Kurzem machte ihm diese Arbeit so viel Vergnügen, daß er darin mit unerwarteter Emsigkeit fortfuhr *). Nun faßte er auch Muth, seine großen Sammlungen zu einem Lexicon Aristotelicum zu überarbeiten und dem Drucke zu übergeben. Dieser Vorsatz ist durch seinen frühen Tod vereitelt worden; die Sammlungen aber sind erhalten und auf der Bibliothek der Universität Erlangen niedergelegt.

Topographie Athens. Von W. Martin Leake. Zweyte Ausgabe. Uebersetzt von J. G. Baiter und H. Sauppe. Mit acht Tafeln. Zürich bey Meyer und Zeller. 1844.

Haben die jüngsten Untersuchungen und Arbeiten über die örtlichen Verhältnisse des alten Roms vorzüglich deutsche Gelehrte zu Urhebern und darf man eine Topographie der früheren Weltbeherrscherin als wissenschaftliches und historisch begründetes Ganze für das Werk deutscher Gründlichkeit und Klarheit der Anschauung erklären, so müssen wir denselben Ruhm in Betreff einer ähnlichen Topographie Athens annoch jenem Volk überlassen, welches freylich durch seine politische Stellung und ich möchte sagen durch eine besondre Huld des Schicksals die schönsten Mittel an der Hand hat, tüchtige und rüstige Männer zu wissenschaftlichen Forschungen überall hin auszusenden, und das uns Deutschen trotz unseres Fleißes, unseres Wissens, unserer Stubengelehrsamkeit im Ausbeuten reicher Fundgruben des Alterthums — wer dächte hier nicht mit einer gewissen Wehmuth an die Xanthische Expedition? — so lange den Rang ablaufen wird, als wir nicht unsre Kräfte associren und in Gesellschaft, von gemeinsamen Mitteln unterstützt, wenn auch nicht auf deutschen Linienschiffen, das bläuliche Meer durchschiffen. — Daß uns hierin das Glück nicht wohl will, sondern lieber fast schon gereifte Früchte unsern ausgestreckten Händen entreißt, mahnt O. Müllers und H. N. Ulrichs' beklagenswerthes Hinscheiden.

Doch kann uns das beruhigen, daß uns dafür ein genügender Ersatz vom Nachbarvolk geboten wird. Leake's Topographie von Athen galt schon in der ersten Auflage für würdig, durch Uebertragung ins Deutsche allen Bewunderern dieser einzigen Stadt zugänglich gemacht zu werden; und wer wünschte auch nicht, wenigstens im Bilde die Pnyx, die Propyläen, die Stelle der Akademie zu schauen oder durch die langen Mauern in den Piräus zu wandeln und hinabzusteigen auf das Feld der Marathonischen Helden? Im Jahr 1841 erschien eine zweyte Auflage unter dem Titel: The Topography of Athens and the Demi. Die Topographie bildet jedoch einen gesonderten Theil mit dem Titel: The Top. of Athens. With some remarks on its antiquities. Seconde edit. By W. M. Leake etc. Ehe uns das Original erreichbar war, (auch die Demen kennen wir bloß nach Westermanns Verdeutschung) erhielten wir aus der rüstigen und stets thätigen Züricher Schule, der wir in neuer Zeit so gelungene Unternehmungen verdanken, eine Uebersetzung des Leake'schen Werks, welche schon deßhalb willkommen seyn muß, weil wir wenigstens daraus

---

*) Kopp's Beyträge zu den gelehrten Anzeigen sind:

Jahrgang 1836.
Nro. 27. 85. 86. 110 — 113. 131. 242.

Jahrgang 1837.
Nro. 1. 2. 6. 9. 83 — 85. 91 — 94. 98. 99. 100. 116. 117. 131 — 133. 136 — 139. 144. 145. 162 — 171. 176 — 183.

Jahrgang 1838.
N. 192 — 194. 208. 209. 246. 247. 257.

Jahrgang 1839.
Nro. 1 — 3. 54. 55. 62 — 64. 87. 146 — 150. 162 — 165. 186. 187. 188. 207 — 209. 215 — 218.

Jahrgang 1840.
Nro. 27. 28. 192. 194 — 197. 251. 252. 252 — 259.

Jahrgang 1841.
Nr. 45. 63. 65. 116. 121. 170 — 171. 175 179. 209 — 212.

den Unterschied ermessen können, welcher zwischen der ersten und zweyten Auflage der Leake'schen Topographie statt hat, ein Unterschied, der allerdings die besondern Motive der gelehrten Uebersetzer zu dieser Arbeit rechtfertigt, wenn sie sagen, daß sie es gethan, weil diese neue Ausgabe nicht nur einzelne Zusätze und Berichtigungen enthalte, sondern eine völlig neue Bearbeitung sey, die in vielen Theilen ganz neue Ergebnisse bietet. Wie sehr der Umfang sich erweitert habe, geht aus der großen Differenz der Seitenzahlen hervor, welche sich wie 4: 6 verhalten. Die Hrn. Uebersetzer suchten aber noch durch anderweitige Zugaben die deutsche Ausgabe zu empfehlen.

Leake schickt bekanntlich im ersten Abschnitt für den Leser eine Uebersetzung aller Nachrichten des Pausanias über die Topographie der Stadt voraus, in die er zwar die wichtigeren Bemerkungen des Autors über die Gebäude, Denkmäler und Kunstwerke mit aufnimmt, aber dessen historische und mythologische Notizen größtentheils ausschließt. Die Hrn. Uebers. fügten ihrer Uebertragung zugleich den griechischen Text hinzu, was, um nur Eines zu sagen, für den prüfenden Leser jedenfalls sehr bequem ist. Ferner gaben sie sich die anerkennungswerthe Mühe, die Citate Leake's zu vergleichen und auf unsere gewöhnlichen Ausgaben zu reduciren, was um so löblicher erscheint, als wenigstens in der ersten Originalausgabe häufig nur allgemeine Hinweisungen zu treffen sind. Sehr sauber und gewählt sind die artistischen Beylagen, in 8 Tafeln bestehend, wovon 5 nach Leake copirt sind, nämlich die Alterthümer von Athen, der Grundriß der Akropolis, die Alterthümer von Phaleron, dem Peiräeus und Munychia, der Plan Athens, seiner Häfen und Umgegend, das westliche und östliche Giebelfeld des Parthenon. Die siebente Tafel gibt ein Bild Athens gegen Südost nach Stademanns Panorama von Athen, die achte die Akropolis nach den Ergänzungen von Curtius. Eine schätzbare Zugabe wäre vielleicht noch eine Tafel gewesen, welche die verschiedenen Ansichten über die Lage der drey Häfen Athens zusammengestellt hätte — ein Punkt in der Topographie von Athen, welcher durch Ulrichs' Abhandlung: Topographie der Häfen von Athen, in den Abhandl. der Münchner Akademie I. Cl. III. Bd. III. Abth., neuer Anschauung und Untersuchung überlassen bleibt. Wenigstens hat Ulrichs, wie es uns scheint, die Annahme dreyer parallel zum Piräus laufender Mauern einfach und scharf nach des Thukydides Angaben widerlegt und die Versetzung des Phaleron in das heutige Hagios Gorgios ziemlich plausibel gemacht. — Die übrige Ausstattung des Buches ist ohne Tadel.

8.

Druckverbesserung und Erläuterung.

In Nr. 188 dieser Blätter: „zur Geschichte der Hexenprozesse in Deutschland" muß gelesen werden: statt ad baneum juris — ad bancum juris; st. Demnach, dennoch; st. Braneiforte — Branciforte. Der dem peinlichen Prozesse eigenthümliche technische Ausdruck: ad bancum juris, vor oder an der Richterbank, war im Lande Salzburg bey allen Verurtheilungen zum Tode noch bis zum J. 1806, bis zur Einführung der österreichischen Gesetzgebung üblich. Der bancus juris bestand in einer Procedur, welche, als Ueberrest der alten Schöffengerichte, an die einstmalige Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Justizpflege erinnerte. Sobald nämlich bey einem Pfleg- und Landgerichte das Todesurtheil über einen dort in Haft gelegenen Verbrecher aus der Hauptstadt eingetroffen war, verfügte sich der Pfleger, mit seinem Gerichtsstabe, noch einmal in das Amthaus, wo auch sechs Männer in schwarzen Mänteln, Bürger und Bauern, der Verhandlung harrten. Der Verurtheilte ward vorgeführt, entfesselt, und er, nachdem seine Geständnisse wiederholt und im Zusammenhange abgelesen worden, noch einmal befragt, ob all' das wahr und recht geschrieben sey? Sein einfaches ja, ja, galt als Bestätigung; worauf ihm der Tod angekündigt wurde. — Auch Haltaus, in seinem glossario germ. medii aevi erklärt den „bancus juris, als sedilia judicis et scabinorum etc." umständlich.

v. K. St.



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Beschreibung einiger neuer Thierreste der Urwelt, aus den silurischen Kalkschichten von Zarskoje-Selo. Von Maximilian, Herzog von Leuchtenberg. Mit 2 lithographirten Tafeln. St. Petersburg 1843.

Wir dürfen es als ein Zeichen von besonders guter Vorbedeutung für das kräftigere Gedeihen der Naturwissenschaft in unsren Tagen betrachten, daß sich auf dem Felde derselben so manche Mitarbeiter, hochgestellt durch Stand und äußers Vermögen, wie durch Talent und innren Beruf, eingefunden haben. Namentlich darf Deutschland sich dessen rühmen, daß es unter seinen gekrönten Häuptern und Prinzen mehrere, nicht nur Gönner und Freunde, sondern selbstthätige Forscher und tief eingeweihte Kenner in allen Zweigen der Naturwissenschaft besitze, welche schon durch ihr anregendes, aufmunterndes Beyspiel mehr gewirkt haben als die meisten Lehrer der Hochschulen durch Wort und Lehre es vermöchten. Hierbey traten Fürsten, wie der Prinz Max von Neuwied auch durch ihre schriftstellerischen Leistungen in der Reihe der Meister vom Fache auf und erwarben sich um die Erweitrung des Gebietes der Naturgeschichte ein bleibendes Verdienst so wie allgemeinen Ruhm.

Das vor uns liegende Werk erregt nicht allein durch die Persönlichkeit seines hohen Verfassers, sondern eben so sehr durch den Werth seines Inhaltes ein ganz besonders Interesse. Herzog Maximilian von Leuchtenberg hat von frühester Jugend an den edlen, herzerhebenden Genuß, welchen die Erkenntniß der Natur gewährt, zu würdigen gewußt; er war schon im Knabenalter eifriger und glücklicher Sammler, bald hernach sachverständiger Kenner in mehreren Zweigen der Naturgeschichte; ein wißbegieriger und zum Theil selbstthätiger Theilnehmer an allen neueren Entdeckungen im Gebiet der Physik und Chemie. Die kostbaren Sammlungen in Eichstädt hatte er ihrer ersten Grundlage nach aus der Hand eines Bruders geerbt, dessen frühen Verlust noch jetzt ganz Europa bedauert, am meisten aber die beklagen, welche das Glück hatten den theuren Verstorbenen persönlich zu kennen. Die Vervollständigung wie der jetzige Zustand jener Sammlungen, die ein Gegenstand der aufmerksamen Beachtung und der Bewundrung aller Sachverständigen sind, ließen schon seit längerer Zeit in ihrem jetzigen Besitzer nicht den bloßen Liebhaber sondern den Meister in jenem Gebiet erkennen, zu dessen wissenschaftlichem Anbau auch diese Schatzkammern der Naturgeschichte dienen sollten. Die oben genannten Beschreibungen einiger neuer Thierreste der Urwelt beurkunden jedoch in einem noch viel höheren Maaße den scharf eindringenden Sinn, die reichen Kenntniße und Gaben, wie den regen Eifer unsres hochgestellten Naturforschers, dessen Auge durch den nahen Glanz eines mächtigen Kaiserhofes weder für die Betrachtung der unscheinbaren Geheimschriften der urweltlichen Natur unempfänglich gemacht, noch in dem stillen Gange seiner Forschungen gestört werden konnte.

Wir werden uns damit begnügen in der nachstehenden, kurzen Anzeige wenigstens eine namentliche Uebersicht über die glücklichen Entdeckungen zu geben, welche Herzog Maximilian ganz in der Nähe

der nordischen kaiserlichen Hauptstadt, in einer schon von andren namhaften Geologen vielfach durchforschten Ablagerung des Uebergangsgebirges gemacht hat.

In der etwa 6 Meilen von St. Petersburg abgelegenen Gegend von Grafskaia Slawänka, nahe am Zusammenfluß zweyer Bäche findet sich in dem dortigen silurischen Uebergangskalk ein bedeutender Steinbruch, durch welchen eine Menge der ansehnlich großen Orthoceratiten an den Tag gelegt wird, die eine Hauptmasse des von Chloritkörnern freyen, sehr festen, grauen, so wie des rothen Kalksteines bilden. Ebenso wie in Schweden, am Fuße der Kinnekulle finden sich auch hier mit den Orthoceratiten zugleich einzelne Reste von bereits bekannten Trilobiten, namentlich die von Asaphus heros, A. expansus u. a., unter ihnen aber auch hin und wieder Theile von urweltlichen Thierformen, durch welche der Kalkstein von Grafskaia Slawänka eben so ausgezeichnet und einzig in seiner Art in der Reihe der silurischen Ablagerungen dastehet als durch die häufige Beymischung von kieslichen Theilen, mittelst welcher der silurische Kalkstein mehr und mehr die Natur des silurischen Sandsteines annimmt und deßhalb auch bereits jene Obolenreste enthält, welche sonst nur ein ausschließendes Eigenthum des letzteren zu seyn schienen. Nur wenige Werste weiter nordwärts treten dann beyde silurische Bildungen, der Kalkstein wie der Sandstein vollkommen gesondert und selbst durch eine Zwischenschicht des Thonschiefers abgegränzt auf. Da wo der genannte Sandstein in seiner mächtigsten Entwicklung sich zeigt, wie bey Podolowa, erscheinen seine untern Schichten völlig leer, erst in den mittlern und oberen finden sich die Obolenreste ein und die Thonschieferschicht, welche den Sandstein von dem dort nur wenig entwickelten Kalksteine trennt, ist voll deutlicher Exemplare der Gorgonia flabelliformis. So finden wir hier auf der einen Seite den Kalkstein auf Kosten des in ihm aufgegangenen Sandsteines, auf der andren diesen, auf Kosten der kalkigen Ablagerungen vorherrschend entwickelt.

Die neuaufgefundenen, eben so deutlich beschriebenen als in den beygefügten Tafeln abgebildeten Trilobitenarten, theils aus Grafskaia Slawänka, theils auch aus andren nachbarlichen Gegenden werden unter folgenden Namen aufgeführt.

1. Asaphus Centron ein ansehnliches, merkwürdiges Gebilde, das sich zwar in einzelnen Zügen Hisingers As. extenuatus nähert, in anderen aber wesentlich von demselben abweicht. 2. As. longicauda, eine Mittelform zwischen A. extenuatus und A. angustifrons. 3. As. hyorrhinus, kommt dem A. expansus am nächsten. 4. Metopias coniceps, so wie Met. aries von warzenartigen Höckern bedeckt. 5. Nileus nanus, dessen Kopfschild dem des Nil. armadillo ähnlich ist. Bey mehreren andren, zwar schon beschriebenen, bisher aber nur einzeln oder als undeutliches Bruchstück, in England, Esthland und in andren Gegenden aufgefundenen Trilobitenarten gewährt der neuentdeckte Fundort so wie die deutlichere Abbildung und Beschreibung ein vorzügliches Interesse.

Unter den von Herzog Maximilian aufgefundenen Testaceen zeigten sich als neue Arten, eine Pileopsis, von ihm 6. als P. borealis beschrieben und abgebildet. 7. Die Terebratula digitata, welche ein fast gleichseitiges Dreyeck bildet. Außer diesen erscheint das Auffinden eines Exemplares des Obolus ingricus, noch mit beyden Schaalen, als eine höchst werthvolle, bisher einzige Bereicherung des wissenschaftlichen Apparates aus diesem Gebiet.

Neuentdeckte Crinoideen sind 8. Apiocrinites dipentas. 9. Die zierlich gebildeten Reste des allem Anschein nach mächtig großen Gonocrinites giganteus aus dem sandigen Kalkstein von Grafskaia Slawänka. 10. Gon. fenestratus. Unter den beschriebenen Corallineen war die Scyphia rimosa bisher nur in Gothland aufgefunden worden.

Ein solcher reicher, wohlgelungener Anfang als uns Herzog Maximilian in der hier von uns angezeigten Beschreibung der urweltlichen Thierreste gab, läßt nichts weiter zu wünschen übrig, als daß es ihrem Verfasser gefallen möge, die Freunde solcher Forschungen durch fortgesetzte Mittheilungen derselben Art zu erfreuen. S.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Der Bund war den 13. April 1633 zu Heilbronn und in einem Nebenabschied jener mit der freyen Reichsritterschaft, in 22 Punkten bestehend, ebendaselbst den 15. April desselben Jahres abgeschlossen worden *)

Während Orenstierna Namens seiner Königin die Staatsgeschäfte in Deutschland zu leiten fortfuhr, tobte der Krieg unter Feldherrn aus des großen Königs Schule, wie Bernhard von Weimar und Gustav Horn u. a. fort. Die Oberpfalz, die Gränzen Bayerns, die Oberdonau und Schwaben waren der Schauplatz des Kampfes. Bernhard hatte ohne Widerstand Bamberg im Februar 1633 erobert und rückte, mit Horn sich vereinend, an die Donau (8. April bey Donauwörth). Jetzt traten die Obersten der Donau-Armee zusammen, und forderten für ihre dem Könige geleisteten Dienste, so wie für ihre unter Bernhard und Horn bezeigte Tapferkeit die ihnen von Gustav Adolph versprochenen Belohnungen an Sold und Land, da der Reichskanzler keines von beyden ihnen zukommen lasse. Zu Heilbronn sey bloß auf Schwedens Zufriedenstellung, auf Statthalter, Commissäre u. s. w., nicht aber an sie gedacht worden. Darum hätten sie beschlossen, nicht weiter gegen den Feind vorzurücken, sondern eher mit ihren unterhabenden Soldaten die eroberten Länder als eine rechtmäßige Hypothek zu behalten und diesen ihren Entschluß den übrigen Herren in Westphalen, Sachsen und den rheinischen Kreisen kund zu thun. Binnen 4 Wochen forderten sie die Antwort auf ihre schriftlichen Beschwerdepunkte. Horn gieng nach strengen Verweisen, die er den Obersten ertheilte, zu seinem Schwiegervater, dem Reichskanzler. Der im Lager zurückbleibende Bernhard, den Christine in Verdacht hatte, er sey das geheime Haupt dieser Anschläge, nannte die Forderungen zwar billig, die Ausdrücke aber allzuhart. Er hätte zum Durchsetzen seiner Ansprüche keine bessere Zeit beym Reichskanzler wählen können. Auch die Uebrigen mußten befriedigt werden mit schwedischen Belehnungsbriefen auf Güter und Herrschaften in Deutschland, im Betrage (das ausgetheilte Geld hier mitgerechnet) von 4,900,000 Reichsthaler. Zu Frankfurt geschah die Vertheilung nach Uebereinkunft mit Orenstierna durch Bernhard. Für die eingeräumten Besitzungen sollten die Offiziere als Mitglieder des Heilbronner Bundes, und das Heer, als diesem Bunde und der Krone Schweden gemeinsam verpflichtet, angesehen werden.

*) Siehe: „Heylbrunnische Bündnussen, So Gott zu Ehren rc. verfasset vnd beschlossen zwischen der Königlichen Majestät vnd der Cron Schweden rc. an einem: Vnd Denen Evangelischen Ständen deß Churfürstl. Rheinischen, Fränkischen, Schwäbischen, vnd Ober-Rheinischen Crayses, am andern. Wie in gleichem der freyen Reichsritterschaft wolgedachten Craysen, am dritten Theil rc. Erstlich gedruckt zu Nürnberg, im Jahre 1633. 4. $3\frac{1}{2}$ Bogen stark, unpaginirt. — In der: „Goldt-Wage, Auff den nöthigen Außschlag“ rc. befindet sich eine „Specification der anwesenden Stände vnd Städte zu Heilbronn rc.“ Heilbronn. Durch Ehrenhold Wagenern. Im Monat Martio, deß M.DC.XXXIII. Jahrs. 4., 2 Bogen, unpaginirt.

§ 30. Allgemeine Verfügungen der k. Rentkammer in Wirzburg.

Mandate vom 20. und 29. Januar mit den nöthigen Erläuterungen empfahlen Eintreibung der Abgabenrückstände, Bestellung der Sommersaat (Beylage X.) und Angabe der Mittel und Wege, solche im ausgesogenen Lande zu erzielen. Auch eine Angabe der Weinvorräthe wurde wieder abverlangt. Die eingeschlichenen fremdherrlichen Juden hatten das der Krone Schweden schuldige Schutzgeld zu entrichten; zu dem Ende mußten sie sich persönlich bey der k. Kammer zu Wirzburg stellen u. s. w. Düster waren die Berichte der Landbeamten auf alle in den Mandaten geforderten Dinge. Sie selbst sollten jeden eigenmächtigen Besoldungsbezug unterlassen, vielmehr obige Mandate mit dem größten Eifer befolgen. Für Nachlaß der Ausstände von 1631 wolle sich die k. Kammer beym Reichskanzler verwenden (Beylage XII.). Dieser Nachlaß wurde wirklich gewährt, aber dafür ward eine neue Auflage ausgeschrieben, eine eilige Kriegssteuer, mit deren Erhebung Graf von Brandenstein beauftragt ward. Erster Zahlungstermin war der 24. Mai, dann sollte von Monat zu Monat bis zur gänzlichen Tilgung des dem Lande aufgelegten Betrages so fortgefahren werden, daß jede Monatsrate von den Unterthanen in wöchentlichen Abschlagszahlungen erlegt würde. Am Schluß versprach die Kammer, künftig das Land so zu erleichtern, daß der Bauer und Häcker wiederum sich nähren und Handel und Gewerbe wieder aufleben könnten (Beylage XIII.). Am anberaumten Termin lief nur von wenigen Beamten etwas weniges Geld ein. Die „Lamentationen“ der übrigen Beamten und der Städte und Landgemeinden erregten selbst der Kammer Mitleiden. Deßungeachtet, weil sie zu Zahlungsaufschub nicht ermächtigt war, erfolgten weitere

Mandate, durch Eilboten an die Beamten versendet, zur Einlieferung der ersten fälligen Steuer binnen 3 Tagen in eigener Person, bey Strafe der Verhaftung und Cassation. Der Reichskanzler habe nebst dem Ausständenachlaß von 1631 zur Erleichterung der armen Unterthanen alle Schutzwachen, Wochengelder der Offiziere und erpreßte Lieferungen gänzlich aufgehoben, und der Kammer die nunmehrige Ertheilung von Schutzbriefen aufgetragen; bey Strafe dreyfachen Ersatzes sollten die Beamten von den Unterthanen an Niemanden mehr etwas verabfolgen lassen (Beylage XIV.).

Nun öffnete der finanzkluge Reichskanzler eine andre neue Quelle, indem er die nöthigsten Lebensmittel besteuerte (das Malter Getreid 8 kr., 1 Pfund Fleisch und 1 Maß Wein oder Bier 1 kr. Beylage XV.). Der Magistrat ließ schnell durch die Büttner am 31. Mai alle Weinvorräthe der Stadt aufzeichnen, wobey als freyer Bedarf des Eigenthümers 3 — 5 Fuder Weins nicht in der Rechnung aufgeführt wurden. Mittels dieses Weinvorrathes sollten die Forderungen und Anweisungen des Grafen von Brandenstein, die noch nicht völlig getilgt waren, befriedigt werden. Auch bestimmte er die Preise der verschiedenen Weinsorten, um eine feste Richtschnur bey Bezahlung der Contribution und der an die Offiziere zu leistenden Auflagen zu erhalten. Mit diesen Preisen waren aber die Offiziere so wenig zufrieden, wie mit der Bezahlung in Silbergeschmeide, indem sie durchaus klingende Münze begehrten. Horns dringende Anweisung von 2500 Reichsthalern, als den Rückstand von 5300 Thalern, befriedigte der Magistrat theils in Geschmeide, theils in baarer Münze. Den Forderungen der verschwornen Offiziere zu genügen, verlangte der dadurch gedrängte Reichskanzler von der k. Rentkammer zu Wirzburg die Mittheilung genereller Verzeichnisse über die Einkünfte aller wirzburgischen Stifte, Klöster und anderer geistlichen Besitzungen, um zu ermitteln, welche Parzellen davon etwa noch vor der im Werke stehenden Belehnung des Herzogs Bernhard mit dem Hochstifte dem einen oder andern der verschwornen Obersten als Donation zugeworfen werden könnten. Dieß Geschäft übertrug aber die Kammer einigen spitälischen Beamten unterm 6/16. Juni 1633 (Beylage XVI.).

§ 31. Uebergang des Fürstbisthums Wirzburg und Herzogthums Franken an den Herzog Bernhard von Weimar. Schenkung des Karthäuserklosters Astheim an den schwedischen Oberst Friderich von Rostein.

Nach Beylegung der Differenzen zwischen Orenstierna und dem von Donauwörth und den verschwornen Obersten nach Frankfurt reisenden Bernhard von Weimar, und, im richtigen Gefühle, daß Beyde einander gleich sehr in jener kritischen Zeit bedurften, beschied der Reichskanzler den Herzog in Bezug auf seine Länderforderung auf eine nach Heidelberg angesetzte Fürstenversammlung am 17. Juni 1633. Ungeachtet der großen und dringenden Geschäfte dieser Versammlung gelang es Bernhards energischer Bewerbung, daß seine Angelegenheit vorzüglich vorgenommen und schnell ins Reine gebracht wurde. Die Schenkungsurkunde d. d. Heidelberg 10/20. Juni 1633 ausgefertigt, übertrug ihm das Herzogthum Franken und die beyden Bisthümer Wirzburg und Bamberg als Lehen der Krone Schweden (Beylage XVII.).

Einen Theil der Länder und Abteyen im Umfange des Herzogthums Franken behielt sich Schweden für andere Zwecke vor. Bernhard hatte 600,000 Reichsthaler in 4 Jahren als rückständiges Einkommen des Landes zu zahlen; die früheren Schankungen blieben in Kraft, die Festungen Wirzburg und Königshofen in schwedischen Händen bis zum Frieden, der Herzog ist Glied des Heilbronner Bundes und als solches verbindlich zur Tragung der Kriegskosten. Dagegen versprach die Krone Schweden den Belehnten und seine Nachkommen gegen Anfeindungen zu schützen und ihm im Friedensschlusse die Bestätigung zu erwirken. Ein weiterer Vertrag vom 14/24. Juni fesselte den Kronvasallen Schwedens an die Interessen dieser Macht, verpflichtete ihn zu Diensten mit 2500 M. auch außerhalb des Reiches; wogegen er 5000 M. Hülfsvölker erhalten solle. Im gegenwärtigen Krieg wird der Herzog nur von Schweden und dem Direktor oder dessen Stellvertreter abhängen und nur bey Schwedens völliger Entschädigung Frieden schließen rc.

Von den der Krone Schweden vorbehaltenen Klöstern des Bisthums Wirzburg schenkte der Reichskanzler zuerst die Karthause Astheim a/M. nebst deren in Wirzburg besessenen Hof dem schwedischen Reiterobersten Friedrich von Rostein durch Urkunde d. d. Frankfurt, 20. Juni 1633 (Beylage XVIII.).

Auf die erste Nachricht, daß Bernhard von Weimar der neue Herr des Wirzburger Landes sey, schickte der Magistrat der Stadt den Oberschultheiß von Stieber nach Frankfurt mit einer schriftlichen Darstellung der Drangsale und Beschwerden der Stadt und mit der Bitte um deren Abhülfe. Der Rückkehrende brachte tröstliche Nachrichten. Der Herzog, gerührt von dem Elende, versprach, die Beschwerden zu beseitigen und überhaupt solche Anordnungen zu treffen, die des Landes Wohlfahrt befördern sollten, vorausgesetzt, daß die Bürger und Unterthanen sich gegen ihn treu, gehorsam und unterthänig erweisen und bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Das Leben der unorganischen Natur. Eine zur Gedächtnißfeyer der 300 jährigen Begründungszeit des Copernicanischen Systems den 11. Junius 1843 in der Aula Leopoldina zu Breslau gehaltene öffentliche Vorlesung von Dr. Georg Friedrich Kohl.

Der 11. nicht (nach Gassendis Angabe) der 4. Junius des Jahres 1543 war der Tag, an welchem dem großen Entdecker des wahren Umlaufes der Himmelskörper das erste gedruckte Exemplar des Buches, welches jene Entdeckung enthielt, vor Augen kam. Sechs und dreyßig Jahre lang hatte Copernicus den Inhalt seines unsterblichen Werkes: de revolutionibus orbium coelestium durchdacht, nach allen Seiten geprüft und zu seiner Ausarbeitung angewendet, endlich war dasselbe unter sorgfältiger Aufsicht der Sachkundigen in Nürnberg gedruckt worden und war nun bey seinem Verfasser in Thorn angekommen, als dieser nicht mehr an die Vollendung eines Werkes seiner Hand, sondern nur an das Ende des fromm und still verbrachten Lebens denken konnte; denn bemerkenswerther Weise erhielt Copernicus sein zum Ausgang in die Welt nun fertiges Buch wenige Stunden vor seinem eignen Ausgang aus der Welt des Vergänglichen in die Ewigkeit. Als sollte dieses Buch, voll Gedanken einer ewigen Wahrheit und hierdurch voller Kräfte der Unsterblichkeit, die letzte Weihe, die sein Verfasser ihm auf den Weg gab, aus den Gedanken der Ewigkeit empfangen, von denen der Geist des großen Sterbenden jetzt ganz durchdrungen war.

Der Gedanke, den Tag des dritten hundertjährigen Jubiläums eines zweyfachen Triumphes des größesten Preußen, der jemals im Gebiet der Wissenschaft sich hervorgethan, an einer preußischen Universität zu feyern, erscheint als ein durchaus würdiger; er ist aber dadurch zu einem besonders glücklichen geworden, daß er die oben genannte Gedächtnißschrift hervorrief, welche durch den Werth ihres gedankenvollen, originellen Inhaltes unter den Gelegenheitsschriften ihrer Art auf einen ganz ungewöhnlichen Rang Anspruch machen darf.

Als Nicolaus Copernicus zuerst in unbesiegbarer Evidenz die Wahrheit aussprach, daß die Erde nicht als die absolut unbewegliche Grundfeste im Mittelpunkt der sichtbaren Welt ruhe, sondern daß sie gemeinschaftlich mit den übrigen Planeten die Sonne umkreise, da widersetzte sich dieser Wahrheit das tief eingewurzelte Vorurtheil des allgemeinen Scheines mit seiner ganzen Macht und in allen Formen einer höhnenden, feindselig erbitterten Opposition; es widersetzte sich ihr mit der unaufhörlich wiederholten Frage: wie kann diesem ewigen Fundament, diesem absolut ruhenden Boden eine Bewegung zugestanden werden? Es ist ein andres, aber nicht minder entschiedenes Vorurtheil, welches heutiges Tages gegen einen zeitgemäßen Fortschritt des Wissens in der Frage: „wie kann der absolut todten Masse des Bodens ein Leben zugestanden werden?“ sich vernehmen läßet. Allerdings wird diese Frage, in Beziehung auf die Bewegung der Erde so wie aller andren Weltkörper unsres Systemes um die Sonne und um die eigne Axe durch die Grundlehren der allgemein gültigen Neutonischen Theorie schon im

Voraus verneint, oder ihre Bejahung umgangen. Die Materie ist nach diesen Lehren in sich selber absolut regungs- und bestimmungslos und hierdurch genöthigt, die Bewegung, welche ein äußerer, mechanisch auf sie einwirkender Anstoß ihr gab, so lange ohne Aufhören fortzusetzen, bis etwa eine Hemmung von außen jenem Bewegen entgegentritt und dasselbe aufhebt oder demselben eine ganz neue Richtung giebt. Der Umlauf der Planeten um die Sonne wird durch zweyerley Antriebe oder Kräfte bewirkt: durch die Massenanziehung zwischen dem Centralkörper und den ihm zugeordneten Weltkörpern, und durch die sogenannte Tangentialkraft, welche die Folge eines Stoßes ist, der irgend wann, wie und wo die Planeten getroffen hat und dessen einmalige Anregung ohne Aufhören fortwirkt, weil das Bewegen der Welten in einem der Voraussetzung nach leeren Raume oder in einem unwägbaren, aller Resistenz gegen ein wägbar-Körperliches ermangelnden Medium durchaus nirgends eine Hemmung erfährt. Die Bewegung der Weltkörper beruhet demnach ganz auf einem solchen Mechanismus, wie etwa der in einem Uhrwerk es ist, wo der Druck und Gegendruck zwischen der Trieb- und Spiralfeder wechselseitig zu einer aus beyden resultirenden, anhaltenden Bewegung sich bestimmen, übrigens aber einander völlig gleichgültig sind, so daß keine Spur von Lebenseinheit zwischen ihnen zu finden ist.

Es stehet diese Neutonische Ansicht, welche in den erhabensten, mächtigsten Bewegungen der Sichtbarkeit nichts andres erblicken läßet als das Abbild eines technischen Mechanismus mit jener andren in unmittelbarem Zusammenhang, welche die unorganische Natur, deren Einzelheiten den größeren Theil der eigentlichen Erdmasse bilden, als etwas nicht bloß minder Belebtes, sondern als ein absolut Todtes, im Vergleich mit den beyden Reichen der organischen Natur: mit den Pflanzen und Thieren betrachtet. Allerdings wird der Stein, gegenüber der Pflanze und dem Thiere stets wie ein Todtes erscheinen müssen, obgleich bey näherer Betrachtung es sich ergiebt, daß derselbe seine Existenz, eben sowohl als das organische Individuum nicht durch einen bloß seyenden Bestand, sondern durch ein stetes Werden, durch unabläßig regsame Wirksamkeit behauptet. So wie für die Gestaltung des Organischen das auf den Doppelsinn des deutschen Wortes Leben gegründete Sprüchwort gilt „was lebt das leibt auch“ so kann man umgekehrt, in Beziehung auf die unorganischen Körper es aussprechen: „was leibt das lebt auch.“ Der Weg zum Erweis dieses Satzes führt uns zuerst an allgemein bekannten und anerkannten Erfahrungssätzen vorüber.

Wir vernehmen den Klang der Glocke, den Ton der angeschlagnen, gespannten Saite, als ein bestimmte Zeit hindurch gleichmäßig und unabgesetzt Bestehendes. Aber dieses scheinbar stetige Bestehen ist nur der rastlose Wechsel von Tausenden der nach einander entstehenden und vergehenden Schwingungen. Wir bemerken das Tageslicht als einen ruhig durch den Raum verbreiteten, gleichmäßigen Glanz; aber diese scheinbar sich gleichbleibende Ruhe ist das unendlich schnelle Spiel eines bis ins Innerste regen Oceans voll unzähliger, in unendlich kleinen Zeiträumen entstehender und verschwindender, bestandloser Lichtwellen, welche in schon überwiegenderer Nähe jenen Totaleindruck einer lichten Continuität gewähren, den etwa der vereinzelte Glanz von Myriaden blitzender Sonnen erst aus unermeßlicher Ferne in dem Lichtschleyer der Milchstraße und der Nebelflecken hervorbringen. Und sollte denn das, was sich uns als Gesetz der Erregung, als Typus der Wahrnehmung für das Empfinden unsers Gehör- und Gesichtssinnes kund gegeben hat, etwas anders seyn können für das Empfinden unsers Tastsinnes? Muß nicht vielmehr das Erregungsgesetz der sinnlichen Wahrnehmung für alle einzelnen Sinne, nach seinen Grundmomenten dasselbe seyn, und ist aus dieser Voraussetzung nicht anzunehmen, daß die Masse des Metalles oder des Steines, die uns als regungslos erscheint, ein von den Bewegungen eines beständigen Werdens, von den Fibrationen eines immer neuen Entstehens erfüllter Raum sey? Sollte nicht das Gefühl womit wir eine solche Masse als einen feststehenden, in sich ungeändert beharrlichen, trägen Bestand in unsrer Hand zu halten wähnen, eben so wie beym Ton und beym Lichte nur der Gesammteindruck zahlloser Wellenschläge eines mit jedem kleinsten Augenblick sich in sich ändernden, in stetem Entstehen und Verschwinden begriffenen Inhaltes von

Thätigkeit seyn? Und wenn auch selbst beym Ton und beym Licht noch ein Zweifel darüber seyn könnte, daß beyde aus der Wirksamkeit eines dem tönenden oder leuchtenden Körper inwohnenden Lebensprinzipes hervorgiengen, weil der Ton, so weit unsre Erfahrung reicht, immer, das Licht aber wenigstens in sehr vielen Fällen nur durch eine Anregung von außen hervorgerufen wird, so könnte man dagegen ohne alles Bedenken es aussprechen, daß jene Eigenschaften z. B. des Steines oder des Metalles, welche auf den Tastsinn wirken, wie namentlich die Schwere, eine mit der Existenz der Dinge unzertrennlich verbundene Thätigkeit, beruhend wie das Licht der Sonne auf einem permanent selbstständigen Oscilliren des unaufhörlichen Werdens seyn müsse.

Wenn wir einen aufgeregten See aus großer Ferne sehen, dann ist der Totaleindruck von dem sich uns darstellenden Bilde einer scheinbar ruhigen, spiegelglatten Wasserfläche nur das Secundärphänomen von dem Urbilde, welches die wogenden Fluthen in der Nähe bewirken. Eben so ist auch die scheinbar ruhige, starre Außenseite des Steines, wie des Metalls, nur das Secundärphänomen der in sich unaufhörlich arbeitenden, lebendigen Thätigkeit der Masse, die, als das eigentliche Urbild, von der Schranke des unmittelbaren, äußeren Wahrnehmungssinnes so weit entfernt ist, daß wir durch ihn nur den Gesammteindruck scheinbarer Ruhe und Passivität in dem Bilde, welches wir durch das Wort Materie bezeichnen, empfangen. Diese, die Materie, kann nicht als ein absolut Todtes dem Lebensprinzip in uns, durch welches wir empfinden und wahrnehmen, entgegengesetzt, kann nicht von diesem durch unübersteigliche Schranken geschieden seyn. Denn wie möchte Etwas Gegenstand unsrer Anschauung und unsres Bewußtseyns werden, wie könnte es Saiten unsres Seelenorganes in Schwingung versetzen und seine Klänge in das innerste Leben unsrer Wahrnehmung übertragen, wenn diese Klänge nicht unsrem Leben verwandt, wenn sie nicht an sich selber Lebensklänge wären? Schon deßhalb müssen wir anerkennen, daß die Thätigkeitsformen, durch welche die Dinge mit unsren Sinnen und mit unsrem Bewußtseyn in Wechselwirkung stehen, ihrem Wesen nach als Lebensäußerungen, verwandt den Aeußerungen unsres eignen irdisch-leiblichen Lebens zu betrachten seyen, und daß die ganze Sinnenwelt in allen ihren Theilen, freylich nach einem sehr verschiedenem Maaß der Vollkommenheit und Stärke, von dem gleichen Leben durchwirkt und durchdrungen sey, das in uns selber sich regt und bewegt.

(Schluß folgt.)

Ueber die Verrichtung der Wurzeln der Rückenmarksnerven. Physiologische und pathologische Untersuchungen zur Würdigung der Bell'schen Lehre von Joh. Wilh. Arnold. Heidelb. 1844.

Seitdem Carl Bell mit seiner ursprünglich aus Beobachtung pathologischer Vorgänge am Menschen hervorgegangenen Darstellung der Verschiedenheit der hinteren und vorderen Wurzeln der Rückenmarksnerven in Beziehung auf ihre Function auftrat, hat wohl jeder mit den neueren Forschungen vorwärts schreitende Physiolog durch eigene Versuche an lebenden und frisch getödteten Thieren sich von der Wahrheit derselben im Wesentlichsten überzeugt. Daß bey Durchschneidung der vorderen Wurzeln die Bewegung in den Muskeln, zu welchen von diesen aus Nerven gehen, aufhöre, aber die Empfindung ungetrübt erhalten bleibe, daß dagegen bey Durchschneidung der hinteren Wurzeln letztere in allen Theilen, welche sie mit Nerven versehen, verschwinde, jedoch die Bewegung beybehalten bleibe, ist eine unumstößliche Wahrheit, eine der großartigsten Entdeckungen, welche die Physiologie dieses thatenreichen Jahrhunderts aufzuweisen hat und eine von allen jetzt lebenden Physiologen ausgesprochene Ueberzeugung. Ob aber die Bewegung ausschließlich von den vorderen, die Empfindung ausschließlich von den hinteren Wurzeln vermittelt werde, diese Frage zu erörtern hat gegenwärtiges Buch sich zur Aufgabe gestellt und auf eine jedenfalls sehr dankenswerthe Weise beantwortet.

Vorerst durchgeht der Verf. die Versuche und daraus gezogenen Schlüße, welche erst Bell selber, dann Magendie, Bellingieri, Schöps, Backer, Langenbeck, Joh. Müller, Seubert, Panizza, van Deen, Longet über die verschiedenen Functionen der vorderen und hinteren Wurzeln der Rückenmarksnerven angestellt haben und weiset nach, daß die genannten Männer meistens in ihren Folgerungen weiter gegangen seyen, als ihre Experimente sie berechtigten. Denn sie haben alle nur nach dem geurtheilt, was äußerlich angewendete Reize hervorbrachten, ohne, was doch höchst wichtig ist, aufzufassen, daß man bey den Nerven an die Verschiedenheit der Receptivität für äußere Reize und für innere Sensationen zu denken habe, und daß man deßwegen äußere Reize nicht als das einzige Mittel zur Erkennung der sensoriellen Eigenschaft eines Nervens ansehen dürfe.

Der Verf. führt dann seine eigenen Experimente und Beobachtungen an Kranken an, und die Resultate, welche er hieraus zieht, sind folgende.

1) Die hinteren Nervenwurzeln vermitteln die Wahrnehmung äußerer Reize, mit Ausnahme derer, welche sich auf Gesicht, Gehör, Geruch und Geschmack beziehen; sie sind Organe des Fühlsinnes.

2) Als solche gehören sie der äußeren Haut, in der dieser Sinn seinen Sitz hat, an; sie sind die eigentlichen Hautnerven. Es ist daher die Entfernung der äußeren Haut von gleicher Wirkung, wie die Durchschneidung der hinteren Wurzeln.

3) Die hinteren Wurzeln habe keine Beziehung zur Muskelbewegung und zum Selbstgefühl in den Muskeln. In diesen findet die Wahrnehmung äußerer Reize nicht statt; ihre Sensibilität ist eine specifische, bezieht sich auf den eigenthümlichen Zustand des Muskels selbst; sie ist durch mechanische, chemische und galvanische Reize nicht erkennbar.

4) Die Muskelempfindlichkeit wird durch die vorderen Nervenwurzeln vermittelt. Diese stehen nicht bloß zur Bewegung der Muskeln in Beziehung, sind nicht einseitige Bewegungsnerven, sondern setzen auch die Centralorgane des Nervensystemes in Kenntniß von ihrem Zustande, sind Muskelnerven in beyderseitiger Hinsicht.

5) In den vorderen Wurzeln muß hiernach nothwendig nicht bloß eine centrifugale, sondern auch eine centripetale Richtung der Nervenleitung statt finden, da durch sie der Zustand der Muskeln zum Bewußtseyn gelangt.

6) Auch in den hinteren Wurzeln scheint eine doppelte Leitung statt zu finden. Ihre centripetale Leitung ist erwiesen; sie sind Hautsinnesnerven. Für die centrifugale Leitung derselben liegen noch keine Beweise durch Versuche vor; es müssen erst fernere Beobachtungen darthun, daß die Contractionen in der Haut z. B. durch die Gemüthsbewegungen durch sie vermittelt werden.

Demnach vertheilt auch Arnold die Nerven überhaupt so: die vorderen Nervenwurzeln gehören den Muskeln, und die hinteren der Haut an.

In Beziehung auf die Gehirnnerven macht der Verf. Bell dieselben Vorwürfe der Einseitigkeit und theilt sie gleichfalls in Vermittler der Haut- und Muskelthätigkeit. Die einen sind einfache Muskelnerven (n. hypoglossus, accessorius Willisii, oculomotorius, trochlearis, abducens); die andern beziehen sich auf die Muskel- und Hautthätigkeit (n. trigeminus, facialis, glossopharyngeus); als reiner Empfindungsnerve gilt der vagus.

Erdl.



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Das Leben der unorganischen Natur.

(Schluß.)

Eine unwandelbar tiefe Ruhe des Grabes, ein eherner Schlaf des Todes ist es, was die gewöhnlich herrschende Ansicht von der unorganischen Natur in den Körpermassen, aus denen der Planet besteht, voraussetzt. Aber wie stimmen mit dieser Ansicht jene fortwährenden Regungen einer dem Leben verwandten Wirksamkeit, die sich uns in den Erscheinungen des Erdbebens, der vulkanischen Ausbrüche, der Meteore kund geben? Kann man wohl mit Recht sagen, der Blitz hat diesen oder jenen festen Körper zerschmettert? Lag nicht vielmehr der Grund der Zersplitterung und Zersetzung desselben in einer bis zur plötzlichen Auflösung ihres Zusammenhanges gesteigerten (polarischen) Aufregung seiner Masse, und trat nicht hierbey der Blitz ebenso nur als ein secundäres Phänomen hervor wie der Funke beym Aneinanderschlagen von Stahl und Stein, oder die Wärme bey der Verbindung des hierbey in Staub sich zersetzenden ungelöschten Kalkes mit dem Wasser? Hat denn wirklich in der Erdveste, so wie dieselbe scheinbar für immer fertig uns vor Augen liegt, der Wechsel zwischen Entstehen und Vergehen, zwischen Zersetzung und Neubilden für immer aufgehört, setzt sich nicht das gediegene Metall aus dem Zustand der Auflösung, in welchem es begriffen war, selbst zwischen dem Gefüge des alten Zimmerholzes oder an den von Menschenhand gebildeten Wänden der Grubengebäude an und wirken nicht fortwährend noch in der schon consolidirten Masse der Gebirge Anziehungen des Verwandten und Gleichartigen zu dem Verwandten fort, durch welche mitten in dem größeren Ganzen, abgegränzt von diesem besondre Neubildungen entstehen, ähnlich in ihrem Verhalten dem Verhältniß der Feuersteingebilde in der Mitte des Kreidekalksteines? Wen sollten nicht Russeggers Bemerkungen über die von ihm beobachteten Lagerungsverhältniße der Bleyerzmassen und die scheinbar abnormen Gestaltungen der Schichten des schiefrigen Gesteines, das sie umkleidet, von der Wahrheit des von ihm aufgestellten Satzes überzeugt haben, daß jene offenbaren Abweichungen und Aenderungen von und an einer ursprünglichen Form der Schichtenstellung nicht auf mechanische Weise, wie etwa durch Emporhebungen, sondern nur durch einen Krystallisationsprozeß erzeugt seyn können? Ein Prozeß, der selbst noch im festen Zustand der Körper, wenn auch nur selten in der Zeit erfaßbar, fortwirkt, wie uns dieß im Kleinen die Bildungen von Concretionen, concentrisch schaaligen und strahlichen Massen vieler Süßwasserbildungen, selbst in der Zeit für uns erfaßbar bezeugen können. (M. v. J. Russeggers Reise, zweyter Theil S. 615, 616.)

Wenn wir in allen Reichen des Geschaffenen nach der für unsre Sinne erfaßbaren Ursache fragen, welche den Dingen ihre leibliche Gestaltung, ihr Bewegen, ihr Leben vermittelt, dann finden wir, daß jene Ursache dasselbe sey, was wir mit dem geringfügig lautenden, dabey aber vielbedeutenden Worte Polarität bezeichnen. In jedes Einzelwesen legte die Kraft des Schöpfers eine individuelle Thätigkeitsrichtung, durch welche dasselbe beständig nach höheren, über die Sphäre seines Grundkeimes hinaus liegenden Entwicklungsstufen hinanstrebt und nach

größerer Selbstständigkeit ringet. Dieser expandirenden Richtung entgegen, wirkt der beschränkende, begränzende Einfluß der Gesammtheit der Außenwelt, der das Einzelwesen in der Sphäre der gesetzmäßigen Entwicklung des ihm eingepflanzten Keimes der Strebungen festhält. Wirkte nur die eine dieser beyden Thätigkeitsrichtungen ohne die andre, dann würde alsbald das Daseyn des Einzelwesens in maaßloser Expansion sich auflösen, oder der nur verneinenden Gegenwirkung von außen unterliegen, so aber wirken überall und in allen bestehenden Dingen beyde Thätigkeitsrichtungen mit und neben einander fort und begründen in den Wesen der Sichtbarkeit das, was wir polarische Weselwirkung nennen. Diese allein ist die ausschließliche, charakteristische Eigenthümlichkeit des Lebens. Wo Leben ist, da ist Polarität, da findet sich der Gegensatz einer individuellen und einer universellen Thätigkeitsrichtung inmitten der Einheit des stets nach höherer Selbstständigkeit und Selbstbefreyung strebenden Lebensprozesses, und umgekehrt, wo Polarität ist, da ist Leben auf irgend einer der unzählichen Stufen seiner Selbstständigkeit; alles Gestalten, alles Bewegen ist eine Wirkung der Polarität.

Und wie? nur das mächtigste, das gewaltigste Bewegen, das wir in unsrer Sichtbarkeit kennen, das Bewegen der Weltkörper in ihren Bahnen, dessen hehre Harmonie uns der Geist eines Copernicus vernehmbar machte, sollte aus keinem solchen selbstständigen Antrieb, sollte von dem mechanischen Einfluß eines Stoßes ausgegangen seyn, der als ein schnell vorüber gehendes Moment der Zeit ein Wirken der Ewigkeit erlangt hätte? Könnten wir den Flug der Welten durch die Räume ihrer Bahnen, könnten wir den unsers eignen Planeten etwa so beobachten wie das mehr tausendfältig langsamere Vorübereilen eines Dampfwagens, würde uns dann die Betrachtung eines solchen großartigen Phänomens nicht mit der Ahnung erfüllen, daß hierbey ganz andre Ursachen und Naturkräfte walteten, als die Fortschwingung, in welche ein von außen gekommener Stoß eine an sich absolut regungslose, todte Masse versetzte?

Um zu einem vollständigeren Verständniß des großen Phänomens der Bewegung der Welten zu gelangen, betrachten wir zuerst den Begriff der beyden Elemente, aus deren Zusammenwirken wir jenes Bewegen abzuleiten pflegen, etwas näher. Das, was wir Schwere oder Gravitation nennen, ist zunächst nur der in den Massen der Erde, der Planeten und der Sonne einseitig erscheinende Anziehungseffect, welcher jedoch, so sehr auch der Schein in dem verhältnißmäßig kleinen Beobachtungsraum, hier in der Nähe der Erdoberfläche uns täuschen mag, nie ohne polare Gegenwirkung zur Aeußerung zu gelangen vermag und dem jederzeit in den kleinsten wie in den größesten Massen ein Abstoßungseffect, eben so wie am Magnet dem Nordpol ein Südpol gegenüber stehen muß. Gründet sich doch auf diesen Effect des Abstoßens schon der körperliche Umfang und Inhalt der materiellen Dinge, welcher ein gemeinsames Product des den Körpern inwohnenden abstoßenden (expandirenden) Antriebes und des vorhin erwähnten beschränkenden (comprimirenden) Einflußes der größeren Gesammtheit der materiellen Welt ist.

Einige sehr bekannte Erscheinungen aus dem Gebiet der Physik mögen uns zu weiteren Folgerungen aus dem eben Gesagten den Weg bahnen. So stößt z. B. ein kräftig elektrischer Glas- oder Siegellackstab ein gleichnamig erregtes Hollundermarkkügelchen am elektrischen Balancier in der Entfernung von einem Fuß und darüber lebhaft ab, zieht es dagegen in geringerer Entfernung von 1 — 2 Zollen an, weil in diesem kleinen Abstande der Effect der Abstoßung von dem übermächtigen der Anziehung ganz überwältigt und gebunden wird. Eben so wendet sich eine kleine Magnetnadel mit dem einen Pole von dem gleichnamigen Pole eines größeren Magneten bey hinlänglicher Entfernung durch einen Zurückstoßungseffect ab, während sie von jenem stärkeren Magneten, sobald sie in die unmittelbare Nähe desselben tritt, ohne Unterschied des genäherten Poles angezogen wird. Wenn die Nadel von einer bedeutenden Größe und magnetischen Kraft ist, dann wird zwar auch der gleichnamige Pol derselben von einem überwiegend stärkeren Magnet in einer gewissen Entfernung abgestoßen und in großer Nähe angezogen, wenn man aber die Nadel selbst nach kurzer unmittelbarer Berührung wieder von dem starken Magnet trennt, dann stellt sich die

normale Polarität der ersteren von selbst wieder her und die anfängliche Abstoßung desselben Poles findet aufs neue statt, so daß man (wie dieser Versuch vom V. mit einer 9 Zoll langen Inclinationsnadel und einem Magnet von 50 Pf. Tragkraft angestellt wurde) an demselben Pole derselben Nadel die Abstoßung in der Ferne und die Anziehung in der Nähe durch einen und denselben Pol des nämlichen großen Magneten, so oft wiederholt als man will, wahrnehmen kann. Und eben dasselbe, was diese physikalischen Erscheinungen im Kleinen, das zeigt uns das Phänomen der Schwere im Großen. So wie wir diese an unsrer plantarischen Körperwelt nur in der einseitigen Form der Anziehung auftreten sehen, ist sie ein Ueberwältigungserfolg der Nähe, in welcher die mächtige Gesammtmasse der Erde die kleineren, gegen sie nur unbedeutenden Massen so kräftig sich aneignet, daß der repulsive Antrieb derselben nicht zu einer, durch Bewegung sich merklich machenden Wirksamkeit gelangen kann.

Neben den eben erwähnten Erscheinungen aus dem Gebiet der Experimentalphysik erinnert der Verf. noch an eine andre Beobachtung, nach welcher ein eigentlicher Elektromagnet, d. h. irgend ein Theil einer geschlossenen galvanischen Kette magnetische so wie unmagnetische Stahl- und Eisentheile in unmittelbarer Nähe anzieht und festhält, während er den Pol eines Stahlmagneten in einiger Entfernung weder anzieht noch abstößt, sondern vermöge der Gleichzeitigkeit und Einheit beyder Wirkungen bloß ablenkt, und unter geeigneten Bedingungen zu anhaltender rotirender Bewegung um sich her bestimmt.

So muß zwar auch die Masse des Steines in der unmittelbaren Nähe des Planeten dem universellen Ueberwältigungszug von diesem gehorchen, könnte jedoch jener in hinlänglich großen Abstand von seinem Weltkörper gebracht werden, dann würde alsbald ein Abstoßungseffect sich bemerkbar machen, bey welchem die Einseitigkeit des überwiegend geradlinigen Zuges aufhörte und unter dem Conflict der von innen heraus in allen Theilen gleichmäßig wirksamen Anziehung und Abstoßung eine Curvenbewegung einträte, welche vermöge der Wechselwirkung der Anziehungs- und Abstoßungseffecte des Steines so wie des Planeten, eine Bahnbewegung von jenem um diesen zur Folge haben müßte. Ja, in dem innern Conflict, mit welchem eine jede solche Masse schon an und für sich durch die Gesammtwirkung auf alle ihre Theile beysammen zu bleiben genöthigt wird, und gleichzeitig in allen ihren Theilen sich von sich selber abzustoßen bestrebt ist, liegt zugleich das Motiv der Rotation, welche bey jeder weit genug von einem Centralkörper entfernten Masse von selber eintreten muß. Daß namentlich zwischen Sonne und Erde nicht bloß Anziehung, sondern auch Abstoßung wirksam sey, sucht der Verf. schon aus den Phänomenen der Ebbe und Fluth zu erweisen, bey welcher die Gegenfluth als ein Abstoßungseffect im polarischen Gegensatz mit dem Anziehungseffect der Fluth angesehen werden müsse.

Und so dürfte selbst für das Gesetz der Schwere, wie es an den Bewegungen der Weltkörper von verschiedenem Abstand um einen gemeinsamen Centralkörper sich kund giebt, eine Deduction aus der Annahme von beständig zusammenwirkenden Anziehungs- und Abstoßungseffecten, z. B. zwischen der Sonne und den einzelnen Planeten, so wie der Verf. sie zu geben sucht, einer Beachtung werth seyn. Mit dem Abnehmen des einen dieser Momente wächst zugleich das andere, diesem polarisch entgegengesetzte in demselben Maaße, so daß, während a bey zunehmender Entfernung von 1 auf $\frac{1}{2}$ herabsinkt, zugleich das andere polarisch entgegenwirkende, die Macht des ersteren beschränkende und vermindernde Element b von 1 auf 2 sich steigert und deßhalb der Werth von a um das vierfache verringert, so wie umgekehrt bey einer doppelt so großen Annäherung auf das Vierfache gesteigert wird.

Was wir hier mittheilten, das sind nur einzelne Züge jener Andeutungen, welche X. Pohl in seiner vor einem gemischten Publicum und daher so populär als möglich gehaltenen Rede giebt; Andeutungen, denen man es übrigens wohl anmerken kann, daß ihr Verfasser sich in dem Stand befinde, seine Behauptungen auf streng wissenschaftlichem Wege tiefer zu begründen und zu beweisen.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Auch nach den Gesinnungen der Bamberger erkundigte sich der Herzog bey Stieber und äußerte am Schlusse der Audienz: „Wann ich die Regierung in Wirzburg anfange, wird eine viel andere Ordnung werden und vielleicht mit den „Regenten“ große Aenderung geschehen.“ — Der Quälgeist von Wirzburg, Axel Lily, begab sich schon am 15. Juni mit seiner Frau und starker reich befrachteter Begleitung aus der Stadt hinweg.

§ 32. Execution gegen die Stadt Wirzburg. Deßfallsige Sendung an den Reichskanzler und den Herzog Bernhard.

Ein Executionscommissär, Brettschneider, in Begleitung eines Lieutenants begehrte auf Anweisung Brandensteins sogleich am Tage seiner Ankunft (23. Juni) wegen unterbliebener Bezahlung von 6000 Reichsthalern die Untersuchung und Beschlagnahme der Weine in den Kellern der Stadt und zwar sollte mit den Weinkellern der Bürgermeister begonnen werden. Magistratischer Seits protestirte man gegen ein solches Einschreiten und berief sich auf den Schaden, der dem neuen Herrn, Herzog Bernhard, hieraus erwachse. Auch schickte man insgeheim den Vogt von Veitshöchheim, Nicolaus Seitz, mit Empfehlungsbriefen 2c. an den Herzog und den Reichskanzler ab. Der Herzog, der selbst am 3. Juli in Wirzburg anlangte, zeigte milde Gesinnungen für die Stadt, ertheilte dem Statthalter von Rotenhan mehrere Aufträge, die Universität und deren Einkommen betreffend, und kehrte wieder über Königshofen nach Frankfurt zurück. Die Execution erreichte aber ihr Ende damit, daß 14tägige Zahlungsfrist gestattet und der Reichskanzler bis auf weiteres mit der monatlichen Anlage von 3008 fl. 3 Batzen Stillstand bewilligte. Der Sekretär des Generals Baudis, — der an des abgerufenen Lieutenants Stelle getreten war, — erhielt vom Magistrate eine Hälfte baar, die andere wurde in 14 Tagen zu zahlen versprochen.

§ 33. Einführung des protestantischen Gottesdienstes in der Domkirche zu Wirzburg. Abermalige Sendung an den Reichskanzler und den Herzog Bernhard. Die letzten Tage der schwedischen Regierung.

Der Regierungskanzler Fabritius machte dem am 1. Juli um 8 Uhr versammelten Magistrat die Eröffnung: daß Kraft des in Händen habenden Rescripts des Reichskanzlers die k. Regierung angewiesen sey, unverzüglich das evangelische Religions-Exercitium im hohen Dom zu beginnen. Zwar hätte wegen der entflohenen Domherrn das Domstift nunmehr der Krone Schweden zugehört und könnte sohin ausschließend für den evangelischen Gottesdienst gebraucht werden; allein Se. Excellenz der Herr Reichskanzler habe gnädig bewilligt, daß fortan auch der katholische Gottesdienst darin gehalten werde. Mit Hrn. Dr. Schleupner hätten sich die Herren kathol. Pfarrer rücksichtlich der zu wählenden Stunden zu vergleichen. Auch soll den hiesigen Evangelischen eine Kirche oder Pfarre in der Stadt für ihren alleinigen Gebrauch eigenthümlich eingeräumt werden. Nebstdem befiehlt das Rescript, daß die kathol. HH. Pfarrer ihre Pfarrkinder zum Besuch der evangelischen Predigten ermahnen. Als eigenthümliche Kirche hatten die Protestanten die Liebfrauenkapelle sich ausersehen. Der Protest des Magistrats, diese Kirche sey von der Bürgerschaft erbaut und dotirt 2c., wurde vom Oberschultheißen mit den Worten: Schon gut! „wofern die besagte Kapelle den Evangelischen nicht gutwillig überlassen wird, so muß es mit Gewalt gehen,“ niedergeschlagen. Ungern gestattete man, und zwar auf sehr kurze Zeit, dem Magistrate Frist zur Berathung, die Nachmittags im Grünbaum statt fand. Die Klerisey faßte den Beschluß, wider das ganze Ansinnen zu protestiren und zu bitten, „daß die Kirche und deren Angehörige in der Ausübung des Gottesdienstes ungestört belassen werden möchten.“ Der Magistrat war der Meinung, die Liebfrauenkapelle so lange für die katholische Stadtgemeinde zu behaupten, bis sie ihr mit Gewalt entrissen würde. Diese durch eine starke Deputation überbrachten Beschlüsse sollten nach des Kanzlers Aeußerung dem Reichskanzler berichtlich vorgelegt werden; der Oberschultheiß bestehe aber auf Abtretung einer Kirche zum Gebrauch für die Evangelischen. Kurz darauf ward den Pfarrern zur Wissenschaft und Nachachtung das festgesetzte Regulativ mitgetheilt, vermöge dessen der katholische Gottesdienst früh von 6 — 8 Uhr, nachher der evangelische gehalten werden sollte. —

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Geschichte der Chemie. Von Dr. Herrmann **Kopp**, außerordentlichem Professor der Physik und Chemie an der Universität Gießen. Erster Theil. Mit dem Bildnisse Lavoisier's. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. In gr. 8. 455 S. 1843.

Seit einer langen Reihe von Jahren, nämlich seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, als Wiegleb und J. Fr. Gmelin ihre geschichtlichen Werke bekannt machten, ist in Deutschland kein namhaftes Werk in dieser Beziehung geliefert worden, während England eine Geschichte der Chemie Thomson's History of Chemistry 1831 und in Frankreich Höfer's Histoire de la Chimie, erster Band 1842, worüber in Nro. 249. dieser Blätter im vorigen Jahre berichtet wurde, erschienen sind. Wir müssen es daher Hrn. Prof. Kopp Dank wissen, einem Gegenstand, welcher seit so langer Zeit in Deutschland keine Bearbeiter gefunden, seine Thätigkeit zugewendet zu haben.

Der Verf. hat sich vorgenommen, die Geschichte der Chemie, wovon der erste Band vorliegt, in 4 Bänden herauszugeben. Der zweyte Band soll am Schlusse dieses Jahres, der dritte und vierte im Laufe des nächsten folgen. Der Plan des Verf. ist, im ersten Bande die allgemeine Geschichte der Chemie zu geben; der zweyte Band soll die Geschichte der Hülfswissenschaften und der theoretischen Lehren enthalten, der dritte und vierte Band endlich die Geschichte der einzelnen Substanzen in der unorganischen Chemie und die Geschichte der organischen Chemie nebst der dahin gehörigen Gegenstände.

In der Einleitung berührt der Verf. den Zweck und die Eigenthümlichkeit der allgemeinen Chemie im Verhältniß zu andern Wissenschaften und den Werth einer Geschichte der Chemie. Interessant ist die Geschichte der Chemie vorzüglich durch den mannichfachen Wechsel ihrer Schicksale, denn wenige andere Wissenschaften haben von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Zeit so viele ihrer Begründung, Aufklärung und Vervollkommnung im Wege stehenden Schwierigkeiten zu bekämpfen gehabt, wie gerade die Chemie. Ihrer allgemeinen Stellung nach ist sie bald eine verachtete Beschäftigung, bald die gepriesenste Wissenschaft. Bald wird ihr jeder wissenschaftliche Charakter abgesprochen, und sie wird von dem Freunde der Aufklärung als die Quelle unzähliger Irrthümer verabscheut, mit der Strenge des Gesetzes und der Geißel des Spottes verfolgt, von den Großen geächtet und sogar mit dem Fluche der Kirche bedroht. Die Art ihres Einflusses und ihrer Anwendung wechselt; bald erscheint sie in Begleitung aller Ausgeburten geistiger Verblendung und hilft das Ansehen derselben unterhalten — bald zeigt sie sich als eines der wirksamsten Werkzeuge zur Vernichtung des Aberglaubens. Bald soll sie das Unmögliche möglich machen, aus eigener Macht lebendige Geschöpfe hervorbringen und Pflanzen aus ihrer Asche erwecken, bald verwirft man sie selbst da, wo sie ungezwungen die richtigen Mittel, bestimmte Zwecke zu erreichen, angiebt, und die Anwendung derselben zu rechtfertigen weiß. Ihre Be-

kenner und Förderer gehören allen Ständen an; Fürsten wie arme Umherzügler, Geistliche, Aerzte, unabhängige Liebhaber der Naturwissenschaften wechseln ab als Bewahrer ihrer Kenntnisse; in Klöstern so wie in Apotheken haben wir oft die Tempel dieser Wissenschaft zu suchen; zu ihr bekennen sich Taschenspieler, Glücksritter eben sowohl als schulgerechte Gelehrte. Aus einem solchen Chaos der verschiedenartigsten Einflüsse bricht sich endlich die heutige Chemie ihre Bahn, nimmt eine selbständige Stellung ein, ordnet ihr Verhältniß zu anderen Wissenschaften, wird ein wesentlicher Zweig allgemeiner Bildung und nützt mehr in Bewährung einer vielseitigen Anwendbarkeit, als sich je die größten Schwärmer von der Förderung einer einseitigen Richtung zu versprechen wagten.

Der Verf. theilt die Geschichte der Chemie in fünf Zeitalter ein. Das erste Zeitalter enthält die Kenntnisse der Alten. Das zweyte umfaßt die Alchemie. Das dritte die medicinische Chemie. Das vierte die phlogistische Theorie und das fünfte Zeitalter endlich, womit der vorliegende erste Band schließt, behandelt die quantitativen Untersuchungen. Einige Worte von jedem dieser Zeitalter werden hinreichen, um sich von dem Plane, dem der Verf. folgte, ein Bild zu machen.

Erstes Zeitalter. Kenntnisse der Alten. Der Zeitraum, welchem hier ein allgemeiner Ueberblick zugewendet wird, erstreckt sich von den ältesten Zeiten bis etwa zu dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Die Leistungen, die sich hier in vereinzelten und spärlichen Richtungen zeigen, sind alle rein empirischer Natur; die Erfahrung lehrt einige Thatsachen kennen, aber auf die Kenntniß derselben wird kein Versuch, sie zu erklären, gebaut; in der älteren Geschichte der Chemie trifft man keine theoretische Ansicht durchgeführt, weder eine wahre, noch eine falsche. Von einem Streben, allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen und sie nicht bloß mit abstracten Ideen beweisen, sondern auch dieselben auf sämmtliche bekannte Beobachtungen anwenden zu wollen, findet sich bey den Alten keine Spur; eben so wenig von irgend einer theoretischen Ansicht über Veränderung und Zusammensetzung der Körper, in so fern eine solche mit Erfahrung belegt werden soll. Der Verf. beschränkt sich hier auf einen ganz allgemeinen Ueberblick der Kenntnisse der verschiedenen Völker des Alterthums zu verschiedenen Zeiten und behält sich vor, in den folgenden Theilen bey der Geschichte der einzelnen Lehren und Stoffe die Kenntnisse der Alten ausführlicher mitzutheilen. Aus diesem Grunde werden die Kenntnisse der Aegypter, der Phönicier, der Israeliten, der Griechen und Römer hier auch nur kurz berührt.

Zweytes Zeitalter, der Alchemie. Das Zeitalter der Alchemie erstreckt sich von der Mitte des vierten Jahrhunderts bis zum ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts, oder von der ersten Aeußerung alchimistischer Ansichten bis zu der Aufstellung der medicinisch-chemischen Lehren durch Paracelsus. Nach der damals herrschenden Meinung wurden alle Metalle als zusammengesetzt betrachtet und zwar sollten alle in verschiedenen Mengenverhältnissen aus Schwefel und Quecksilber bestehen; allein unter Mercurius scheinen die Alten den Begriff des Unzersetzbaren verstanden zu haben und mit Sulphur verbanden sie den Begriff der Zersetzbarkeit, der Veränderlichkeit. Der Verf. erwähnt hier die Verdienste einiger Alchimisten jenes Zeitalters, nämlich Geber, Albertus Magnus, Roger Baco, Arnold Villanovanus, Raimundus Lullus, Basilius Valentinus rc. Letzterer ist der bedeutendste Chemiker dieses Zeitalters und bildet den Uebergang zu dem folgenden. Er ist zugleich der letzte hier zu erwähnende Chemiker, dessen Richtung eine ausschließlich alchimistische ist, weßhalb die Betrachtung der weiteren Schicksale der Alchemie und ihrer Anhänger im Folgenden nur eine untergeordnete seyn wird. Die Geistesrichtung, welche sich in allen Fächern der Cultur des menschlichen Geistes am Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts kund that und in der Reformation am edelsten und hervorragendsten auftritt, zeigt sich auch in den medicinischen und im Zusammenhang damit in den chemischen Wissenschaften. Die Reformation vollendete für alle Zweige geistiger Erkenntniß den Anstoß, in den Wissenschaften nicht mehr bey dem Alten stehen zu bleibeu, sondern voranzuschreiten, auf hergebrachte Autorität nicht mehr

blind zu vertrauen, sondern auf eigene Erkenntniß gestützt zu prüfen und verjährte Mängel aufzudecken. Auch die Medicin und Chemie, so kärglich auch damals noch der geistige Inhalt der letzteren war, empfanden diesen Anstoß und gaben ihm gemeinschaftlich Folge; es fanden sich geistreiche Köpfe, welche der allgemeinen Richtung folgend neue Grundsätze an die Stelle der alten zu setzen, sich veranlaßt fanden und so sehen wir auch für die Chemie eine Zeit anbrechen, deren Charakter so sehr von dem bisher herrschenden abweicht, daß die Datirung eines neuen Zeitalters nothwendig wird.

Drittes Zeitalter, der medicinischen Chemie. Die Dauer dieses Zeitalters erstreckt sich von der gemeinsamen Auffassung der Chemie und Medicin durch Paracelsus bis zu der selbständigen Behandlung der Chemie durch Boyle, nämlich vom Anfang des sechzehnten bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Tendenz der Männer, welche diesem Zeitalter angehören, gieng vorzüglich dahin, Verschmelzung der Chemie mit der Medicin, Zurückführung der medicinischen Erfahrungen auf chemische Grundsätze zu bewirken, so daß von vielen die ganze Heilkunde fast nur als ein Theil der angewandten Chemie, als Jatrochemie, betrachtet wurde. Da sich nun in diesem Zeitalter die Medicin der Chemie als eines der ihr nothwendigsten Hülfsmittel bemächtigt, so kann die Chemie auch noch nicht zur Selbständigkeit gelangen; sie wird fast nur in Verbindung mit der Medicin betrieben, daher alle chemischen Leistungen Medicinern angehören und medicinische Anwendung zum nächsten Zweck haben. Paracelsus, welcher als Begründer dieses Zeitalters betrachtet werden kann, stellte die Ansicht auf und viele Aerzte folgten ihm, daß der Lebensproceß als ein chemischer zu betrachten sey, daß die Bestandtheile des Organismus aus Elementen im chemischen Sinne bestehen, indem das eine oder das andere mehr vorwalten kann, wobey das Vorwalten mit eigenthümlichen chemischen Erscheinungen verknüpft ist, welche sich im Gesundheitszustande kund geben. Diese von Paracelsus aufgestellten Ansichten wurden von seinen Nachfolgern mit mehr Schärfe bestimmt; von van Helmont und besonders von Boé Sylvius, dem bedeutendsten unter den Jatrochemikern, wird geradezu behauptet, daß in der chemischen Wirksamkeit (namentlich in der alkalischen oder sauren Natur) gewisser Bestandtheile des Organismus die Ursachen der Functionen derselben liegen, daß der durch Ueberfluß oder Mangel eines dieser Bestandtheile abgeänderte chemische Proceß die Krankheiten erzeuge und daß das Aufheben dieses Ueberflußes oder Mangels sie heile. So sehen wir zuletzt die drey Hauptzweige der damaligen Medicin auf die Chemie zurückgeführt. Die physiologischen Erscheinungen, der Lebensproceß im gesunden Zustande, werden als chemischer Vorgang betrachtet, wobey die wirksamen Bestandtheile in dem richtigen Verhältniß auf einander einwirken; die pathologischen Erscheinungen, die Krankheiten beruhen auf einer Störung dieses normalen chemischen Processes, indem ein Bestandtheil unnatürlich vorwaltet; die Therapie endlich hat zur Aufgabe, diesen vorwaltenden Bestandtheil durch entgegengesetzte chemische Mittel zu neutralisiren und so ein richtiges Verhältniß der Bestandtheile wieder herzustellen.

Der Verf. giebt nun eine Beschreibung von dem Leben und Wirken der vorzüglichsten Chemiker dieses Zeitalters, unter welchen außer Paracelsus besonders zu erwähnen sind Agricola, van Helmont, Thurneyssen, Quercetanus, Turquet, Croll, Mynsicht, Angelus Sala, Sennert, Glauber, Bartholin Conring, Pachenias, Willis, Erastus ꝛc. Die Einzelnheiten ihrer Thätigkeit müssen wir leider übergehen.

Das jatrochemische System gerieth indeß bald dadurch in Verfall, daß es alle Vorgänge im menschlichen Körper erklären wollte. Die Einseitigkeit, womit dieß geschah, mußte jeden Unbefangenen gegen die immer unnatürlicher werdenden jatrochemischen Auslegungen aller vitalen Verrichtungen einnehmen. Hätten sich die Jatrochemiker damit begnügt, einzelne Functionen des Organismus auf chemische Prozesse zurückzuführen, oder sie damit erläuternd vergleichen zu wollen, wie z. B. das Athmen mit dem Verbrennen, so würde sich ihr System vielleicht länger erhalten haben; so aber waren ihre chemischen Erläuterungen allmählig zu weit von der Betrachtungsweise, welche nach und nach in der Chemie sich zu befestigen anfieng, abgewichen, näm-

lich die Erfahrung so wie das Experiment zur Grundlage und zum Prüfstein jeder Theorie zu machen.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Den Anfang mit dieser Simultan-Ordnung machte der General-Superintendent Schleupner am Feste Johannes des Taufers, Montag den 4. Juli (dieß scheint ein chronologischer Verstoß zu seyn; Johannis fällt im J. 1633 an einem Freytag, denn der 19. und 26. Juni dieses Jahres sind Sonntage, also das Johannisfest, 24. Juni, an einem Freytag) für seine protestantische Gemeinde mit einer phrasereichen Preis- und Dankpredigt an die göttliche Vorsehung, „die endlich in die finstern Räume des uralten St. Kilians-Doms das Licht der augsburgischen Confession nach einem Jahrhundert ihrer beseligenden Existenz habe eindringen lassen.“

Abermals übernahm Nicolaus Stolz eine Sendung an den Herzog Bernhard nach Frankfurt, und überbrachte ihm die Beschwerden der Bürger in fünf Punkte gefaßt, um deren Abhülfe sie den neuen Landesherrn baten. Dieser versprach abzuhelfen und Stolz erfuhr vom Licent. Müller, der Herzog habe nunmehr die Schenkungs- und Belehnungsurkunde über das Herzogthum Franken und Wirzburg und Bamberg wirklich in Händen. Die schwedischen Behörden erfüllte bey dem nahe bevorstehenden Regierungswechsel ängstliche Besorgniß, die noch durch allerley gefährliche und abentheuerliche Gerüchte gesteigert wurde. Daher strenge militärische Maßnahmen in Bezug auf Fremde und gegen aufrührerische Reden. Noch immer hofften die Bürger auf Erlösung vom schwedischen Joch durch die Kaiserlichen. Diese sanguinischen Hoffnungen abzukühlen, diente der große Sieg bey Hameln über das kaiserlich ligistische Heer, welche für die Schweden höchst erfreuliche Nachricht am 19. Juli 1633 zu Wirzburg eintraf.

Am 27. Juli zwischen 1 — 2 Uhr kam der neue Fürst in Wirzburg an. Als der Tag der feyerlichen Besitznahme vom Lande und der Huldigung desselben auf dem Marienberg wurde der 29. Julius 1633 anberaumt.

§ 34. Potpourri aus den Wirzurger Magistrats-Protokollen.

Ein reiches Verzeichniß von Bedrückungen der armen Wirzburger Bürger. Unter den Soldaten im Juliusspitale herrschte die Venerie.

II.

Aktenstücke über die von Christoph Grafen v. Henneberg, Domherrn zu Würzburg, im Jahre 1532 daselbst verübte Mordthat.

Beytrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts.

Mitgetheilt vom k. Legationsrath, Hrn. Dr. C. G. Scharold.

1. Schreiben des Fürstbischofs Konrad von Würzburg an Wilhelm Grafen und Herrn zu Henneberg, dem Vater des Domherrn Christoph. —

Der Fürstbischof legt dem Vater des Kapitularen Christoph in wenigen Zeilen dessen Unthat vor. Er hatte nämlich seine Dienerin, Catherin Gurtlerin, mit der er etlich Zeit gelebt, einem seiner Diener zur Ehe gegeben; „allein der Domherr behielt sie nichts desto minder bey Ime wider des Manswillen und wollte sie ihm nit volgen lassen.“ Der Bischof stellte ihn in Gegenwart einiger vom Kapitel über diese wüste Lebensweise zur Rede und begehrte, er solle die „Diern von ime thun vnd irem man volgen lasen.“ Christoph bat sich Bedenkzeit aus, benutzte aber diese, um sich mit der Catherin aus Wirzburg zu thun und hielt sich eine Zeitlang anderswo auf. Nach Wirzburg zurückgekehrt, hat er des Nachts einen Schaarwächter, Vater von 5 unerzogenen Kindern, ohne alle Ursach eigenhändig erstochen und sich hierauf geflüchtet. Gegen ein solches Verbrechen müsse nun Strafe verhängt werden; einsweilen ließ der Fürstbischof „sein hab vnd guttere annotiren“ (folgt zuletzt, No 8.), und schickte eine Copie davon an den Grafen Wilhem von Henneberg.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Geschichte der Chemie.

(Schluß.)

Bisher war die Chemie immer nur ein Werkzeug gewesen, welches die Vertheidiger des jatrochemischen Systems zu handhaben verstanden; aber mit dem Auftreten der Männer, welche sich von dem ausschließlich medicinischen Gesichtspunkt der Chemie lossagend sie als eine selbständige Wissenschaft zu behandeln wußten, fiel auch sogleich das jatrochemische System, ein System, welches im Allgemeinen nur supponirte Stoffe agiren ließ, für die es aus der Chemie die Namen und die Beylegung einiger allgemeiner Eigenschaften entlehnt hatte. Mit dem Sturz des jatrochemischen Systems mußte die ganze Chemie eine andere Gestaltung gewinnen. Die Chemie hörte auf, nur in Bezug auf Medicin Bedeutung zu haben; während sie bisher nur ein Theil der Medicin gewesen und zwar der, von dem man die unmittelbarste Lösung der therapeutischen Aufgaben erwartete, nämlich Heilung der Krankheiten, so trennte sie sich jetzt von der Medicin, sich selbst zum Range einer selbständigen Wissenschaft erhebend.

Viertes Zeitalter, der phlogistischen Theorie. Die phlogistische Theorie erstreckt sich von der Mitte des siebenzehnten bis zum letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, von der selbständigen Behandlung der Chemie durch Boyle bis zur Widerlegung der phlogistischen Theorie durch Lavoisier.

Die Chemie kömmt jetzt zum Bewußtseyn ihres wahren Zweckes und tritt als eine selbständige Disciplin in die Reihe der Naturwissenschaften. Die meisten Chemiker aus dem Anfange dieses Zeitalters stimmen darin überein, den Rückstand einer Verbrennung als einen Bestandtheil des verbrannten Körpers anzusehen, eine Meinung, welche von Boyle und Kunkel als eine ausgemachte Wahrheit aufgestellt wurde. Noch weiter führte diese Theorie Becher aus, besonders aber bald nach ihm Stahl. Dieser faßte die Veränderungen aller Körper durch Feuer als eine und dieselbe Erscheinung auf und leitete die gemeinsame Eigenschaft des Verbrennens von einem gemeinsamen Bestandtheile aller verbrennlichen Körper, den er Phlogiston nannte, ab. Austreiben des Phlogiston's ist nach ihm Verbrennung, nach dessen Entfernung erst die anderen Bestandtheile eines Körpers erkannt werden. Außer Becher und Stahl waren noch viele andere Chemiker zur Gründung einer Verbrennungstheorie thätig, nämlich Homberg, Lemery, Hofmann und Boerhave. Als die einflußreichsten Anhänger des von Stahl eingeführten Systems in Deutschland sind besonders Neumann, Eller, Pott, Marggraf zu nennen; in Frankreich Geoffroy, Hellot, Duhamel und Macquer. Das Zeitalter dieser Theorie schließt mit der Thätigkeit von Black, Cavendish und Priestley in England, von Bergmann und Scheele in Schweden. Zu ihrer Zeit wird bereits der Anfang gemacht, die phlogistische Theorie zu bekämpfen; sie sind die letzten Repräsentanten derselben und ihre Nachfolger gehören einem neuen Zeitalter an.

Einen nicht geringen Einfluß auf die fernere Ausbildung der Chemie und der Naturforschung

überhaupt hatten die gelehrten Gesellschaften, deren Bildung die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts als den Anfangspunkt einer neuen Aera der Wissenschaften bezeichnet; vorzüglich wurden die periodischen Schriften, welche diese Gesellschaften herausgaben, wie die Academia del Cimento 1657 und die Londoner Societät 1659, der Sammelplatz gediegener Arbeiten und das Repertorium aller neuen Entdeckungen. Der Verf. theilt nun die Entdeckungen und Schriften der vorzüglichsten Chemiker dieses Zeitalters mit, in welche Einzelheiten wir aber hier nicht eingehen können.

In engster Verbindung mit dem schwedischen Chemiker Bergmann stand Carl Wilhelm Scheele, der letzte Chemiker dieses Zeitalters. Seine Entdeckungen, deren Ruhm unabhängig von jedem Wechsel der Theorie ist, sichern ihm für immer eine ausgezeichnete Stelle unter den bedeutendsten Coryphäen der Chemie.

Die Wichtigkeit der phlogistischen Theorie besteht unzweifelhaft darin, daß sie zuerst eine zahllose Menge von Erscheinungen umfaßt und in Phänomenen, die vorher nur als ganz isolirte Erfahrungen bekannt waren, das Analoge nachzuweisen wußte. Die phlogistische Theorie ist die erste, welche rationelle Erklärungen von größerem Umfang in die Chemie einführte und für den wichtigsten chemischen Prozeß, den Verbrennungsprozeß, eine damals genügende Erklärung gab. Weit entfernt, diese Theorie als eine Verirrung zu beklagen, muß sie vielmehr als die nothwendige Basis der richtigeren Ansicht unseres Zeitalters anerkannt werden, ebenso wie auch unsere jetzigen Theorien in der Chemie nicht unabänderlich dastehen, sondern nur zu dem Ende aufgestellt und vertheidigt werden, um sich später durch noch richtigere, noch umfassendere ersetzen zu lassen, solche Berichtigungen vielleicht unbewußt jetzt schon vorbereitend.

Fünftes Zeitalter, der quantitativen Untersuchungen. Der Sturz der phlogistischen Chemie begründete das Zeitalter der antiphlogistischen Chemie, welches der Verf. als das Zeitalter der quantitativen Untersuchungen bezeichnet. Es enthält die Zeit von dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart, oder von der Begründung des durch Lavoisier aufgestellten Systems bis zu den Leistungen der Chemiker unserer Tage.

Es unterscheidet sich dieses Zeitalter von dem vorhergehenden dadurch, daß es die Erklärung chemischer Erscheinungen umfassender versucht und sich dabey auf mannigfaltigere Beobachtungen stützt. Indem die chemischen Arbeiten aufhören, ausschließlich qualitativ zu seyn, beginnt man, dem quantitativen Verhältnisse aufmerksame Berücksichtigung zuzuwenden; was diese anzeigen, wird als entscheidend für die Gültigkeit einer Theorie betrachtet; ihre Ausmittelung, die Entdeckung ihrer Gesetzmäßigkeit, bilden das Ziel der Forschung in dem ganzen Umfange des neuen und letzten Zeitalters, dessen Hauptunterschied von dem vorigen daher im Allgemeinen in der Verschiedenheit seiner Untersuchungsmethode und der Ansicht über die Verbrennung besteht.

Die Hypothese des Phlogiston's wurde als unhaltbar verworfen, und der Prozeß der Verbrennung nicht mehr als eine Zerstörung oder Zerlegung betrachtet, sondern als eine Vereinigung der Bestandtheile des verbrennlichen Körpers mit einem andern, nämlich dem Sauerstoff. Bald ist indeß die Ansicht über die Verbrennung nicht mehr die leitende in der Chemie; andere Gegenstände, die mit der Frage über den Verbrennungsprozeß in geringem oder gar keinem Zusammenhange stehen, fesseln die Aufmerksamkeit der Chemiker und bedingen die Eigenthümlichkeit der neueren chemischen Arbeiten. Es läßt sich die Benennung, Zeitalter der antiphlogistischen Chemie, unmöglich bis auf unsere Zeit ausdehnen; aber es ist eben so wenig eine weitere Eintheilung des Zeitraums von dem Sturz des phlogistischen Systems bis auf die Gegenwart angezeigt, da sich die Richtung der Wissenschaft in der letzteren Zeit nicht ändert, sondern nur die schon im Anfange dieser Zeit eingeführte quantitative Untersuchungsweise sich ausbildet und die daraus folgenden Consequenzen angenommen werden. Die Früchte der phlogistischen Theorie, als sie die Gränze ihrer möglichen Entwicklung erreicht hatte, die Begründung eines neuen Zeitalters concentriren sich in Einem Manne, der im Anfang seiner Reformation der leitenden Theorie mit allen

Chemikern in Widerspruch steht und dem es doch gelingt, seine Ansichten zu den herrschenden zu erheben; dieser Mann war Lavoisier. Er war es, der zuerst die Wichtigkeit der quantitativen Untersuchungsmethode für die Chemie zur Anerkennung brachte, der die Beachtung der Gewichtsverhältnisse zunächst darauf anwandte, an die Stelle der phlogistischen Theorie eine richtigere Ansicht über die Verbrennung zu verbreiten. Die schon lange bekannte, aber durch Lavoisier schärfer bestimmte Thatsache, daß eine durch das Gewicht bestimmte Menge Metall ein größeres Gewicht an Metalloxyd liefert, mußte, sobald man ihr auf den Grund zu gehen suchte und sich nicht mehr mit leeren Andeutungen über verdichtete Feuermaterie rc. begnügen wollte, die Theorie des Phlogiston stürzen.

Lavoisier bewies, daß bey der Verbrennung der Metalle und anderer Substanzen sich ein gewisser Körper, ein Bestandtheil der Atmosphäre mit der verbrennlichen Substanz verbindet; daß dieser Körper, der für sich luftförmig dargestellt werden kann, in der Art zu der verbrennlichen Substanz tritt, daß das Produkt der Verbrennung genau so viel wiegt, als die verbrannte Substanz und der bey der Verbrennung aufgenommene luftförmige Körper zusammen. Somit begründete Lavoisier eine neue Verbrennungstheorie. Aber noch folgenreicher war die durch ihn bewirkte Geltendmachung der Wahrheit, daß überall, wo eine Zunahme des Gewichts sich zeigt, eine Verbindung statt haben muß, daß das Gewicht jeder Verbindung so viel beträgt, als das der Bestandtheile zusammen, daß bey allen chemischen Operationen in Bezug auf das Gewicht der Materie keine Schaffung, keine Zerstörung eintreten kann, daß jede Zunahme an Gewicht nur durch Vereinigung, jede Abnahme nur durch Ausscheidung eines wägbaren Stoffes hervorgebracht werden kann.

Nachdem der Verf. das Verhältniß der Chemie zu andern Naturwissenschaften, nämlich zur Physik, Mineralogie, Medicin, so wie zur Cultur abgehandelt, geht er zur Aufzählung der ausgezeichnetsten Chemiker über, welche als Repräsentanten dieses Zeitalters zu betrachten sind und unter welchen Lavoisier mit Recht an die Spitze gestellt wird. Lavoisier's vorzüglichste Mitarbeiter an der neuen Theorie und sich auch durch selbständige Arbeiten auszeichnend waren Guyton Morveau, Berthollet, Fourcroy und Vauquelin. Gleichzeitig macht die analytische Chemie und die Untersuchung der Mineralien große Fortschritte, wobey Klaproth, Vauquelin und Proust genannt werden. Diesen Arbeiten folgen Daltons theoretische Forschungen über die Gewichtsverhältnisse, in welchen sich die Bestandtheile zu chemischen Verbindungen vereinigen, und Gay-Lussac's Arbeiten über die Verbindungsverhältnisse der Gase.

Mit H. Davy beginnt die Einführung des Galvanismus in die Chemie; neben seinen Leistungen sind auch die von Gay-Lussac und Thenard zu nennen. Alle angedeuteten Richtungen vereinigt Berzelius; er vervielfältigt die nach jeder derselben zu erlangenden Resultate und bringt sie in Zusammenhang; er giebt der Chemie außerdem neue Ausdehnung durch ihre Anwendung auf Mineralogie und durch die Fortschritte, welche er in der organischen Chemie herbeyführt. Als die vorzüglichsten Repräsentanten selbständiger Richtungen in der Wissenschaft werden neben Berzelius hier noch genannt: Faraday, Mitscherlich, Dumas, Liebig und Wöhler. Die Mittheilung der Arbeiten anderer ausgezeichneter Gelehrter, welche noch an der Vervollkommnung der Wissenschaft den größeren Antheil haben, behält sich der Verf. für die folgenden Bände vor.

Der Verf. beschließt diesen ersten vorliegenden Band mit der Beschreibung des Lebens und Wirkens der hervorragendsten angeführten Chemiker. Von den schon verstorbenen Chemikern besitzen wir indeß in ihren Nekrologen meist schon einen hinreichend ausführlichen Lebensabriß. Die Lebensgeschichte der noch lebenden dagegen ist nicht immer mit der hinlänglichen Genauigkeit und Vollständigkeit behandelt, weßhalb wir die Einzelnheiten hier mit Stillschweigen übergehen. Wir behalten uns vor, über den Werth dieser Geschichte der Chemie unsere Meinung zu äußern, wenn das Werk vollständig im Drucke erschienen ist.

A. Vogel sen.



Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

2. Antwortschreiben Wilhelm Grafens und Herrn zu Henneberg an den Fürstbischof Konrad d. d. Schleusingen.

Der Vater schildert den Schrecken und die Beteubniß, welche die Nachricht von seines Sohnes That ihm erregt, meint jedoch, wenn man seinem scheußlichen Leben nicht so lange ungestraft zugesehen, sondern ihn in der Furcht erhalten hätte, „dürften solche unchristliche bose thatenn vielleicht vermitten plibben sein." Der Sohn selbst habe sich nicht an des Vaters Strafdrohungen gekehrt, sondern Bischof und Kapitel als diejenigen genannt, welchen ein Strafrecht über ihn zustehe. Der Vater habe sich derhalb vorgenommen, seiner sich gar zu entäußern und nichts mehr mit ihm zu handeln. Die Ursach seines bösen Lebens wäre „die bose buebin Catherin," mit ihren Listen und Künsten; diese, bittet er, möge man strafen und machen, daß sie nicht wieder zu seinem Sohn kommen könne ꝛc.

3. Schreiben des Domherrn Christoph Grafen von Henneberg an den Fürstbischof Konrad d. d. Arnstat.

Er bittet um Zulassung seiner Pfründe, erbietet sich, mit den Klägern sich zu vertragen; er habe aus Nothwehr, zur Rettung seines Leibes, so handeln müssen, auch sey er der erste nicht, dem solches begegnet.

4. Schreiben des Domherrn Christoff von Henneberg an den röm. König.

In Erzählung des Ereignisses macht er auch hier geltend, daß er im Falle der Nothwehr gewesen sey, und daß er sich mit des an seinen Wunden gestorbenen Schaarwächters Weib und Kindern und deren Vormund um eine große Summe Geldes vertragen. Der Kardinallegat Laurent. Campeggio habe ihm Dispensation gewährt. Damit sey aber des Fürstbischofs von Wirzburg Fiscal nicht begnügt, sondern habe ihn, den Abwesenden, seiner geistlichen Würden und Pfründen entsetzt. Auf geschehene Appellation an den Papst, sey sein Proceß zu Bamberg, wo er verhört worden, vorgenommen und obiges Urtheil des Fiscals widerrufen, auch die Rechtskräftigkeit der erlangten Dispens ausgesprochen worden. Um sich nun wegen Wiederbezugs seiner Pfründe in Wirzburg vor den ordentlichen Richtern stellen zu können, bittet er den röm. König um sicheres, freyes Geleit.

5. Schreiben des Kardinals und Bischofs von Trient, Bernardus, an den Fürstbischof Konrad von Würzburg, d. d. Viennä 15. Octobris 1533.

Der Bischof von Trient hat des Wirzburger Fürstbischofs Antwort an den röm. König wegen Grafen Christoph v. Henneberg übergeben; da Bischof Konrad einen eigenen Gesandten an Sr. Majestät abschicken will, der über Christophs Handlung gründlich berichten soll, so bedürfe es nur dieses Gesandten Anwesenheit: mittlerweile solle der Sache ein Anstand gelassen werden.

6. Schreiben des Kurfürsten Ludwig von Pfalzbayern an den Fürstbischof Konrad von Würzburg d. d. Heidelberg, 1537.

Der Kurfürst bittet den Fürstbischof, daß die Sache mit Wilhelms von Henneberg Sohn in der Güte vertragen werde. Henneberg habe ihn, den Kurfürsten, ersucht, die Sache zu „gutlicher vnverkuntlicher Verhore" fürzunehmen, und er habe gute Hoffnung, sie in der Güte beyzulegen und jede daraus etwa entstehende Unruhe ꝛc. zu verhüten.

7. Antwort des Fürstbischofs Konrad an den Kurfürsten Ludwig von der Pfalz; 1537.

Eine weitläufige Schilderung des unsauberen Lebenswandels Christophs von Henneberg seit seinem Eintritt in Würzburg 1529 und seiner Aufnahme unter des Fürstbischofs adliche Diener. Z. B. wie er die Schaarwache auf den Grafeneckart unter Trompetenschall Nachts 11 Uhr gestürmt. Im J. 1530 habe er während des Hochamtes am Christihimmelfahrtfeste, wo er als Geistlicher in der Kirche hätte seyn sollen, einen Wirzburger Bürger auf seinem Kirchengang auf freyem Markt mit bloser Wehr überlaufen und geschlagen. Einige Zeit nachher einen Kaufgesellen unter dem Thore seine Büchse mit Schlägen abgenommen und diese ihm erst bey Androhung einer Klage am kaiserlichen Landfriedensgericht herausgegeben. Auf geschehene Verweise vom Fürstbischof und Andern habe er zwar Besserung gelobt, aber nicht gehalten. Seine Dienerin Catherin, die er an einen seiner Diener verheirathet, habe er Nachts, als sich beyde Brautleute zu Bette begeben wollen, ihm wieder genommen und dem Manne mit bloser Wehr einen Eid abgedrungen, „seiner Vertrauten müssig zu stehen" ꝛc. Auf Vorhalten dieser That habe er 4 Tage Bedenkzeit begehrt und sey mit der Catherine, ohne Antwort in bestimmter Frist zu geben, aus Wirzburg andreswohin entwichen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Flora azorica, quam ex collectionibus schedisque Hochstetteri patris et filii elaboravit et tab. XV propria manu aeri incisis illustravit Dr. Mauritius Seubert. Bonnae ap. Adolph. Marcum 1844. 4. VI und 50 S. mit XV Kupfertafeln.

Die Reise, deren botanische Resultate hier vorliegen, wurde noch durch den verewigten De Candolle veranlaßt, welcher den Berner Naturforscher Hrn. Guthnick aufforderte, die Azoren zu untersuchen. Zu Hrn. Guthnick gesellten sich Hr. Rud. Gygax als Mineraloge und Hr. Chr. Fr. Hochstetter als Botaniker. Die Gesellschaft langte am 24. April 1838 auf der Insel St. Miguel an und bereiste zunächst diese und Terceira, gieng dann nach Fayal und von da wandten sich die Herren Gygax und Hochstetter noch nach Flores nnd Corvo. Sie waren aber nicht wenig erstaunt, nach ihrer Rückkunft auf Fayal am 6. Juli, Hrn. Guthnick nicht mehr zu finden, welcher unzufrieden mit den Resultaten der Reise, auf dringende Nachrichten aus Europa sich berufend bereits nach der Heimath zurückgekehrt war. Die beyden Zurückgebliebenen bereisten indessen noch die Insel Pico, bestiegen daselbst am 17. und 18. Juli den Pic und traten dann ebenfalls Anfang August, also nach kaum vierthalbmonatlichem Aufenthalt die Heimreise an. Aus den mitgebrachten Sammlungen und handschriftlichen Notizen des Hrn. Hochstetter stellt nun Hr. Dr. Seubert mit Unterstützung des Reisenden und seines in der Pflanzenkunde so rühmlich bekannten Vaters, des Hrn. Professor Hochstetter in Eßlingen, welcher das Herbarium seines Sohnes bestimmt und die Novitäten beschrieben hatte, die vorliegende Flora zusammen, welche, zugleich die Arbeiten der wenigen Vorgänger benützend, unstreitig das vollständigste bisher gegebene Verzeichniß der Azorenflora darbietet und schwerlich in Zukunft sehr große Bereicherungen mehr zu erwarten hat. Es dürfte deßhalb zweckmäßig erscheinen, hier theils aus der Einleitung des Hrn. Verfassers, theils aus andern Nachrichten einige allgemeine Bemerkungen über die Vegetation dieses Archipelagus abzuleiten.

Unter den verschiedenen Inselgruppen, welche der atlantische Ocean nördlich vom Aequator umspült, liegen die Azoren am weitesten von den drey Continenten entfernt. Von den Geographen wurden sie meistens zu Europa, seltener und schon ihrer Production nach mit Unrecht zu Afrika gerechnet. Die neun Hauptinseln, Santa Maria, Sant Miguel, Terceira, Graciosa, Sant Georg, Fayal, Pico, Flores, Corvo erstrecken sich von Südosten nach Nordwesten in unterbrochenem Bogen und haben zusammen eine Grundfläche von $52\frac{1}{2}$ Quadratmeilen mit 250,000 Einwohnern. Ihre Namen beziehen sich zum Theil auf ihre Lage und Beschaffenheit; so heißt die größte von allen, Terceira, die dritte gemäß ihrer Stellung in der Gruppe und nach der Reihenfolge der Entdeckung, Graciosa hat ihren Namen von dem lieblichen Anblick des überaus fruchtbaren Bodens, Fayal von den ausgedehnten Waldungen der Myrica Fayal, eines ansehnlichen den Azoren eigenthümlichen Baumes, den die Portugiesen Faya, Buche nennen, Flores von dem reichen Blüthen-

schmucke der Küsten, besonders an Solidago- und Androsaemum-Arten. Alle zeigen deutliche Spuren vulkanischer Umwälzungen und bestehen größtentheils aus trachytischen Gesteinen, hie und da mit Basalten, Lava-Arten, Bimssteinen und ähnlichen Gebilden feurigen Flusses gemischt. Den höchsten Gipfel bildet der Pik auf Pico, der bis zu 7000 Fuß ansteigt. Er hat in neuerer Zeit nur aus secundären Kratern an den Seiten des Hauptkegels Feuer ausgeworfen, doch befindet sich im Gipfelkrater selbst ein Eruptionskegel von ungefähr 300′ Höhe, der aus glasiger Lava besteht und fortwährend raucht. Ueberhaupt ist die vulkanische Thätigkeit auf den Inseln selbst sowohl als in dem umgebenden Meeresgrunde noch keineswegs erloschen. Zu verschiedenen Zeiten (1638, 1719, 1811) erhoben sich ungeheure Krater aus der Tiefe des Meeres mit ihren Gipfeln über die Wasserfläche als Inseln vorragend, aber gewöhnlich bald wieder von den stürmischen Fluthen zerstört. Ein solcher Krater ist sicher auch die kleine ringförmige Insel bey Terceira, Porto do Ilheo genannt. Auf St. Georg entstand im Jahre 1808 durch eine Eruption ein über 3000′ hoher Gipfel. Außerdem sind auf allen Inseln große Elevationskrater, wie auf den kanarischen Inseln, Caldeiras, Kessel, genannt, deren Wände aus Bimsstein gebildet innen ringsum steil abstürzen und kreisförmige zum Theil sehr beträchtliche Flächen umschließen. Der Gipfelrand der Caldeira auf Fayal erhebt sich an seiner höchsten Seite bis zu 3177′, die eingeschlossene Fläche oder der Boden des Kraters aber liegt noch 1760′ über dem Meere. Auf St. Miguel sind drey solche Krater, von welchen zwey Seen enthalten, der dritte aber heiße Quellen sowohl als kalte Mineralbrunnen ausströmen läßt. Nur auf Sta. Maria finden sich Kalklager reich an Versteinerungen und Töpferthon, der zu Geschirren verarbeitet wird.

Die mittlere Jahrestemperatur der Inselgruppe kann man aus den Medien des kältesten (Januar + 8° R.) und des heißesten Monats (August + 20° R.) auf 14° R. (17½° Cels.) annehmen. Demnach liegt der Archipel beyläufig unter gleichen Isothermen mit dem südlichen Portugal und mit Sicilien, doch liegen die Extreme der Temperatur wegen des insularen Klimas und besonders der beträchtlichen Feuchtigkeit der Luft viel näher an dem Medium des ganzen Jahres. Diese Feuchtigkeit wird zusammen gehalten durch die großen Waldungen an den Abhängen der Caldeiras, welche sehr viele Quellen ausgehen lassen. Außerdem fallen im December und im März oft heftige Regengüsse, welche aber durch Abschwemmen der Dammerde von den steileren Lagen der Abhänge häufig Schaden veranlassen. Nicht minder Nachtheil bringen die heftigen Stürme, welchen die Inseln ausgesetzt sind und die es hier besonders nothwendig machen, die Waldungen zu schonen. Dazu kömmt noch, daß die Holzgewächse, welche auf den Azoren die Wälder bilden, nur strauchartig bleiben, sobald sie einzeln, außer dem Schutze des Waldschlußes und seiner erhöhten Feuchtigkeit stehen, daß also unvorsichtig gelichtete Waldungen sich schwer oder gar nicht mehr ergänzen; ein Uebelstand, der in dem heißeren Klima der Kanarien und Madeira's bereits sich noch viel fühlbarer gemacht hat.

Im Ganzen ist der Boden bey dem milden Klima und reichlicher Feuchtigkeit überall sehr fruchtbar, wo nicht neuere noch unverwitterte vulkanische Eruptionen, Lavaströme u. s. w. seine Produktionsfähigkeit unterbrechen. Orangen- und Citronen-Bäume gedeihen vortrefflich, doch müssen sie durch hohe Mauern und Umpflanzungen von Fayal- und Picconia-Bäumen (Myrica Faya und Picconia excelsa DC, Olea excelsa Ait.) vor den Stürmen geschützt werden. Einzelne Bäume sollen 6 — 8000 ja bis 20,000 Früchte tragen und jährlich gehen der ausgezeichneten Güte wegen viele Schiffsladungen davon nach Europa. Die früher aufgenommene Kultur des Zuckerrohrs und des Waids wird fast nicht mehr betrieben. Desto wichtiger wird bereits die Kultur und Ausfuhr des Weines, theils nach Amerika, wo der azorische Wein Fayal heißt, theils nach Europa, wo er gewöhnlich als Madeira verkauft wird. Uebrigens ist auch hier dieser Anbau sehr beschwerlich, weil die besten Weinberge, wie z. B. bey Villa Magdalena auf Pico an steilen Felsenhängen liegen und durch Mauerwerk vor Stürmen und Verschwemmug der kärglichen Bodenschichte geschützt werden müssen. Die häufigsten Feldfrüchte

sind Mays, Weizen und Gerste; außerdem Lupinen, Bohnen und Wicken; hie und da wird auch Flachs gebaut. Allenthalben, vorzüglich aber in höheren Lagen und in den Caldeiraskesseln bis zu 1500′ gedeihen die Kartoffeln vortrefflich und mit ihnen die Yamswurzel (Colocasia antiquorum). In den Gärten finden sich fast alle europäischen Früchte (doch wird der Oelbaum nur auf Terceira gebaut); mit ihnen gedeihen aber auch fröhlich die Banane (Musa paradisiaca), die Dattelpalme, der Drachenblutbaum, Ananas, Zuckerrohr, Bataten und andre Südfrüchte, so daß sich die Azoren vorzüglich als Uebergangsstation zur Uebersiedlung und Akklimatisation derselben in Europa zu eignen scheinen.

Die Flora des angebauten Landes ist wie überall durch eingewanderte Unkräuter oder verwilderte Kulturpflanzen alterirt. Zu letzteren gehören z. B. auf den Azoren Ricinus communis, Passiflora caerulea, Canna indica u. s. w. Im Allgemeinen hat aber die Vegetation die größte Analogie mit der südeuropäischen, dann mit der der Kanarien und Madeira's. Unbedeutend ist die Beymischung afrikanischer und amerikanischer Gewächse, wie sich aus folgender Uebersicht ergiebt.

Unter 400 auf den Azoren bekannten Pflanzen

sind der Inselgruppe bisher eigenthümlich	50
Europäisch	316
Mit den Kanarien und Madeira gemeinschaftlich	23
Afrikanisch	5
Amerikanisch	6

Unter den 50 genuinen Arten sind 5 Akotyledonen, 17 Monokotyledonen und 28 Dikotyledonen. Dagegen vertheilt sich die Gesammt-Flora in 95 Akotyledonen, worunter 23 Farne, in 67 Monokotyledonen, worunter 33 Gräser, 18 Halbgräser und 6 Junceen und in 258 Dikotyledonen.

Verglichen mit den kanarischen Inseln und mit Madeira erscheint sie demnach sehr arm. Es fehlen sowohl die monotypischen Gattungen als der Artenreichthum mancher Genera, welche jene auszeichnen, wie z. B. die schönen Semperviven und Echien. Die Holzgewächse sind in sehr geringer Anzahl. Myrica Faya, Persea azorica, Picconia (Olea) excelsa, Ilex Perado bilden die Wälder mit ebenfalls artenarmem Unterholz, und erstrecken sich wie früher auf allen so noch jetzt auf den weniger bevölkerten Inseln bis an die Seeküste. Die Pinie (Pinus Pinea) ist in der Küstenniederung kultivirt. Ebenso die Eibe, doch wird letztere von den Eingebornen auf den Gebirgen auch wildwachsend angegeben, ein Standort, der für die Verbreitung des Baumes höchst merkwürdig wäre. Reicher an Species sind die Niederungen, aber die europäischen weit überwiegend und die große Zahl der einjährigen spricht für geschehene Einwanderung. Im Ganzen sind bisher nur aus 61 phanerogamischen Familien Pflanzen auf den Azoren gefunden worden, wovon 24 je nur durch eine Art repräsentirt sind. Unter den übrigen sind am reichsten vertreten die Compositae mit 36, Gramineae mit 33, Papilionaceae mit 29, Cyperaceae mit 18, Scrophularineae mit 13, Cruciferae mit 10, Labiatae und Rosaceae mit 9, Umbelliferae, Ranunculaceae, Caryophyllaceae mit 8, Ericaceae mit 7, Juncaceae, Plantagineae, Rubiaceae, Asperifoliae und Solanaceae mit 6, Euphorbiaceae mit 5, Chenopodeae, Polygoneae, Hypericineae mit 4, Orchideae, Coniferae, Urticaceae, Gentianeae, Convolvulaceae, Papaveraceae, Malvaceae, Geraniaceae, Lythrarieae mit 3, Smilaceae, Najadeae, Aroideae, Dipsaceae, Primulaceae, Crassulaceae, Frankeniaceae mit 2 Arten. Die verhältnißmäßig große Anzahl von Rückenfarn (23) haben die Azoren mit den meisten Inselfloren gemein.

Nach der Elevation über dem Meere theilt der Hr. Verfasser die Flora in 5 Regionen.

1) Gipfel-Region (eigentlich nur der Pik auf Pico) 5200 — 7000′ ü. d. M. Fast ganz aus den härtesten Laven bestehend nährt sie nur wenige Pflanzen in den Felsritzen, von welchen Thymus cespititius, eine Agrostis und zuletzt noch unsere gemeine Haide, Calluna vulgaris bis an den Eruptionskegel selbst zu 7000′ emporsteigen. Im untern Theile der Region Erica azorica, Daboecia polifolia und Polygala vulgaris.

2) Region der immergrünen Sträucher von 4500 — 5200′. Juniperus Oxycedrus var. brevifolia, Ilex Parado, Erica azorica, 3

schöne Baccinien (Uva di Serra der Eingebornen) und die Abart von Daphne Laureola, welche Loiseleur D. lucida nennt.

3) Obere Bergregion 2500 — 4500'. Die vorigen Gesträuche, unter welchen besonders der Wachholder (J. Oxycedrus) vorherrscht, dazu Myrsine retusa, Myrica Faya, Diksonia Culcita (mit dessen Wedeln man Kissen und Polster füllt) und mehrere der seltenen eigenthümlich azorischen Arten, wie Tolpis nobilis, Sanicula azorica u. s. w. Im dichten Waldschatten Sibthorpia, Hymenophyllum tunbridgense, daneben häufig Erdbeeren (Frag. vesca) und Tormentille; an feuchten Quellrändern die eigenthümlichen Carices. An offnen Stellen bildet Anthoxanthum odoratum eine weiter unten nicht mehr vorkommende Art von Wiesenflächen mit Bellis azorica und Euphrasia grandiflora geschmückt.

4) Untere Berg- oder Waldregion, 1500 — 2500'. Die meisten in der vorigen Zone genannten Gesträuche, darunter vorzüglich Erica azorea, erheben sich zu Bäumen und ihnen gesellen sich als die höchsten Persea azorica und Myrica Faya, seltener und nur gegen die obere Gränze Picconia excelsa. Im Unterholz stehen Rhamnus latifolia und in windenden Ranken Smilax tetragona. Im feuchten Waldschatten die meisten Farnkräuter, europäische, kanarische und maderensische Formen. Den untern Waldsaum bezeichnen die Rubusarten. Auf Fayal und Flores findet sich an Bergschluchten zwischen 2 — 3000' auch die schöne strauchartige Euphorbia mellifera. Der Epheu kömmt auf allen Inseln in den Waldungen und an Gartenmauern vor.

5) Region des bebauten Landes, 0 — 1500'. Wahre Ebenen fehlen fast durchgängig, doch hat die Kultur der Nutzpflanzen mit Ausnahme der meistens steilklippigen Küstenränder, welche manche eigenthümliche Pflanzen enthalten, die ursprüngliche Flora größtentheils verdrängt.

Auf Flores und Corvo sieht man diese Klippen noch mit Wald bekränzt, dessen Saum die goldnen Blüthen von Androsaemum Webbianum und Solidago azorea zieren. Jeder unbebaute Ort ist sonst mit Gestrüpp von Erica, Myrica, Myrsine oder mit Spartium junceum und Sarothamnus junceus bedeckt. Corema (Empetrum) album findet sich an der Seeküste auf Pico. Auf Fayal kömmt in Niederungen Gomphocarpus fruticosus, jedoch selten, vor. Dagegen scheint die frühere Angabe, daß Jasminum azoricum auf den Azoren wild wachse, auf einem Irrthume zu beruhen. Weder Hr. Seubert noch einer der anderen neueren Reisenden haben sie dort außer in Gärten gefunden. Der größte Theil der Vegetation in dieser Zone besteht aus Pflanzen, welche zugleich in den Ländern wild wachsen, aus welchen die Azoren ihre Kulturgewächse erhalten haben und lassen daher allmählige Einwanderung vermuthen, wozu besonders die Flora von Portugal die zahlreichsten Beyträge geliefert zu haben scheint. Der Hr. Verfasser will jedoch vorläufig nicht auf eine genauere Ausscheidung dieser Einwanderer eingehen, weil ihm hiezu länger fortgesetzte Beobachtungen nöthig scheinen.

Im Allgemeinen dürfte sich aber wohl aus der verdienstlichen Leistung des Hrn. Seubert und aus der Vergleichung mit den Beobachtungen seiner Vorgänger die Vermuthung begründen lassen, daß die Zahl der ursprünglich auf den Azoren wild wachsenden Pflanzen wenig über 200 Arten betragen haben möge, unter welchen, wie schon erwähnt, 50 in andern Ländern noch nicht aufgefunden sind. Die Zusammensetzung dieser ursprünglichen Flora läßt zugleich auf eine allgemeine, nur durch vulkanische Ergüsse unterbrochene Waldbedeckung des Archipelagus schließen und erklärt damit zugleich in Verbindung mit der isolirten Insellage die große Armuth an Formen.

Die äußere Ausstattung des vorliegenden Werkchens ist in jeder Weise lobenswerth. Auf den 15 beygegebenen Kupfertafeln, von Hrn. Seubert selbst gezeichnet und gestochen, sind 23 neue Pflanzenspecies gut abgebildet, nur wäre hie und da den Analysen größere Vollständigkeit zu wünschen.

3.



Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Der Wêrlte lôn von Kuonrât von Wirzeburc herausgegeben von Franz Roth. Frankfurt am Main Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung F. E. Suchsland 1843. XI. u. 20. S. gr. 8.

In das jugendfrohe Treiben der mittleren Zeiten blickte und mahnte grell der ståte Störer aller weltlichen Freuden, der Tod, dem die ‚vrou Werlt', die ‚vrende und wünne bernde', zuletzt doch ihre ‚volgare' abgeben mußte, wie sie ihnen hier schon mit ‚bitterre gallen' lohnte. Reimar von Zwetern fragt die Trügerinn ‚unstaetiu Werlt, nu sage mir, wie ist der lôn geschaffen, des wir warten süln von dir, sô wir von hinnen scheiden?', worauf Walther von der Vogelweide die Antwort gibt ‚Welt, ich hân dînen lôn ersehen: swaz dû mir gîst, daz nimst dû mir — wir scheiden alle blôz von dir.' Bruder Wernher aber ruft ihr ein Wehe zu: ‚Sô wê dir, Welt; sô wê im der dir volgen muoz', während Heinrich Teschler sie auffordert ‚Welt, nû lâz mich des geniezen, daz ich dîner vreuden ie leiter unde venre was'. Der Marner bekennt der werlte prîs smilzet sam ein îs und Hartmann von Aue (im Armen Heinrich) gesteht ‚mir behaget diu werlt nicht sô wol. ir meiste liep ist herzeleit (daz sî iu vür wâr geseit), ir süezer lôn ein bitter nôt, ir lancleben ein gaeher tôt. wir hân niht gewisses mê, wan hiute wol und morne wê und ie ze jungest der tôt. daz ist ein jaemerlichiu nôt. ez enschirmet geburt noch guot, schoene, sterke, hôher muot; ez envrumt tugent noch êre vür den tôt niht mêre dann ungeburt unde untugent. unser leben und unser jugent ist ein nebel unde ein stoup. unser staete bibent als ein loup.' er ist ein vil verschaffen gouch, der gerne in sich vazzt den rouch, ez sî wîp oder man, der diz niht wol bedenken kan und ouch der werlt nâch volgende ist.' Darzu klaget derselbe (im Kreuzfahrtliede) ‚diu welt lacht uns triegende an und winket mir und hân ich als ein tumber man gevolget ir' und ein Andrer (Eschenburgs Denkm. S. 409) sagt ‚der werlte ruom hât uns betrogen'; Heinrich von Friberg aber warnt: ‚nû dar ir werlte minnaer seht alle in disen spiegel her und schouwet wie in aller vrist hin flichende unt zegenclich ist diu wertlîche minne'. und der Windsbeck warnt den Sohn vor der werlte goukel' und Freidank, Hugo von Trimberg (im Renner) und unser Konrad von Würzburg (der W. lôn. 252) nennen sie die ‚wilde welt'.

Sie verlockt mit ihrem Schimmer: ‚Walther, du zürnest âne nôt. dû solt bî mir beliben hie. gedenc waz ich dir êren bôt, waz ich dir dînes willen lie, als dû mich dike sêre baete'; er aber (Walther von der Vogelweide) antwortet ihr ‚vrô Welt ‚ich hân ze vil gesogen'. Mancher aber ist von ihr bis zu seinen alten Tagen verleitet worden, daß er zuletzt klagen muß ‚ô Welt, dîn name heizt Spothilt. mîn zunge dich lopt, mîn herze dich schilt' (Eschenburg Denkm. S. 405). Sie verspricht Freude und Herrlichkeit, Gut und

Ehre. Vortrefflich schildert dieß unser Konrad, der sie sagen läßt

Mir dienet swaz ûf erden ist
hordes unde guotes.
ich bin sô hôhes muotes,
daz keiser oder küneges kint
al under mîner krône sint,
grâven, vrîen, herzogen,
die habent mir ir knie gebogen
und leistent alle mîn gebot.
ichn vürhte niemen âne got,
der ist gewaltic über mich.
diu Werlt bin geheizen ich,
der dû nu lange hâst gegert.
lônes solt dû sîn gewert.

Bruder Lamprecht des 13. Jahrhunderts bekennt im seinem Gedichte Tochter von Sione:

Dô huop ich ze dienen an
der Werlte an allen sachen,
dô ich kunde zuo gemachen.
ich was zer werlte hôhers muotes,
denn ich geburt waer oder guotes.
lîplîches schînes hete ich gnuoo,
den ich mit übermüete truoc
nâch der werlte üppecheit.
daz ist mir innecliche leit
und riuwet mich sô sêre,
daz ich gote iemer mêre
bezzern wil und büezen u. s. w.

Hartmann (von dem gelouben) im 12. Jahrhundert mahlt äußerst lebendig, du hâst in diser werlde genuoc, vil michelen uop, grôz ingetuome, scatzes genuoge, die guldînen kopfe, die silbrînen nepfe, daz edele gesteine, daz tiure gebeine, die manige goltborten, vêhe geworhten, daz edele gesmide, phellil unde sîde, cindal unde samite, die scarlachen dâ mite, die mantele manicfalt in dîme gewalt. dû heizes dir machen diu guoten ruckelachen, teppich unde vorhanc vile breit unde lanc, gevollet mit golde, als ez dîn herze wolde, unde anderre zierde alsô vil, der ich reiten niht enwil. du hâst ouch begerwe daz tiure geserwe, daz guote gerusle über dîne bruste, die halsberge wîze, di helme die dâ glizen, beide satel unde schilt, alsô vile sô dû wilt, mit golde betragen. du moht ouch wol haben diu phert die dâ zeltint, diu ros diu dâ snel sint. sô fuoristû in dîner hant den scaft niuwe unde lanc. vil dicke hanget dar ane der sîdîne vane. sô volget dir danne beidiu knehte unde manne ein vil michel scare, swâ dû hin beginnes varn wilt dû rîten oder gên, wilt dû sitzen oder stên, die beginnent dîn beiten unde tuont vil bereiten, swaz dû in gebiutes, in dînen willen diutes. dîne tabelen die sint breit. dû hâst ouch bereit semelen die wîze, alsô dû wilt inbîzen, zuo deme tische beide vleisch unde vische. dâ wirt dir vore brâht vil manicvalt understraht. (vil sat du dan izzes, dîner sêle dû vergizzes); in deme kellere dîn beide mete unde wîn, moraz unde lûtertranc: vil uppic ist dir dîn gedanc; alse dû sat getrinkes, vil lutzel du gedenkes, daz dû bietes deheine êre dîneme schepfaere, der diz alles hât gegeben, dâ zuo dîn selbes leben. Als ez an die naht gât, ûf dîne bettewât, der dû dâ vile hebes, samfte dû dich nider leges in dîn bette, dû hâst dich bedecket dâ inne vil warme. sô hâst du an deme arme dîn vil scône wîp. so frowet sich dîn lîp, dîn herze in dîner bruste der manigen wolluste, dâ dû daz fleisch mite phetzes, dîne sêle da mite letzes. Stimm' auf Stimme mahnen, da ja doch alles Gut zurückbleiben müsse: „Juden unde kristen (ine wiz umbe die heiden — sagt Heinrich Rugge), die denkent al ze verre an daz guot, wie sies vil gewinnen. doch wil ich iu sagen: ez muoz alles hie belîben. *)

*) Heinrich von Veldeck (Eneit) sagt dirre werlde vröude ist ein lêhen unde unstaeter kouf und in der Martina Bl. 215) heißt es „des lîbes tôt' ich meine, des grôze unde kleine getrunken hânt den wînkouf. ô wê daz ich „sîn ie gesouf." und die Klage eines alten Mannes (Liedersaal III, 573) schließt „niht anders ist der werlt louf. wir hânt sîn trunken den wînkouf „der niemer mê wider gât".

Wie Walther v. d. V. in oben beygebrachter Stelle sagt wir scheiden alle blôz von dir, so auch der Fridank ,zer werlde ich blôzer komen bin. si lât ouch mich niht vüeren hin. und abermals zer werlde komen wir âne wât. swacher waete ouch si uns lât'. Bruder Wernher (in s. Maria) in gleichem Bilde ,uns wirt kûme ein hemede oder ein tuoch vil swach. deist ze grabe unser tach. diz ist diu wertlîchiu habe ,diu uns volget hin ze grabe.' Dieß ,kranke tüechelîn' (wie Rudolf von H. E. im Barlaam es nennt) ist das leinene Tuch, darein ein Jeder gehüllt wird: ,ze der Welt ich nacket wart geborn (sagt der Minnesinger Wernher) und scheide ouch blôz von dir. ein lînîn tuoch vür mine schame und anders niht gîstû ze lône mir.' Auch der Windsbeck zu seinem Sohne ,swie hôch an guote wirt dîn name, dir volget sîn niht wan alsô vil ,ein lînîn tuoch vür dîne schame.' Noch in einem niederländischen Liede vom Jahre 1544 (in Een schoon liedekens-Boeck. Antwerpen. 8. S. 142), darin ein Jüngling mit dem Tode unterhandelt, klagt dieser (der Tod) selber, daß ihm, der doch der Welt so lange diene, nichts übrig bleibe von ihr als ein linnen Gewand und Glockenklang. In einer Predigt des vierzehnten Jahrhunderts aber (über d. Epistel Joh. — in Wackernagel's Spiritualia, S. 11.) wird erzählt ,Man list von einem rîchen künege, der dô sterben solde, dô late er sîne mâge vor sich und sîniu kinder und alle sîne vriunde und vrâgete sie ,waz sal mir volgen al mînes künicrîches und al mînes grôzen guotes?' si sprâchen ,herre, niht mê wan ein lîlach, dâ man iuch in gewinde'. Dô gebôt er sînen knechten, daz si ez hiengen an eine stange und vuorten ez durch al sîn künicrîche und riefen dem volke und sprâchen ,niemen sal dem künege volgen denne diz lîlach'. —

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Fortsetzung.)

Um die Zeit der Weinlese sey er wieder nach Wirzburg, und zwar an einem Sonntag, gekommen, wo die Bürger bey ihren Zusammenkünften etwas unruhig sind, weßhalb zur Erhaltung der Ordnung die Schaarwächter nächtlicher Weile streifen. In der Judengasse hätten 4 derselben, vom Markte herkommend, am Ecke besagter Gasse zwey Personen, Christoph und seinen Diener, beyde mit langen Wehren bewaffnet gesehen, sie aber anfänglich nicht erkannt. Die Wächter hätten sich Kraft ihres Amtes und da es schon zwischen 9 und 10 Uhr war, genähert, sich zu erkundigen, ob es schädliche oder verdächtige Leute wären. Sogleich seyen der Graf und sein Diener mit entblößten Wehren und unter argen Flüchen auf sie eingedrungen. Sobald die Wächter den Grafen erkannt, hätten sie begütigende Worte gesprochen und gebeten, daß er sie verschonen möge. Christoph habe seine Wehre eingesteckt; die Wächter hätten sich arglos von ihm gekehrt und den Weg nach dem Wächterhaus eingeschlagen; da sey ihnen Christoph mit entblößter Wehre nachgeeilt und habe einen aus den Wächtern mit eigener Hand dermaßen gestochen, daß er „stunds an vf dem Flecken Dot bliben;" Christoph aber sey entflohen. Da die That Aufsehen und Unzufriedenheit unter den Bürgern erregt; so habe der Fürstbischof mit dem Rechte vorzuschreiten befohlen ꝛc.

8. Inventar des Domherrn Christoph Grafen von Henneberg, gerichtlich aufgenommen am Mittwoch nach Erhardi 1532.

Des Domherrn und der Catherin Kleider z. B. der Chorrock des Herrn, der damastene Unterrock der Frauen u. s. w. liegen hier in der „stärksten trugen" beysammen. Im Uebrigen ein für Tracht und Lebensweise jener Zeit beachtenswerthes Mobiliar-Verzeichniß! —

III.

Kurze Beschreibung merkwürdiger altdeutscher Handschriften in unterfränkischen Bibliotheken.

Vom Hrn. Prof. Dr. Reuß.

I.

A. Strickers Daniel von Blumenthal. Papierhand-

schrift des 15. Jahrhunderts, 178 Blätter in Folio, im Besitze Sr. Durchlaucht, des Hrn. Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg zu Kleinheubach. — Anfang und Schluß der Handschrift, am Letzteren 1464. Einem französischen Gedichte des maister alberich von bisenze (Besançon) nachgebildet von Strickher.

B) Die unschuldige Königin von Frankreich. Gleichfalls die Anfangs- und Schlußverse.

C) Geschichte der Kreuzzüge in Prosa. Der Schluß trägt das Jahr 1465.

II.

Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts, 154 Quartblätter, vormals in der Cistercienser Abtey, jetzt in der fürstl. Löweinstein. rc. Bibliothek zu Bronnbach.

A) Ein schön aue maria etc.

B) Hye hebt sich an gar eyn schon rede von dem leyden Cristi jesu.

C) Hye hebt sich an der geistliche Cremer.

D) Hye hebt sich an ein schon historien von eynem prediger rc.

E) Hye hebt sich an der franckforter und seczt gar hoche und gar schön Dingk von eynem vollkomen leben rc.

Die Schlußschrift von 1497 giebt näheres Verständniß über den Franckforter, der vor Zeiten „deutzscr herr eyn priester und eyn custos yn der deutzsen herrn hauß zu Franckfurt" rc. war.

III.

Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts, 211 Folioblätter, zweyspaltig rc., in derselben Bibliothek, enthält eine aus 20 Büchern bestehende naturhistorische Encyclopädie, ähnlich Konrad's von Megenberg Buche der Natur. Anfang und Schluß. Letzterer giebt uns den Namen des Compilators, Michael Baumann, Conventbruder zu Brunbach anno 1478, der es „zu lybe und zu nutz der sele des wolgebornen und edeln herrn herrn Johannsen Grauen zu Werthem rc. geschrieben.

IV.

Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts, 385 zweyspaltige Folioblätter, in der Bibliothek des Klerikalseminars zu Würzburg.

A) Summe der beychttiger Johans von Freyberg brediger ordens, übersetzt von Bruder Berchtold.

B) Deutsche Psalmenversion. Anfang und Schluß.

C) Prosaische Bearbeitung der 7 weisen Meister. Am Ende fehlen einige Blätter.

IV.

Statuten des Vikarienkollegiums in uns. lieb. Frauenkapelle zu der goldenen Pforte, bey dem Loche zu Würzburg, vom J. 1408.

Mitgetheilt vom Hrn. Prof. Dr. Reuß.

(Diesem von Hrn. Scharold gütigst mitgetheilt). Die vier Procuratoren dieser erloschenen Fraternität: Johans von Giengen, Johans Kremer zu dem Tuem, Heinrich Makel zu Hauge und Conrat Tefler zum Newenmünster haben die Gewohnheiten der Frauenkapelle aus versiegelten Briefen gezogen und auch mit etlichen Artikeln, die „nun zu zyten nötlichen sind" gebessert. Diese Artikel bestimmen: Tag und Stunde der Versammlung in der Kirche, Beobachtung des Gesanges und das Benehmen während desselben, die Wahl von Brüdern an der Verstorbenen Stelle, Zeit des Vigilsingens bey den gestorbenen Brüdern und Abhalten des weitern Gottesdienstes für sie; Aufnahme neuer Brüder und Entrichtung der Gebühren für solche; Beobachtung der Priesterwochen, Geschäft des Thesaurarius, Obliegenheiten der Procuratores in Bezug auf Verwaltung des Vermögens der Kapelle, Benehmen der Brüder, wenn sie einen „benischen" (excommunicirten) gesehen; Benehmen beym Interdict (auch da sollen sie dennoch zur Kapelle gehen an den vom Procurator benannten Tagen und Stunden und jeder Bruder mag ein V'gilig da sprechen), Theilung der Präsenz, Wahltag der Procuratoren und das Recht, die obigen Artikel zu bessern, zu mehren und zu mindern nach Rath der Procuratoren und der Mitbrüder oder des „merern teils" aus ihnen; Halbjähriges Verlesen der Artikel vor den Mitbrüdern in der Kapelle, damit sie selbe besser im Gedächtnisse behalten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.



Der Wêrlte lôn von Kuonrât von Wirzeburc etc.

(Fortsetzung.)

Aber jene lebensfrischen Zeiten hielten sich noch ernstere, schärfer geschliffene Spiegel vor, wie unser Konrad v. Würzburg sagt ‚in dem spiegel ich erkenne, daz ich esche bin.‘ Landgraf Ludwig von Thüringen schickte seiner Braut Elisabeth der Heiligen einen Spiegel, auf dessen Kehrseite Christus am Kreuze gemahlt stund; Fürst Wolfgang zu Anhalt noch, der Vieles wegen des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses gelitten, schenkte der fürstlichen Braut des Fürsten zu Plauen und Markgrafen zu Meißen zur Hochzeitgabe ein großes Tuch, darauf viele Todtenköpfe und Gräber, Hirnschädel, Menschengebeine, Glieder und Knochen schön gemahlt stunden, nebst vielen ernstvollen und trostreichen Sprüchen (der h. Schrift), wofür ihm die Braut herzlich dankte. „An etlichen Orten (sagt Gregor Strigenitius in seinen „Lebendig gewordenen Todtenbeinen“) hat man in den Kirchen ein Tuch, auf Leisten gespannet, das hanget an einer Schnur, da es Jedermann sehen kann und von der Luft stets umgetrieben wird. Da stehet auf einer Seite ein junger Gesell mit einer Jungfrau abgemahlt, sind beyde von Leibesgestalt schön und herrlich, haben einen Spiegel für sich, darin sie sich beschauen mit Freuden und Wohlgefallen; auf der andern Seiten ist der Tod, hat sich mit einem Tuche behangen, als zum Grabe bereit, hat auch Schaufeln, Hacken und andre Werkzeuge des Todtengräbers.“ — „Zu Münden in der Pfarrkirche (erzählt Joh. Letzner in s. Dasselischen und Einbeckischen Chronica. Erffurdt 1596. Bl. 155ᵇ. und aus ihm Michael Sachs in s. Kaiserchronik. I, Vorrede) war (1383) an einem Pfeiler eine Tafel einer ziemblichen Stubenthür groß, mit einer Ketten angeheft, also, daß man die kehren vnd wenden vnd auff beyden seiten besehen kundt. Auf der ainen seiten war ein schön Weibsbildt gemahlet, prechtiglich gleich einer Königin bekleidet, gezieret vnd geschmücket, die hette einen großen Spiegel in der Handt, vber demselbigen stunden folgende Wort mit grossen Buchstaben geschrieben . . . . Auff der andern seite war der Todt gantz heßlich vnd erschrecklich gemalet, führte auff seiner Achsel eine Sense und sprach . . . . .“ Aehnliche Bilder hiengen in Schlettau, Chemnitz u. s. w. In den Kirchen und Kreuzgängen der Klöster, an öffentlichen Gebäuden begrüßten ganze Todtenreigen die aus der zerstreuenden Weltlust in die sammelnde Andacht Eintretenden oder mahnten die in weltlichen Gelüsten und Gewerben Vorübereilenden. Ihr Grundgedanke, daß alle Alter, Stände und Geschlechter der Menschen an den letzten Reigen müssen und versammelt werden zur großen Todtenbrüderschaft, durchhallte alle Predigten, Freuden und Höhen in der Welt. In dem Todtentanze im Klingenthale oder Kleinbasel vom Jahre 1312 und übertragen in den bekannteren von Großbasel, hält die Gestalt der Jungfrau (daz edel wip) auch einen Spiegel in der Hand, woraus ihr der Tod entgegenblickt, der ihr über die Schulter sieht. *) —

*) Das Kleinbaseler Bild zeigt bereits den Spiegel in

Aber wir wenden uns nochmals zu jener Seite und Sitte der Darstellung zurück, welche die Wirklichkeit und die Verwesung selbst, das Bild des im Grabe Zerfallenden, des den Würmern Verfallenen nicht nur nicht scheute, sondern geflißentlich anschaute und die Sache beym rechten Namen nannte. ‚Alsô ist ez umbe die werlt gestalt (heißt es im ältesten Alexius), er sî junc oder alt, er muoz ze miste werden, zu einem bösen, faulen Miste, wie Hugo von Trimberg im Renner (6506) sagt ‚gedenke, mensche, daz dû bist ein kranker knolle, ein vûler mist.‘ Hartmann von der Aue aber sagt von dem glänzenden Elende des Lebens ‚uns ist über den vûlen mist der pfeller hie gespreitet. swen nû der blic verleitet, der ist zuo der helle geborn unde enhât niht mê verlorn wan beidiu sêle unde lîp.‘ Ulrich Boner aber sagt im 14. Jahrhundert auf ein bestimmteres Gleichniß übergehend, vom Menschen ‚der ist als ein besnîter mist, der innen vûl und smeckent ist, und ist ein grap gemalet wol, daz inwendic ist würme vol.‘ Diese Würme sind es vor Allem, welche der Freude gehrenden Jugend vor die geblendeten Augen gehalten werden. Schon im Wartburgkriege heißt es ‚daz vleisch daz ezzent die würme‘, und Bruder Werner sagt von Leib und Seele: ‚diu vert von uns rehte als ein blâs und lât den lîp ze phande hie. den würmen er ein spîse wirt‘; Konrad von Würzburg aber (M. S. II. 26.) hält sich als den rechten Spiegel das Beinhaus vor ‚sô kan mir ouch der kerner (carnarius) mit dem gebeine künden, daz mich die würme nagen werdent mit unreinen münden. Das sind Maden, Schlangen und Kröten. Hartmann (vom Glauben) im 12. Jahrhundert nennt den Menschen nur gestiupe unde mist, boese wurme unde maden, und der Renner sagt, ‚swenne der selbe mensche erstirbet, sô wirt der lîp der maden az‘, Bruder Lamprecht aber (Tochter Sione) ‚des leit man in unwerde zuo den kroten under der erde‘.

Aber es sind nicht nur Worte und Gedichte, welche den an ‚maeren‘ aller Art sich ergötzenden Hörern jenen rothen Faden, der allem Leben eingeflochten ist, vorhalten; auch in Stein gehauen begegnet, bis in's 16. Jahrhundert, auf allen Kirchhöfen im weltlichen Ehrengewande, in ritterlicher Rüstung dasselbe Bild. So z. B. jenes noch heute auf dem Freithofe zu Meran; dieses zu Blaubeuren, in der Gendolfinger Kapelle in Wiesentsteig, in der Schloßkapelle zu Neuf an der Donau, bey Rintlingen in Schwaben, in der Todtenhalle des Klosters Lorch, wo unter den übrigen in Rüstung und andrer Bekleidung dargestellten Rittergestalten (des 14. Jhrhd.) die nackte Gerippgestalt des Ritters Ulrich von Wöllwarth (mit der Jahrzahl 1505) gehauen ist, der zu Füßen Helm und Wappenschild ruht, um Ohr und Beine sich Schlangen winden, auf Brust und Nabel Kröten kriechen, ganz wie Hugo von Trimberg (im Renner 15477) sagt .... ‚eins keisers lip vil boeser ist nâch tôde dan eins hundes mist. war kumt diu hôhe wirdekheit, diu an daz kranke ôre was geleit, daz unreine maden und kroten nert, swenn diu sêle ûz im vert‘; oder wie im Gedichte vom Antichrist und jüngsten Gerichte (des 12. Jhrh.) ‚die wurm ezzent unser herze, sie stechent uns ze deme nabele mit îsenînen gabelen. ir angesiht tuot uns vil wê. guot waere uns, möhten wir zergên. durch smaehe geluste strebent si uns an die bruste‘. Aber Dichter und Bildner jener Zeiten giengen in ihrer Selbstschau noch einen Schritt vorwärts. Nicht nur daß der Ackersmann aus Beheim sagt „So schönen Menschen sahest du nie, hättest du eines Luchses Augen und könntest ihn inwendig durchsehen, dir würde drob grauen. Benimm und zeuch ab der schönsten Frauen des Schneiders Farbe, so siehest du ein schämliche Docke, eine schier welkende Blume und kurz dauernden Schein und einen bald fallenden Erdknollen. Weise uns eine Hand voller Schöne der allerschönsten Frauen, die vor hundert Jahren haben gelebet, ausgenommen die gemalten an der Wand;“ nicht nur daß Walther von der Vogelweide von der Welt oder Erde

der Hand der ‚edelen vrouwen, der Text aber sagt noch einfach ‚sich ich vor mir der vreuden spil, daraus der Großbaseler Text, zu dem Bilde des Todes im Spiegel machte ‚den tôt hab ich im spiegel sehen.‘

in ihrer Waldesschöne sagt ,diu welt ist ûzen schoene — wîz, grüene unde rôt, und innen swarzer varwe, vinster sam der tôt'; bestimmter sagt Fridank vom Menschen: ,swer durch sich selben saehe, den diuhte der lîp smaehe. swie schoene daz mensche ûzen ist, ez ist doch innen boeser mist. *) Hieher nun fugt recht eigentlich das lebendige Bild, welches Konrad von Würzburg im angezeigten Werkchen ausgeführt hat. Er erzählt darin bekanntlich, daß wie eines Tages der fränkische Ritter Wirnt von Gravenberg nach der Welt Ruhm und Ehre geizend, in einem Gemache vor einem Ritterbuche saß, ein wunderbar schönes Weib in königlichen Kleidern leise (geslichen 103) vor ihn hin trat, daz man nie schoener wîp gesach (67.) Von Gravenberg Herr Wirnt erschrak, sprang auf ,und enphie die minneclichen gar vil schône als er wol kunde' (110) und sprach zu ihr ,sît, vrouwe, gote willekomen' (113). Sie aber erwiederte ihm, er solle nicht vor ihr erschrecken: ,nû bin ich doch daz selbe wîp, durch die dû sêle unde lîp vil dicke hâst gewâget' (119) und da er so treu ihr gedienet ,von kindes jugende' (136), so wolle sie ihm ,den rîchen lôn' (146) dafür darbringen. Wirnt ist verwundert, doch erfreut und bittet um nähere Auskunft (181). Nun rühmt sie sich ihrer Macht (s. oben) nennt ihren Namen (,diu werlt bin geheizen ich') und will ihm ihr Wesen offenbaren (hie kume ich dir, daz schouwe dû): da wendet sie ihm den Rücken dar,

der was in allen enden gar
bestecket unde behangen
mit ungevüegen slangen,
mit kroten unde nateren
[ir lîp was voller blateren
und ungevüeger eizen,
vliegen unde âmeizen
ein wunder drinne sâzen].
ir vleisch die maden âzen
unz ûf daz gebeine.
[si was sô gar unreine
daz von ir bloeden lîbe wac
ein alsô engestlicher smac,
den nieman kunde erlîden.
ir rîchez kleit von sîden
was vil jaemerlich gevar
bleich alsam ein asche gar.] *)

Darnach scheidet sie von dannen, der Ritter aber scheidet von Weib und Kindern: ,er nam daz kriuze an sîn gewant und huop sich über daz wilde mer und half dem edelen gotes her strîten an die heidenschaft (242—42). —

(Schluß folgt.)

*) Bruder Wernher ,man siht ûz schoenen vrouwen unde ûz künegen werden swachen mist.

*) Durch die Einklammerung sollte hier nur die Breite der Konradischen Ausführung gegenüber älterer Kürze und Einfachheit der Bilder gekennzeichnet werden.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. Bd. I. Heft. Würzburg 1843. 8.

(Schluß.)

V.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des k. b. Regierungsrathes Philipp Heffner,

geb. den 1. Juli 1765, gest. den 12. März 1843. Mit dem Motto: Et talem virum Musa vetat mori.

Ein würdiges Denkmal, welches, wenn wir recht berichtet sind, der k. Appellationsgerichtsrath, Dr. Brendel, einem Manne hier gesetzt hat, der während seiner langen, 44jährigen Laufbahn als Staatsbeamter in den mannichfachsten, verwickeltsten und höchst schwirigen Geschäften, welche ihm das Vertrauen seiner Fürsten und Vorgesetzten übertragen, immerdar redlich, unbestechlich, fest, wahrheitsliebend, unermüdet und mit hoher Selbstaufopferung gewirkt; freundlich gegen Untergebene, offen gegen Vorgesetzte, gemüthlich im Kreise der Seinigen, ward er durch seine Landes- und Volkskenntniß der Freund und Rathgeber von Stadt und Land, durch seine tiefe Kunde der Geschichte ein wesentlicher Wiederbeleber und Beförderer dieses Studiums in seinen Kreisen. In allen Beziehungen und mit vollem Recht verdient Heffner den Namen eines Ehrenmannes!

VI.

Mannigfaltiges.

Vom k. Legationsrathe Hrn. Dr. C. G. Scharold.

1) Herbipolis. Zum erstenmale schrieb sich Bischof Heinrich IV. im Jahre 1207: Henricus divina favente clementia Herbipolensis electus. Seidner in seinen Beyträgen zur diplomat. Formelkunde in Beziehung auf die Bischöfe zu Wirzburg, (geöffn. Archive, 1. Jahrgg. 7. Hft. p. 225) führt zum J. 1184 die Eingangsformel: „Regenhardus Dei gracia Herbipolensis Episcopus“ an. Uebrigens dürfen wir auch die königlichen Urkunden hierher ziehen, in denen der Wirzburger Bischof und seine Kirche mit diesem, etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts in Schriften z. B. bey den Hagiographen, aufgekommenen Namen belegt werden. Feodum, quod ab herbipolensi ecclesia tenuimus, sagt König Philipp, 8. Sept. 1201 (M. B. 29. 1. p. 503), und unterm 14. Sept. desselben Jahres heißt es am Ende: Ego Conradus Herbipolensis episcopus et Imperialis aulae Cancellarius recognovi (ibidem p. 506). Im Jahre 1205, 9. März nennt derselbe König Philipp die Stadt Herbipolis und wiederholt herbipolensis ecclesia (M. B. 29. 1. p. 509, 510). Im Jahre 1205 erscheint unter den Zeugen: Heinricus Herbipolensis electus und das Datum: apud Herbipolim (M. B. l. c. p. 513, 514). Den 11. Juni 1205 (M. B. l. c. p. 521) heißt es: Datum apud erbipolim. Wieder im Jahre 1206, 15. Februar (M. B. l. c. 529, 530): Heinricus venerabilis herbipolensis electus. Eine Urkunde, dem Copialbuche des Klosters Bildhausen entnommen (das Copialbuch ist freylich erst um 1473 zusammengetragen), giebt uns schon im März 1157 das Datum: Data Herbipolj (M. B. 31. p. 409 — 411.)

2) Klostergeistliche als Steinmetzen. Ein Frater Bertholdus, lapicida confrater domus Commendae S. M. Teutonicorum (zu Würzburg) erscheint unter den Sigill-Zeugen 1288. Eine Kloster Ebrach'sche Urkunde von 1289 führt unter den Siglern einen frater Johannes, Lapicida in Ebraco auf.

3) Oeffentliche Inschriften zu Karlstadt am Main.

1. An der Pfarrkirche: 1386. Preise des Weines in diesem gesegneten Weinjahre. Auffindung der Reliquien dreyer Heiligen, und im selben Jahre Beginn des Kirchenbaues.

2. Ueber dem Portal des Rathhauses. 1422 ward der Bau begonnen und in selbem Jahre kosteten 3 Malter Weitzen 1 fl.

3. An der Mauer längs des Mains. Anno domini DCCCCXXX quinto Sabatho ante nativitat. Mariae Schusen dy von Wirczburg dise mawr und bew.

4) Der Leibarzt des würzb. Bischofs Konrad III. von Thüngen. Er hieß Dr. Friederich und ihm wurde laut Verpflichtungsbuch der fürstl. Diener vom J. 1514 — 1540 die dienstliche Auflage gemacht: „auch das Amt Leprosorum frigidorum maleficiatorum mit zu versehen.“

5) Lorenz Fries. Im September 1524 verlieh Konrad III. seinem Bruder Lorenz Fries ein Gütlein in und zu Diepach als heimgefallenes Lehen. Dasselbe verlieh Konrad IV. von Bibra im J. 1542 „seinem Rathe und Sekretäre Lor. Fries“ zu rechtem Mannslehen. Endlich 1546 belehnte Melchior von Zobel „den wolgelerten seinen Rath vnd lieben getreuen Lor. Fries“ aufs Neue mit diesem Gütlein.

6) Prof. Ickstatt. Der würzb. Kanzler v. Fichtl berichtete am 22. Januar 1741 an den Fürstbischof Fridrich Karl von Schönborn, der Prof. der Rechte zu Würzburg, Ickstatt, habe von drey Seiten, von Pfalz, von Bayern und Mainz, einen vortheilhaften Ruf erhalten und gedenke selben irgendwo anzunehmen, denn er glaube, er stehe in des Fürsten Ungnade. Wirklich trat er im Februar in kurbayerische Dienste, die Ansprüche Bayerns an die Erbfolge in Oesterreich zu vertheidigen.

7) Fürstliches Präsent. Am 12. December 1741 sendete Friedrich Karl von Würzburg nach Wien an die verwittwete Kaiserin Elisabeth, Mutter der Maria Theresia, verschiedene Sorten Schnupftabak zum Geschenk, welche 23 fl. 30 kr. gekostet und wofür die Kaiserin verbindlich dankte.

8) Gefundene Goldmünzen. Adam Pfaff zu Steinach, würzb. Amts Aschach, fand 1741 im dortigen alten Schlosse 12 Goldstücke, deren jedes 92 Rthlr. weniger ein Aeß werth war. Dabey lag ein uralter Brief, dessen Schrift der Ortspfarrer für griechisch (?!) hielt.

9) Würzburger Jagdschlößer. Im Jahre 1734 besaß der Würzburger Fürstbischof nicht gar fern von seiner Residenz nicht weniger denn vier anmuthig gelegene und schön meublirte Jagdschlößer, nämlich im Guttenberger Wald, zu Zellingen, Bücholð und Rimpar.

Die Beylage enthält den 13. Jahresbericht des hist. Vereines von Unterfranken und Aschaffenburg für 1842/43, erstattet vom zeitlichen Director Dr. K. G. Scharold mit 4 Beylagen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Die Maxburg bey Hambach von Franz Xaver Remling, Pfarrer und Districtsschulinspector in Hambach. Mit Titelkupfer und Grundrissen der Burg. Mannheim, Schwan- und Götz'sche Hofbuchhandlung, 1844.

Durch vorliegendes Werkchen hat der Hr. Verf. einen Beytrag zu der pfälzischen Localgeschichte gegeben, der von allen für diesen Zweig der Vaterlandskunde Interesse Hegenden mit Dank wird aufgenommen werden. Der Gegenstand desselben, das wegen seiner reizenden Lage bekannte Schloß Kestenberg (seit seinem Verfall von dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe Hambach Hambacher Schloß genannt), welches nunmehr, seit es als Vermählungsfestgabe der Pfalz Eigenthum Sr. K. Hoheit des Kronprinzen Maximilian von Bayern geworden ist, den Namen Maxburg führt, war schon wegen vielfacher interessanter Beziehungen der Gegenwart einer genaueren Schilderung würdig. Der Hr. Verf. hat nun durch seine Arbeit sowohl, als besonders durch die derselben beygegebenen Urkunden gezeigt, daß auch die frühern Schicksale der Burg die Aufmerksamkeit der Freunde der Geschichte wohl verdienen.

Schloß Kestenberg oder Kestenburg (dieß allein ist der durch die ältesten Urkunden bereits verbürgte Name; Kastanienburg ist nur eine moderne Interpretation, mundartlich gilt heutzutage noch in der Pfalz Keste für Kastanie) kam gegen Ende des 11. Jahrhunderts durch Schenkung in den Besitz der Bischöfe von Speyer. Wegen seiner günstigen Lage mitten unter den schönsten Besitzungen derselben auf dem linken Rheinufer wurde es lange Zeit hindurch mit großer Sorgfalt in angemessenem Stande unterhalten (§ 8 sucht der Hr. Verf. die Anlage und das Alter der einzelnen Burgtheile zu bestimmen). Für die Besatzung der Burg gewann der Bischof den Adel der Umgegend durch die Ertheilung von sogenannten Burglehen, Einkünften an Geld und Naturalien, für welche der Empfänger, „der ledig Burgman," entweder selbst den Dienst leisten, wie für den Fall dringender Noth immer bestimmt wurde (obligatus, cum necessitas exegerit, ad corporalem residentiam), oder eine gewisse Anzahl Bewaffneter dem Bischof zur Verfügung stellen mußte. Meistentheils waren solche Lehen Mannslehen, doch werden auch einige erwähnt, die auf Wittwen und Töchter gegen Stellung eines Burgmannes übergiengen (Urk. No. 10). Von Seiten der Burgmänner konnten dieselben frey zurückgegeben werden, sobald der Burgherr seinen Verpflichtungen nicht nachkam; übrigens stand ihnen nach dem Burgrecht auch zu, denselben durch Pfändung zur Erfüllung seiner Zusagen zu zwingen (Urk. 10. p. 172 Were auch das Wir oder vnser nachkommen die gülte vff die Zile nit entgehen oder etliches Jares daran sumig weren so mag er oder sine erben vns vnd vnsern stifft angriffen vnd pfenden nach der Burgmannen Recht zu Kestenburg.). Zur freyen Verfügung erhielt der Bischof ein solches Lehen nur durch den Tod des bisherigen Inhabers und des Erbberechtigten zurück, oder durch Erlegung einer bey der Darreichung festgesetzten Abfindungssumme (Urk. 23. 26. 33.); in streitigen Fällen sprach ein

aus Burgmännern zusammengesetztes Schiedgericht (Urk. No. 22). Der älteste unter den von dem Hrn. Verf. mitgetheilten Lehensbriefen ist vom J. 1243, der jüngste von 1662, die letzte Lehensreichung überhaupt von 1678; von bekannten Namen solcher Lehensträger wollen wir nur anführen die Grafen von Zweybrücken, von Veldentz und Sponheim (deren Lehen im Jahre 1460 an die wittelsbachischen Herzoge von Zweybrücken kam), die Herren von Sickingen, Gemmingen, Helmstädt u. a. Ob die Lehen seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts als völlig eingegangen anzusehen sind, kann man nur aus dem Mangel weiterer Urkunden schließen, nicht aber mit dem Hrn. Verf. daraus, daß Kestenberg 1688 „so zerbrochen wurde, daß des Bischofs Waldförster daselbst nicht länger weilen konnte.“ Die Burg lag als solche schon seit mehr als einem Jahrhundert wüste und doch wurden noch immer die auf ihr ruhenden Lehen d. h. die Erträgnisse derselben vergeben. Es gieng hier im Kleinen, wie im deutschen Reich mit allen feudalistischen Verhältnissen im Großen: man kümmerte sich wenig oder gar nichts um den Dienst, welchen das Lehen heischte, den Gewinn aber, der aus demselben kam, hielt man wohl fest.

Bis in das sechzehnte Jahrhundert blieb das Schloß anständig erhalten und besetzt, unter Aufsicht eines vom Bischof bestellten Vogtes. Nicht ohne Interesse wird man die in Urk. 37 enthaltene Verpflichtung des letztern, so wie das in Urk. 36 mitgetheilte Verzeichniß der um 1464 auf der Burg befindlichen bischöflichen Fahrnisse lesen. Im Jahre 1525 erlitt aber das Schloß durch die aufrührerischen Bauern der Umgegend eine schwere Verwüstung, so daß der Dienst auf demselben von dieser Zeit an nur noch von einem dem Amtmann zu Kirweiler untergebenen Schaffner verwaltet wurde (Urk. No. 45). Völlig zerstört wurde es 1552 durch den Markgrafen Albrecht Alcibiades; kaum daß der Förster noch, den der Bischof zur Aufsicht über die zur Burg gehörigen Waldungen dorthin gesetzt hatte, eine nothdürftige Unterkunft in den öden Räumen finden konnte. Im Orleanischen Krieg 1688 wurde auch dieser armselige Rest von Bewohnbarkeit noch vernichtet. Die Ruinen des einst so stattlichen Schlosses konnten nicht einmal den alten Namen festhalten, im Munde des Volkes hießen sie bis in die neueste Zeit das Hambacher Schloß, gerade so wie die der Madenburg unweit Landau das Eschbacher, beyde von Ortschaften, die zunächst am Fuße der Schloßberge liegen. Als die bischöfliche Herrschaft in jenen Gegenden durch die Ausdehnung Frankreichs bis an den Rhein ihr Ende fand, kam die Ruine mit den zu ihr gehörigen Grundstücken in den Besitz des Staates und gieng in gleicher Weise an die k. b. Regierung über. Im Jahre 1823 wurde dieß Besitzthum an Privaten veräußert, doch mit der Bedingung, daß im damaligen baulichen Zustande der Ruine nichts verändert werden dürfe. Welches schöne Loos derselben zwey Jahrzehnte später zu Theil wurde, ist von uns im Eingang bereits erwähnt worden; wir können im Hinblick darauf nur in die Wünsche mit einstimmen, welche der Hr. Verf. am Schlusse des Werkchens ausgesprochen hat.

Dieß sind die Hauptpunkte aus der Geschichte der alten Kestenburg, wie sie der Verf. durch seine eigne Arbeit sowohl, als auch durch die beygegebenen Urkunden uns zugänglich gemacht hat. Außer dem Historischen giebt aber der Verf. noch manches Andere, so z. B. von S. 2 bis S. 14 eine sehr detaillirte Schilderung in Prosa und in Versen von der reizenden Aussicht, welche man von der Marburg aus genießt; sodann eine Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Ruine, welche durch die beygegebenen Grundrisse angemessen verdeutlicht wird; endlich eine Anzahl von Gedichten, über deren Einschaltung wir mit dem Hrn. Verf. nicht rechten wollen, da er sich über das Verhältniß derselben zum Ganzen S. VIII in der Vorrede bereits selbst unbefangen ausgesprochen hat. (Für Nicht-Pfälzer müssen wir nur rücksichtlich der S. 15 u. 16 in Versen gegebenen Sage bemerken, daß sie auf dem mundartlichen Witz „Pfalz, b'halt's“ beruht; dieß hätte im Druck bezeichnet werden sollen, indem man so, wie es nun gegeben ist, durchaus keinen Sinn im Ganzen finden kann). Ungern haben wir unter den Urkunden gerade die vermißt, welche den 1388 zwischen den Bischöfen Adolph und Nikolaus abgeschlossenen Vergleich enthält, da

doch dieser Act die Wichtigkeit der Burg beynahe am meisten ins Auge setzt. Sie ist, nebst einer andern gleichfalls auf Kestenberg sich beziehenden Urkunde, zwar schon abgedruckt in Guden, Cod. diplom. Tom. III, darf aber doch deßhalb nicht fehlen in einem außerdem mit so viel Fleiß gefertigten Codex diplomaticus zu der Specialgeschichte von Kestenberg.

Die Darstellung selbst verräth durchgängig den warmen Eifer des Verfassers für seinen Gegenstand; unangenehm fallen nur bey der ohnehin oft gezwungenen Diction Schreib- und Sprachfehler auf, wie z. B. bizantinisch, schwerbelastest, Bischof Roban wand seine Aufmerksamkeit der Burg zu u. dgl. Indem wir aber diese formellen Irregularitäten rügen, wollen wir durchaus nicht die Anerkennung verkümmert haben, die dem Werkchen um seines materiellen Werthes willen gebührt. Wir hoffen im Gegentheil, daß jeder Freund und Kenner der pfälzischen Geschichte, der das auch äußerlich gut ausgestattete Buch zur Hand nimmt, dem Hrn. Verf. für die Mühe dankbar seyn wird, welche er auf seinen Gegenstand gewendet hat.

Rau.

Der Wërlte lôn von Kuonrât von Wirzeburc etc.

(Schluß.)

Der nochmalige Herausgeber dieses kleinen, schon mehrfach gedruckten Gedichtes verweist in Betreff dieser von Konrad von Würzburg verwendeten Einkleidung auf ein (von ihm selber!) geschriebenes Werk „Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie" (Frankf. a. M. Hermann. 1839. 8), wo aber unter „Würmer", (S. 196) auch nur ganz allgemein gesagt wird „Mystische Figur der Welt. Vorn ein schönes Mädchen, hinten von Würmern zerfressen. *) Steinstatue, an der Außenwand der Kirchen aufgestellt." Es dürfte drum thunlich seyn, wenigstens einige dieser in Stein verkörperten Darstellungen jenes Spiegel- und Sinnbildes näher in's Auge zu fassen. In zwey vorliegenden Fällen nämlich sind oder scheinen die gemeinten Gestalten männliche zu seyn. An einem Fenster über dem Haupteingange des Domes zu Basel befinden sich auf zwey Untersätzen oder Tragsteinen zwey Steinbilder: ein Mann mit schwachem Barte, aber im Nacken doppelzeichig gelocktem Haupthaare, auf demselben einen Kranz (schapell) tragend; gegenüber eine Frau ohne Kranz. Sie werden stets für den Stifter des Domes Kaiser Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde gehalten. Die männliche Gestalt aber ist hinten geöffnet, daß man die nackte Gestalt sieht, deren Rückgrat und Rippen offen gelegt sind. Um das linke Bein schlingen sich zwey Schlangen, dazwischen eine Kröte: zwey Kröten sitzen auf den Gesäßbacken, zwey Schlangen auf dem Gerippe; drey kleinere (oder Eidechsen?) kriechen auf den überfleischten Schulterblättern. Diese Mannsgestalt, in der herabgesenkten Linken ein Tuch haltend, deutet mit der Rechten auf die weibliche Gestalt hinüber, der sie auch zugewendet ist, und welche den rechten Ellenbogen in die linke Handstützend, den Kopf links neigend auf des Mannes Rede zu lauschen und zu antworten scheint. Sollte diese nicht die vrou Werlt seyn, auf welche der wenig bärtige (granesprunge), aber bekränzte Jüngling als auf die Schuldnerinn seines inneren Elendes hindeutet, als sage er zu ihr mit dem Stricker ‚dû trüllaerin, dû wahtelbein des tiuvels.'

Eine zweyte Steingestalt der Art, die uns für Konrads Darstellung obenein wichtiger wird und näher rückt, findet sich an einem äußeren Strebepfeiler der linken Seite des Schiffes (vom Haupteingange gerechnet) an der Sebalduskirche zu Nürnberg, und zwar, ihrem Zwecke gemäß, gleichfalls in der sonst seltenen Seitenstellung, gegen Abend gewendet: vorn ein lieblicher Jüngling in langem Ge-

*) Thomas von Erceldoune, der schottische Dichter des Tristan, erzählt die Sage, sey einst eine Fee erschienen, und als er sie umarmte, sey sie zum Scheusal geworden; die schöne Helena aber wird vor Faust zur Schlange. Sieh Hagen Briefe in die Heimat I. 42.

wande, aus dessen Oeffnung aber hinten unter dem Rippenbaue wie in Basel durchwühlende Schlangen und Kröten hervorblicken. Die jetzigen Nürnberger haben darüber eine Sage von einem Juristen, der bey lebendigem Leibe von Würmern gefreßen worden sey. Das schmeckt aber nach modernen Phantasiemotiven und die Dürftigkeit oder plumpe Handgreiflichkeit dieser Auslegung liegt zu Tage. Eine zweyte in Nürnberg umgehende Deutung klingt schon besser. Nach ihr stelle dieß Steinbild einen Jüngling dar, der im Leben der schönste der Stadt und darum von vielen beneidet, dennoch klüger und weiser als diese seine Neider gewesen sey und dieselben gebeten habe, daß sie ihn, wenn er stürbe und in's Grab gelegt worden sey, nach dreyen Wochen wieder herausnehmen und dann seine vermeinte Schönheit in Augenschein nehmen möchten. Wie er aber in Stein abgebildet worden, so habe man ihn gefunden.

Diese Fassung stimmt schon ganz gut zu Rudolf's von H. E. Wendung im Barlaam ‚dô hiez er in die schrîne tragen tôten gebeine ervûlet unde unreine. dô was daz az mit swacher kraft an daz gebeine gehaft', oder zu Bruder Berchtold's Worten ‚und als der mensche tôt lît, er sî schoene oder niht, sô wirt er wider zer erden'. Aber jene zweyte Deutung des Nürnberger Steinbildes kehrt in Blaubeuern an einem ähnlichen Steinbilde, das gleichfalls von Schlangen umwunden ist, wieder. Auch hier weiß nämlich die Sage, daß der Abgebildete verlangt habe, man solle ihn nach dreyen Tagen wieder ausgraben, und siehe, da sey er bereits von Schlangen umwunden gewesen. *)

Zwischen dem Nürnberger Steinbilde und Konrad's von Würzburg Erzählung nicht nur in Betreff der Kenntniß Konrad's von jener Bildsäule, sondern auch in Bezug auf Wirnt von Gravenberg selbst einen näheren Zusammenhang zu vermuthen, liegt nahe. Grâvenbërc ist das jetzige Gräfenberg bey Nürnberg, Wirnt von Gravenberg dichtete die Geschichte von Wigalois dem Ritter mit dem Rade um das Jahr 1212; um dieselbe Zeit (1200—1215) wurde die St. Sebalduskirche zu Nürnberg gebaut. Wie wenn jene Bildsäule gleichzeitig wäre? und wie, wenn Wirnt selber sie dorthin gestiftet hätte, so daß an ihr sein Name mit Recht haftete, und daher Konrad von Würzburg hundert Jahre später (dô der lîp erstorben was: 249) ihn mit seiner Darstellung, die freylich (licentiâ poëticâ) den Jüngling in die vrou Werlt, die Erscheinung in die Ursach verwandelten, in Verbindung gebracht hätte? Uebrigens knüpft er seine sinnige Erzählung, der wir nur eine etwas ähnliche des Stricker von einem Ritter vergleichen können, um dessen Dienst vrou 'Ere unt vrou Schande ringen, an Wirnt's wirkliche Theilnahme am Kreuzzuge des Jahrs 1228. In keiner Schrift über die Sebalduskirche zu Nürnberg habe ich aber Näheres über die Entstehungszeit grade jener Bildsäule gefunden, was einer näheren Beziehung derselben zum dreyzehnten Jahrhundert in den Weg treten könnte, dem mit dem vierzehenten jene Auffassungs- und Darstellungsweise besonders angehörte. Auch die verwandten Gestalten des Baseler Domes stammen aus dem vierzehnten Jahrhundert. Der Herausgeber des Konradischen Gedichtes von 266 Versen (8 S.) rechtfertigt seinen äußerst saubern Wiederabdruck auch nach Beneke ꝛc. theils durch die große Bedeutung, welche die Erzählung selbst für die Sittengeschichte habe, theils dadurch, „daß sich, nachdem er sämmtliche Handschriften davon zusammengetragen, für die Aufstellung des Textes noch etwas thun ließ." In der Vorrede gibt Herr Roth genaue Auskunft über die Handschriften des Gedichtes, die er benützt hat, so wie über anderweitige Behandlung des Stoffes, in den Lesarten (S. 9—20) eine gewissenhafte Zusammenstellung von den wesentlichsten Abweichungen des Konradischen Textes.

Berlin, am 23. Brachmonds 1844.

H. F. Maßmann.

*) Abbildung der Statuen in der Wöllwartischen Todtenhalle in dem Kloster Lorch von J. G. Baumeister. Gmünd Ritter; 1808.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Drey Vorlesungen über Gyps-Abgüsse, gehalten im königlichen Museum zu Berlin von Eduard Gerhard. Nebst drey Bildertafeln: Aegineten, Parthenon, Niobe. Berlin, 1844.

Vor mehreren Jahren hatte Hr. Gerhard in den Räumen des k. Museums zu Berlin vor einem gemischten Publikum einen Cursus archäologischer Vorlesungen eröffnet, mit dem Zwecke, auf solche Weise Sinn und Verständniß antiker Bildwerke, welche kunstliebende Bemühung fürstlicher Liberalität in zum Theil großartigen Sammlungen vereinigt und der Betrachtung frey gegeben, in allgemeineren Kreisen zu erwecken und zu befördern. Zeit und Umstände, von dem Verf. in einer allgemeinen Reflexion angedeutet, ließen diesen mehrere Winter fortgesetzten Plan zurücktreten. Um so dankenswerther erscheint es, wenn Hr. G. jetzt, wo das Publikum auch von anderer Seite zur Theilnahme und Würdigung antiker Kunstschöpfungen aufgerufen wird, denselben in freyerer, minder auf Vollständigkeit berechneter, Weise wieder aufnimmt, indem er in drey Vorlesungen eben so viele uns erhaltene Statuencomplexe aus den besten Zeiten griechischer Kunst ansprechend und zweckgemäß erläutert.

Vorzügliches Lob verdient die vom Verf. getroffene Wahl, da die Aufmerksamkeit schwerlich auf würdigere Ueberreste der alten Kunst gelenkt werden konnte als diese, welche zugleich als Repräsentanten dreyer aufeinander folgender Epochen des in der höchsten Vollendung begriffenen Kunststyls gelten dürfen. Da keine der drey beschriebenen Statuencomplexe im Originale Berlin angehört, wie es sich ja von selbst versteht, daß auch die reichbegabteste Stadt doch immer nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der sämmtlichen in unsere Zeit herübergeretteten Kunstdenkmäler besitzt; so nimmt Hr. G. mit Recht Veranlassung, auf den Werth gut ausgeführter Gypsabgüsse, in denen sich doch eher eine relative Vollständigkeit erreichen läßt, für kunstgeschichtliches und kunstübendes Studium aufmerksam zu machen.

Wie unendlich höher natürlich der Besitz von Originalwerken zu schätzen ist, bedarf keiner Erwähnung; man braucht in dieser Hinsicht nur an die enthusiastische Freude zu erinnern, mit welcher die äginetischen Bildwerke gleich bey ihrer Auffindung und mehr noch, nachdem sie dem deutschen Vaterlande gesichert waren, von Kunstfreunden und Kennern begrüßt wurden. „Allbekannt," so äußert sich der Verf. über dieselben, „als umfassendstes Denkmal griechischer Kunst, welches Deutschland besitzt, als edelster Schmuck der Antikensammlung zu München, als unschätzbarer Erwerb, den die Kunstliebe eines deutschen Fürsten durch rasche Benutzung des Augenblicks der Konkurrenz Englands abgewann, sind jene Statuen zugleich als erstes Ergebniß einer Ausgrabung wichtig, die nordische Forscher (Engländer, Deutsche, Dänen) auf griechischem Boden und Tempelraum planmäßig und musterhaft leiteten." Außer der technischen Virtuosität, welche die neu aufgefundenen Statuen unverkennbar kund gaben, kam noch der eigenthümliche kunstgeschichtliche Werth in Betracht, indem dieselben eine bis dahin

schmerzlich gefühlte Lücke in erwünschtester Weise ausfüllten und den genügendsten Aufschluß über den bey alten Schriftstellern erwähnten äginetischen Styl zu geben geeignet waren, wodurch frühere Begriffe theilweise Berichtigung erfuhren. Sehr verdienstlich war in diesem Sinne der erste ausführlichere Bericht des mit dem Ankaufe beaustragten Künstlers (Martin Wagner), dem neben der sorgfältigen, kunstverständigen Beschreibung die von Schelling beygegebenen kunstgeschichtlichen Anmerkungen einen bleibenden Werth sichern. War somit die künstlerische und wissenschaftliche Auffassung höchst würdig eingeleitet, so ergaben sich mancherley Fragen, deren Lösung die Archäologen lebhaft beschäftigte. Am wenigsten Zweifel konnte darüber obwalten, daß die Statuen einer Doppelgruppe angehörten und in die beyden Giebel des Tempels, auf dessen Areal der herrliche Fund gemacht worden, ursprünglich vertheilt waren. Desto bestrittener war und ist die Deutung des dargestellten Gegenstandes. Daß es zwey Kämpfe, dieß zwar lehrte der Augenschein; daß diese ferner in der Sagengeschichte der Aeakiden zu suchen seyen, hinlängliche innere Gründe; aber welche bestimmt, blieb bey dem Helden- und Schlachtenreichthum dieses Geschlechtes schwer zu ermitteln. Die Gruppe des östlichen Hauptgiebels, deren Figuren größer gearbeitet, obwohl minder erhalten als die des westlichen, und kaum mehr als fünf ganz herzustellende Figuren zählend, bot doch durch den mit der Löwenhaut bekleideten Bogenschützen, in dem sich unschwer ein Herakles erkennen ließ, einen besseren Anhaltspunkt als die andern. Die Vermuthung, daß ein Kampf aus der ersten Belagerung Trojas dargestellt sey, bey der sich bekanntlich Telamon vor allen Helden auszeichnete und von Herakles selbst den Preis der Tapferkeit erhielt, wird durch so viele Gründe unterstützt, von denen der wichtigste die nahe Beziehung auf die Aeakidensage, daß dieselbe den Grad der Sicherheit ansprechen darf, der überhaupt bey solchen Conjecturen zu erwarten ist. Günstig bietet sich der eine erhaltene weibliche Kopf dar, um die dem Telamon als Ehrenpreis zuerkannte Hesione zu denken. Darüber mag die Entscheidung zurückgehalten werden, ob der Gefallene Laomedon selbst sey oder der Grieche (nicht Troer) Oikles, wie Hr. G. in Uebereinstimmung mit Müller meint, so daß Laomedon dann als Vorkämpfer dem Telamon gegenüber zu denken wäre. Zu größeren Zweifeln giebt die noch einmal so reiche Gruppe des hinteren Giebels Veranlassung, da sich außer der Minerva und einem phrygisch gekleideten Bogenschützen keine mit einem eigenthümlichen Kennzeichen ausgestattete Figur darbietet. Doch führte letzterer, wenn man darin einen Paris erkennen wollte, von selbst auf den Sagenkreis des berühmter gewordenen zweyten trojanischen Krieges. Ein dahingesunkener Held ferner, außer den beyden in die Ecken des Giebels vertheilten liegenden Figuren, auch in artistischer Beziehung durch Trefflichkeit der Ausführung und Stellung ausgezeichnet, legte es nahe genug, an einen Kampf um einen Gefallnen, und, der sich unserer Kenntniß zunächst darbot, an den Kampf um den Leichnam des Patroklos zu denken. Diese Ansicht ist nach Hirt's Vorgang denn auch die recipirte geworden und Hr. G. schließt sich derselben ebenfalls an. Allein die Gründe, mit denen er diese Deutung stützt, sind nach allen Seiten unhaltbar. Derjenige namentlich, der von der überwiegenden Berühmtheit dieses Kampfes hergenommen ist, kann kaum anders denn als eine auf unsern Standpunkt sich willkührlich beschränkende Befangenheit angesehen werden; dahingegen für Thiersch's Ansicht, deren versprochene weitere Ausführung leider nicht erfolgt ist: daß nämlich der Kampf um den gefallenen Achilleus auf die Darstellung der westlichen Gruppe Anspruch habe, objectiv weit gewichtigere Gründe sprechen: erstens wieder die noch nähere Beziehung auf die Aeakidensage. Denn vorausgesetzt selbst, daß durch Homers Gedichte auch damals im Allgemeinen der Kampf um Patroklos größere Berühmtheit erlangt habe, was jedoch keineswegs als ausgemacht betrachtet werden kann, so behauptet doch in dieser, in der Aeakidensage, jener andere Kampf um den Achilleus gewiß in doppelter Hinsicht entschieden den Vorrang. Der beste Führer, auf den bereits Thiersch hingewiesen hat, ist Pindaros für die äginetische Heldensage, deren er mit einer gewissen Vorliebe gedenkt; besonders der achte nemeische Siegesgesang, in welchem des Aias von Herakles (Isthm. V [VI]) vorausverkündigter und erflehter Ruhm eben durch Hervorhebung jener Großthat, als er den gefallenen

Peliden vor dem Andrang der Feinde schützte, gefeyert wird. Vergleicht man dagegen sorgfältiger den 17. und 18. Gesang der Ilias und schenkt man der Stelle, an die uns die Erscheinung der Minerva in der äginetischen Gruppe vor Allem gemahnt (XVII. 543 ff.), wo Athene kömmt, den sinkenden Muth der Argiver wieder aufzurichten, die gehörige Berücksichtigung: so wird man noch weniger geneigt seyn, diesen Kampf in der Darstellung des Künstlers erkennen zu wollen. Jedenfalls hätte nach Homers Schilderung Menelaos größeren Anspruch, die Stelle des Vorkämpfers einzunehmen als selbst Aias; wobey ferner zu bedenken, daß beyde Helden, mit ihren Genossen selbst unter dem Schirme der Göttin, doch nicht im Stande gewesen wären, den Leichnam zu retten, wenn nicht zuletzt noch Achilleus auf Here's Geheiß und Rath sich obgleich unbewaffnet den Troern von ferne gezeigt hätte. Ist somit die von Hrn. G. adoptirte Erklärung großen Zweifeln unterworfen, die wohl geeignet sind, dieselbe zu erschüttern, so können wir ebenso wenig in der ähnlichen Composition zweyer Vasengemälde, die zu diesem Zwecke mit abgebildet sind, eine Bestätigung wahrnehmen. Denn was die mit inschriftlicher Benennung der Figuren ausgestattete betrifft, so ist der Unterschied in Beziehung auf den Gefallenen nicht zu übersehen, daß dieser entsprechend der homerischen Darstellung als Todter daliegend und unbewaffnet abgebildet ist, während in der äginetischen Gruppe derselbe mit Helm und Schild versehen sich auf die rechte Hand, die das Schwert hält, stützend erscheint. Die Berliner Schale hingegen, welche den Gefallenen in mehr entsprechender Stellung zeigt, kann, als der inschriftlichen Auslegung entbehrend, nicht als Maaßstab der Erklärung angenommen werden und unterscheidet sich noch außerdem von dem anderen Gemälde durch die verschiedene Waffe des einen Vorkämpfers. — Dagegen darf für die andere Annahme mit allem Grunde die Erscheinung der am deutlichsten bezeichneten Gestalt des Paris hervorgehoben werden, denn während in dem Kampfe um Patroklos diesem nach Homers Beschreibung keine Stelle gebührt, ist er dort nothwendige Hauptperson, da von seinem Pfeile der Pelide den Tod empfängt. Auch ist die Wirkung ergreifender und den nationalen Ruhm noch glänzender bewährend, wenn des Aias Schutz dem stammverwandten gefeyertsten Helden gilt.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

Bibliografia Italiana ,ossia Elenco generale delle opere d'ogni specie e d'ogni lingua stampate in Italia. Milano 1844.

Dansk Bibliographie eller fortegnelse over Böger Tidsskrifter ꝛc. ꝛc. Aar 1844. Kiobenhavn.

Boletin bibliografico español y estrangero. Anno V. Madrid 1844.

Swenske bibliographi . . . för år 1844. Stockholm.

Svensk Litteratur-Bulletin. Stockholm 1844.

Ad. de Puibusque, Histoire comparée des littératures espagnole et française. Vol. 1. 2. Paris 1843.

H. Neubürger, Encyclopädie der Buchdruckerkunst. Lief. 3. Schluß. Leipz. 1844.

Studier Kritiker och Notiser. Literär-Tidning. Lund 1844. 4.

G. Ch. Lichtenberg, Vermischte Schriften. Neue mit ungedruckten Aufsätzen, Briefen . . . vermehrte Ausgabe, herausg. von den Söhnen Lichtenbergs. Bd. 1. 2. Götting. 1844.

J. Möser, Sämmtliche Werke. Neu geordnet . . . durch Abeken. Bd. 10. Schluß. Berlin 1844.

R. K. Rask, Samlede tildes forhen utrykte afhandlinger. Del 1—3. Kobenhavn 1836—37.

Ch. Molbech, Blandede Smaaskrifter, fornemmelig af historisk, kritisk og aesthetisk Indhold. Bind. 1. 2. Kjobenhavn 1836.

Beaumarchais, Oeuvres complètes, précédées d'une notice sur sa vie et ses ouvrages par M. Saint-Marc Girardin. Par. 1837.

D. Fr. Strauß, Charakteristiken und Kritiken. Leipz. 1844.

K. Grün, Bausteine. Darmstadt 1844.

Aus den Papieren des Grafen Aurel Dessewffy. Bd. 1. 2. Pesth 1843.

H. Zschokke, Aehrenlese. Th. 1. 2. Aarau 1844.

Jo. de Sousa, Vestigios da lingua Arabica em Portugal. Lisboa 1789. 4.

Fr. Bopp, Glossarium Sanscritum. Fasc. II. Berol. 1844.

A. D. Cornets de Groot, Javaansche spraakunst. Uitgegeven door J. F. C. Gericke en T. Roorda. Amsterd. 1843.

F. Raymond, Dictionnaire général et complet de la langue française. Lior. 1. 2. Par. 1843.

H. Paris, Tablettes grammaticales. Analyse généalogique des principes de la grammaire Française. Par. 1843.

Dr. Ed. Brinckmeier, Praktische Grammatik der spanischen Sprache nach den Bestimmungen der academia real zu Madrid. Braunschweig 1844.

J. Fr. Fleischauer, Vollständige holländische Sprachlehre. Amsterd. 1844.

Dr. G. Parthey, Vocabularium coptico-latinum et latino-copticum e Peyroni et Tattami lexicis. Berol. 1844.

Dr. J. H. Möller, Paläographische Beiträge aus den Herzoglichen Sammlungen in Gotha. Heft 1. Erfurt 1844.

Oeuvres complètes d'Hippocrate, trad. p. E. Littre. Vol. 3. 4. Par. 1844.

João de Sousa, Documentos arabicos para a historia Portugueza copiados dos originaes da Torre de Tombo. Lisboa 1790.

Vrihadáranyakam Káthakam, Íca; Kena, Múndakam oder fünf Uzanischad's aus dem Yagur-Sama- und Atharva Veda. Nach Handschriften der Bibliothek der ostindischen Comp. zu London herausg. von L. Poley. Bonn 1844.

Dubois de Montpéreux, Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases en Colchide et en Crimée. Atlas. Livr. 16—21. Schluß des Werkes. Par. 1844.

Campagne de circumnavigation de la Frégate l'Artémise, pendant les années 1837—1840. T. III. Par. 1844.

J. Dumont D'Urville, Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie, sur les corvettes l'Astrolabe et la Zelée, exécuté pendant les anneés 1837—1840. Anthropologie. Liv. 1. Par. 1844.

P. Lopes de Souza, Diario de navegação da armada que foi á terra do Brasil — em 1530 — sob a Capitania-Mor de Mart. Alf. de Souza, descripto por seru irmão Pero Lopes de Souza. Lisboa 1839.

J. Murphy, Travels in Portugal. Lond. 1795.

Dr. A. G. F. Freese, Reisehandbuch durch Schweden und Norwegen. Berl. 1844.

Alex. Dumas, Excursions sur les bords du Rhin. Vol. 1—3. Bruxelles 1842.

Seb. Cubero, Peregrinacion del mundo. Napoles 1680. 4.

L'art de vérifier les dates depuis l'année 1770 jusqu'à nos jours. Vol. 18. Par. 1844.

G. v. Flotow, Beiträge zur Geschichte der Familie von Flotow. Dresden 1844. fol.

Dr. K. E. Förstemann, Georg Friedrich Händel's Stammbaum nach Originalquellen und authentisch. Nachrichten aufgestellt und erläutert. Leipz. 1844. Fol.

Fr. Freyh. v. Fircks, Ueber den Ursprung des Adels in den Ostseeprovinzen Rußland's und das den alten Rittergeschlechtern daselbst gebührende Prädicat Freyherr. Mitau 1844.

Anast. de Figueiredo, Nova historia da militar ordem de Malta e dos Senhores Grão-priores della em Portugal. P. 1—3. Lisboa 1800. fol.

Alex. Ferreira, Supplemento historico ou memorias, e noticias da celebre ordem dos templarios. P. 1. 2. Lisboa 1735.

Jac. Bosio, Istoria della sacra religione et illustr. militia di S. Giov. Gierosol. di Malta. Vol. 1—3. Roma 1620. fol.

Estevan de Terreros y Pando, Paleografia española. Madr. 1758. 4.

Greg. Mayans y Siscar, Dialogos de las armas i linages de la nobleza de España. Madr. 1734.

Ant. Zac. de Malcorra, Del commercio de los romanos, desde la primera guerra di Cartago hasta Constantino el Magno. Valencia 1798. fol.

Dr. E. Braun, Die Schaale des Kodros. Berl. 1844.

E. Norder, Das architektonische Rom und die capitolinischen Museen. Hamb. 1843.

W. Ternite, Wandgemälde aus Herculanum und Pompeji. Mit erläuternd. Text von C. O. Müller. Heft. 3. Berl. 1844. Fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	12. December.
Nro. 248.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1844.

Drey Vorlesungen über Gyps-Abgüsse.

(Fortsetzung.)

Glauben wir somit erwiesen zu haben, daß von den beyden Hypothesen jedenfalls die von Thiersch aufgestellte, der auch Welcker beystimmt, die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, so mag noch ein Einwurf nicht unerwähnt bleiben, der gegen beyde Deutungen gleichermaßen und überhaupt gegen jede Auffassung sich richten könnte, die den Aias mit dem dargestellten Vorgange in Verbindung bringen wollte, da, wenn nach der jetzt allgemein geltenden Annahme die beyden Giebelgruppen einem Minerventempel angehörten, in einer solchen Aias, der nach Sophokles u. a. gegen die Göttin durch übermüthige Worte gefrevelt und dadurch ihren Zorn auf sich geladen, schwerlich einen Platz finden könnte. Dagegen verweisen wir auf einen Aufsatz Welckers über den Aias des Sophokles (Rhein. Mus. III.), worin dargethan wird, daß in Homer noch keine Andeutung eines solchen frevelhaften Uebermuthes zu finden ist und daß selbst dieser späteren Weiterbildung der Sage, der der athenische Dichter als brauchbar zu seinem Zwecke gefolgt ist, eine andere dem Helden minder ungünstige zur Seite gieng, welche dem äginetischen Künstler sich natürlicher anbot, wo es galt, den Ruhm des heimischen Heroengeschlechts zu verherrlichen. —

Die Bestimmung der beyden kleinen weiblichen Figuren, welche in Stellung und Gewandung den archaistischen Aphroditebildern oder sogenannten Spesstatuen vergleichbar, nach aller Wahrscheinlichkeit die Spitze des Giebels zierten, als Damia und Auxesia, cerealische Naturgottheiten der Aegineten, ist durch das, was Herodot über die Verehrung derselben berichtet, nicht hinlänglich gerechtfertigt, obwohl auch die übrigen Deutungen großen Zweifeln unterliegen.

Der Tempel, dem diese Statuen ursprünglich als Schmuck dienten, wurde zuerst einer Stelle des Pausanias zufolge dem Ζεὺς Πανελλήνιος zugeschrieben; gegenwärtig ist jedoch die Ansicht, der auch Hr. G. beytritt, zu überwiegender Geltung gekommen, daß man vielmehr an den bey Herodot erwähnten Minerventempel zu denken habe. Dem Grund, der die Erscheinung der Athene als kampfordnende Göttin in der Mitte der Gruppe hervorhebt, ist keine entscheidende Kraft zuzutrauen, da wir zu wenig Analogieen besitzen, um sofort zu behaupten, daß die Gottheit, deren Verehrung der Tempel geweiht ist, nothwendig zugleich die Hauptfigur eines im Giebel dargestellten Gegenstandes abgeben müsse und daß dessen sonstige nahe Beziehung zu derselben, wie es bey den Kampfesscenen äakidischer Helden in Bezug auf Zeus unzweifelhaft der Fall wäre, nicht genügte. Allein von desto größerem Gewichte scheinen die topographischen Gründe, welche sorgfältige Nachforschungen an die Hand gaben, in Folge deren jene frühere Annahme sich als unvereinbar mit ausdrücklichen Bestimmungen des Pausanias über den erwähnten Zeustempel erweist. Schwierigkeiten, die sich auch für jenen Tempel der Athene ergeben, versucht Hr. G. durch nicht unwahrscheinliche Vermuthungen zu beseitigen. Ueberhaupt sind die Hindeutungen auf historische Ereig-

nisse und die damaligen politischen Verhältnisse Griechenlands und der Insel Aegina angemessen und wohlgelungen. Auch in dieser Beziehung stehen die Gedichte des Pindars dem Bildner der äginetischen Gruppen zur Seite und bieten mit diesen mannigfache Berührungspunkte. Zeitalter und Namen des Künstlers genau bestimmen zu wollen, dürfte übrigens ein größeres Unterfangen seyn, als besonnene Schätzung vorhandener Daten verstattet. Die Schlüsse, zu welchen der Styl dieser Bildwerke berechtigt, erstrecken sich schwerlich weiter als daß sie jener Periode der Kunstentwickelung angehören, in welcher die äginetische Schule noch selbständig und unvermischt neben den Schulen Athens und anderer kunstübender Gegenden Griechenlands hergeht, während die technische Vortrefflichkeit neben manchen durch Satzung und Gebrauch auferlegten Beschränkungen sie nicht zu weit vor Phidias zurückzuversetzen erlaubt. So erscheint es als wohlbegründet, wie sich Hr. S. über den kunstgeschichtlichen Werth der äginetischen Statuengruppen äußert (S. 11): „Seit uns ein Musterbild solchen Umfangs in ihnen gegeben ist, sind alle sonstigen Ueberreste gleichen Styls theils geringfügiger, theils aber auch verständlicher für uns geworden;“ — in welcher Beziehung besonders an Schellings gründliche und zuerst tiefer eindringende Bemerkungen zu erinnern ist.

Die zweyte Gruppe, die uns Hr. S. vorführt, wird durch die von Lord Elgin nebst andern Kunstwerken der Akropolis von Athen entführten und jetzt dem brittischen Museum einverleibten Giebelstatuen des Parthenon gebildet. Von der seiner Zeit berühmt und berüchtigt gewordenen Erwerbungsgeschichte theilt der Verf. so viel mit, als das Interesse des Publikums verlangt, ohne den Streit für und wider mehr als durch eine leise Andeutung aufzunehmen. Solches würde schon den Zweck dieser Vorträge verkümmert haben, dem der Verf. besser entspricht durch wohlberechnete geschichtliche und topographische Andeutungen über die auf Athens Akropolis vereinigten großartigen Tempelbauwerke, mit näherer Beschreibung des Parthenon und Bemerkungen über den vielseitigen Cultus der Pallas Athene. Diese bewunderungswürdigen Kunstschöpfungen gingen großentheils aus dem Geiste des Perikles hervor, dessen unternehmender Kraft die freyere Entwicklung und blühende Macht des attischen Gemeinwesens freudig huldigte. Auch führte ihm das Glück Talente zu, durch deren Thätigkeit sich seine Pläne in würdigster Weise zu verwirklichen vermochten. Ein solches war Phidias, vor Allen befähigt zur Leitung umfassender Kunstschöpfungen als ein Meister vielseitiger Kunstübung und Kunstverstandes, in dem nach dem einstimmigen Urtheile des Alterthums und der neueren Zeit die griechische Sculptur und Toreutik ihren Höhepunkt erreicht hat. Von den gefeyertsten Werken in Gold und Elfenbein, den allberühmten Tempelstatuen ist aus begreiflichen Gründen nichts der Zerstörung folgender barbarischer Jahrhunderte entronnen. Dagegen hat uns das Schicksal nicht unbeträchtliche Bildwerke in Marmor, wenn auch theilweise in verstümmelter Gestalt, aufbewahrt, die, wenn auch nicht von ihm selbst, so doch nach seiner Anordnung ausgeführt, uns noch jetzt ein anschauliches Zeugniß von dem Geiste seiner Kunstdarstellung zu geben geeignet sind. Die meiste Authenticität der Ausführung mißt man allgemein eben jenen Statuen bey, welche als fragmentarische Ueberreste der beyden Giebelgruppen des Parthenon sich erhalten haben; leider freylich in so lückenhaftem Zustande, daß wir die Composition der westlichen Gruppe, den Wettstreit der Athene und des Poseidon darstellend, nur aus einer vor der seitdem erfolgten venezianischen Zerstörung des Jahres 1682 verfertigten Zeichnung kennen, während von der Gruppe des östlichen Giebels, deren mittlerer Theil schon früher einem anderen Schicksale erlegen war, wenigstens die beyden äußeren Theile in ungefähr zehn mehr oder weniger erhaltenen Figuren bis auf unsere Zeit sich zu retten vermochten. Dennoch würde die Deutung, da gerade die Hauptfiguren der Handlung fehlen, vielleicht unmöglich geworden seyn, käme ihr nicht die Stelle des Pausanias zu Hülfe, in welcher dieser von den Kunstdenkmälern der Akropolis Nachricht giebt. Daraus (I. 24, 5) erfahren wir, daß die Darstellung sich auf die Geburt der Athene bezogen habe. Aus der Stellung der erhaltenen Figuren, denen zum größeren Theile die Köpfe fehlen, läßt sich schließen, daß sie ohne unmittelbaren Antheil an der dargestellten Handlung mehr vernehmende

als zuschauende Theilnehmer bilden. Dieser Umstand, verbunden mit dem natürlichen Verhältniß einer Giebelcomposition, macht Hrn. G.'s Vermuthung sehr wahrscheinlich, daß die verloren gegangene Mittelgruppe außer Zeus und Athene die übrigen olympischen Götter enthalten habe, während die vorhandenen Figuren anderen Göttersystemen angehörten, die durch eine vermittelnde Gestalt in entferntere Beziehung zu dem Vorgange gesetzt wären. Gemeinhin hat man die eng verbundene Gruppe zweyer sitzender Frauen auf der linken, mit den aufsteigenden Sonnenrossen sich abschließenden, Seite als Demeter und Kora, und die ähnliche Gruppe dreyer Frauengestalten auf der anderen, durch die abwärts sinkenden Rosse der Nacht begränzten, Seite als die drey Mören erklärt, und Hr. G. tritt dieser Deutung mit Recht ebenfalls bey. Denn können auch die einzelnen Figuren selbst diese Bezeichnung nicht gegen jeden Zweifel vertreten, so reicht doch der innere Zusammenhang hin, einer solchen Auffassung der ganzen Composition das Wort zu reden, so lange nicht eine durch innere und äußere Gründe besser empfohlene Erklärung aufgefunden oder wirklich widerstrebende Verhältnisse in den erhaltenen Theilen nachgewiesen sind. Uebrigens stimmen wir auch darin Hrn. G. vollkommen bey, daß er sich zuletzt dahin entscheidet, in der an die Mysteriengottheiten sich anlehnenden jugendlichen Mannesgestalt dem künstlerischen Typus zufolge lieber den vergöttlichten Herakles, der ja mit Dionysos und den eleusinischen Weihen ebenfalls in naher Beziehung steht, als den Iacchos selbst zu erkennen. Hinsichtlich der fehlenden Mittelgruppe hätten wir es vorgezogen, dem künstlerischen Genius nicht vorgreifend uns mit der einfachen Vermuthung des dargestellten Gegenstandes zu begnügen. Vasenbilder, die häufig nur zu sichtlich von der künstlerischen Conception eines Phidias abweichen, können über die Art der Darstellung nichts lehren, und auch die Worte des Pausanias: πάντα ἐς τὴν Ἀθηνᾶς ἔχει γένεσιν bieten selbst in der strengsten Auffassung keinen stringenten Beweis, daß der wirkliche Geburtsact dargestellt gewesen, wenn auch andere von Hrn. G. erwähnte Gründe dafür zu sprechen scheinen. Den übrigen Figuren, wie sie in der beygefügten Abbildung nicht einmal in genauer Uebereinstimmung mit dem Texte von Hrn. G. angeordnet werden, legen wir auch darum keine weitere Absicht und Bedeutung bey, als daß sie die durch den Raum bedingte Möglichkeit der erwähnten Hypothese darthun sollen. Die beyden erwähnten vermittelnden Gestalten, welche ebenfalls ziemlich vollständig erhalten sind, werden einerseits die den eleusinischen Göttern zueilende als die verkündende Botin Iris, anderseits die von den unterweltlichen Schicksalsgöttinnen herkommende und der eben geborenen Athena sich zuwendende als die jenen stammverwandte und dieser als künftige Begleiterin angehörige Nike gefaßt. Darf man dieser Deutung, ebenfalls um des inneren Zusammenhangs willen, den nöthigen Grad von Wahrscheinlichkeit beymessen, so mag der Forscher des Alterthums in der Enthüllung einer so großartigen Kunstidee, welche die Götter des Olympos bey der Geburt der weisheitsvollen, siegesgewissen Göttin in diese Doppelbeziehung setzt, hier zu den nächtlich waltenden Schicksalsmächten, von denen der Sieg ausgeht, dort zu den heilbringenden, dem aufgehenden Lichte zugewendeten Mysteriengottheiten die lebhafteste Befriedigung empfinden, ebenso wie der künstlerische Sinn bey der Würdigung der obgleich fragmentarischen Ueberreste gerne einstimmen wird in des Verfassers Worte: „— — welcher Name ihnen auch bleiben mochte, er galt den edelsten Gebilden der alten Kunst, und hätte der Mangel ihrer Benennung den Eindruck so göttlicher Menschengestalten geschmälert, das glühende Leben der dazu gehörigen Pferdeköpfe hätte auch für sich allein es vermocht, die staunende Anerkennung jener beseelten Marmore zu begründen.“

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof= und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof= und Staats=Bibliothek im Jahre 1844.
Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

M. Letronne, Lettres sur l'emploi de la peinture historique murale dans la décoration des temples et des autres édifices publics ou particuliers chez les Grecs et les Romains. Par. 1840.

J. Pietraszewski, Numi Mohammedani. Fasc. I. Berol. 1848.

F. C. Schlosser, Weltgeschichte für das deutsche Volk. Bearb. von Kriegk. Bd. I. 1. Frankf. 1844.

P. C. F. Daunou, Cours d'études historiques. T. 1—7. Par. 1842—44.

B. G. Niebuhr, Römische Geschichte. Bd. 4. Lief. 1. A. u. d. T.: Römische Geschichte von dem ersten punischen Kriege bis zum Tode Constantin's nebst einer Einleitung über die Quellen und das Studium der römischen Geschichte von B. G. Niebuhr, herausg. von Dr. L. Schmitz, aus dem Englischen von Dr. G. Zeiß, Jena 1844.

Ed. Corsinus, Series praefectorum urbis ab urbe condita ad annum usque 1353. Pisis 1763.

Dr. F. A. Brandstäter, Die Geschichten des ätolischen Landes, Volkes und Bundes. Berl. 1844.

K. O. Müller, Geschichten hellenischer Stämme und Städte. 2. nach den Papieren des Verfassers berichtigte und vermehrte Ausgabe von F. W. Schneidewein. Bd. 1—3. Breslau 1844.

M. de Ring, Etablissements celtiques dans la Sud-Ouest-Allemagne. Fribourg 1842.

Jul. del Castillo, Historia de los reyes godos que vinieron de la Scythia de Europa centra el imperio Romano y a España: con sucession dellos, hasta los catolicos reyes Don Fernando y Donna Isabel. Madrid 1624. fol.

Dr. C. C. H. Burmeister, Beyträge zur Geschichte Europas im 16. Jahrhundert aus den Archiven der Hansestädte. Rostock 1843.

Oesterreich und Rußland. Leipz. 1844.

Visconde de Santarem, Quadro elementar das relações politicas e diplomaticas de Portugal com as diversas potencias do mundo. T. IV. p. 1. Paris. 1843.

Manoel de Menezes, Chronica do muito alto e muito esclarecido principe D. Sebastiao decimosexto rey de Portugal. Lisboa 1730. fol.

Joan Bapt. Moreli, Reduccion y restituycion del reyno de Portugal a la serenis. casa de Braganza en la real persona de D. Juan IV. Turin 1648.

D. Fr. Mannel, Ecco polytico. Lisboa 1645.

Damião de Goes, Chronica do sereniss. Senhor rei D. Manuel. Lisboa 1749.

Historia dos descobrimentos e conquistas dos Portuguezes, no novo mundo. T. 1—4. Lisboa 1786.

Cronicas del rey D. Joam de gloriosa memoria o I. deste nome e dos reys de Portugal. Lisboa 1643.

Ant. Carvalho de Parada, Justificaçam dos Portugueses. Lisboa 1643.

D. J. Barbosa, Catalogo chronologico, hist. geneal. e crit. das Reinhos de Portugal e seus filhos. Lisboa 1727.

L. Mar. de Azevedo, Fundação, antiguidades e grandezas da muy insigne cidade de Lisboa. Lisboa 1753.

Ant. Sousa de Macedo, Flores de España, excelencias de Portugal. Coimbea 1737.

D. Luis Menezes, Historia de Portugal restaurado. T. 1. 2. Lisb. 1698.

J. Pereira Bayão, Portugal ciudadoso e lastimado coma vita e perda do Senhor rey Dom Sebastião. Lisboa 1737.

Jos. Vargas y Ponce, Importancia de la historia de la marina española, precision de que se confie a un marino, y plan y miras con que orden superior la emprende. Madrid 1807.

Bernabe Moreno de Vargas, Historia de la ciudad de Merida. Madr. 1633.

Lorenzo de Tavora, Historia de varaens illustres do appellido Tavora. Par. 1648.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Drey Vorlesungen über Gyps-Abgüsse.

(Fortsetzung.)

Noch zu erwähnen ist das merkwürdige Schicksal, das die beyden Giebel und Giebelgruppen vom Anfang ihres Bekanntwerdens in der neuern Zeit verfolgt hat, nämlich beständigen Verwechslungen zu unterliegen. (Vgl. Hirt in Wolf's Analekten I. 2.) Auch Hrn. G.'s Darstellung scheint sich nicht von jedem Irrthume frey gehalten zu haben, indem er, wir wissen nicht aus welchem Grunde, die westliche Seite, auf welcher der Wettstreit seinen Platz hatte, als die Vorder- oder Eingangsseite bezeichnet, während Pausanias in d. a. St. ausdrücklich diese Gruppe der hintern Seite zuweist, und in den vordern Fronton über dem Eingange (ἐς τὸν ναὸν ἐσιοῦσιν) die Geburt der Athene versetzt.

War bey den beyden vorher beschriebenen Statuengruppen durch den Ort der Auffindung zugleich der ursprüngliche Standort und bey der einen unzweifelhaft, bey der andern wenigstens bis zu einem hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zugleich die Art der Aufstellung gegeben, wogegen die Deutung, sey es der ganzen Handlung oder einzelner Figuren, beträchtlichen Schwierigkeiten und Zweifeln unterlag: so verhält sich dieß ganz anders und gerade entgegengesetzt bey der viel besprochenen Niobidengruppe, welcher Hrn. G.'s dritte Vorlesung gewidmet ist. Schon die sichere Benennung und die bestimmte Abgeschlossenheit der Sage, wie wir sie aus dichterischer Behandlung kennen, ferner aber die allgemein verständlichen Motive einer tragischen Wirkung, die derselben zu Grunde liegen, lassen vermuthen, daß auch die plastische Darstellung weder für die Auffassung des Ganzen noch des Einzelnen erhebliche Schwierigkeiten bieten wird. Kurz, die Kunstkritik hat hier mehr zu thun als die Kunstexegese. Die erste Frage ist: woher? da die Möglichkeit ihrer Beantwortung vielleicht eine Vermuthung über den ebenfalls unbekannten Urheber verstattet. Die nächste Antwort, daß sie nämlich aus einer Villa in der Umgegend Roms in den Besitz der Familie Medici und von da in die toscanische Antikensammlung übergegangen, giebt uns, wie gesagt, natürlich keinen genügenden Aufschluß hierüber. Nicht viel mehr besagt uns zunächst die Nachricht des Plinius von einer Niobe mit ihren Kindern im Tempel des sosischen Apollo, über deren Urheber man in Zweifel sey, ob Skopas oder Praxiteles. Denn wenn wir auch über diesen sonst unbekannten Tempel des Apollo Sosianus ebenfalls aus Plinius erfahren, daß das Tempelbild aus Cedernholz von C. Sosius, der unter Antonius Befehlshaber in Syrien und Cilicien gewesen, nach Rom gebracht worden; und tragen wir ferner auch kein Bedenken anzunehmen, daß die erwähnte Gruppe denselben Weg gemacht habe: so bleibt doch die Hauptfrage über die Identität der florentinischen mit dieser ganz unberührt und unerledigt. Ein entscheidender Beweis ist zur Zeit noch nicht geführt worden und steht auch schwerlich zu erwarten; vielmehr sprechen die nächsten aus der Beschaffenheit der florentinischen Statuen, deren verschiedene Arbeit frühzeitig bemerkt worden, hergenommenen Gründe eher dagegen als dafür. Dennoch soll jener Nachricht ihr Werth verbleiben, da sie einer auf anderen Thatsachen beruhenden Vermuthung günstig entgegen kommt. Die

zahlreichen Wiederholungen nämlich einzelner Theile, denen sämmtlich derselbe Typus aufgeprägt ist, führen zu der Annahme, daß im Alterthum eine hochberühmte Gruppe dieses Gegenstandes existirt habe, als deren Urheber wir auf die Autorität des Plinius Skopas oder Praxiteles betrachten dürfen. Glauben wir nun in der florentinischen Gruppe nicht das Original selbst zu besitzen, da höchstens einzelne Statuen durch vorzügliche Ausführung auf eine solche Ehre Anspruch machen könnten, obwohl auch diese zum Theil durch andere Exemplare oder Köpfe, die sich erhalten haben, übertroffen werden: so sind wir doch berechtigt, eine Nachbildung jener berühmten Gruppe darin zu erkennen, die geeignet ist, uns einen Begriff von der Vortrefflichkeit des Originals zu geben. Will man noch weiter gehen und die im Alterthum unentschieden gebliebene Frage: ob Skopas oder Praxiteles der Urheber gewesen, zur Entscheidung zu bringen versuchen: so mag, da bey einer solchen Indifferenz der äußeren Zeugnisse, die durch einige griechische Epigramme wenig gestört wird, auch dem geringsten Momente ein subjectives Gewicht nicht abzusprechen ist, der schon von Winkelmann aus inneren Gründen des Styls begünstigten Annahme, daß die größere Wahrscheinlichkeit für Skopas spreche, die von neueren Archäologen sinnreich aufgespürte und auch von Hrn. G. geltend gemachte Conjunctur zu Hülfe kommen. Jedenfalls also besitzen wir, wenn auch nicht durchgängig in der Ausführung, so doch in der Conception des Ganzen und dem Typus der einzelnen Gestalten ein Werk ersten Ranges, über dessen vermuthbaren Urheber wir den Verf. selbst sich aussprechen lassen, der den Kunstcharakter des Skopas in folgender Weise schildert: „Wie sein überschwänglicher Künstlergeist selbst die sinnliche Fülle neptunischer Schifffahrt und bacchantischer Lust (Verwandlung der Seeräuber in Delphine) mit dem Adel der Kunst beseelte, so ward auch beym Unglück der Niobe und ihrer Kinder das hohe Meer wogender Leidenschaft, das Amphions Haus überfluthet hatte, im Marmor des Skopas zum klaren See, in welchem die Hoheit der göttlichen Mutter, die Jugendfülle der Töchter und die von Sophokles besungene Heldenschönheit der Söhne sich spiegelten.“

Eine in neuerer Zeit vielfach hin und her bewegte und bis zum Umfang einer Literatur angeschwellte Frage ist die nach der ursprünglichen Art der Aufstellung und Gruppirung, womit jene andere auf's genaueste zusammenhängt, welche von den vorhandenen Statuen wirklich zusammengehören, welche dagegen als nicht hieher gehörig auszuschließen oder als zur Vollständigkeit erforderlich weiter hinzuzudenken seyen. Welcker und Cockerell, wie es scheint unabhängig von einander, wurden zuerst durch die neu entdeckten Giebelcompositionen von Aegina und Athen auf die Vermuthung geleitet, daß auch die Gruppe der Niobe mit ihren Kindern in ähnlicher Weise ihre Stelle in dem Giebel eines griechischen und dann des besagten römischen Apollotempels gehabt haben möge. Die Worte des Plinius: in templo Apollinis Sosiani, sind nach der von Welcker angeführten Parallelstelle sprachlich nicht dagegen, um so mehr, als der Ort der Aufstellung nicht die Hauptsache ist, die Plinius in der besagten Stelle berichten will. Dafür spricht ferner die verschiedene Höhe der Figuren, unter denen die durch Hoheit überragende Gestalt der Niobe selbst sich entschieden als Mittelpunkt einer Gruppe ankündigt. Allein betrachtet man die bisher gemachten Versuche einer giebelförmigen Anordnung, von der auch Hr. G. auf Tafel III uns eine Zeichnung vorführt, so bekennen wir uns durch dieselben nicht hinlänglich befriedigt. Zum Theil mag wohl die zweifelhafte Zugehörigkeit einzelner Figuren so wie die höchst wahrscheinliche Unvollständigkeit des Ganzen daran Schuld seyn. Allein eben dieser Umstand nöthigt uns zu dem Bekenntniß, daß die vorliegenden Daten nicht hinreichen, ein entscheidendes Urtheil zu begründen, und wenn sich auch die Phantasie ungern mit einer solchen ἐποχή verträgt, so wird sie doch durch das wissenschaftliche Wahrheitsgefühl nur zu oft gefordert.

Freylich lassen sich auch negative Gründe für jene Hypothese geltend machen. Denn da Plinius die Gruppe ausdrücklich als einem Tempel angehörig bezeichnet, so bliebe, wenn man nicht an den Giebel denken will, ein anderer schicklicher Raum zu ermitteln. Der innere Tempelraum oder eigentliche ναός kann nicht wohl dafür angenommen werden; dem widerstreitet nicht bloß die geringere Räumlich-

keit in griechischen Tempelgebäuden, sondern wie wir glauben hauptsächlich die Bedeutung und Bestimmung desselben, der gemäß in ihm unmöglich eine in Umfang und Wirkung so grandiose Gruppe eine Stelle finden konnte. Umgekehrt ergab sich der Erwägung kein anderer Raum, der nicht die volle, vom Künstler berechnete Wirkung geschmälert und beeinträchtigt hätte. Indessen wer möchte im Voraus läugnen, daß die noch mögliche Entdeckung neuer Thatsachen auch in dieser Beziehung zu unerwarteten Aufschlüssen führen könnte, die mehr als die bisherigen Hypothesen befriedigten?

Was die Anordnung der Theile betrifft, so leiten Stellung und Motive einzelner Gestalten sichtlich darauf hin, daß der Alles befassenden Hauptgruppirung kleinere Theilgruppen untergeordnet waren. Vor Allem die Mutter mit dem jüngsten Mädchen, dann der Pädagog mit dem jüngsten Knaben. Ist nun Hr. G. auch nicht allzugeneigt, die aus einer vatikanischen Gruppe entnommene Zusammenstellung eines Sohnes mit einer niedergesunkenen und auf diesen gestützten Tochter für authentisch zu halten, so muß man sich doch wundern, daß Er nicht minder als Welcker unterlassen hat, die durch die Stellung der sogenannten ältesten Tochter nothwendig motivirte Gruppirung derselben mit dem auf das eine Knie gestemmten Sohne aufzunehmen, um so mehr als diese bestätigt wird durch einen geschnittenen Stein, der dieselbe Vorstellung wiedergiebt, auf welche Art gegenseitiger Erläuterung Hr. G. sonst großes Gewicht legt. Offenbar geschieht dieß der supponirten Giebelform zu Liebe, die übrigens durch die Vereinzelung des dann jedenfalls an unrechter Stelle placirten Jünglings wenig gewinnt. Die Ringergruppe so wie das Pferd weist der Verf. nach dem Vorgange Anderer mit vollem Rechte als die Einheit des Ganzen störend aus der Gruppe. Dagegen nehmen sich sowohl Welcker als Hr. G. trotz der von ersterem aufgeführten Gegengründe, die mit vieler Gelehrsamkeit beseitigt werden, der von Anderen verworfenen sogen. Psyche an, und zwar auf den Grund der inneren Uebereinstimmung mit der dargestellten Handlung. Allein gerade diese ist es, welche wir vermissen. Denn wenn Stellung und Gebärde sich sehr leicht auch bey dem ersten Anblicke auf den Ausdruck des Schreckens zurückführen lassen, so ist doch, wenn man nach der freylich ungenügenden Abbildung bey Hrn. G. urtheilen darf, von dem maaßvollen Adel, welcher bey aller Lebhaftigkeit des Ausdrucks den eigenthümlichen Charakter dieses Kunstwerks bezeichnet, nichts wahrzunehmen, vielmehr eher eine gewisse leichtfertige Oberflächlichkeit, welche Ton und Haltung des Ganzen störend unterbrechen würde. Hinsichtlich des berühmten Torso's der Münchner Glyptothek, den man nach Ovidius Ilioneus genannt hat, stimmen wir dem Urtheile Hrn. G.'s und noch mehr Hrn. Welckers vollkommen bey, die ihn gerade auf den Grund seiner Unvergleichlichkeit ausgeschlossen wissen wollen. Die Ergänzung zu einem Niobiden, die übrigens Thorwaldsen aus künstlerischer Bewunderung abgelehnt hat, würde jedenfalls eine Beschränkung diesem herrlichen Gewächse auferlegen, das uns ein günstiges Geschick erhalten zu haben scheint, um in seiner unendlich reichen Bedürftigkeit, die ihm zur Freyheit wird, die selbstgenugsame Fülle des schöpferischen Genius der Schönheit, der diesen Leib durchathmet, zu enthüllen. — Die Berliner Niobide, die Hr. G. statt der über das Knie des Bruders dahingesunkenen Tochter unserer Gruppe vindicirt, bedauern wir, nicht in der beygegebenen Abbildung zu finden, da unsere Erinnerung nicht ausreicht, mehr als eine bedingte Zustimmung zu begründen. In Bezug auf die Zahl der Kinder möchten wir ebenfalls an der Siebenzahl der Söhne und Töchter festhalten als mit der beglaubigten Ueberlieferung der ausgebildeten Sage übereinstimmend, und wenn auch hier durch die Zusammengruppirung der jüngsten Tochter mit der Mutter für den Parallelismus der Seiten eine Schwierigkeit entsteht, die die Unsicherheit der vorhandenen und fehlenden Statuen uns vielleicht nicht zu lösen erlaubt, so ist sie doch im Allgemeinen der künstlerischen Anordnung keineswegs ungünstig.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Buonav. Serra y Ferragut, Glorias de Mallorca. T. I. (unico) Mallorca 1755.

Balt. Porreño, Dichos y hechos del Señor Rey Don Felipe Segundo. Sevilla 1639.

Molina, Descripcion del reyno de Galicia y de las cosas notables del. Madr. 1675. 4.

Juan Ant. Mayans y Siscar, Ilici hoi la villa de Elche. Valencia 1771.

Pedro de Junco, Fundacion nombres y armas de la ciudad de Astorga. Pamplona 1639. 4.

Marq. de Mondejar, Advertencias a la historia del P. Juan de Mariana, su autor D. Gaspar Ibañez de Segovia peralta i Mendoza. Valencia 1746.

Marco de Guadalajara, Prodicion y Destierro de los Moriscos de Castilla, hasta el Valle de Alarache. Pamplona 1614.

Marco de Guadalajara y Xavierr, Memorable expulsion y justissimo destierro de los Moriscos de España. Pamplona 1613.

Jos Conchillos, Propugnaculo historico y juridico. Zaragoça 1666.

Alonso Nuñez de Castro, Historia eclesiastica y seglar de la ciudad de Guadalaxara. Madr. 1653.

Juan Aug. de Mora, Huelva ilustrada. Breve historia de la villa de Huelva. Sevilla 1762.

Gomez, Centon epistolario escrito al rey D. Juan II. Burgos 1409.

F. Moise, Due Cronache Catalane intorno a fatti importantissimi sulla storia d'Ialia del secolo XIII. e XIV. una di Raimondo Muntaner l'altra di Bernar do d'Esclot. Vol. II. Florenz 1844.

F. Moisè, Storia dei Dominii stranieri in Italia dalla caduta dell' impero Romano in occidente fino ai nostri giorni. Vol. VI. Distrib. 49—61. Ende des Werkes. Firenze 1844.

Raff. Rencioni, Delle istorie Pisane libri XVI. Pars I. Firenze 1844.

Annali Veneti dal 1457 ad 1500 del Senatore Domenico Malipiero, ordinati e abbreviati da Fr. Longo. Firenze 1844.

M. A. Mazzarosa, Guida di Lucca e dei luoghi più importanti del ducato. Lucca 1843.

Fl. dal Borgo, Raccolta di scelti diplomi Pisani. Pisa 1765. 4.

Traités publics de la royale maison de Savoie avec les puissances étrangères depuis la paix de Chateau-Cambresis jusqu'à nos jours. Vol. VI. Turin 1844.

Juan Fel. Fr. Rivarola, Descripcion historica cet. de republica de Genova. Madr. 1729.

N. B. Potin de la Mairie, Recherches historiques sur la ville de Gournay. Vol. 1. 2. Gournay 1842.

Ogée, Dictionnaire historique et géographique de la province de Bretagne. Vol. 1. 2. Ronnes 1844.

B. Gonod, Mémoires inédits de Fléchier, sur les grands jours, tenus à Clermont-Ferrand en 1665—1666. Par. 1844.

Fr. Köllner, Geschichte des vormaligen Nassau-Saarbrück'schen Landes und seiner Regenten. Bd. 1. Saarbrücken 1842.

C. de Cherrier, Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe et des causes et de ses effets. Vol. II. Par. 1844.

Dr. H. Sudendorf, Die Welfen-Urkunden des Tower zu London und des Exchequer zu Westminster. Hannover 1844.

G. Hempel, Geographisch-statistisch-historisches Handbuch des Meklenburger Landes. Bd. 2. u. letzter. Parchim 1843.

F. H. Schönhuth, Die Ritterburgen des Höhgau's aus urkundlichen Quellen dargestellt. Freiburg 1836.

H. Fr. Heikens, Helgoland und die Helgolander. Oldenb. 1844.

C. P. Bock, Das Rathhaus zu Aachen. Aachen 1843.

Chr. A. Pescheck, Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Bd. 2. Hauptgeschichte seit 1621 und Nachgeschichte. Dresden 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Padmuthiun Acheksandri Maketonazwui. J. Wenedig i dparani serbuin Chazaru. Hami 1842 (Geschichte Alexanders des Macedoniers. Venedig, in der Druckerey des heiligen Lazarus. Im Jahre 1842).

Das Urtheil der Geschichte ist sicherlich über einzelne minder bedeutende Ereignisse und Persönlichkeiten schwankend und nicht selten ungerecht; aber im Großen und Ganzen genommen ist die Weltgeschichte, wie der Dichter verkündet, das Weltgericht. Wegen seines hohen, die ganze Menschheit umfassenden Strebens überstrahlt der Ruhm des großen Alexander den aller Weisen und Fürsten, aller Helden und Staatsmänner des Morgen- und Abendlandes; der größte Theil der Kulturvölker der Erde weiß von ihm zu erzählen, und zwar nur Gutes und Herrliches; deßhalb suchen sie in mythischen Erzählungen diesen göttlichen Jüngling mit ihrer Heimath, mit einer ihrer angestammten Herrscherfamilien durch Geburt und Schicksale in Verbindung zu bringen. Dem Perser ist er ein Sohn des Dara und dem Aegypter ein Sprosse des letzten der Pharaonen. Die Geschichte Alexanders wurde in solcher Weise von den verschiedensten Völkern zu einem umfassenden Sagenkreise ausgebildet, an welchem sich seit zwey Jahrtausenden die feinsten Geister des Ostens und des Westens versuchten. Je nachdem sie diesen oder jenen Endzweck, diese oder jene Idee dabey verfolgten, ward dieser geschichtliche Roman mannigfach ausgeschmückt und ausgestattet.

Manche dieser Sagen stammen bereits aus den Zeiten Alexanders, sind von ihm selbst hervorgerufen oder wenigstens begünstigt worden. Deßhalb sind sie auch, wie Droysen richtig bemerkt, vom höheren geschichtlichen Standpunkte aus selbst nicht ohne thatsächlichen Gehalt; sie geben uns ein Bild von der gerechten Bewunderung für den königlichen Jüngling; sie zeigen, daß der Held es liebte, um seine Person einen geheimnißvollen Schein zu verbreiten, welcher den Glauben der Völker an ihn fesseln, seiner Sendung Gewißheit und Reiz verleihen sollte. Der göttliche Sohn des in Schlangengestalt [1]) seine Mutter besuchenden Ammon-Zeus konnte Vieles gebieten und Vieles vollbringen, was dem menschlichen Sohne des Philippus niemals verziehen worden, niemals möglich gewesen wäre.

Ueber die Schuld des Olynthiers Kallisthenes, eines Schülers und Verwandten des Aristoteles an der Verschwörung gegen das Leben Alexanders und die Art und Weise seines Todes findet man die widersprechendsten Nachrichten in den Werken der Alten. Je nachdem sich nun die neueren Schriftsteller bald an diesen bald an jenen Gewährsmann

---

1) Es ist ein Irrthum von Sainte-Croix (in seinem Examen critique des Historiens d'Alexandre le-Grand 162) und von Droysen (in der sonst vortrefflichen Geschichte Alexanders des Großen. Berlin 1833. S. 213), daß sie das δράκων mit Drache übersetzen. Dies griechische Wort hat nichts mit unserm Drachen gemein; δράκων, draco bedeutet eine Schlange, unter welchem Sinnbild auch Jupiter-Ammon in den Hieroglyphen dargestellt wird.

halten, wird der Sophist, wie der König selbst ihn nennt, bald als das unschuldigste Opfer der schrankenlosen Herrschsucht geschildert, bald als ein heimtückischer gemeiner Verräther, welcher bloß deßhalb seinen Fürsten morden wollte, weil er sich von ihm vernachlässigt glaubte. Kallisthenes ward bekanntlich von Aristoteles eigens nach Asien gesandt, um als Augenzeuge die Großthaten der Macedonier der Nachwelt zu überliefern; sein Mangel an reiner geschichtlicher Auffassung, die Neigung zu wundervollen Begebenheiten und die rednerische unhistorische Schreibweise des Mannes werden aber beynahe allgemein getadelt. Dieser Ruf des Sagenhaften seiner Geschichtsbücher mag auch die späteren griechischen und byzantinischen Schriftsteller, welche die Geschichte Alexanders romanhaft ausspannen, vermocht haben, ihre fabelhaften Werke unter dem Namen des bekannten Kallisthenes herauszugeben. Unter solchen Umständen war es leicht, über das Alter und den Verfasser des griechischen Textes des sogenannten falschen Kallisthenes, dieses *Βίος Ἀλεξάνδρου τοῦ Μακέδονος*, wie gemeinhin der Titel lautet, die verschiedensten Meinungen aufzustellen. Cardinal Mai, welcher eine lateinische Bearbeitung — sie ist zu frey um eine Uebersetzung zu heißen — des Werkes, unter dem Namen Julii Valerii de rebus gestis Alexandri, libri tres herausgegeben hat, glaubt, dieses Leben Alexanders müsse wenigstens aus dem vierten Jahrhundert stammen; denn der Verfasser spricht von dem Tempel des Serapis, als von einem noch vorhandenen Monument, so wie von dem Grabmal Alexanders; er erwähnt die jährliche Feyer am Sterbetage des Königs, während doch der heilige Johannes Chrysostomus uns berichtet, das Andenken an das Grabmal und an die Todtenfeyer des Helden sey dem Gedächtniß seiner Zeitgenossen entschwunden. Der große Hellenist, Herr Letronne ist ganz anderer Meinung; er behauptet (Journal des Savans. Oct. 1818, 619) das griechische Original, wie es in wenigstens zwölf Handschriften in den verschiedenen Bibliotheken Europas vorkommt, könne höchstens aus dem siebenten Jahrhundert stammen. Hiemit solle, fügt dieser Gelehrte hinzu, aber das bey weitem höhere Alter der einzelnen Sagen und Nachrichten, welche in diesem Leben Alexanders vorkommen, nicht bestritten werden. So möge z. B. die Mythe, welche Nektanebos (der, wie wir wissen, erst sieben Jahre nach der Geburt Alexanders, 350 v. u. Z. nach Aethiopien flüchtete), zum Vater des Alexander macht, bereits aus den Zeiten der Ptolemäer stammen; ja aus dieser ganzen Erzählung des falschen Kallisthenes leuchte der politische Zweck, der griechischen Herrschaft über Aegypten einen legitimen Ursprung zu verleihen, deutlich genug hervor. Sainte-Croix geht noch weiter; er will selbst den Urheber der Nektanebos Sage ermittelt haben. Sie rühre nämlich (Examen critique des Historiens d'Alexandre le Grand 168) von Julius Africanus her, aus dem dritten Jahrhundert, was unter Andern auch aus Moses von Chorene erhelle; denn Moses erkläre, bey den historischen Zeiten folge er diesem Chronisten. Dieß ist ein Irrthum des gelehrten Franzosen. Moses von Chorene sagt zwar (Seite 184 des armenischen Textes. Venedig 1827), ohne des Julius Africanus mit einer Sylbe zu erwähnen: „Einige machen Nektanebos zum Vater Alexanders"; der armenische Geschichtschreiber ist aber, wie aus einer andern Stelle zu ersehen ist, (S. 152) einsichtsvoll genug, nicht daran zu glauben. Ihm ist Alexander der Sohn des Philippus und der Olympias. Ich bemerke, daß Herr Berger de Xivrey, welcher eine Abhandlung über die Handschriften dieses Lebens Alexanders, in griechischer, lateinischer und altfranzösischer Sprache geschrieben, veröffentlichte und eine Anzahl Auszüge daraus mittheilte (Notices et Extraits des Manuscrits. Paris. 1838. XIII 2, 162), sich mit der bloßen Anführung der widersprechenden Ansichten über das Zeitalter des falschen Kallisthenes begnügt, ohne es zu wagen, ein selbstständiges Urtheil zu fällen.

Die vollständige Uebersetzung dieses Werkes in armenischer Sprache widerlegt die Meinung von dem spätern Ursprunge des sogenannten falschen Kallisthenes, welche mir auch ohnedieß vom höhern kritischen Standpunkte aus unhaltbar dünkt, vollkommen. Es scheint mir nämlich unmöglich, daß ein Christ des siebenten oder achten Jahrhunderts ein Werk hätte schreiben können, in welchem auch nicht die leiseste Spur von seinem Glauben, von seinem dem alten Griechenwesen und der ägyptischen Religion widersprechenden Ansichten der Zeit zu fin-

den wäre. Der Titel der armenischen Uebersetzung ist eine genaue Uebersetzung des griechischen und auch das ganze Werk ist sicherlich eine wörtliche Uebertragung einer Recension des griechischen Textes — es giebt deren, wie schon aus den Proben erhellt, die Hr. Zivrey mittheilt, mehrere — des sogenannten falschen Kallisthenes. Aber aus welchem Jahrhundert stammt diese armenische Version? Das Urtheil hierüber gebührt den Mechitaristen auf St. Lazaro bey Venedig; sie sind unstreitig die gelehrtesten Kenner ihrer Sprache und der Literatur ihres Volkes.

In der armenisch geschriebenen Einleitung zu dem vorliegenden Werke, das nur in sehr wenig Exemplaren abgedruckt wurde und deßhalb verhältnißmäßig sehr theuer ist[2]), handeln die Mechitaristen in verschiedenen Abschnitten von dem Originale, von seinen Uebersetzungen in andere Sprachen und der Glaubhaftigkeit der berichteten Thatsachen; sie erklären, wann und von wem das Werk in's Armenische übersetzt wurde, ob es im Laufe der Zeit Zusätze erhalten habe und aus welchen Jahrhunderten die Handschriften stammen mögen, die zur richtigen Herstellung des armenischen Textes gebraucht wurden. Man findet in den zahlreichen Werken der haikanischen Literatur, aus den früheren Jahrhunderten, keine Nachricht über dieses Leben Alexanders und seinen Uebersetzer, noch kann man mit einiger Sicherheit aus einzelnen Stellen der armenischen Schriftsteller nachweisen, daß dieß Werk von Geschichts- oder Sagenschreibern benützt worden wäre. Höchstens fände sich etwas dieser Art, wie die Herausgeber sagen, in der Geschichte des Thomas Ardsruni, der in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts blühte (Neumann, Geschichte der armenischen Literatur 124).

(Fortsetzung folgt.)

---

2) Der Band von 204 Seiten kostet 13 fl. 42 kr. Die Mechitaristen sagen in ihrem Kataloge, rarissimo, essendone tirate pochissime copie.

Drey Vorlesungen über Gyps-Abgüsse.

(Schluß.)

Allein noch ist eine Ansicht zu besprechen, die zur Vollständigkeit des Ganzen die beyden Gottheiten, Apollo und Diana, für nothwendig erachtet, als die Urheber des dargestellten Ereignisses, ohne deren sichtbare Gegenwart die Handlung unmotivirt und unverständlich erscheinen würde. Dieser Grund hat für sich betrachtet eine so plausible Seite, daß er in einer Kunsttheorie ganz wohl die Form einer Regel annehmen könnte. Und dennoch halten wir sie für nicht anwendbar auf unser Kunstwerk, ja sogar durch dasselbe für widerlegt. Man hat bemerkt, daß die Verständlichkeit sowohl durch die Allbekanntheit der Sage, die selbst im sechzehnten Jahrhundert keinen Zweifel ließ über die Erklärung des neu aufgefundenen und nicht einmal in seiner Integrität vorhandenen Kunstwerkes, als auch noch mehr durch die Anwendung an oder in einem Apollotempel hinlänglich gesichert gewesen sey. Allein so wichtig dieß auch an sich ist, so trifft es doch nicht den Hauptpunkt, der die künstlerische Verständlichkeit, die inneren, im Wesen der Kunst selbst liegenden Bedingungen im Auge hat. Darauf bezieht sich, was mit vollem Recht gegen jene Forderung in Uebereinstimmung mit Welcker u. a. von Hrn. G. geltend gemacht wird, daß neben der Hoheit dieser untergehenden Königsmutter die strafenden Gottheiten kaum in irgend einer sinnlichen Darstellung, selbst in der des vatikanischen Apollo und der verwandten Diana nicht, ihre überragende Götterwürde behaupten könnten, ohne ihre gegenseitige Wirkung zu beeinträchtigen und zu schwächen; wobey es kaum nothwendig ist, an die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer der Handlung entsprechenden Gruppirung zu erinnern. Kurz, die Gränzen des Darstellbaren selbst verboten eine solche äußere Vervollständigung der Handlung, in deren Wahrnehmung sich ebenso die Weisheit des griechischen Künstlers bethätigt als sich seine Kunstgewalt in der erreichten Wirkung erweist, die in der unterliegenden

Größe die überwältigende Hoheit und Majestät strafender Göttermacht auf die erschütterndste Weise zur Erscheinung bringt.

Fühlt man sich nach wiederholter Betrachtung und Vergleichung der drey uns von Hrn. G. vorgeführten und erläuterten Statuengruppen aufgefordert, sich den eigenthümlichen Werth und Charakter einer jeden so wie ihr gegenseitiges Verhältniß zum Bewußtseyn zu bringen: so treten uns in der äginetischen Doppelgruppe neben unverkennbarer Vortrefflichkeit und Tüchtigkeit in Behandlung der menschlichen Gestalt noch Spuren jener alterthümlichen Gebundenheit und Befangenheit vornehmlich in der Bildung der Minerva entgegen, durch deren Ueberwindung erst die vollendete Meisterschaft der phidiassischen Kunstepoche möglich wurde. Zweifel könnte entstehen, in welchem Sinne und mit welchem Rechte in eben dieser der Höhepunkt griechischer Kunst zu erkennen sey, da die bewundernde Anerkennung, die wir z. B. der Niobidengruppe und anderen Werken selbst der späteren Zeit nicht versagen können, sich schwerlich dazu verstehen wird, in diesen bereits ein Sinken der Kunst wahrzunehmen. Dennoch hat auch jenes Urtheil seine nur richtig zu verstehende Geltung und Wahrheit. Die ganze Kraft und Blüthe des hellenischen Geistes hat sich wohl nirgends in solcher Fülle und Schönheit geoffenbaret als in jenen panathenaischen Festzügen und Götterversammlungen des Phidias, aus denen uns der Geist homerischer Poesie entgegenweht. Aber wie Homer, den die Griechen κατ' ἐξοχήν den Dichter nennen, obwohl zu Zeiten unbefangener Naturergebung allein waltend in den Gemüthern der Menschen, dennoch nicht alle Bezüge erschöpft, sondern noch Raum giebt für die großartigen Schöpfungen der Tragödie, so mag es kommen, daß die erhabene Schönheit der Göttergebilde des Phidias, in dessen Genius die Kunst selbst die Geburt der Athena gefeyert hat, wenn wir uns auch in glücklichen Stunden ganz in sie zu versenken vermochten, zu anderer Zeit zurücktritt vor der vielseitigeren Enthüllung menschlicher Geschicke und ihrer tiefer in die menschliche Brust eingreifenden Wirkung. Um den unterscheidenden Charakter der Darstellungen des Phidias und seiner um ein halbes Jahrhundert später lebenden Kunstnachfolger zu erkennen und zu würdigen, bietet sich außer anderen Momenten die beste Gelegenheit in der Vergleichung des sogenannten Weber'schen Kopfes in Venedig, der nach wahrscheinlicher Vermuthung mit den Parthenonsgruppen in Verbindung gebracht wird, und des Kopfes der Niobe, vielleicht des erhabensten Musters aus der Zeit des Skopas und Praxiteles, dar. Gelang es auch dieser Epoche nicht mehr, die durch das hereinbrechende Schicksal der hellenischen Staaten und durch die mächtigen Bewegungen des geistigen Lebens gebrochene Götterwelt des Phidias zu beleben, so bezeichnet die von sterbenden Söhnen und Töchtern umgebene Niobe die Richtung, welche die Kunst ferner zu verfolgen hatte, um durch den in dem ganzen Kreise ihrer Entwickelung zum Vorschein gebrachten Reichthum ein unvergängliches Vorbild folgender Zeiten zu werden.

Die der vorliegenden Schrift beygegebenen Abbildungen dienen als Anhaltspunkte der Erklärung ohne den Anspruch der Zulänglichkeit für die künstlerische Würdigung der dargestellten Bildwerke. Von diesem Gesichtspunkte aus mögen denn auch die etwas störenden Ergänzungen der Parthenonsgruppe, welche außer der versuchten Herstellung des verloren gegangenen mittleren Theils auch die fehlenden Köpfe der erhaltenen Figuren betreffen, entschuldigt werden.

Uebrigens glauben wir, daß viele, die aus Herrn Gerhards Vorlesungen entweder die erste Anregung zur Betrachtung antiker Kunstwerke schöpften, oder, wie Ref., das Vergnügen neu belebter Erinnerung früher genossener Anschauung denselben verdankten, den Wunsch theilen werden, daß Hr. G. dieser wohlgelungenen Darstellung bald andere Proben folgen lassen möge, da sich auch Werke geringeren Umfangs eignen, ein allgemeineres Interesse zu erwecken, wofür die anmuthige Wirkung von Göthe's Aufsatz über Myrons Kuh den besten Beweis liefert.

Cron.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.



Padmuthiun Acheksandri Maketonazwui etc.

(Fortsetzung.)

Dessenungeachtet wagen es die Herren Mechitaristen, diese Uebersetzung bis in's fünfte Jahrh. hinauf zu rücken, sie den sogenannten heiligen Uebersetzern und namentlich dem bekannten Moses von Chorene zuzuschreiben. Sie berufen sich zur Unterstützung ihres Satzes sowohl auf einzelne Ausdrücke, wie auf die Schreibweise und die ganze Form des Werkes, welches in der That, wenn mir in Dingen, die sich auf den armenischen Styl beziehen, ein Urtheil gestattet ist, das Gepräge der armenischen Klassiker aus dem fünften und sechsten Jahrhundert an sich trägt. Bey dem Drucke wurden zwölf theils vollständige, theils unvollständige Handschriften benutzt, wovon die ältesten undatirt seyen, eine davon aber, wie aus der Schrift und an den äußerlichen Kennzeichen hervorgehe, bis in's zwölfte Jahrhundert hinauf reichen möge. Die mit Jahrzahlen versehenen Handschriften steigen nicht höher hinauf als bis in's sechzehnte und siebenzehnte Jahrhundert. Die jetzige Eintheilung des Werkes in 286 Abschnitte oder Paragraphen (Hartlieb's Uebersetzung, von der wir gleich sprechen werden, zerfällt nach der ältesten Handschrift in 363), scheint aber nach einer Note hinter einer der Handschriften zu urtheilen, von einem gewissen Doctor Chatschadur, der gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts lebte und nach einem in der Provinz Ararat gelegenen Kloster Getscharus, den Beynamen der Getscharhier oder Getscharhuier erhalten hat (Indschidnean Altarmenien 504. Neumann a. a. O. 201), herzurühren. Derselbe Chatschadur[3]) schrieb auch „Klagereden auf den Tod Alexanders," welche die Mechitaristen am Ende des falschen Kallisthenes (S. 189 — 198) mit abdrucken ließen. Eine Handschrift des falschen Kallisthenes ist wahrscheinlich auch die Nro. 181 der Bibliothek des armenischen Klosters zu Etschmiadsin (Catalogue de la Bibliothèque d'Etchmiadzin, publié par M. Brosset. St. Pétersbourg 1840. 85). Es heißt zwar in diesem Verzeichniß, dieses Leben Alexanders sey eine Uebersetzung des Curtius; da ich aber niemals von einer Uebersetzung des Curtius in's Armenische hörte, so vermuthe ich, daß diese Angabe auf einem Irrthume beruht. Die Handschriftensammlung dieses Klosters enthält mehrere wichtige historische Werke, wie z. B. die Geschichte Armeniens von Ciracos; die Geschichte des armenischen Königreiches in Cilicien von Sembad; die Kirchengeschichte von Michael dem Syrer u. s. w., welche sämmtlich verdienten, bekannt gemacht zu werden. Ich bemerke bey dieser Gelegenheit, daß Hr. Brosset meine Geschichte der armenischen Literatur wohl niemals genau angesehen hat, sonst könnte er nicht wähnen, sie sey eine bloße Bearbeitung des Abrisses, welchen Erzbischof Somal verfaßte.

Es ist meine Aufgabe nicht, eine Untersuchung über die Personen anzustellen, welche in den verschiedenen Handschriften der griechischen Texte und der latei-

3) Es ist dieß ein sehr gewöhnlicher armenischer Name, welcher vom Kreuze gegeben oder vom Kreuze verherrlicht bedeutet.



nischen Uebersetzungen oder Bearbeitungen, wovon viele Handschriften in den europäischen Bibliotheken zerstreut sind — auch unsere Hof- und Staatsbibliothek besitzt einige — als Verfasser genannt werden. Es mögen dieß auch wohl bloß die Namen der Abschreiber der Handschriften seyn. Noch viel weniger ist hier der Ort, über diese Uebersetzungen und Bearbeitungen der Alexandersage zu berichten. Es wäre dieß Stoff zu einem eigenen umfangreichen Werke; denn der falsche Kallisthenes ward in die meisten Sprachen Asiens und Europas übertragen. Er war, wie aus mehreren Anführungen ersichtlich, auch den Arabern und Persern bekannt; ja selbst das Iskander-nameh des Abu-Taher von Tartessus scheint, seinem wesentlichen Inhalte nach, eine bloße Bearbeitung des griechischen Romans (Journal asiatique III. S. B. 11, 163, 338, 342). Sogar die Böhmen des dreyzehnten Jahrhunderts hatten bereits in ihrer Sprache eine Darstellung der Alexandersage (Jos. Dobrowsky, Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur. Prag 1792. 88). Nur eine deutsche Uebersetzung soll hier etwas ausführlicher besprochen werden, weil sie ein vaterländisches und speziell bayerisches Interesse darbietet.

Der vielgeprüfte Herzog Albrecht III. von Bayern (1438 — 1460) war frommen und weichen Gemüthes, ein Freund der Musik und aller schönen Künste [4]). Der Herzog war überdies, was die Mit- und Nachwelt mit Recht noch höher schätzt, nach dem schönen Ausdruck einer alten Handschrift, ein gütiger barmherziger Herr, der bey seinen meisten Handlungen durch die Erfahrung und das Recht sich leiten ließ. (Westenrieders Beyträge zur vaterländischen Historie IV. 206, 208.) Daß er die Juden aus München jagte und sie ihres Besitzthumes beraubte, wird man wohl nicht als Beweis des Gegentheiles anführen wollen. Wer ahnete wohl im fünfzehnten Jahrhundert, daß auch die Söhne Israels Menschenrechte haben? Solch ein Fürst war natürlich auch ein Liebhaber der Geschichte. Deßhalb hat, so erzählt sein Leibarzt Hartlieb [5]), um uns seiner gemüthlichen Worte zu bedienen,

„der hochgeboren durchleuchtigster Fürst Herczog Albrecht, Herczog in Bayern, pfalczgrafe bei reym (sic) und grafe zu Voburg. auch sein allerdurchleuchtigste gemahel Fraw Anna von Braunschweigk geborn nit unbilliglich an mich meyster Johannes, Doctor in ercznen und in natürlichen kunsten, iren undertan begert und geboten das Buch des großen Alexanders zeteutsch machen nach dem waren text nitt hindan, noch darzu zu sezen. Das hab ich mich verwilliget durch ihrer beyden manigvaltig gnaden, so sy mir erzeigen auch von sunder schulden, so ich iren fürstlichen genaden schuldig und verbunden bin. — Darnach nym ich für mich Senecam, der leret die fürsten das sy die Croniken und historien, die von den alten fürsten geschrieben seynd, offt lesen. Das rate ich auch dir mein allergenädigster herr, das du dem nachvolgest, so hat dich got der her wol so hoch mit natürlicher vernunfft begabet das ich on zweifel bin, du haltest fürstenstand also das mengklich von dir gebessert werd. Auch main ich dich du allerdurchleuchtigste fürstin, geboren von Braunschweigk, ein ware aufhalterin des loblichen haus von Bayren, daraus entsprossen sind funff durchmächtig, zwei fürstliches standes die dann allein nach rechter syp auff halten das loblich keiserlich lob Hauß Bayren, so gedenkt an eur wirdikeit, die ir in aller christenlicher zungen so weit erschollen und erhöcht ist. Und lesent oft und gern die alten chroniken und was gutes darin sey dem volget. unnd was rechtem adel nicht zustand und gehör, das verwerfft. Das ir auch die seynd die gute wort nach irem tod lassend. wenn ir solt sicher sein fleis, sent ir euch tugend und ere das es nicht verschwigen bleibt. tund ir aber unzimliche ding die werden noch mynder verborgen, wan laider yetz die welt mer auf böß sagen und vil unwares darzu seczen geneyget ist. dann zu rechter warheit. mit dem gebt ir beyde allem ewren

4) Herzog Albrecht, sagt Aventin, hat große Lust zu der Musica und Paiß gehabt, gern Fried gehalten, war überaus dehmüthig, freundlich, gütig und gnädig gegen jedermann. Hat auch eine Lust zu allen Künsten gehabt. Mit ihm ist wohl verwand gewesen damals der gelehrte Teutsche, Nicolaus Cusa, Cardinal zu Rom und Bischoff zu Brixen, der ein besonder künstlich Buch von der Kugel zu seinem Sohn, Herzog Albrechten zu Ehren, geschrieben hat.

5) Das Geburts- und Sterbejahr Hartliebs ist nicht bekannt. Man weiß nur, daß er um 1438 schon ein ausgezeichneter Arzt war und 1465 noch lebte. Seine Schriften sind verzeichnet im bayerischen Musenberg. Dritter Bericht vom Jahre 1736.

land vorgang beyspil und ebenbild, das mengklich euch nachvolgen wird. und das ir also lebent und gutes vortragent das verleihe eüre fürstlichen genaden, der war ewig lebendig got durch sein sun jhesum cristum der mit jm herrschet von end zu end und der yeglichem nach seinem verdienen urteilt an dem jungsten gericht.“.

Diese, in mehrfacher Beziehung interessante Stelle aus der Vorrede des Doctors, habe ich nach dem ältesten mir zugänglichen Drucke zu Straßburg vom Jahre 1488 — die erste Ausgabe ist von 1472 — mitgetheilt, welcher mit den verschiedenen Handschriften übereinstimmt, die in unserer Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt werden. Die deutsche Geschichte Alexanders scheint sich eines großen Beyfalls erfreut zu haben; es sind in den ersten Jahrzehnten der Buchdruckerkunst schnell nach einander acht verschiedene Ausgaben erschienen. Sie stimmt durchgängig mit dem falschen Kallisthenes des griechischen Textes, der armenischen, lateinischen und andern Uebersetzungen überein und wird von Dr. Hartlieb, nach dem Vorgange mehrerer lateinischen Handschriften und Drucke, einem heiligen Eusebius zugeschrieben. Es ist das auch unter dem Namen de praeliis bekannte Werk, nur mit dem Unterschied, daß dieses letztere Leben Alexanders an vielen Stellen abgekürzt wurde. Die Vorrede des sogenannten Eusebii beginnt in den Druckschriften wie in den Handschriften mit den Worten:

„die streit und grossen tät der ungelaubigen, die do waren vor der zukunst Jhesu cristi, die seind nicht zu verschweigen, wiewol sy heiden gewesen seind, sunder sy seind vast gut allen Menschen zu haben, auch daß sie weisen die prelaten — —“.

Bey der Handschrift des Hartlieb (Cod. germ. 581 vom Jahre 1455) lautet der Schluß verschieden von dem Drucke. Es heißt dort:

„Doctor Hartlieb hat das puch aus latein zu teutsch gemacht. Aller genädigste fürstinn das buch hab ich doctor Hartlieb dir und deinem gemahel und kinden zu teuttsch gemacht und nach dem rechten text. Als es sant Eusebius geschrieben hatt. Es sind noch etlich ander pucher, die ach sagen von dem leben Alexandro. Ich kann aber nicht verstan das sie bewartt seyn, darumb halt ich nit darvon — —.“

Am Ende steht: „Das Buch ist hector Mulichs zu Augsburg.“ Ich habe die gesetz- und regellose Orthographie der Drucke und Handschriften in diesen Auszügen absichtlich beybehalten.

Man hat noch eine andere, in dieselbe Zeit fallende, etwas abgekürzte deutsche Uebersetzung, die sich ebenfalls in der Hof- und Staatsbibliothek befindet (Cod. germ. No. 267) zu Rathe gezogen, welche, der Sprache nach zu urtheilen, von einem Franken herrührt und wird nun von beyden Uebersetzungen einige Proben mittheilen. Man sieht hieraus am besten, wie sich der sogenannte lateinische oder deutsche Eusebius zu dem Julius Valerius, zur armenischen Uebersetzung und zum griechischen Texte verhält.

Das Leben Alexanders in armenischer Sprache beginnt nach einer, so weit thunlich, wörtlichen Uebersetzung mit folgenden Worten:

„Die Weisen der Aegypter nahmen das Maaß des Landes und des Meeres; sie zählten die Sterne des Himmels; sie zeigten die Kraft der ganzen Welt, die Ordnung und das Geheimniß der Worte und die Kunst der Handlungen. Man erzählt, daß Nektanebos der letzte König Aegyptens, nach welchem die Ehre des Königthums zusammenstürzte, alle in der magischen Zauberkunst übertroffen hat, so sehr, daß ihm die irdischen Elemente gehorchten.“ —

Der griechische Text nach dem Leidener Manuscript (Notices et extraits des manuscrits XIII, 2, 220) ist folgender:

„*Οἱ σοφώτατοι Αἰγύπτιοι, θεῶν ἀπόγονοι, γῆς μέτρα καταλαβόμενοι, θαλάσσης κύματα καθημερωσάμενοι, οὐρανοῦ ἀστροθεσίαν ψηφισάμενοι, παραδεδώκασι τὴν οἰκουμένην ἐπὶ στρατείας, ἀρχῇ λόγου ῥύσεως, μαγικῆς δυνάμεως. Φασὶ γὰρ τὸν Νεκταβῶ τὸν τελευταῖον τῆς Αἰγύπτου βασιλέα, μεθ' ὃν ἡ Αἴγυπτος ἐξέπεσε τῆς τοιαύτης τιμῆς, τῇ μαγικῇ δυνάμει πάντων περιγενέσθαι. Τὰ γὰρ κοσμικὰ στοιχεῖα, λόγῳ πάντα αὐτῷ ὑπετάσσετο.*“ —

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844. Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Fr. Alex. Heber, Böhmens Burgen, Vesten und Bergschlösser. Bd. 1. 2. Prag 1844.

Dr. S. Becher, Beiträge zur österreich. Handels- und Zollstatistik vom Jahre 1831 — 1842. Abth. 1. Stuttg. 1844.

B. Pillwein, Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums Oesterreich ob der Enns und des Herzogthums Salzburg. Band 1 — 5. Linz 1843—44.

Traditionen zur Charakteristik Oesterreichs, seines Staats- und Volkslebens unter Franz dem Ersten. Bd. 1. Leipz. 1844.

Dr. H. Wollheim, Versuch einer medizinischen Topographie und Statistik von Berlin. Berl. 1844.

K. H. S. Rödenbeck, Finanzsystem Friedrichs des Großen in Bezug auf Fabrikwesen, Handel u. Landwirthschaft. Wien 1838.

E. C. de Gerlache, Histoire de Liège jusqu'à Maximilien de Bavière. Bruxelles 1843.

Random recollections of the house of Commons from the year 1830 to the close of 1835, including personal sketches of the leading members of all parties. Lond. 1836.

Lord Mahon, History of England from the peace of Utrecht. Vol. IV. from the peace of Aix-la-Chapelle to the peace of Paris. Lond. 1844.

Dr. Fr. Schulte, Das englische Parlament. Organisation und Geschäftsverfahren. Historisch-kritische Abhandlung mit Bezug auf heutige Zustände. Berl. 1844.

P. F. Aiken, Vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von K. J. Clement. Leipz. 1844.

Archiv für die Geschichte Liv-Esth- und Curlands, herausg. von Dr. J. G. von Bunge. Dorpat 1843.

Mich. Balinskiego i Tim. Lipińskiego, Starožytna Polska, pod wzgledem historycznym, jeograficznym i statystycznym opisana. T. 1. 2. Warszawa 1843—44. (Das alte Polen in historischer, geographischer und statistischer Hinsicht.)

S. Z. Sierninski, Obraz miasta Lublina. Warszawie 1839. (Historisches Bild der Stadt Lublin.)

Stanisl. Przylecki, Ukrainne sprawy. Przyczynek do dziejow Posckich, Tatarskich i Tureckick, XVII Wieku. Lwow 1842. (Ukrainische Verhandlungen. Beytrag zu der polnischen . . . Geschichte im 17. Jahrhundert.)

Dr. J. Müller; Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze. Prag 1844.

J. Bertou, Essai sur la topographie de Tyr. Par. 1843.

Ed Thornton, A gazetteer of the countries adjacent to India on the North-West, comprising Sinde, Affghanistan, Beloochistan, the Punjab and the neighbouring hill states. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

Luiz Goncalves dos Sanctos, Memorias para servir a historia do reino do Brazil. T. 1. 2. Lisboa 1825.

Fernando de Menezes, Historia de Tangere, etc. Lisboa 1732. fol.

Feo Cardozo de Castellobranco e Torres, Memorias contendo a biographia do vice almirante luiz da Motta Feo e Torres, a historia dos governadores e capitaens generaes de Angola desde 1575 até 1825. Pariz 1825.

Ant. Cordeyro, Historia Insulana das ilhas a Portugal sugeytas no Oceano Occidental. Lisboa 1717.

Jos. de Costa, Historia natural y moral de las Indias. Madrid 1608.

Statistics of the united states of America etc. corrected at the departement of state. June I. 1840. Washington 1841. fol.

Sixth Census or enumeration of the inhabitants of the united states as corrected at the departement of state in 1840. Washington 1841. fol.

G. de San Augustin, Conquistas de las islas Philipinas. Madrid 1689.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Padmuthiun Acheksandri Maketonazwui etc.

(Schluß.)

Die deutsche Handschrift (Codex germ. 267) lautet:

„Die weisen Meister von Egypten Lande, die da wusten die maß der erden und die do waren hern des wassers und des meres und die do kunden zelen den lauff der sternen, die haben die kunst aller der welte und sprachen von Nektanobogem könig das er were weiß unde sinnig an de stern unde ander weissagung." —

Im Hartlieb heißt es:

„die aller weisesten von egypten die verstunden wekten und kunden die weytte lenge und braite und tieffe der erden. sy kunden außlegen die wunder und das gethun des mörs. Sy wekten zu rechnen die ordnungen des himelischen gestirns. sy habend zu den erstern erhebt und erfunden die schwarzen Kunst und die Kunst der zauberey in aller welt gelert und außgeteylt. man lieſt und sagt von Naktanobo; der was ein kunig in egypten und aller zauberlist und schwarzen kunste ein meyster." —

Es wird dann in der armenischen Uebersetzung gleich wie im griechischen Texte weiter erzählet, wie zu dem Könige Leute kamen, die in römischer Sprache exploratores und in armenischer Kundschafter heißen (ἐξπλοράτορές τινες, οὕτω καλούμενοι παρὰ Ῥωμαίοις, παρὰ δὲ Ἕλλησι κατάσκοποι), die ihm das Herannahen eines ungeheuren aus allen Völkern des Morgenlandes bestehenden Heeres verkündeten. Es werden im Armenischen elf aufgeführt, deren Namen größtentheils sehr verdorben sind; unter ihnen bemerkt man die Inder, welche die Reihe beginnen, dann die Iberer und andere kaukasische Völklein. Als Nektanebus in seiner Zauberschüssel — λεκάνη im Griechischen, lekan im Armenischen [6] — sah, daß die ägyptischen Götter es mit den Fremden hielten, entfloh er aus dem Lande und kam nach Macedonien, wo er durch allerley Lügen und Zauberkünste Olympias berückte. Sein Sohn Alexander stürzt ihn in einen Abgrund, dem er jetzt kurz vor seinem Tode das Geheimniß seiner Geburt offenbart.

Die Erziehung des Königsohnes wird ausführlich geschildert (S. 15 des armenischen Textes)

„Amme ward ihm das Weib Lakrine (Λεκάνη im Griechischen, ohne Zweifel eine Anspielung auf das Zauberbecken des Königs) eine Gechadier oder Geladier(?), die Schwester des Melmos, Erzieher und Ziehvater Leonides von Lakonien, Musikmeister Leucippus, der Lemnier, Sprachlehrer Polynikos; es lehrte ihn die Erdmeßkunst Menekmos der Peloponnesier, die Rednerkunst Anaximenos und Aristoteles von Lampsacus, die Weisheit Aristoteles, der Sohn des Nicomachus, der Stagirier aus der Stadt Melita(!).

Aber Paphoranos (der Name des griechischen

---

6) Man sieht auch an diesem Worte die zweyfache Richtung des armenischen Landes und Volkes; im Osten neigt es sich gen Persien, im Westen nach Griechenland. Die Mechitaristen sagen in ihrem großen Wörterbuch, lekan oder lakan (λακάνη in dorischer Form) sey ein gemeines Wort der Vulgärsprache, wofür in der Schriftsprache Konk gebraucht würde, ein Ausdruck, der wahrscheinlich auf ein medopersisches Wort zurückgeführt werden kann. Wie die Mechitaristen, welche unsere Stelle aus dem falschen Kallisthenes anführen, lekan für ein vulgäres Wort erklären konnten, begreife ich nicht.

Schriftstellers ist sicherlich verdorben) habe schon im vierten Buche seiner vermischten geistreichen Erzählungen hierüber Bericht erstattet. Es ist dies so ziemljch übereinstimmend mit dem griechischen Texte, wo die Worte folgendermaaßen lauten:

„Ἐγένετο δὲ αὐτοῦ τροφὸς Λεκάνη, ἡ Μέλαντος ἀδελφή· παιδαγωγὸς δὲ καὶ ἀνατροφεὺς Λεωνίδης· διδάσκαλος γραμμάτων Πολυνείκης, μουσικῆς δὲ Λεύκιππος ὁ Λιμναῖος· γεωμετρίας δὲ Μέλεμνος Πελοποννήσιοσ· ῥητορικῶν δὲ λόγων Ἀναξιμένης φιλοσοφίας δὲ Ἀριστοτέλης.“ (Notices et extraits des manuscrits 2, 241.)

In den deutschen Uebersetzungen fehlt diese ganze Stelle. Seite 23 des armenischen Textes liest man:

„Als Alexander 15 Jahre alt war und eines Tags seinen Vater unbeschäftigt fand, küßte er ihn und sprach: Vater ich bitte dich, befehle mir nach Pisa [7]) zu schiffen. Philippus antwortete, willst du die olympischen Kämpfe sehen? der Jüngling sprach: Nein, Vater, ich will mitkämpfen. [8]) Darauf jener: Und in welchem Kampfe hast du dich geübt, da du dieß unternehmen willst? denn ich weiß, daß du als der Sohn eines Königs nichts besser verstehst, als Schlachtpferde zu leiten; denn du verstehst nicht das Ringen und den Faustkampf und nichts von den übrigen gymnastischen Spielen. Alexander sprach: Ich will als Wagenlenker kämpfen. Hierauf entgegnete jener: Ich werde sorgen, daß dir Pferde aus meinem Marstall gereicht werden und diese sollen dir alsbald vorgeführt werden; sey nur sorgfältig in der Gymnastik und halte dich rühmlich. Darauf dieser: Befiehl mir nur zu gehen, denn ich habe schon Pferde, die ich von Jugend auf zu diesen Uebungen erzogen habe. Dieser küßte ihn, bewunderte seinen Muth und sprach: Sohn, wenn du willst, so gehe.“

Der griechische Text lautet: (Notices 248).

Ὁ δὲ Ἀλέξανδρος πεντεκαιδεκαετὴς γιγονὼς, ἐν μιᾷ τῶν ἡμερῶν εὐκαιροῦντα τὸν πατέρα εὑρὼν, καταφιλήσας φησίν. „Πάτερ, δέομαί σου, ἐπέτρεψόν μοι εἰς Πίσας πλεῦσαι“ — Ὁ δὲ εἶπεν „Οὐχὶ τέκνον·“ Ἀλλ' αὐτὸς ἀγωνίσασθαι· „Καὶ ποῖον, φησὶν, ἄσκημα ἀσκήσας, τοῦτο ἐπιθυμεῖς; Οἶδα γὰρ, ὅτι ὡς βασιλέως υἱὸς, οὐδὲν πλέον πολεμικῶν ἀσκημάτων ἀγωνίζῃ· οὔτε γὰρ πάλην οὔτε παγκράτιον, οὔτε ἕτερόν τι τῶν γυμναστικῶν ἐγυμνάσω. — Ὁ δὲ Ἀλέξανδρος ἔφη· „Ἁρματηλατῆσαι βούλομαι, πάτερ.“ — Ὁ δὲ εἶπε· „Τέκνον, προνοηθήσονται ἵπποι ἐκ τῶν ἐμῶν ἱπποστασίων καὶ οὗτοι συμπαρακολουθήσουσιν εὐθέως: σὺ δὲ ἐπιμελῶς ἑαυτὸν ἐπίσχες ὡς ἄτε ἐνδοξότατα·“ — Ὁ δε εἶπεν· „Σύ μὲ μόνον ἐπίτρεψον· ἐγὼ γὰρ ἔχω ἐμαυτῷ ἵππους, οὓς ἐκ νέας ἡλικίας ἔθρεψα.“ — Καταφιλήσας τοῦτον ὁ Φίλιππος καὶ θαυμάσας τὴν προθυμίαν αὐτοῦ, ἔφη· „Τέκνον, εἰ βούλει, πορεύου.“ —

Hier beginnt die lateinische Bearbeitung des sogenannten Julius Valerius, wo es heißt:

— — ad votum proclivitas fiat: neque enim improbo hujusce desiderii gloriam. Tunc filius, Gratiam equidem tibi pater, hujusce muneris facio: habeo quippe equos, quos exacta tutela recenti ad haec mihi studiosius praeparavi. Haec quoque professio Philippum juvat laudatumque studii filium facile permittit . . . .“

Die deutschen Uebersetzungen weichen hier ganz ab von diesen ältern Texten.

Der armenische Text enthält alle die fabelhaften Geschichten des Julius Valerius mit einer Menge von Einzelnheiten und Namen, die in der lateinischen Uebersetzung übergangen wurden. Auch hier (S. 35) segelt Alexander nach Italien und Marcus Aemilius bringt ihm im Namen der Römer große Geschenke dar. Dieser Fabeln ungeachtet scheinen doch einzelne Nachrichten und Angaben auch die Aufmerksamkeit des kritischen Historikers zu verdienen, z. B. die Gründung Alexandrias, wo man in's Einzelne eingehende Nachrichten findet über die Topographie, über den Tempel des Serapis (Sarapis im armenischen Texte) und über die Lehren, welche Alexander von ihm im Traume erhalten habe. In Memphis setzen ihn die Aegypter auf den Thron des Hephaistos und kleiden ihn mit dem Kleide des Königs des Landes, — eine Nachricht, welche vollkommen mit dem übereinstimmt, was wir von anderer Seite her von der Krönung der ägyptischen Könige wissen. Hier zu Memphis sieht Alexander auch die Statue seines Vaters Nektanobes, auf welcher folgende Inschrift zu lesen war: Dieser einst vertriebene König wird wiederkehren, nicht als Greis sondern als Jüngling und euere Feinde, die Perser, euch unterwerfen. Und dieß ist der Grundge-

7) Die armenische Uebersetzung hält den griechischen Accusativ *Πίσας* bey.

8) Der griechische Text ist hier wie man aus der Vergleichung sieht, mangelhaft.

danke der fabelhaften Lebensbeschreibung; dieß ist die Idee der ägyptischgriechischen Dichtung. Es folgen dann mehrere Briefe, von Alexander an die Tyrier, von Darius (Dareh im Armenischen) an Alexander und die Antworten des Macedoniers. Zu bemerken ist, daß der Eingang der Briefe des Perserkönigs einige entfernte Aehnlichkeit mit dem Anfange vieler Keilinschriften hat. Er lautet: „der König der Könige, der Verwandte der Götter, der Genosse der Sonne, des Gottes Mihr und gleichen Ursprunges mit der Sonne, ich selbst der Gott Dareh" — u. s. w.

Das erste Buch endigt (S. 73 des armenischen Textes) mit dem Wiederaufbau Thebens, welches im Armenischen sonderbar genug Thepk genannt wird, wodurch, wie es heißt, das Orakel des Apollo erfüllt worden sey. Ein neuer Beweis, daß das Werk von einem heidnischen Schriftsteller herrührt. Man liest hier mit großen Buchstaben die Worte: „Es sind zu Ende die Geburt und die Thaten Alexanders des Macedoniers, beschrieben von dem Weisen Aristoteles. Jetzt beginnen wir mit der Ankunft zu Platäa, eine Stadt der Athener." Alexander verlangt von den Atheniensern, daß sie ihm zehn Redner ausliefern. Diese wie Demosthenes, Demades und Aeschines halten Reden, welche voll von historischen Widersprüchen sind. Es wird beschlossen, dem König eine goldene Krone und eine Ehrenbotschaft zu senden, wodurch er besänftiget wird. Jetzt werden die Lacedämonier mit Waffengewalt unterworfen und der König zieht dann hinauf nach Asien. In Cilicien erkältet er sich im Cydnus, wird vom Arzt Philippus wieder hergestellt, und es zieht der Held gegen den Euphrat und Mesopotamien. Hier weicht der armenische Text von Julius Valerius ganz ab und trägt eine naturgetreue, heimathliche Färbung — man erinnere sich an den Zug des Pompejus durch dieselben Gegenden — weßhalb ich den Anfang hier mittheile. „Alexander," heißt es (S. 89), „stellte sich an die Spitze seines Heeres und kam in das Land der Meder. In Eile ging er weiter nach Großarmenien, brachte die Bewohner dahin, daß sie sich mit ihm verbanden, zog dann mehrere Tage lang durch wasserlose Gegenden und durch Thäler, die mit Schlangen angefüllt waren."

Die Bearbeitung des Julius Valerius zerfällt in drey Bücher: Ortus, Actus, Obitus. Die armenische Uebersetzung hat bloß zwey und endigt, wie im Griechischen, mit dem Tode Alexanders. „Der König erbaute", heißt es auf der letzten Seite (186), „zwölf Städte, welche bis jetzt bewohnt sind und zwar sehr zahlreich von einer unzählbaren Menschenmenge." Es werden die zwölf Alexandrien aufgezählt — die Namen der Länder, wo sie erbaut seyn sollen, sind sehr verdorben — und das Ganze schließt mit folgenden von dem griechischen Texte, den H. Berger abdrucken ließ (Not. et extr. a. a. O. 261), sehr abweichenden Worten:

„Dieser mächtige und glückliche König Alexander ward geboren am ersten Tage des Monats Tupil der Aegypter und starb am vierten Tag Parmuphir, gegen Westen zugewendet. Dieser Tag wird Nuirads [9]) genannt, weil der Jüngling Alexander an diesem Tage gestorben ist. Und dieß ist die Geschichte des Endes seiner Lebenszeit, seiner Geburt, seines Wachsthums, seiner Siege, seiner Tapferkeit, seiner königlichen und Weltherrschaft, seiner Einsicht, seiner Weisheit," u. s. w. —

Auch dieser Schluß lehrt daß der falsche Kallisthenes in Aegypten gedichtet wurde. Der Schluß des griechischen Textes zeugt von einer christlichen Umarbeitung oder enthält wenigstens einen Zusatz von einem christlichen Abschreiber. Die Stelle lautet:

„Ἐγεννήθη δὲ ὁ Ἀλέξανδρος ἐν μηνὶ Ἰανουαρίῳ, νεομηνίᾳ ἀνατολικοῦ ὄντος ἡλίου. Ἐτελεύτησε δὲ μηνὶ ἀπριλλίῳ, νεομηνίᾳ δυσικοῦ ὄντος ἡλίου. Ἐκάλεσε δὲ τὴν ἡμέραν τῆς τελευτῆς αὐτοῦ Νεομαχίαν, διὰ τὸ τὸν Ἀλέξανδρον νέον τετελευτηκέναι. Ἐπ' ἀρχῆς δὲ αὐτῆς τῆς κοσμοποιίας ἕως τῆς τελευτῆς αὐτοῦ, ὑπῆρχον ἔτη πεντακισχίλια διακόσια δέκα ἑπτά. Ἀπὸ δὲ τῆς τελευτῆς αὐτοῦ ἕως τῆς τοῦ Θεοῦ Λόγου σαρκώσεως, ἔτη διακόσια ἐννενήκοντα ἐννέα ὁμοῦ ἔτη ἕως τε Χριστοῦ ἀπ' ἀρχῆς εφη."

9) Ich wage nicht dieses Wort zu übersetzen; es steht in keinem Wörterbuche. Eine Uebersetzung des griechischen Νεομαχία kann es aber in keinem Falle seyn; nach seiner etymologischen Bedeutung müßte es Geschenkbringend heißen.

In der angeführten deutschen handschriftlichen Uebersetzung liest man am Schlusse (Bl. 210 gegen das Ende):

„demosthenes philosophus nach Alexanders tot macht ein groß buch von seinem tode unde das buch ist in greca unde lernt man in dem buch wie man verschweren soll weltlichere — — das buch lassen wir nun stan und nehmen daraus ein teil.“

Hartlieb gibt noch ein großes, ziemlich historisch gehaltenes Bruchstück von der Geschichte der Diadochen und schließt mit der ganz unbegreiflichen Nachricht, daß ein Sohn des Ptolemäus nach Thüringen gekommen sey und das Land, das da heißt „zu den sieben burgen“ genommen habe. das ist das aller reichest land von gold und silber, wein, trayd, vich und allerhand narung u. s. w. u. s. w.

Ich bemerke noch, daß eine Abbildung des großen Horns Alexanders, womit, nach dem vorliegenden Leben, der König sein Heer aus der Entfernung zusammengerufen habe, sich in einigen Handschriften unserer Hof- und Staatsbibliothek vorfindet. Kircher hat es schon in einem seiner Werke abbilden lassen und einige haben das Horn für das älteste Sprachrohr gehalten, aber ohne allen Grund, wie Beckmann in seinen Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen bemerkt (I. 457). Gegründeter ist die Behauptung, daß sich in Aristoteles (Problem. XXXII §. 5 Beckmann a. a. O. 530) und im falschen Kallisthenes die ersten Spuren der Taucherglocke zeigen. Die hierauf bezügliche Stelle im Leben Alexanders enthält zwar viel Abentheuerliches; sie verdient aber dessen ungeachtet die Aufmerksamkeit des Forschers zu erregen; denn auch die mythischen Werke geben ein Bild der Zeit, ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse. Aus diesem Grunde hat wohl auch Jules Berger den griechischen Text davon mitgetheilt (Notices 182) und ihn mit einer französischen Uebersetzung versehen.

C. F. Neumann.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844. Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Kar. Ch. Rafn, Wiadomośc o odkryciu Ameryki wdziesiatym wieku A podlug tych przekladów na polskie przetlumaczyl J. K. Trojánski. Wkrakowie 1838.

Compendium of the enumeration of the inhabitants and statistics of the united states. Washington 1841. fol.

A. Fabretti, Biografie dei capitani venturieri dell' Umbria. Vol. II. Montepulciano 1843.

Fr. Domingos Teixeyra, Vida de D. Nuno Alvares Pereyra, segundo condestavel de Portugal. Lisboa 1623.

Michaud et Poujoulat, Notice sur Jeanne d'Arc surnommée la pucelle d'Orléans. Par. 1837.

Andr. de Barros, Vida do apostolico padre Antonio Vieyra da Companhia de Jesus. Lisboa 1746. fol.

Dr. A. F. Pott, Die Zigeuner und ihre Sprache. Ethnographisch-linguistische Untersuchung vornehmlich ihrer Herkunft und Sprache. 1 Th. Einleitung und Grammatik enthaltend. Halle 1844.

Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. VII. Publication. Des böhmischen Herrn Leo's von Rozmital Reise durch die Abendlande in den Jahren 1465. 66 u. 67. Herausg. von J. A. Schmeller.

Die livländische Reimchronik, herausg. von Fr. Pfeiffer. Stuttg. 1844.

G. A. Borgnis, Elementi di statica architettonica. Fasc. 8. Milano 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

ΒΑΒΡΙΟΥ ΜΥΘΙΑΜΒΟΙ. Babrii fabulae iambicae CXXIII iussu summi educationis publicae administratoris Abel Villemain viri excell. nunc primum editae. Ioh. Fr. Boissonade litt. gr. Pr. recensuit latine convertit annotavit. *Πολλὰ ἐν μύθοις ἐσπούδασται.* Julian. Caes. Parisiis apud Firmin Didot fratres, via Jacob, 56. MDCCCXLIV. XII. 269.

Der Cultusminister von Frankreich, Abel Villemain, hatte vor vier Jahren den Minoidis Minas zu einer litterarischen Reise in den Orient mit dem bestimmten Zwecke, Handschriften für die Bibliothek in Paris zu sammeln, veranlaßt. Dem Eifer des Herrn Ministers, auf diese Art die Wissenschaften zu fördern, muß allgemeine Achtung gezollt werden, und die Wahl selbst konnte nicht glücklicher getroffen werden. Minas, ein Grieche und einst Professor der Philosophie und Rhetorik in Macedonien, war vor allen geeignet, das Vertrauen seiner Landsleute zu gewinnen; denn so wenig auch die Mönche auf geschriebene Bücher achten, gegen die Fremden scheinen sie doch großes Mißtrauen zu haben, und mit vielem zurückzuhalten, wenn nicht besondere Reitzmittel das verborgene aufschließen. Mancher deutsche Reisende war auf dem Berge Athos und hat die dortigen Bibliotheken gesehen, aber neues zu finden ist ihm nicht gelungen. Eine solche Sendung vor der Revolution hätte sicher einen noch viel günstigern Erfolg gehabt; die Kriegszeiten haben auch gegen die Bücher gewüthet. Siebers erzählt in seiner Reise nach Creta, er habe bey seiner ersten Ankunft daselbst eine große alte Handschrift auf Pergament, die Werke des Theophrastus enthaltend, gesehen, bey seinem zweyten Besuche aber auf der Insel, als er sie nicht wieder gefunden, auf seine Frage die Antwort erhalten, man habe sie, um Patronen daraus zu machen, verwendet.

Indessen ist H. Minas, das haben die französischen Zeitungen berichtet, ziemlich reich beladen von seiner Mission nach Paris zurückgekehrt; er hatte unter den vielen zwar bekannten aber noch immer brauchbaren zwey neue Schätze errungen, welche vorzüglich die Aufmerksamkeit der philologischen Welt erregten, den größten Theil von Babrius Fabeln, der Ankündigung nach mehr als zweytausend Verse, und das vollständige Werk des Philostratus über Gymnastik, von welchem zuerst L. Kayser (1840) einen Auszug entdeckt und bekannt gemacht hat.

Die Herausgabe der Fabeln des Babrius hat der Minister dem bekannten Hellenisten, Boissonade, übertragen, der seinerseits nicht lange zögerte, und die schöne äußere Ausstattung wird dem neuen Buche gewiß viele Leser erwerben.

Eines müssen wir mit dem Herausgeber sehr bedauern; von Philostratus Buche *περὶ γυμναστικῆς* hat Minas das Original an sich gebracht, nicht so von den Fabeln des Babrius; dolendum est, sagt Boissonade, Babrianum librum tam feliciter inventum non exportatum fuisse Parisios. Sed *οἱ ἁγιορεῖται* pretium poscebant immane, et describere *Μηνᾶς* necesse habuit quem non

potuit emere. In novam vero legationem profectus, vel mox profecturus, sibi illum comparare πάσῃ μηχανῇ, τουτέστι πάσῃ τιμῇ conabitur.

Daß die Handschrift, die Minas auf Athos in der Bibliothek von St. Laura gefunden hat, nach Paris gebracht wird, ist aus mehreren Gründen wünschenswerth. Viele Stellen können durch flüchtige Abschrift entstellt seyn, in welchen der Anblick des Originals das richtige lehrt. Bey der Leichtigkeit in unserer Zeit solche Abdrücke zu verfertigen, sollte von jedem Werke, das nur in einem Exemplare vorhanden ist, ein ganz genaues Facsimile gegeben werden, um alle möglichen diplomatischen Zweifel der Philologen auf einmal und für ewige Zeiten zu unterdrücken.

Eine der ersten Fragen bey den Alten, wenn sie ein Buch erläuterten, war, ob das Werk auch ächt sey und von dem Verfasser, dessen Namen es trägt, herrühre. Der Wetteifer alexandrinischer und attalischer Fürsten, ihre Bibliotheken mit Schriften vorzüglicher Männer zu füllen, so wie die Eitelkeit und Selbstgefälligkeit mancher Gelehrten, ihre Arbeiten als die berühmter Geister anerkannt zu sehen, hatte vieles untergeschobene an den Tag gebracht, und dadurch die löbliche Sitte bey den alten Commentatoren herbeygeführt, aus äußern und innern Gründen die Aechtheit der Bücher zu beweisen. Daß dieser Skepticismus in der Litteratur auch bey uns ein nicht ganz überflüßiger ist, haben neuere Erscheinungen hinreichend bewiesen, und den zweifelsüchtigen Deutschen würde durch das Vorhandenseyn des Manuscriptes in Paris jede Möglichkeit eines Bedenkens genommen seyn.

Es wäre nämlich, nach unserm Dafürhalten, für einen talentvollen, der Sprache mächtigen Gelehrten nicht einmal eine außerordentliche Aufgabe, theils neue Mythen zu ersinnnen, theils aus dem reichhaltig vorhandenen Stoffe Aesopischer Fabeln eine große Anzahl dieser der Art in die antike metrische Form der Choliamben zu zwingen, daß alle bey Suidas und sonst vorkommende Bruchstücke eine geeignete und wahrscheinliche Anwendung finden könnten. Dadurch würde sich von selbst erklären, was jetzt schwer zu begreifen ist, wie die Sprache so viele spätere Anklänge zeigt, die unerwartet für die Zeit sind, in welche man den Babrius setzen muß, und wie trotz der vielen schönen und lieblichen Choliamben doch so manche Verse aller metrischen Kunst spotten, und dem Kritiker sein Handwerk verleiden durch die offene Hinneigung des accentuirenden Rhythmus der späteren Griechen.

Schon darum wird es Erforderniß, daß H. Minas, welchem der Herausgeber das Lob eines graecae orationis artifex eximius ertheilt, bey seiner zweyten Mission die Handschrift selbst mitbringt, und zwar bald, da der Zustand der Bücher im Kloster auf Athos von ihm selbst trostlos genug geschildert wird *). Sollte er das Original auch

*) Wir geben die interessante Beschreibung, weil sie manches eigene enthält, wie Boissonade mit den Worten des Hrn. Minas selbst: Dans le couvent de Laura, à Mont-Athos, il y a deux bibliothèques, une petite et une grande. La première contient des manuscrits tout à fait abandonnés et jetés pêle-mêle, la plus part pourris par l'humidité et les ordures des animaux, au point que les Vies des hommes illustres par Plutarque, ouvrage manuscrit dont l'Allemand Zachariae parle dans le traité de son voyage, qu'il fit il y a huit ans au Mont-Athos, manuscrit alors complet, je l'ai trouvé tout à fait abîmé; il n'avait plus que dix cahiers; en grande partie les feuilles étaient collées et pourries. Tous les autres manuscrits étaient dans un état pitoyable. Je travaillai dans cette bibliothèque quinze jours, accompagné d'un diacre, nommé Gabriel, en feuilletant tous les manuscrits, que j'ai nettoyés autant qu'il m'était possible, et j'ai mis des étiquettes et des numéros à ceux qui m'ont paru de quelque intérêt. Il y avait un plancher, qui occupait la moitié du parterre de la bibliothèque, en forme d'un sopha. Les planches d'au-dessus étaient mouvantes, et le devant d'un plancher ouvert; l'au-dessous était plein de poussière et des ordures d'animaux. Ayant examiné tous les manuscrits, je me suis fourré sous le plancher, malgré la résistance des moines, qui s'y trouvaient. Ils me disaient qu'il n'y avait rien, et que je me salirais inutilement. Cependant j'en ai extrait quinze manuscrits . . . . la partie suivante contenait

jetzt nicht bekommen, und die Handschrift andern Gelehrten in Athos selbst unsichtbar seyn, was wir nicht hoffen, dann könnte die Bemerkung Bedeutung gewinnen und sich in wirklichen Zweifel verwandeln; für jetzt hält Referent Herrn Minas, den er freylich nur aus einem Werke kennen zu lernen Gelegenheit hatte *), schon scientifisch nicht für den Mann, der Veranlassung gäbe, solchem Bedenken ernstlich Raum zu gestatten, und er nimmt das hier gebotene als aus frühem Alterthume überliefert an.

Die Frage über Babrius Fabeln (Suidas hat beyde Formen Βάβριος ἢ Βαβρίας, unsere Handschrift Βαλεβρίου) ist durch den englischen Kritiker Th. Tyrwhitt angeregt worden, indem er aus Suidas, der diesen Dichter oft erwähnt und viele Verse aufzählt, überhaupt dessen Fabeln vielfach excerpirt, auch ohne ihn zu nennen, das erhaltene zusammenstellte und mit andern verglich. Sein Zeitalter war bisher unbekannt, obschon das homerische Lexicon des Apollonius, Avienus und Hesychius seiner gedenken; aber von diesen selbst ist keine sichere Zeitbestimmung vorhanden, und aus drey unbekannten Größen eine vierte gleich unbekannte zu einer bekannten zu erheben, hat man noch nicht gelernt. Tyrwhitt setzt den Apollonius mit andern in die Zeit des Augustus und den Babrius etwas früher, Corais in seiner Einleitung zu den Aesopischen Fabeln sagt, die Fragmente bey Suidas seyen so vortrefflich, daß er ihn zum Genossen des Bion und Moschus mache, εἰς τοὺς ὑπολοίους σώζεται ἀκόμη χάρις Ἑλληνική. Bentlei dagegen sagt, er gehöre in die letzte Zeit guter Autoren, was nun nach Willkühr jeder selbst näher bestimmen mag. Ein sicheres Zeichen ist, daß Julianus aus ihm Verse anführt. Unsere Handschrift enthält einige Angaben, die zu einer neuen Zeitbestimmung führen, wovon nachher.

(Fortsetzung folgt.)

(les fables) en quatre-vingt pages in 8vo . . . plusieurs de ses feuilles étaient récrites. L'écriture m'a paru être du X siècle . . . toutes les affabulations étaient en lettres majuscules. Il y avait plusieurs mots, dont quelques lettres étaient effacées, que j'ai déchiffrées et transcrites avec beaucoup de peine.“ Hier ist demnach eine neue Untersuchung, welches der Inhalt der rescribirten Blätter der Babrius ist.

*) Nämlich seiner Ausgabe der Rhetorik des Aristoteles; die neueste Schrift desselben, von der Boissonade spricht: quod quam vere dixerim (daß H. M. orationis graecae artifex eximius sey) monstrat προθεωρία praemissa Galeni libello de Dialectica quem nuper edidit typis Didotianis, dialecticus ipse valentissimus, ist uns nicht zu Gesicht gekommen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

James Murphy, Plans, elevations, sections and views of the church of Batalha in the province of Estremadura in Portugal, with the history and description by Fr. Louis de Sousa, with remarks. Lond. 1795. fol.

Henry Gally Knight, The ecclesiastical architecture of Italy. From the time of Constantine to the 15. century. T. I. Lond. 1842. fol.

F. Redtenbacher, Theorie und Bau der Turbinen und Ventilatoren. Mit Atlas. Mannheim 1844.

H. C. Schumacher, Astronomisches Jahrbuch für 1844. Stuttg. 1844.

J. F. Encke, Astronomische Beobachtungen auf der K. Sternwarte zu Berlin. Bd. 2. Berlin 1844. fol.

Pouillet's Lehrbuch der Physik und Meteorologie für deutsche Verhältnisse frey bearbeitet von Dr. J. Müller. Lief. 9—13. Schluß. Braunschweig 1844.

L. Fr. Kämtz, Lehrbuch der Meteorologie. Bd. 2. 3. Halle 1844.

Dr. J. Ennemoser, Geschichte des thierischen Magnetismus. 2. Aufl. Th. 1. Geschichte der Magie. Leipz. 1844.

Ant. Parra, Descripcion de diferentes piezas de historia natural, las mas del ramo maritimo representadas en setenta y cinco laminas. Havaña 1787.

Dr. J. J. von Tschudi, Untersuchungen über die Fauna Peruana auf einer Reise in Peru während der Jahre 1838—1842. Lief. 1. St. Gallen 1844.

G. Rob. Gray, The genera of birds, etc. P. 1. 2. Lond. 1843.

Dr. H. G. Bronn und J. J. Kaup, Abhandlungen über die Gavialartigen Reptilien der Lias-Formation. Stuttg. 1841. Fol.

Dr. H. Burmeister, Handbuch der Entomologie. Bd. 4. Abth. 1. Coleoptera Lamellicornia Anthobia et Phyllophage systellochela. Berl. 1844.

Dr. W. F. Erichson, Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1842. Berl. 1844.

Jos. Cornide, Ensayo para una historia de los peces y otras producciones marinas de la costa de Galicia. Madr. 1788.

Dr. M. Seubert, Flora Azorica. Bonnae 1844. 4.

Dr. K. Koch und Dr. E. Schmid, Die Fährten-Abdrücke im bunten Sandsteine bey Jena. Jena 1841.

Dr. A. v. Klipstein und Dr. J. J. Kaup, Beschreibung und Abbildungen von dem in Rheinhessen aufgefundenen Schädel des Dinotherii Gigantei, mit geognost. Mittheilungen über die knochenführ. Bildungen des mittelrhein. Tertiärbeckens. Gießen 1843.

Dr. H. Burmeister, Die Organisation der Trilobiten aus ihren lebenden Verwandten entwickelt nebst einer systematischen Uebersicht aller zeither beschriebenen Arten. Berl. 1844.

Dr. A. E. Reuss, Geognostische Skizzen aus Böhmen. Bd. 2. Die Kreidegebilde des westlichen Böhmens. Prag 1844.

J. B. Boussingault, Economie rurale considérée dans ses rapports avec la chimie, la physique et la météorologie. T. 1. 2. Par. 1843.

Henry de Aragon, Marques de Villena, Arte cisoria ó tratado del arte del cortar del cuchillo. Madrid 1766.

W. Hoffmann, Die Geschichte des Handels, der Erdkunde und Schifffahrt aller Völker und Staaten. Lief. 3. 4. Schluß. Leipz. 1854.

Entwurf eines Handelsgesetzbuches für das Königreich Würtemberg. 2 Theile. Stuttg. 1840.

K. Fr. Burdach, Blicke ins Leben. Bd. 3. Sinnenmängel und Geistesmacht. Lebensbahnen. Leipzig 1844.

J. van der Hoeven, Bijdragen tot de natuurlijke Geschiedenis von den Negerstam. Leiden 1842. Fol.

Dr. H. Schreiber, Die Feen in Europa. Eine historisch-archäologische Monographie. Freib. 1842.

J. Wilson, On the Pársé Religion; as contained in the Zand-Avasta etc. Bombay 1843.

D. L. Kopf, Altes und Neues aus der Mappe eines alten Pädagogen. Th. 1—3. Berlin 1842—43.

Ruy Lopez de Sigura, Libro de la invencion liberal y arte del juego del Axedrez. Alcala 1561.

Jahrbücher der deutschen Turnkunst, herausg. von Karl Euler. Heft. 1. 2. Danzig 1843.

A. Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. 1. 2. Leipz. 1844.

J. L. Schwarz, Schelling's alte und neue Philosophie. Berl. 1844.

Bordas-Demoulin, Le Cartesianisme ou la véritable rénovation des sciences. Ouvrage couronné par l'institut. Vol. 1. 2. Par. 1843.

Chr. L. Fecht, Ueber die Fortdauer des menschlichen Geistes. Freib. 1844.

Mendez de Vasconcelos, Liga deshecha, por la expulsion de los Moriscos de los Reynos de España. Madr. 1612.

D. Juan Rico y Amat, Poesias serias y satiricas. Mad. 1842.

Diego Anton Rejon de Silva, La pintura. Segovia 1786.

Juan Moreno de Tejada, Excelencias del Pincel y del Buril. Madr. 1804.

Eglogas spirituales. Cuenca 1596.

Al. Castillo Solorzano, La quinta de Jaura, que contiene seis novelas adornadas de diferentes versos. Caragoça 1649.

D. M. Carabajal y Saavedra, Novelas entretenidas. Mad. 1728.

Jos. Camerino, Novelas amorosas. Madr. 1736.

A. Jubinal, Nouveau recueil de contes dites, fabliaux et autres piéces inédites des 13. 14 et 15. siécles. T. 1. 2. Par. 1842.

M. Gatien-Arnoult, Monumens de la littérature romane. T. 2. 3. Toulouse 1843.

Volkslieder aus der Bretagne. Ins Deutsche übers. von Keller. Tübingen 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

ΒΑΒΡΙΟΥ ΜΥΘΙΑΜΒΟΙ.

(Fortsetzung.)

Daß von diesem Babrius, der die Aesopischen Fabeln in Choliambische Verse gebracht hatte, noch mehreres vorhanden seyn müsse, hat man nicht bezweifelt. Tyrwhitt fand in einem Bodleianischen Codex eine eigene Recension der Fabeln und entdeckte in dieser eine bedeutende Anzahl vollständiger Scazonten, die er mit den Fragmenten bey Suidas und andern verglich; damit war der Beweis geliefert, daß jene prosaische Sammlung aus der poetischen Form entstanden war. In einer Bibliothek bey Tusculum fand Romolino eine Handschrift aus dem Anfang des eilften Jahrhunderts, dreyßig Aesopische Fabeln enthaltend versibus iambicis vel potius scazontibus. Bisher angestellte Nachfragen haben nur das Ergebniß geliefert, daß dieser Codex sich nicht mehr daselbst befinde. Noch eine Handschrift soll in Spanien vorhanden seyn, und es ist zu wünschen, daß die angestellten Nachforschungen des Herausgebers nicht erfolglos sind. Das merkwürdigste schien mir immer folgendes: unter dem Nachlaß eines unbekannten Gelehrten in der Harleianischen Bibliothek findet sich die Fabel von Zeus und dem Faße in zehn reinen und schönen Choliamben, mit der Aufschrift: *Βαβρίου· Βαλερίου χωριαμβικοὶ στίχοι ἐκ τῶν Αἰσώπου μύθων.* vergl. Tyrwh. p. CCII.; sie ist in unserer Sammlung die 58ste. Woher hatte sie nun jener Unbekannte? und sollte die Quelle, aus welcher dieser geschöpft hat, nicht irgendwo noch vorhanden seyn? von Athos hat er sie sicher nicht geholt. Es haben sich einzelne Fabeln des Babrius bald in diese, bald in jene Handschrift verirrt, z. B. zwey in eine Vossische bey Tyrwhitt p. CXCIII, eine andere hatte Aldus, man weiß nicht woher, bekannt gemacht, daselbst p. CLXXXIX.

Die Mythen des Babrius, 123 in unserer Handschrift, sind in alphabetischer Ordnung nach dem Anfangsbuchstaben des ersten Wortes der Art in zwey Bücher getheilt, daß der erste Band die Fabeln von *Α* bis *Λ* mit einer Einleitung, der zweyte aber von *Μ* bis *Ο* (das übrige fehlt) mit einem zweyten Proömium, das der Buchstaben-Reihe gemäß mit *Μῦθος* beginnt, enthält. Das Ganze bestand demnach aus zwey Büchern, und so sagt Avienus: fabulas Aesopi graecis Iambis repetens in duo volumina coartavit, Phaedrus etiam partem aliquam quinque in libellos resolvit, während bey Suidas, man sieht nicht wie, zehn Bücher angegeben sind. Diese Anordnung nach den Buchstaben ist sehr passend, und sie war ursprünglich vielleicht noch weit strenger, als wir sie jetzt in unserm Babrius finden. Wenn nämlich jedes redende Wesen, das die Hauptrolle des Mythos führt, am Anfange des ersten Verses gesetzt war, und die Reichhaltigkeit der griechischen Sprache konnte sich wohl allen Forderungen des metrischen Rhythmos fügen, so konnte jede Fabel unter dem bezeichnenden Namen leicht gefunden werden. Die Florentinische Sammlung hält diese Ordnung so ziemlich genau ein, und weicht im Ganzen selten davon ab, z. B. beginnen einige Fabeln mit *ἔν τινι*, aber die alphabetische Folge ist bis zur letzten Mythe p. 84

beachtet, wo der Herausgeber, weil seine Handschrift unvollständig, die Fabel desselben Inhalts aus Nevelet aufgenommen, welche mit ἀνὴρ beginnt, während sie in seiner Collection richtig mit ὤρτυξ p. 67 anfängt. In unserm Babrius sind viele Fabeln, bey welchen das Anfangswort sogleich den ganzen Charakter des Mythos ausdrückt; doch ist dieses nicht wesentlich, und jedes beliebige Wort kann den Anfang einer Fabel bilden, z. B. ἔφευγ' ἀλώπηξ oder ἐκάθευδε νυκτός u. a.

Im Prologe des ersten Theils, der mit γενεὴ beginnt, also nicht mit *A*, wie der zweyte mit *M*, redet der Dichter einen jungen Knaben Branchos an, ὦ Βράγχε τέκνον, v. 2. 10, der Name kehrt wieder 74, 15, sonst findet sich zweymal die Benennung παῖ. Im zweyten Prologe finden wir die nähere Bezeichnung ὦ παῖ βασιλέως Ἀλεξάνδρου; obschon in den aus der zweyten Hälfte erhaltenen Fabeln der Name Branchos nicht erscheint, so ist die Identität beyder doch dadurch entschieden, daß der Dichter sagt, er widme ihm auch den zweyten Theil seines Werkes. Wer ist nun dieser βασιλεὺς Ἀλέξανδρος? Ich weiß nichts besseres, als was der Herausgeber vermuthet und jedem von selbst beyfällt, ohne es näher begründen zu können, daß Alexander Severus gemeint sey; wonach sich die Zeit unseres Babrius von selbst bestimmen würde.

Der zweyte Prolog enthält manches eigenthümliche; neu ist, daß die Fabel syrischen Ursprungs sey:

> Μῦθος μὲν ὦ παῖ βασιλέως Ἀλεξάνδρου,
> Σύρων παλαιῶν ἐστιν εὕρεμ' ἀνθρώπων,
> οἳ πρίν ποτ' ἦσαν ἐπὶ Νίνου τε καὶ Βήλου·

wobey man die kurze Sylbe in Νίνος merke. Der weise Aesopus habe zuerst der hellenischen Jugend, ein Libyer libysche Mythen gedichtet:

> πρῶτος δὲ πᾶσιν εἶπε παισὶν Ἑλλήνων
> Αἴσωπος ὁ σοφός, εἶπε καὶ λίβυς τινὸς
> λόγου Λιβύσσης·

hier ist πᾶσιν . . παισὶν ganz matt, oder sollte der Gedanke darin liegen, daß jener sie für alle Knaben, er aber nur für den des Alexander schreibe? Weder πάντων, was Boissonade vermuthet, noch φασὶν oder sonst etwas will genügen. Daß Aesopus seine Fabeln für kleine Kinder gedichtet hat, beweist, daß unser Verfasser in einer spätern Zeit gelebt und das Wesen der alten Mythe gänzlich verkannt hat. Die antike Fabel war für die Alten, nicht für die Kleinen, ihre Tendenz zwar ethisch, die Veranlassung aber politisch, daher namentlich dem Redner sehr willkommen. Die Worte Λίβυς τινὸς sind verdorben, Boissonade hat nach Dübners Correctur Λιβυστῖνος, aus eigener aber λόχῳ statt λόγου geschrieben. Jene Verbesserung wäre unbedenklich, wenn sie durch die Geschichte bestätigt würde, aber Λιβυστῖνος ist das Appellativum eines Volkes bey den Kolchiern, nicht der eigene Name dessen, der den λόγος λιβυστικὸς erfunden hat; dieser ist vielmehr nach Theon cap. 3 Κυβισσὸς ἐκ Λιβύης, vorausgesetzt, daß das Wort hier richtig geschrieben ist; mit Beziehung darauf also wird man obige Worte herstellen müssen. Im folgenden spricht der Dichter von sich, er gebe, der dritte nach jenen beyden Vorgängern, den Mythos mit neuer Kunst, indem er diesem den Jambos wie ein kriegerisches Roß herrlich gezäumt habe, um auf diesem einherzuschreiten,

> ἀλλ' ἐγὼ νέῃ μούσῃ
> δίδωμι, καθαρῷ χρυσίῳ χαλινώσας
> τὸν μυθίαμβον ὥσπερ ἵππον ὁπλίτην.

Die νέα μοῦσα ist die poetische Form, in welche er die Sagen kleidete; von Aesopus sagte er im ersten Prologe μύθους φράσαντος τῆς ἐλευθέρας μούσης, nämlich in freyer, ungebundener Rede, in Prosa. Anders erklärt Boissonade. Wichtiger ist das folgende: er habe zuerst die Pforte geöffnet und dann seyen viele hineingegangen, also der vorangehende Theil des Werkes habe viele Nachahmer gefunden, die ihn noch übertreffen wollten, aber nichts als räthselhafte Gedichte liefern, sie hätten alles aus ihm genommen:

> ὑπ' ἐμοῦ δὲ πρώτου τῆς θύρας ἀνοιχθείσης
> εἰσῆλθον ἄλλοι, καὶ σοφωτέρας μούσης
> γρίφοις ὁμοίας ἐκφέρουσι ποιήσεις,
> μαθόντες οὐδὲν πλεῖον ἢ με γιγνώσκειν.

Hierüber vermögen wir auch nicht die geringste Auskunft zu geben. Der folgende Gegensatz, daß er in den einfachen sanften Choliamben, die nicht den archilochischen Zorn schnauben, auch diesen zweyten Band widme, scheint anzudeuten, daß durch σοφωτέρας μούσης eine andere metrische Form, welche seine Nachahmer gewählt haben, bezeichnet werden soll.

ἐγὼ δὲ λευκῇ μυθιάζομαι ῥήσει,
καὶ τῶν ἰάμβων τοὺς ὀδόντας οὐ θήγω,
ἀλλ' εὖ πυρώσας, εὖ δὲ κέντρα πρηΰνας,
ἐκ δευτέρου σοι τήνδε βίβλον ἀείδω.

Man merke, wie oben μαθόντες οὐδὲν πλεῖον ἤ με γιγνώσκειν, so hier das neue Wort μυθιάζομαι. Was εὖ πυρώσας soll, ist nicht klar, wahrscheinlich verdorben, wofür εὖ πτερώσας einen geringen Ersatz bietet; daß im Choliambus ἀείδω mit langem α gebraucht ist, zeigt, daß der Dichter weder alt noch vorzüglich ist.

Der Dichter spricht die Wahrheit, nach dem metaphorischen Prologe darf man die Fabeln nicht beurtheilen, diese selbst sind in aller Einfachheit des Ausdruckes, daher leicht verständlich, gedichtet; die Einmischung jonischer Formen hatte diese Versart schon aus alter Zeit herübergebracht. Merkwürdig aber bleibt, daß bis in das dritte Jahrhundert nach Chr. es niemand versucht haben sollte, diese Erzählungen in ein poetisches Gewand zu kleiden, was um so näher lag, da bereits Sokrates im Gefängnisse damit den Anfang gemacht hatte, wovon Diogenes das Distichon anführt:

Αἴσωπός ποτ' ἔλεξε Κορίνθιον ἄστυ νέμουσι
μὴ κρίνειν ἀρετὴν λαοδίκῳ σοφίῃ.

Wir kennen indessen nur prosaische Sammlungen von Demetrius, Theopompus; das Verhältniß des Babrius und Phädrus mögen andere näher bestimmen.

Die Frage, ob diese Sammlung viele neue ganz unbekannte Mythen enthält, muß verneint werden und findet die nähere Erklärung darin, daß die bisher bekannten prosaischen Fassungen aller Verschiedenheit ungeachtet mittelbar oder unmittelbar aus Babrius abgeleitet sind. Doch findet sich noch die eine oder andere Fabel, welche die Epitomatoren übergangen haben, weil sie damit nichts anzufangen wußten. Dahin rechnen wir Fabel 15, den Zank des Thebaners und Atheners, sicher in alter Zeit entstanden, wo jeder auf seinen Heiligen pocht, der eine den Herkules, der andere den Theseus, und keine Vereinigung zuläßt. Ferner Fabel 21 von den Ochsen, die sich gegen die Fleischer verschwören, deren politischer Ursprung nicht zu verkennen ist. Nr. 69 vom Hunde, der den Hasen nicht fangen konnte. Endlich Nr. 2, 48, 54 und 116, wovon die erste und letzte namentlich des Inhaltes wegen übergangen wurden, doch gerade dadurch ihr Alterthum beurkunden.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Oeuvres de Gresset. Par. 1839.

Amaury Duval, Le siège de Paris par les Normands. Vol. 1. 2. Par. 1835.

Dr. E. Brinckmeier, Die provenzialischen Troubadours nach ihrer Sprache u. s. w., aus den Quellen dargestellt. Halle 1844.

M. Ancelot, Oeuvres complètes, précédées d'une notice sur la vie et ses ouvrages par M. X. B. Saintine. Par. 1838.

Rob. Montgomery, Luther or the spirit of the reformation. Lond. 1842.

G. Scholl, Deutsche Literaturgeschichte. 2. völlig umgearb. Aufl. Bd. 1. Stuttg. 1844.

K. Gutzkow, Dramatische Werke. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

K. Jaromjr Erben, Pjsně Národnj w Cechách. Swazek 1. 2. W. Praze 1842.

A. Jwar Arwidson, Svenska Fornsänger. En samling af Kämpavisor, Volks-Visor, Lekar och

Dansar, samt Barn-och Vallsånger. Del 1—3. Stockholm 1842.

S. Kapper, Slavische Melodien. Leipz. 1844.

Rukopis Krolodvorsky a jine vytecnijsie narodnie spevoprawne Basne slovne i verne v povodniem starem jazyku, s pripojemem Polskeho, jusno Ruského, Illyrského, Krainskeho, Hornoluzickeho, Nemezkeho y Anglického prelozenie. Vydana cturté Vaceslava Hamky. WPraze 1843.

Clemens Brentano's Frühlingskranz. Bd. 1. Charlottenb. 1844.

Christ. Perez de Herrera, Proverbios morales y consejos christianos. Madr. 1618.

Dr. J. Mosen, Die Dresdener Gemäldegallerie. Leipz. 1844.

Louis Viardot, Notices sur les principaux peintres de l'Espagne. Par. 1839.

K. D. Hüllmann, Staatswirthschaftlich-geschichtliche Nebenstunden. Bonn 1843.

The Medical Times. Lond. 1844.

Dr. F. Arnold, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. I. Abth. 1. 2. Freib. 1843.

F. Martini, Von dem Einflusse der Secretionsflüssigkeiten auf den menschlichen Körper und insbes. von dem Einfluß der Thränen auf das menschliche Auge. Th. 2. (Der 1. Theil ist noch nicht erschienen). Belle Vue 1843.

E. Wilson, Compendium der Anatomie des Menschen. Lief. 1—4. Berl. 1841.

Dr. J. Henle und A. Kölliker. Ueber die Pacinischen Körperchen an den Nerven des Menschen und der Säugethiere. Zürich 1844.

Dr. E. A. L. Hübener, Die gastrischen Krankheiten monographisch dargestellt. Th. 1. 2. Leipz. 1844.

Jo. Fernelius, De morbis universalibus et particularibus libri IV posteriores Pathologiae. Lugd. Bat. 1645.

Dr. J. J. Kopp, Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis. Bd. 5. Frankf. 1844.

C. G. Neumann, Von den Krankheiten des Menschen. Specielle Pathologie und Therapie. 5. oder Supplementband. Berl. 1844.

Codex der Pharmakopöie. I. Section. Bd. 1. Leipzig 1844.

J. Buchner, Jahrbuch der Pharmakodynamik für 1844. Leipz. 1844.

Corpus Juris Romani collegit, emendavit adnotatione critica instruxit Carolus Baudi a Vesme, Cuneensis. P. I. Jus antejustinianaeum. T. 2. Codex Theodosianus. Aug. Taurinor. 1839.

Erster Entwurf des privatrechtlichen Gesetzbuches für den Kanton Zürich. Redakteur des Gesetzes: Dr. Bluntschli. Th. 1. Personen- Familien- Erbrecht. Zürich 1844.

W. Bornemann, Systematische Darstellung des Preußischen Civilrechts mit Benutzung der Materialien des allgemeinen Landrechts. Bd. 6 und letzter. Berlin 1844.

Dr. C. R. Sachse, Historische Grundlagen des deutschen Staats- und Rechtlebens. Vorstudien zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Heidelb. 1844.

Fr. Purgold, Der deutsche Anwaltstag zu Mainz. Darmst. 1844.

Bollen, Ueber Vermögens-Uebergaben und Guts-Abtretungen. Stuttg. 1844.

Dr. L. W. Fischer, Teutsches Volk und deutsches Recht. Stuttg. 1844.

Sammlung der Provincial- und Particulargesetze und Verordnungen, welche für einzelne an die Krone Preußen gefallene Territorien des linken Rheinufers 2c. erlassen worden sind. Im Auftrage des Staatsministeriums veranstaltet von J. M. Sittel. Bd. 1. 2. Trier 1843.

H. L. von Strampff, Kritische Briefe über den Entwurf für die Preußischen Staaten. Berl. 1844.

G. C. N. Rintel, Von der Jury. Münster 1844.

F. J. Perrot, Verfassung, Zuständigkeit und Verfahren der Gerichte der preußischen Rheinprovinzen in bürgerlichen Rechtssachen. Th. 2. Verfahren. Bd. 1. Trier 1844.

Nennius und Gildas. Herausgeg. von San-Marte. Berl. 1844.

Gildas, De excidio Britanniae. Ad fidem Codicum Manuscriptorum recensuit J. Stevenson. Lond. 1838.

Seb. Ciampi, Volgarizzamento dei trattati morali di Albertano giudice di Brescia da Soffredi del grazia notaro pistojese fatto innanzi al 1278. Firenze 1832.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

ΒΑΒΡΙΟΥ ΜΥΘΙΑΜΒΟΙ.

(Fortsetzung.)

Unsere prosaischen Collectionen stammen alle aus christlichen Zeiten; was daher den damaligen Sitten entgegen war oder eine Beleidigung des Göttlichen zu enthalten schien, überhaupt was nur für die antike Welt gedichtet war, womit die christliche nichts anzufangen wußte, wurde als unbrauchbar verworfen. Dahin rechnen wir die genannte zweyte Fabel. Ein Bauer hatte im Weinberge seine Hacke verloren, niemand wollte etwas davon wissen. Er führte alle anwesenden in die Stadt, um dort zu schwören; denn die Götter der Stadt sind allwissend und wahrhaftig, auf dem Lande wohnen nur die dummen,

> τῶν γὰρ θεῶν δοκοῦσι τοὺς μὲν εὐήθεις
> ἀγροὺς κατοικεῖν, τοὺς δ' ἐσωτέρω τείχους
> εἶναι τ' ἀληθεῖς καὶ τὰ πάντ' ἐποπτεύειν.

Kaum in die Stadt gekommen vernehmen sie, daß ein Herold öffentlich tausend Drachmen als Belohnung dem verkündet, der Anzeige von dem kurz vorher statt gefundenen Kirchenraube mache. Der Bauer wird dadurch belehrt, daß der Gott, der seine eigenen Diebe nicht selbst kenne, und für vieles Geld durch Menschen aufsuchen lasse, von fremden noch viel weniger wisse.

> ὁ δὲ τοῦτ' ἀκούσας εἶπεν, ὡς μάτην ἥκω.
> κλέπτας γὰρ ἄλλους πῶς θεός γ' ἂν εἰδείη,
> ὃς τοὺς ἑαυτοῦ φῶρας οὐχὶ γιγνώσκει,
> ζητεῖ δὲ μισθοῦ μή τις οἶδεν ἀνθρώπων.

Wie leicht die Alten Mythen ersonnen haben und ein witziger Gedanke genügte, um ihm die Form einer Fabel zu leihen, lehrt 54. Ein Eunuchus geht zum Opferpriester, zu sehen, ob das Opfer ihn mit der Hoffnung auf Nachkommenschaft erfreue; dieser fertigt ihn mit doppelsinniger, beißender Rede ab:

> Εὐνοῦχος ἦλθε πρὸς θύτην ὑπὲρ παίδων
> σκεψόμενος· ὁ θύτης δ' ἀγνοεῖν παραπλώσας,
> ὅταν μὲν εἶπε ταῦτ' ἴδω, πατὴρ γίγνῃ·
> ὅταν δὲ τὴν σὴν ὄψιν, οὐδ' ἀνὴρ φαίνῃ.

Das unverständliche παραπλώσας der Handschrift hat der Herausgeber mit παραπλάσας verwechselt, nicht erwägend, daß dadurch das Metrum entstellt und an die Stelle der Länge eine Kürze gesetzt wird; auch bedeutet das Wort nicht simulans, πλασάμενος, sondern etwas ganz anderes. Derselbe hat εἶπ' αὐτοὺς für εἶπε αὐτ', was die Abschrift hat, geschrieben und versteht es ich weiß nicht von welchen Kindern, wir haben ταῦτ' geändert, nämlich ἱερά, nach dem Opfer zu urtheilen, werden dir Kinder zu Theil.

Der Mythos 70, die Hochzeit der Götter, enthält in wenigen Versen einen schönen politischen Gedanken versinnlicht:

> Θεῶν γαμούντων, ὡς ἕκαστος ἐζεύχθη,
> παρῆν ἐφ' ἅπασι Πόλεμος ἐν ἑκάστῳ κλήρῳ.
> Ὕβριν δὲ γήμας ἣν Ἄρης κατειλήφει,

ταύτης περισσῶς ὡς λέγουσιν ἠράσθη·
ἕπεται δὲ ταύτῃ πανταχοῦ βαδιζούσῃ.
Μὴ γοῦν ἔθνη που, μὴ πόλεις τὰς ἀνθρώπων
ὕβρις προσεπέλθοι προσγελῶσα τοῖς δήμοις,
ἐπεὶ μετ' αὐτὴν πόλεμος εὐθέως ἥξει·

es ist dieselbe Fabel, die nach Theopompus König Philipp dem Herrscher der chalkidischen Städte vorgetragen, Theon cap. 2. ἐν τῇ εἰκοστῇ Θεοπόμπου τῶν Φιλιππικῶν ὁ (μῦθος) τοῦ πολέμου καὶ τῆς ὕβρεως ὃν ὁ Φίλιππος διεξέρχεται πρὸς τοὺς αὐτοκράτορας τῶν Χαλκιδέων, ungewiß, ob vor ihrer Besiegung als Drohung, daß ihrem Uebermuthe die Strafe folgen solle, oder nach der Vernichtung der Städte, daß sie durch eigene Schuld sich das Verderben zugezogen haben. Philippus muß diesen Herrn gegenüber in seinem guten Rechte gewesen seyn, sonst wäre keine Anwendung dieser Fabel möglich. Daß sie so kurz ist und unserm modernen Geschmacke nicht ganz zusagt, berechtigt noch nicht zu der Annahme, daß sie einst ausführlicher und in größerer Vollendung gewesen ist. Wir lernen hier den Gebrauch des Mythos in anderer Form kennen, als man bisher anzunehmen gewohnt war. In Nr. 39

Δελφῖνες αἰεὶ διεφέροντο φαλαίναις,
τούτοις παρῆλθε κάρκινος μεσιτεύων·
ὡς εἴ τις ὢν ἄδοξος ἐν πολιτείαις
στάσιν τυράννων μαχομένων εἰρηνεύοι·

hat die Handschrift zwar am Schluße λείπει, aber es fehlt nichts. Erzählung und Moral — und man merke, wie auch hier die Anwendung eine politische ist — sind jedes in zwey Versen dargestellt. Diesem ganz ähnlich ist Nr. 41

διαρραγῆναί φασιν ἐκ μέσου νώτου
δράκοντι μῆκος ἐξισουμένην σαύραν.
Βλάψεις σεαυτὸν κοὐδὲν ἄλλο ποιήσεις,
ἂν τόνδε λίαν ὑπερέχοντα μιμήσῃ·

also auch hier Mythos und Lehre in je zwey Versen gegeben, und die Vermuthung des Herausgebers, die Fabel sey mutila ist nicht besser als seine uns unverständliche Aenderung σεαυτήν, während er den Fehler in τόνδε nicht beachtet hat, und auch oben mehr das Futurum μεσιτεύσων erwartet wird.

Aber manche bekannte Fabel erhält jetzt erst ihr richtiges Verständniß, wie die von den Hunden und Wölfen, 85. Die Aufzählung der verschiedenen Hundsarten in Griechenland, als cretensischen, molossischen, akarnanischen u. s. w. gegenüber den ganz gleichfarbigen und einheitlichen Wölfen lehrt unverkennbar die politische Bedeutung des Mythos, die Entzweyung und verschiedene Gesinnung der Griechen gegenüber dem auswärtigen einträchtigen Feinde, den Macedoniern oder den Römern. Besonders beachte man, daß es ein Achäer ist, der zum Anführer ernannt die Kampflustigen zurückhält

κύων δ' Ἀχαιὸς ἡρέθη κυνῶν δήμου
στρατηγὸς εἶναι, καὶ μάχης ἐπιστήμων
ἔμελλεν, ἐβράδυνεν, οἱ δ' ἐπηπείλουν,
εἰ μὴ προάξει·

und man wird Zeit und Veranlassung des Mythos näher bestimmen können. Merkwürdig ist der Ausfall auf die Araber, ausgehend von der eigenen Erfahrung des Dichters 57, 12

ἐντεῦθεν Ἄραβές εἰσιν, ὡς ἐπειράθην,
ψεῦσταί τε καὶ γόητες, ὧν ἐπὶ γλώσσης
οὐδὲν κάθηται ῥῆμα τῆς ἀληθείας·

aus der spätern byzantinischen Geschichte dafür Belege zu geben, hält nicht schwer, für das dritte Jahrhundert aber sind mir keine im Gedächtnisse, und doch ist diese Stelle besonders geeignet, über die Zeit unsers Dichters Aufschluß zu geben. Bekannte Fabeln sind vorzüglich schön ausgearbeitet, wie 88 die Lerche und die Jungen, 108 die Stadt- und Landmaus, 95 der kranke Löwe, zu welchem zu gehen der schlaue Fuchs den eitlen Hirschen ungeachtet des ersten schlimmen Versuches doch noch einmal zu seinem gänzlichen Verderben zu bereden weiß, die ausführlichste aus 102 Versen bestehende und wohl die schönste Fabel, die uns auffallend an die Kunst und Gewandtheit des Reinecke Fuchs erinnerte. Manchmal muß man sich über die dem Mythos beygegebene Lehre wundern, wie 22 von dem Manne, der durch seine junge und alte Geliebte um die weißen und schwarzen Haare kommt und zum Kahlkopf wird:

φάσκει δ' ὁ μῦθος τοῦτο πᾶσιν ἀνθρώ-
ποις,
ἐλεεινὸς ὅστις εἰς γυναῖκας ἐμπίπτει·

Nicht immer ist die Anwendung beygefügt, sie fehlt sogar häufig; die prosaischen Zugaben sind aus späterer Zeit, das lehrt die oft falsche Auffassung des Gedankens, die Form der Sprache, in welcher christliche Ausdrücke vorkommen, endlich daß selbst, wenn der Autor seiner Fabel die Lehre beysetzt, sie gleichwohl prosaisch wiederkehrt. Selbst zwey prosaische Lehren finden sich z. B. 1, 16 und 83, aus welchen letzteren der Herausgeber durch Hinzusetzen und Wegnehmen selbst drey Choliamben gemacht und dem Mythos einverleibt hat, weil sie ziemlich nahe da lagen, obschon das einleitende ὅτι ernstlich abmahnen mußte. Man könnte auf diese Art noch viele Verse machen. Gleich auffallend ist die Anwendung der Fabel 34.

Wir begrüßen demnach diese Entdeckung der babrischen Fabeln als einen erfreulichen Beytrag der griechischen Litteratur; durch sie ist ein Beweis mehr geliefert, daß noch manche Bereicherung möglich ist, und eifriges Forschen nicht unbelohnt bleibt.

Die metrische Form ist in diesen Gedichten häufig und so arg verletzt, daß man sich schwer überzeugen kann, der Dichter, der doch selbst behauptet, er habe seinen Jambus καθαρῷ χρυσίῳ geschmückt, trage die Schuld solcher Fehler. Daß am vierten Fuße der Spondäus δὲ ζῶντας 14, 4. τὸ ζῆν 31, 23 steht, hat der Herausgeber, bey welchem metrische Kenntniß wohl der schwächste Theil seines Wissens ist, erkannt und vergebens entschuldigt, auch an einigen Stellen durch Umstellung nachgeholfen, wie 12, 1; 95, 8 und 63; 96, 6. Aber das Uebel ist weit ärger als er geahnt hat. Wer wird es wagen, durch Emendation Verse zu bessern, wie die nachfolgenden?

36, 1. δρῦν αὐτόρριζον ἄνεμος ἐξ ὄρους ἄρας
70, 7. ὕβρις ἐπέλθοι προσγελῶσα τοῖς δήμοις
42, 5. ὁ μάγειρος ἐκτὸς ἐξέρριψε τοῦ τοίχου
95, 77. λίην ἄπιστον πειράσας σε καὶ κούφην
29, 5. μὴ λίαν ἐπαίρου πρὸς τὸ τῆς ἀκμῆς γαῦρον
107. 10. καὶ φιλαγρευταῖς ἐμπεσὼν νεανίσκοις
91, 4. τὸν ταῦρον ἐμβάντα τοῖς κέρασιν ἐξώθει
106, 3. ὅσων ἀρίστην ὀριτρόφων φυὴν ἔγνω

Mag man davon auch einiges wie die Kürzen von λίαν, von ἰατρός 75, 11. 15 entschuldigen, immer beweist es einen ganz späten Verfasser; ein Dichter, der sich solches erlaubt, ist kein Dichter, im Geiste der Alten nicht, wenn auch die Neuern dergleichen leicht hin nehmen

aut operae celeris nimium curaque carentis,
aut ignoratae premit artis crimine turpi.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

J. H. Kurtz, Beyträge zur Vertheidigung und Begründung der Einheit des Pentateuchs. Beytrag 1. Nachweis der Einheit von Gen. I—IV. Königsb. 1844.

G. A. Meier, Die Lehre von der Trinität in ihrer historischen Entwickelung. Bd. 1. Hamburg 1844.

Dr. W. H. D. Köllner, Symbolik der heiligen apostolischen römischen Kirche. Hamburg 1844.

Dr. J. L. Hug, Gutachten über das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von Dr. F. Strauß. 1. 2. Freiburg 1844.

Dr. P. J. Elvenich, Der Hermesianismus und Johannes Perrone, sein römischer Gegner. Abth. 1. Breslau 1844.

Dr. J. B. Baltzer, Theologische Briefe als Fortsetzung des Breslauer Streits über das christliche Seligkeitsdogma. 1 Serie. Mainz 1844.

Vanbrugh Livingston, An enquiry into the merits of the reformed doctrine of Imputation. New York 1843.

L. Feuerbach, Das Wesen des Glaubens im Sinne Luthers. Ein Beytrag zum „Wesen des Christenthums." Leipz. 1844.

Raccolta di documenti ovvero avvertimenti spirituali ed esortatari . . Venezia 1779.

Eus. Nieremberg, Epistolas. Madr. 1649.

Barth. Tortoletto, Sacrosancta Vaticana Petra. Romae 1644.

Ant. Nebrissen, Hymnorum recognitio. Granada 1549.

C. A. Begin, Histoire de la cathédrale de Metz. T. 1. 2. Metz 1842.

A. F. C. Mengert, Die ersten christlichen Missionäre unter den Teutschen. Bayreuth 1844.

Ch. Verdiere, Essai sur Aeneas Sylvius Piccolomini (Pius II. Papa) Paris 1843.

J. Sanseverino, Ab excessu Christi rerum ecclesiasticarum libri III. 2 Volls. Liburni 1788—90.

J. A. Saxius, Archiepiscoporum Mediolanensium series historicochronologica. T. 1—3. Mediolani 1755.

Nunziatura in Irlanda di M. Gio. Batista Rinuccini, arcivescovo di Fermo negli anni 1645 a 1649, publicata per la prima volta su' Mss. originali della Rinucciniana, con documenti illustrativi per cura di G. Aiazzi. Firenze 1844.

W. Haan, Kirchlich statistisches Handbuch für das Königreich Sachsen. Dresden 1838.

J. A. Gabutius, De vita et rebus gestis Pii V. Pont. Max. libri res. Romae 1655.

Evan, Sketch of the various denominations of the christian world. Lond. 1841.

Ben. Davanzati, Notizie al Pellegrino della basilica di Santa Prassede. Roma 1725.

Nic. Alemannus, De lateranensibus parietinis restitutis dissertatio historica. Romae 1625. 4.

Fr. Bermudez de Pedraza, Historia eclesiastica principios y progressos de la ciudad y religion catolica de Granada. Granada 1639.

Luis de Sousa, Historia de S. Domingos particular do reino e conquistas de Portugal. P. 1—4. Lisboa 1767.

Al. del Poço, Historia de la milagrosa imagen de nuestra Señora de las Caldas y su convento. Vidas del padre Juan Malfaz y vida de la Señora M. Anna Velarde de la Sierra. S. Sebastian 1700.

Th. Caetano de Bem. Memorias historicas chronologicas da sagrada religião dos clerigos regulares em Portugal e súas conquistas na India oriental. T. 1. 2. Lisboa 1792—94.

Memorias historicas e appendix segundo a disposição quarta da colleção das disposições do superior provincial . . . da ordem Terceira de S. Francisco em Portugal. Lisboa 1794.

Fr. de Santa Maria, O ceo aberto na terra. Historia das sagradas congregações dos Conegos Seculares de S. Jorge em Alga de Venesa e de S. João evangelista em Portugal. Lisboa 1697.

Fr. Eg. Leoindelicato, Jardim Carmelitano, historia chronologica e geografica. Lisboa 1741.

Fr. Juan de San Antonio, Franciscos descalzos en Castilla la vieja, chronica de la santa provincia de San Pablo. T. 1. 2. Salamanca 1728.

Jos. de Seabra da Sylva, Deducção chronologica e analytica na quale se manifestão os horrorosos estragos que a Companhia denomnada de Jesus fez en Portugal. Lisboa 1768.

Balth. Telles, Chronica da companhia des Jesu na provincia de Portugal. Lisb. 1645.

Al. de Saint-Priest, Histoire de la chûte des Jésuites au 18 siècle (1750—1782) Par. 1844.

Fr. Xarque, Insignes missioneros de la compañia de Jesus en la provincia del Paraguay. Pamplona 1687.

Fr. de Sousa, Oriente conquistado a Jesu Christo pelos padres da companhia de Jesus da Provincia de Choa. T. 1. 2. Lisb. 1710.

Memorial al rei nuestro Señor sobre la execucion del Breve de la Santidad de Innocencio X.

Berth. Guerreiro, Gloriosa coroa desforcados religiosos da companhia de Jesu. s. l. 1642.

Cartas que los padres y Hermanos de la compañia de Jesus, que andan en los Reynos de Japon escrivieron a los dela misma Compañia. Alcala 1575.

Gasparin, Die allgemeinen Interessen des Protestantismus in Frankreich. Essen 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.



ΒΑΒΡΙΟΥ ΜΥΘΙΑΜΒΟΙ.

(Schluß.)

Wir werden uns freuen, wenn ein Kundigerer die Lösung giebt, die wir nicht wissen; denn das plura nitent gestehen wir vollkommen zu. Die sicher emendirende Hand ist erst zu erwarten; so ist 11, 2

ξείνη θελήσας περιβαλεῖν τις αἰτίη

nicht dem Dichter zuzuschreiben und wie Boissonade will für βλάβη im seltenern Sinne zu nehmen mit einer jonischen Dehnung, die er p. 204 vertheidigt, sondern es ist αἰκίη zu corrigiren, was der Gedanke fordert, vergl. 21, 7. 91, 3. Auch 50, 4

ὁ δ' οὐ προδώσειν ὄμνυ· ἡ δ' ἀπεκρύφθη

geht vielleicht nicht vom Dichter aus, wo überdieß das Fehlen des Augments zu beachten ist, geholfen wird durch ὤμοσ'. Daß der Herausgeber 36, 7 den Hiatus τε ὤν stehen ließ für τ' ἐών, zeigt wie so vieles seine Schwäche in diesen Dingen; auch δύο ist ihm ein Jambus 35, 1. 66, 3, also o eine Länge. 95, 47

πάλιν δὲ κερδὼ καθικέτευε φωνήσας

wird das Metrum durch καθικετεύει hergestellt, so wünschenswerth auch der Jambus am fünften Fuße bliebe. Auf diese Art ist mancher Vers, der jetzt eine modern griechische Form hat, nicht als vom Dichter ausgegangen zu betrachten, wie

40, 4. ἔμπροσθεν ἤδη τάχ' ὄπισθέν μου βαίνει

95, 4 ὁ δ' ἀτεχνὴς ἰατρὸς εἶπεν εἰσβαίνων.

Den Anapäst am fünften Fuße erinnern wir uns nur zweymal gelesen zu haben 18, 11 ἀλέην πλείω und 104, 7 ἐπιεικείης, wofür Boissonade ἐπεικείης geschrieben hat.

Von Seite der Sprache ist der häufige Gebrauch des Plusquamperfectum zu merken, wovon Boissonade Beyspiele p. 32 gesammelt hat, die noch vermehrt werden können; anderes ist 53, 5 συνηντήκοις, 6 ὑπηντήκοις, 8 συναντήσοις. 95, 82 μηδ' ἐπτόησο. 50, 16 μου μνήσκου. 123, 6 ἐλπίδων ἀτευκτήσας. 107, 16 ἀντιζωγρήσας. 25, 8 ἐπεστάθησαν, blieben stehen. 57, 8 ἐπισταθῆναι. 101, 4 ἀποστατήσας. 103, 12 σταθεῖσα. 105, 3 σταθείς, was alles auf spätere Zeit hiweist. Nicht selten ist ζώειν 25, 1. 95, 4. ζώει 95, 21. 35, 6, aber ζώοιο 103, 17 ist ein Ungethüm und auch der späteren Zeit nicht zuzutrauen, wohl nichts als ein Schreibfehler für σώζοιο. 12, 7 φιλτάτη ζώεις, was wir fragend nehmen, Theuerste, lebst du noch? Der Optativ, den der Herausgeber gesetzt hat, paßt nicht zur Anrede. 114, 1 ηὔχει . . ὡς λάμπειν rühmte sich, daß sie leuchte. Solche Formen und Constructionen, die wir nicht alle anführen wollen, beweisen mit andern, daß wir nicht einen Dichter aus der Zeit Augustus, sondern einen viel spätern vor uns haben. Die Sammlung muß einst reicher gewesen seyn, als wir sie besitzen; das Fragment, das S. 242 aus Tzetzes mitgetheilt ist, enthält den Anfang einer Fabel, welche mit Γάλλοις ἀγύρταις beginnt, in unserer Handschrift aber nicht zu finden ist; das Buch war vielleicht, seit es aus der Hand des Versificator hervorgegangen ist, man-

chen Veränderungen unterworfen, die wir nicht zu bestimmen vermögen.

Von dem Verdienste des Herausgebers bedauern wir, nicht so rühmliches, wie wir gerne wünschten, sagen zu können. Dank verdient, daß auf Fabeln desselben oder ähnlichen Inhalts hingewiesen ist. Wenn er auch in der Dedication an den Minister sagt: fabulas ut potui diligentissime pro temporis angustiis et doctrinae tenuitate recensitas et editas, so finden wir doch das Geleistete schwächer als wir erwarteten; man ist bey Boissonade gewohnt, abseits geführt zu werden, und wir wollen ihm diese Sitte nicht verargen, so ungeeignet sie auch seyn mag. Auch tadeln wir nicht, daß er die Fabeln zu wenig recensirt, wohl aber, daß er zu weit gegangen und zu viel falsches hineingebracht hat, was mit der nöthigen Kenntniß der Sprache und des Metrums gewiß nicht geschehen wäre. Ihm ist das Princip der Kritik, das verdorbene im Texte zu behalten, so lange nicht zuverlässiges aufgefunden ist, ganz unbekannt; er glaubt das unverständliche oder unrichtige mit jedem wenn auch noch so unwahrscheinlichen vertauschen zu müssen, und hat dadurch dem Texte mehr geschadet als genützt. Im Prologe v. 10 hat die Handschrift

ἐλάλει δὲ πέτρα καὶ τὰ φύλλα τῆς πεύκης,
ἐλάλει δὲ πόντιος ἰχθὺς βράγχε νηῒ καὶ ναύτῃ.

Boissonade aber giebt im Texte δελφὶς, um das erforderliche Metrum herauszubringen; aber wie sollte jemand dieses bekannte Wort mit πόντιος ἰχθὺς zu erklären sich veranlaßt fühlen, und diese Erklärung später das eigentliche Wort verdrängen? Er selbst bemerkt, daß man vielleicht schreiben müsse

καὶ πόντιος ἰχθὺς βράγχε νηῒ καὶ ναύτῃ.

und wenn er von seinem δελφὶς sagt: de ipso tamen vocabulo multum incertus, quum fabulam non meminerim, in qua delphinus et navis nautaeque fuerint inter se locuti, warum hat er den Text interpolirt? er mußte das unsichere beybehalten und durfte diesem nicht ein noch unsichreres unterstellen. Mir scheint schon die Wiederholung des Verbum ἐλάλει anzudeuten, daß auch in diesem Verse etwas lebloses, nicht belebtes als mit der Sprache begabt gedacht werden soll, wie πέτρα und φύλλα, woraus sich von selbst ergeben würde

ἐλάλει δὲ πόντος βράγχε νηῒ καὶ ναύτῃ.

das Meer redet Nr. 71. Durch eigene Schuld bringt er den Dactylus in den zweyten Fuß 89, 5

ἔγωγ' οὐ περυσινὸς ὃς ἐπ' ἔτος ἐγεννήθην

der Codex hat ἐγὼ οὐ ohne ὃς. Gut, daß Boissonade den metrischen Fehler im vorhergehenden Verse

σύ με τί πέρυσι μικρὸς ὢν ἐβλασφήμεις;

nicht bemerkt hat, er würde ihm nicht glücklicher nachgeholfen haben. Sind in der Handschrift Lücken oder Fehler, so kann man allgemein annehmen, daß der Herausgeber selten das richtige getroffen, wohl aber gewöhnlich das falsche noch vermehrt hat, wie in dem schönen Epiloge 12, 24

παραμυθία τίς ἐστι τῆς κακῆς μοίρης
λόγος σοφὸς καὶ μοῦσα καὶ φυγὴ πλήθους·
λύπη δ' ὅταν πάλαι τις εὐσθενῶν ὀφθῇ
τούτοις ταπεινὸς αὖθις οἷς συνοικήσῃ.

Hier ist πάλαι von Boissonade, οἷς aber für das handschriftliche ὢν gesetzt. Dadurch sind die Worte οἷς συνοικήσῃ ganz überflüßig, und der Conjunctivus ist gegen alle Grammatik; wie leicht aber war es, den Gedanken und die Sprache in diesen Versen herzustellen!

λύπη δ' ὅταν τις οἷσιν εὐσθενῶν ὤφθη,
τούτοις ταπεινὸς αὖθις ὢν συνοικήσῃ.

23, 8 ein Hirt hat einen Stier verloren, er gelobt ein Lamm dem Hermes, wenn er den Dieb finde, eilt auf einen Hügel, und sieht den Löwen beschäftigt, den geraubten Stier zu verzehren:

δυστυχὴς δ' ἐπαρᾶται
καὶ βοῦς προσάξειν, εἰ φύγοι γε τὸν κλέπτην.

Dazu theilt Boissonade die Note Minas' mit: la particule γε fait une dissonance, quoique cette phrase soit une imitation de cette d'Homère εἴ κεν θάνατόν γε φύγοιμεν. Er selbst bemerkt dagegen: quid sit dissoni equidem non video, homo barbarus, vollkommen richtig, denn an dieser grie-

chischen Weisheit ist nichts; aber er hätte auch sehen sollen, daß im vorausgehenden ἄρνα λοιβὴν παρασχεῖν, εἰ λάβοιτο τὸν κλέπτην jenes falsche ungrammatische λάβοιτο selbst nichts anders als λάβοι γε ist, das zuletzt in εἰ φύγοι γε τὸν κλέπτην absichtlich und scherzend wiederholt wird. Ferner hätte, wenn auch προσάξειν richtig ist, doch βοῦν verbessert werden sollen, denn nicht die ganze Heerde, nur einen Ochsen, wie oben ein Schaf, will er geben. Manchmal nimmt der Herausgeber an einer Form allerdings Anstand, bringt aber nicht durch, wie 59, 12 im Tadel des Momus

τοῦ δέ γ' ἀνθρώπου
μὴ σχεῖν θυρωτὰ μηδ' ἀνοικτὰ τὰ στήθη,
ὡς ἂν βλέποιτο τὸν πέλας τί βουλεύοι·

er meint βλέψοιτο würde weniger auffallen (?); die Verbesserung liegt nahe da

ὡς ἂν βλέποι το τοῦ πέλας τί βουλεύει·

Die gegebenen Beyspiele sollen genügen, daß unser Tadel gegen einen würdigen Gelehrten, dessen Verdiensten wir alle Achtung und Anerkennung zugestehen, nicht ungegründet war; es widerstrebt unserm Gefühle, mehr, als die Sache und die Wahrheit selbst foderte, aufzuhäufen, wie wir denn auch gerne die erforderliche Berichtigung des Textes den kritischen Geistern überlassen, die mit mehr Talent ausgestattet alles falsche aufzuspüren und das wahre an dessen Stelle zu setzen vermögen.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Einleitung und Nachträge zur ersten Auflage des ersten Bandes von Dr. C. Riffel's christlicher Kirchengeschichte der neuesten Zeit. Mainz 1844.

Titi Flavii Clementis viri consularis et Martyris tumulus illustratus. Urbini 1727.

Relazione dello scuoprimento e ricognizione fatta in Ancona dei sacri corpi di S. Ciriaco, Marcellino e Liberio. Roma 1756.

Ach. Jubinal, La Légende latine de S. Brandaines. Par. 1836.

V. de Falloux, Histoire de Saint Pie V, pape, de l'ordre des frères prêcheurs. T. 1. 2. Paris 1844.

Fr. H. D. Christianopulus, De S. Exuperantio Cingulanorum episcopo deque ejus vitae actis liber singularis. Romae 1771. 4.

G. Cardoso, Agiologio Lusitano dos Sanctos. T. 1—4. Lisboa 1652—54.

J. de Lucena, Historia da vida do padre Francisco de Xavier, e do que fizerão na India os mais Religiosos da companhia de Jesu. s. l. 1600.

R. Alb. Faci, Aragon, reyno de Christo y dote de Maria fundado sobre la columna immobil de Nues tra Señora en su ciudad de Zaragoza. P. 1. 2. Zaragoza 1739.

Constituciones y nuevas addiciones synodales del opispado de las Canarias. Madr. 1737. 4.

Juan Luis Lopes, Historia legal de la bula llamada in coena Domini. Madr. 1760.

Regimento do Santo officio da inquisição dos reinos de Portugal. Lisboa 1774.

Dr. H. Fr. Jacobson, Urkundensammlung von bisher ungedruckten Gesetzen nebst Uebersichten gedruckter Verordnungen für die evangelische Kirche von Rheinland und Westphalen. Königsberg 1844.

— — Geschichte der Quellen des Kirchenrechts des Preußischen Staates mit Urkunden und Regesten. Th. 4. Die Provinzen Rheinland und Westphalen. Bd. 3. das evangelische Kirchenrecht. Königsberg 1844.

Dr. J. F. L. Merzdorf, Bibliothekarische Unterhaltungen. Mit Urkunden. Oldenb. 1844.

Th. Chr. Fr. Enslin, Bibliotheca medico-chirurgica et pharmaceutico-chemica. Leipz. 1841.

The christian Remembrancer; a monthly magazine and review. Vol. I. Lond. 1841.

E. Gervais, Die Gründung der Universität Königsberg und deren Säcularfeyer 1644 und 1744. Danzig 1844.

Compendio historico do estado da universidade de Coimbra. Lisb. 1772.

J. F. Fabricius, Notizen über die Einführung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst in Amerika. Leipz. 1841.

F. Exner, Ueber Leibnitzens Universal-Wissenschaft. Prag 1843.

Rendiconto delle adunanze e dé lavori dell' accademia delle scienze sezione della societá reale borbonica di Napoli. T. I. Napoli 1842.

Rock 1844. pod wzgledem oswiaty, przemystu i wypadków czasowych. Poznam 1844.

Dr. J. Schaler, Vorlesungen über Schleiermacher. Halle 1844.

K. Chr. Fr. Krause, Handschriftlicher Nachlaß. Abth. I. Götting. 1843.

K. Gutzkow, Aus der Zeit und dem Leben. Leipzig 1844.

Dr. F. E. C. Dietrich, Abhandlung für Semitische Wortforschung. Leipz. 1844.

Duarte Nunez de Liao, Orthographia da lingoa Portuguesa. Lisb. 1576.

Grammatica philosophica da lingua Portugueza por J. S. Barboza. Lisboa 1822.

Dr. J. Fölsing, Lehrbuch der englischen Sprache. Th. 1. 2. Berlin 1843.

B. M. de Cannecattim, Diccionario da lingua Bunda. Lisboa 1804.

Dr. G. E. F. Lieberkuehn, Vindiciae librorum injuria suspectorum. Lips. 1844.

Dr. J. Chr. F. Bähr, Geschichte der römischen Literatur. 3. verm. Aufl. Bd. 1. Carlsruhe 1844.

Euclide, Les oeuvres en grec, en latin et en français, d'après un manuscrit très-ancien qui était resté inconnu jusqu'à nos jours, par F. Peyrard. Vol. 1 — 3. Paris 1814 — 18.

O. F. Gruppe, Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoräer. Berlin 1840.

Dr. O. F. Gruppe, Ueber die Theogonie des Hesiod, ihr Verderbniß und ihre ursprüngliche Gestalt. Berlin 1841.

G. P. E. Groshans, Prodromus Faunae Homeri et Hesiodi. Lugd. Bat. 1839.

J. C. Glaser, Die Metaphysik des Aristoteles nach Composition, Inhalt und Methode dargestellt. Berl. 1841.

C. E. Geppert, Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge. Th. 1. 2. Leipzig 1840.

F. G. Eichhoff, Etudes grecques sur Virgile. Vol. 1 — 3. Paris 1825.

C. J. Tornberg, Annales regum Mauritaniae ab Abul-Hasan Ali Ibn Ali Zer' Fesano conscriptos. T. I. fasc. 2. Upsaliae 1843.

Mah. Cas. Ferischta, Tarikh-i-Ferischta or history of the rise of the Mahomedan Power in India till the year A. D. 1612 by Mahomed Has. Ferischta of Astrabad. Ed. by J. Briggs, assisted by Mushtak. Vol. 1. 2. Bombay 1831.

Der Koran. Aus dem Arabischen wortgetreu neu übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. L. Ullmann. Crefeld 1840.

Zeitschrift für vergleichende Erdkunde. Herausg. von J. G. Lüdde. I. Jahrg. Magdeb. 1842.

J. G. Sommer, Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Jahrg. 22. für 1844. Prag 1844.

J. Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika. Bd. 8. Stuttgart 1844.

Recueil de voyages et de mémoires, publié par la société de géographie. T. VII. p. 1. Grammaire et dictionnaire abrégés de la langue Berbère, composés par feu Venture de Paradis, révus par Amédée Jaubert. Paris 1844.

E. H. Röttger, Briefe über Hinter-Indien. Berlin 1844.

Fr. X. Ribeiro de Sampaio, Diario da viagem que em visita, e correição das provoações da Capitania de S. Joze do Rio Negro Fez o ouvidor, e intendente geral da mesma. Lisboa 1825.

Dr. J. Gambihler, Handbuch für Reisende nach London. München 1844.

Granier de Cassagnac, Voyage aux Antilles françaises, anglaises, danoises, espagnoles à Saint-Domingue et aux états-unis d'Amérique. P. 1. 2. Paris 1842 — 44.

Fr. v. Daum, Bemerkungen über die Landwirthschaft, das Klima und die Vegetation in Südfrankreich, Wälschland und Malta. Charlottenb. 1844.

J. A. Tyroff, Neues adeliges Wappenbuch. Bd. 4. Th. 2. 3. Schluß. Nürnb. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Introductory lectures on modern history delivered in the term 1842 . . by Thomas Arnold D.D. Regius professor of modern history in the University of Oxford and Head master of Rugby School. Oxford 1842. S. 404 gr. 8.

———

Dieses Buch, dessen Erscheinen der Verf. nicht erlebt hat, ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig. D. Arnold hatte sich als Pädagog, als Erklärer des Thucydides, und durch den ersten Theil seiner römischen Geschichte (Gel. Anz. VII. 209) rühmlichst hervorgethan, eine nähere Bekanntschaft mit der neueren Geschichte aber noch nicht gemacht, wenigstens nicht beurkundet, als er zum Lehrer dieses Faches an der Universität Oxford ernannt wurde. Die wenigen Vorlesungen, die er in dieser Eigenschaft hielt, und die hier abgedruckt sind, machten nicht nur auf eine ungewöhnlich zahlreiche, aber Anfangs gegen ihn meist ungünstig oder doch mißtrauisch gestimmte Versammlung den befriedigendsten Eindruck, sondern ihnen wird theilweise, vielleicht nicht mit zureichendem Grunde, diejenige Erweckung zugeschrieben, deren Theilhaber seit Kurzem sich Jung-England nennen lassen; (nicht als Gegensatz, vielmehr als Rückkehr zu Alt-England.) Auch davon abgesehen, verdient übrigens das Buch, seines Gehaltes wegen, die Aufmerksamkeit der Freunde der Geschichte.

Es beginnt mit dem Vortrage welchen der Verf. zum Antritte seines neuen Amtes gehalten hat (inaugural lecture.) Hier wird zuerst die Obliegenheit des Lehrers der Geschichte an einer hohen Schule bestimmt: nicht, zu erzählen, sondern seine Zuhörer erstens zur Erkenntniß des Wesens und des Werthes der Historie, zweytens zur Bekanntschaft mit derselben vermöge eigener Arbeit anzuleiten. Den ersten Punct behandelt der Verf. in diesem einleitenden Vortrage, woraus Ref. nur anführen will, daß die Geschichte in der gewöhnlichsten Bedeutung für die „Lebensbeschreibung eines Staates“ erklärt wird, eine Geschichte der Menschheit also dem Verf. so fremd scheint als eine Universalgeschichte.

Zwey ansprechende Bemerkungen eröffnen die erste Vorlesung. Der Verf. bekennt offen die Unzulänglichkeit seiner Kenntniß der neueren Geschichte, benützt aber dieses Geständniß um seine Zuhörer aufmerksam zu machen, wie nöthig es sey, daß man sich der Grenzen seines Wissens immer bewußt bleibe. Ferner sagt er voraus, Manche würden an mancher seiner Behauptungen Anstoß nehmen, weil in dem Vortrage über die neuere Geschichte fast alle die großen Fragen, worüber die Meynungen so getheilt seyen, berührt werden müßten; zugleich aber spricht er seine Zuversicht aus, am Ende würden die Gegensätze minder schroff seyn, weil jede ruhig und aufrichtig geführte Untersuchung, wo nicht Vereinigung der Ansichten, doch Annäherung der Gemüther bewirke, und weil sich zeigen würde, wie die historischen Wahrheiten sich wesentlich von den Meynungen aller Partheyen unterscheiden.

Um das Studium der neueren Geschichte — so viel schwieriger als der alten, wegen ihres ohne

Vergleichung größeren Gebietes und Quellen-Reichthums — zu beginnen, räth der Verf., mit einer nicht sehr ausgedehnten Periode, z. B. Frankreich im 15. Jahrhundert, den Anfang zu machen, und zwar so, daß man zuerst einen gleichzeitigen Geschichtschreiber, (in dem angenommenen Falle, Comines) dann einen oder einige der entgegengesetzten Seite lese, hiernächst mit den wichtigsten Urkunden der Periode, Verhandlungen und Verträgen, Gesetzen und Verordnungen, endlich mit der Litteratur des Zeitraumes sich bekannt mache. Den Schrecken zu vermindern, welchen diese Zumuthung erregen könnte, giebt er Anleitung zu einer das Geschäft abkürzenden Auswahl, zeigt aber dabey, daß man sich weder auf die Benützung litterarhistorischer Werke einschränken noch auf bloße Auszüge verlassen dürfe, die oft seltsam verstümmelt seyen, wie er an einer von Mosheim übel ausgezogenen und auf dessen Wort von Anderen, z. B. Robertson, angeführten Stelle aus dem Leben des h. Eligius nachweist. Damit aber, fährt er fort, sey zwar Kunde des Einzelnen, nicht aber Einsicht in das Ganze gewonnen, die man von der Vergangenheit nicht erlangen könne, wenn man sie von der Gegenwart nicht habe. Darum sey von gelehrten Alterthumsforschern über die alte Welt so wenig lehrreich geschrieben worden, weil sie Fremdlinge in ihrer eigenen Zeit gewesen; wogegen minder gelehrte, selbst befangene, dabey aber weltkundige Leute, z. B. Mitford, lebendige Darstellungen geliefert haben. Nun sey es freylich schwer, namentlich in früher Jugend, eine richtige Vorstellung von der Gegenwart zu schöpfen. Einigermassen jedoch lasse dieß sich dadurch erzielen, daß man das Studium einer fernen Periode mit den jüngsten Bearbeitungen derselben beschließe, indem aus solchem gemeiniglich die Ansicht der neuesten Zeit abzunehmen sey, der wir uns zwar keineswegs zu unterwerfen haben, deren Vergleichung mit der von uns selbst gefaßten Vorstellung jedoch ohne Zweifel diese zu berichtigen dienen werde. Sey man auf solche Weise zum Verständniß einer Periode gelangt, so verstehe man die Historie. Denn das sorgfältige Studium einer Periode sey der Weg, sich jeder andern zu bemeistern.

Die zweyte Vorlesung theilt die neuere Geschichte in zwey ungleiche Hälften ab, deren erste das Mittelalter begreift, die zweyte von dem sechzehnten Jahrhundert anhebt. In der ersten ist die Geschichte einfacher, in der andern verwickelter. Einfacher ist sie in jener, weil dort der selbstthätigen Elemente der Gesellschaft ungleich weniger, und weil in den Bestandtheilen dieser Elemente selbst weniger Mannigfaltigkeit war. Gleichwohl hat die Auffassung auch dort nicht geringe Schwierigkeiten zu besiegen, wie an Beyspielen nachgewiesen wird.

In der dritten Vorlesung wendet sich die Betrachtung auf die neuere Zeit vom 16. Jahrhundert an. Zuerst wird die Wichtigkeit einer gründlichen Kenntniß der Geographie für die historische Erkenntniß dargethan und an dem Beyspiele von Italien verdeutlicht. Hierauf wird, ohne den Zusammenhang der inneren und der äußeren Geschichte der Staaten zu verkennen, die letztere zuerst in Betrachtung genommen, und als die allgemeinste Richtung derselben das Streben nach Vergrößerung oder Abrundung erkannt, welches, so weit es auf Verwandtes und Gleichartiges gerichtet ist, gelingt, wo es aber darüber hinausgeht, wie bey Spanien, dann bey Oesterreich, zuletzt und zweymal bey Frankreich, durch glücklichen Widerstand gebrochen wird. Das vorwaltende in dieser äußeren Geschichte ist der Krieg. Der aber setzt eine Bereitschaft von Mitteln voraus, deren Aufweisung der Staatswirthschaft anheimfällt, und deren Wahl eben so auf das Innere zurückwirkt, wie andererseits aus dem Inneren der Krieg Verstärkung seiner Antriebe und Bestimmung seiner Aufgaben empfängt. Hier wird von dem Werthe staatswirthschaftlicher Erörterungen für die Historie gesprochen, den der Verf. schon in dem einleitenden Vortrage S. 23 gegen Abgeneigte in Schutz genommen hatte.

Eingangs der vierten Vorlesung, die der Kriegsgeschichte gewidmet ist, wird dem Einwurfe begegnet, daß nur Leuten vom Fache das Verständniß dieses Theiles der Geschichte erreichbar sey. Das allgemein Lehrreiche daran wird durch Beyspiele erläutert, unter anderen durch den oft verkannten Erfahrungssatz, daß ein geübtes Heer über ungeübte, wenn auch zahlreiche und muthvolle Schaaren im-

mer den Sieg erringe, und Kriegsübung ein schwächeres Geschlecht zum Meister eines stärkeren mache. Weiterhin wird der Unterschied des regelmäßigen und des unregelmäßigen, des gerechten und des ungerechten Krieges, dann die Ausdehnung des Kriegsrechts und dessen Verhältniß zum Völkerrecht in Betrachtung gezogen.

Die fünfte Vorlesung geht auf die innere Geschichte der Staaten über, zu deren Verständniß die Bekanntschaft mit dem griechischen und römischen Alterthume und dessen großen Geschichtschreibern eine gute Vorbereitung gewährt. Eine einzige Hauptrichtung, wie oben an der äußeren Geschichte, ist an der inneren nicht zu entdecken; und obwohl im Großen angenommen werden darf, bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts sey die Bewegung religiöser, von da an politischer Art gewesen, (dort sey um Veränderungen in der Kirche, hier um solche in dem Staate gestritten worden,) so ist doch weder diese Bezeichnung erschöpfend, da noch mehrerley andere Richtungen dazwischen kamen, noch darf jene Unterscheidung streng genommen werden, da religiöser und politischer Zwist, vornehmlich in der ersteren Periode vielfach gemischt, oft einer in den andern verkleidet war. Dieß wird hier an der englischen Geschichte unter Elisabeth, sodann in der sechsten Vorlesung an derselben unter den zwey folgenden Regierungen gezeigt; stets in der Absicht Beyspiele zu geben, wie auf die letzten Gründe einzudringen und das Wesentliche von dem Zufälligen zu scheiden sey.

Die siebente Vorlesung überblickt die englische Geschichte seit Wilhelm III. und stellt als Ergebniß auf: daß Gegenstand des Strebens und Widerstrebens bloß verneinende Freyheit, d. h. Aufhebung von Einschränkung und Zwang, ohne Rücksicht auf deren Werth und Unwerth, gewesen sey. Dasselbe wird auch von den übrigen Staaten behauptet; auch da sey die Bewegung hauptsächlich auf die Beseitigung, der Widerstand auf die Erhaltung oder Verstärkung gewißer Schranken, äußerer und innerer, ausgegangen.

In der achten und letzten Vorlesung wird von der Glaubwürdigkeit in der Geschichte gehandelt. Ob eine Erzählung ernstlich gemeint sey oder nicht? ist die erste Frage, die man sich oft genügend zu eigener, jedoch nicht auch zu Anderer Ueberzeugung beantworten kann. Ob von einem Gleichzeitigen? Dieß wird manchmal viel zu hoch angeschlagen. Ob von einem Augenzeugen? War er bloßer Zuschauer, so hat sein Zeugniß weniger Werth als wenn er Mithandelnder, noch größeren, wenn er Anführer war. Doch tritt auch da gerechtes Mißtrauen ein, wo ihm daran lag die Wahrheit zu verbergen; z. B. bey Napoleon's bewundernswerther Schilderung des Angriffs auf Malbosquet. Ueberhaupt ist die Richtigkeit von bloßen Umrissen der Begebenheiten womit man sich gar oft begnügen kann, nur selten zweifelhaft; bey der Ausfüllung kommt die Glaubwürdigkeit mehr in Frage. Wem ist da vollkommen zu trauen?

Dem Geschichtschreiber der die Wahrheit ernstlich begehrt, und nicht nur mit absichtlicher Unwahrheit, selbst mit Irrthum sich nicht verträgt. Dieß ist etwas anderes als bloße Redlichkeit oder Unpartheylichkeit. Mancher zieht die Wahrheit der Unwahrheit vor, wenn beydes vor ihm liegt, und giebt sehr gern richtig wieder was ihm richtig erzählt worden ist. Weil ihm aber der Irrthum nicht lästig und unleidlich ist, so läßt er ihn hingehen wenn er nicht aufmerksam darauf gemacht wird. Dieß ist die ἀταλαίπωρος ζήτησις τῆς ἀληθείας worüber Thucydides klagt; sie, weit mehr als wirkliche Unredlichkeit, die Quelle alles Irrthums in der Welt. Und das ist ein Fehler der uns alle mehr oder minder befallen kann; denn keiner unter uns liebt die Wahrheit so von Herzen daß er jederzeit bereit wäre alles anzuwenden um zu ihr zu gelangen. Daher so viel Unächtes das für ächt gilt. So ist z. B. eine Erzählung aus dem Revolutionskriege, die in ganz Europa Glauben gefunden hat, weil ein Schriftsteller sie dem andern nachschrieb, ganz unwahr. Ich meine die Erzählung von der Mannschaft des Vengeur, die in der Seeschlacht am 1. Juni 1794 ihre Flagge zu streichen sich geweigert, bis zum Versinken fortgekämpft und im Versinken ausgerufen: vive la République! Selbst Hr. Carlyle nahm diese Erzählung in seine Geschichte der französischen Revolution auf und ich fand sie kürzlich wieder in einer recht tüchtigen Schrift eines Deutschen (L. v. Vincke, der zweyte punische Krieg, 1841) der sie als ein merkwürdiges Beyspiel des Heldenmuthes französischer Seeleute anführt. Ich bin weit entfernt, diesen Heldenmuth in Abrede zu stellen, der sich in der Vertheidi-

gung des Wilhelm Tell gegen ein brittisches Geschwader bey Malta und des Redoutable in der Schlacht bey Trafalgar so glänzend bewährt hat. Aber als Hrn. Carlyle's Buch erschienen war, schrieb ihm ein brittischer Officier, der an der Seeschlacht am 1. Jun. 1794 Theil gehabt, jene Erzählung sey ganz ohne Grund. Darauf stellte Hr. Carlyle eine genaue Untersuchung an; und erfreulich ist es daß die Mittel dazu sich vorfanden, obgleich seit jener Schlacht ein halbes Jahrhundert verflossen war. Der amtliche Bericht des französischen Capitäns des Vengeur an den Wohlfahrts-Ausschuß ist noch vorhanden; er ist auf einem brittischen Schiffe aufgesetzt und meldet daß der Vengeur die Flagge gestrichen habe und mit brittischen Seeleuten besetzt, ein Theil seiner Mannschaft aber mit dem Capitän auf ein brittisches Schiff geführt worden sey. Allerdings versank darauf der Vengeur mit seiner übrigen Mannschaft und mit der brittischen, welche Besitz davon genommen hatte. Die Verdrehung der Geschichte zu einer Selbstaufopferung war eines von Barrere's gewöhnlichen Kunststücken; aus seinem Berichte nahmen es französische, dann auch auswärtige Schriftsteller. Hier ist nun ein Fall, wo das Wahre leicht aufgefunden wurde sobald man darnach forschte. Und es darf, glaube ich, im Allgemeinen angenommen werden, daß, wo man nicht nur bereitwillig ist die Wahrheit aufzunehmen, sondern ernstlich begierig sie zu entdecken, die Wahrheit sicherlich ausgemittelt werden könne." S. 311.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Th. Panofka, Griechinnen und Griechen nach Antiken. Berlin 1844.

L. P. Aug. Gauthier, Recherches historiques sur l'exercise de la médecine dans les temples chez les peuples de l'antiquité. Lyon 1844.

Dissertazione sopra un Bidentale. Roma 1751.

P. Paciaudi, de sacris Christianorum balneis. Romae 1758.

P. Paciaudi, Puteus sacer agri Bononiensis. Romae 1756.

B. Graf von Giovanelli, Das Römische Straßen-Monument von Maretsch. Innsbruck 1825.

E. Gerhard, Phrixos der Herold. Programm zum Winckelmannsfest. Berlin. 1843.

Dr. Fr. Wieseler, Die Reliefs der Ara Casali. Eine archäologische Abhandlung. Göttingen 1844.

L. C. F. Petit-Radel, Recherches sur les monuments Cyclopéens et description de la collection des modèles en relief composant la galerie Pélasgique de la bibliothèque Mazarine. Paris 1841.

W. Zahn, Ornamente aller klassischen Kunstepochen nach den Originalien in ihren eigenthümlichen Farben dargestellt. Heft 6 — 10. Berlin 1842 — 43.

— —, Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä nach den an Ort und Stelle gemachten Originalzeichnungen. II. Folge. Heft 1 — 10. Berlin 1842 — 44.

B. Graf von Giovanelli, Alterthümliche Entdeckungen in Südtirol im J. 1838 und über eine auf das alte tirolische Münzwesen bezügliche Urkunde Kaiser Heinrich VII. Innsbruck 1840.

J. Friedländer, Die Münzen des Johanniter Ordens auf Rhodus 1309 — 1522. Berlin 1843.

W. Chassot von Florencourt, Erklärung der räthselhaften Umschriften der Consecrationsmünzen des Romulus. Trier 1843.

C. M. Fraehn, De Musei Sprewitziani Mosquae numis Kuficis. Petropoli 1825.

— —, Numi Kufici. Petrop. 1823.

Dr. Fr. Straß, Handbuch der Weltgeschichte. Th. 6. Handbuch der neueren Geschichte. Th. 3. Jena 1844.

F. C. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs. Bd. 3. Heidelb. 1844.

Dr. J. Möller, Geschichte des Mittelalters. Bd. 1. Mainz 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie. Von Carl Wilhelm Nitzsch, Dr. Ph. Kiel 1842. S. 141. gr. 8.

Der Verf. handelt im ersten Abschnitte seines Werkes von den Verhältnissen des Polybius in Griechenland vor seiner Verbannung und von der Bedeutung und den Schicksalen des achäischen Bundes (S. 3—29), im zweyten aber von seinem Aufenthalte in Rom und von der politischen Stellung der Scipionen (S. 29—83), im dritten und letzten endlich spricht er von Polybius als Historiker (S. 83—117). Den Schluß (S. 118—141) bilden die nöthigen Belege, auf welche sich die Darstellung stützt. Den zweyten Abschnitt, nämlich jenen über Polybius in Rom und die Scipionen, welchen wir als den lehrreichsten der ganzen Schrift betrachten, hatte Herr Dr. Nitzsch zur Inaugural-Dissertation ausgearbeitet, wozu er sodann die beyden andern als Anfang und Schluß hinzufügte. Er beurkundet in diesem historischen Versuche über einen Gegenstand, welcher große Kraft und Einsicht und vielfache Studien erfordert, ein tüchtiges Talent, welches zu schönen Hoffnungen berechtigt.

Die Schlacht bey Chäronea und die zahllosen Colonieen des neuen asiatischen Reichsverbandes hatten die Selbstständigkeit der äußeren Politik Griechenlands gebrochen, und die Kraft der heimischen Städte vergeudet. Dieser geschwächten Gemeinden bemächtigte sich überall eine Anzahl kleiner Herren; diese hielten die Bürgerschaft durch Söldnerhaufen darnieder, wie sie die maaß- und endlosen Feldzüge geschaffen hatten, und in jedes Thal und jede Stadt des Mutterlandes führten, nach außen aber lehnten sich die meisten derselben an die größeren Herren, die dasselbe Glück zur Begründung eines neuen Staatensystems berufen hatte. Denn auch diese Dynastien, in deren Familienzwisten und Eroberungsplänen die Geschichte des Ostens lange Zeit allein bestand, hatten weder Lust, noch Zeit und Macht, die Städte des Peloponnesus den Händen einzelner Tyrannen zu entreißen, und auf der Wiedergeburt griechischer Städte-Verfassung ihre eigenen Pläne fester zu begründen. Während in den Zeiten der Väter die Städte alle Kräfte des Landes in ihre Mauern zu ziehen gesucht hatten, gewannen jetzt neben dem unterdrückten Bürgerthume außer den Tyrannen auch freye Bauern und Hirten Bedeutung und Ansehen, deren Bergländer bis dahin ohne Einfluß und Abhängigkeit zwischen den Gebieten und Handelsstrassen der Bürger, aber außerhalb ihrer historischen Entwicklung lagen. Diese Umgestaltung der Verhältnisse Griechenlands in ihren Anfängen und Folgen zu entwickeln, ist eine höchst anziehende Aufgabe, und gewiß finden die Aufschlüsse, welche der Verfasser gibt, die verdiente Anerkennung. Der achäische Bund, diese großartige Erscheinung der spätern Geschichte von Hellas, bezweckte, was Aristoteles noch als unmöglich und unvereinbar mit griechischer Staatsfreyheit bezeichnet hatte, eine gleichförmige staatliche Vereinigung des gesammten Peloponneses. Auf einen Geist, wie Polybius, mußte der große Umschwung, welchen die Verhältnisse seines Vaterlandes durch denselben erfuhren, um so mächtiger einwirken, je näher er demselben stand.

Von seinem Vater Lycortas, dem würdigen Nachfolger des Aratus und Philopömen in der Leitung des achäischen Bundes, zum Staatsmanne gebildet und von Philopömen zur Kriegskunst angeleitet; spielte er selbst in der Geschichte seines Vaterlandes eine wichtige Rolle. Als die Bedeutung des achäischen Bundes vernichtet war, kam er als Geißel nach Rom, wo er siebzehn Jahre sich befand und der Freund, Rathgeber und Waffengefährte des jungen Scipio Aemilianus wurde.

Wie wenig die betreffende Periode der römischen Geschichte, in welche des Polybius Aufenthalt in Rom fällt, so wie jene, welche ihm unmittelbar vorausgeht, bisher aufgeklärt wurde, ist bekannt. In den Werken der früheren Zeit fehlt gerade eine umfassende Beleuchtung der innern Verhältnisse Roms in dieser höchst bedeutungsvollen Periode. Was einzelne Gelehrte in der neuesten Zeit hierüber geleistet haben, ist in kleinen Schriften oder einzelnen Abschnitten zerstreut, und Drumann reicht nur mit einzelnen Biographien in diese Periode hinauf. Deßhalb verdient Herr Dr. Nitzsch großen Dank dafür, daß er die Veranlassung, welche ihm sein Gegenstand darbot, zu einer näheren Beleuchtung derselben benützte. Er gibt im zweyten Abschnitte seines Werkes über einzelne Charaktere und den großen Zusammenhang der damaligen Weltgeschichte viele schätzbare Andeutungen. Von dem ersten Auftreten des ältern Scipio Africanus bis zu dem letzten Tage seines Adoptiv-Enkels hatte sich die Politik dieses Hauses und eines glänzenden Anhanges aus einer anfangs großartig einseitigen Richtung auf die auswärtigen Angelegenheiten immer fester und entschiedener durchgebildet und auch nach innen gekehrt (S. 85). Wenn die letzte öffentliche Erklärung des Scipio Aemilianus als ein Abfall von dieser Richtung erscheint, so tritt uns dagegen in dem Werke des Polybius gerade dieses System mit jener Klarheit und Energie entgegen, mit welcher es von seinem großen Freunde so lang und glorreich verfochten ward. Es war dieselbe Richtung, die für den Frieden Spaniens, für das Wohl des gedrückten Volkes in Italien und Sicilien den Scipio Aemilianus und seinen Anhang begeistert hatte, wie sie früher in dem ältern Africanus und Paulus Aemilius die Bezwingung der Feinde begann und vollendete. Die engen Grenzen einer Anzeige verbieten uns, hier aus einander zu setzen, was Scipio zur Unterstützung der so bedrängten Democratie versuchte. Wir verweisen in dieser Beziehung auf den zweyten Abschnitt des obengenannten Buches, und bemerken hier nur noch, daß Gracchus bloß das ausführte, was Laelius gewollt, wovor aber Scipio sich gescheut hatte, und auch Polybius zu warnen scheint. Der ältere Scipio hatte sich auf die innern Verhältnisse Roms nur wenig eingelassen, auch Aemilius, im fortwährenden Kampf mit einer senatorischen Gegenpartey, democratischen Ansichten noch fern gestanden; als er nun aber die macedonische Macht gestürzt und Roms Weltherrschaft gesichert hatte, mußte sein Sohn, indem er seine Ansicht über Roms äußere Politik fest hielt, auf die innersten Interessen des Volkes selbst zurückgeführt werden.

Polybius war nach Rom gekommen (S. 55) als Vertreter einer neugegründeten Democratie. Es war natürlich, daß, sobald er hinter dem Senat und den Magistraten eine zahlreiche Bürgerschaft in gesetzlicher Machtvollkommenheit erblickte, er gerade dieser sich mit besonderer Aufmerksamkeit zuwendete. In dem unendlichen Verkehr Roms mußten die Züge italischer Nationalität sich ihm leicht herausstellen. Vielleicht fand er die italischen Völker nicht mannhafter, als seine Landsleute, aber durchaus unerhört war ihm ihre Redlichkeit im Verkehr und deren Hauptgrund, ihre Gottesfurcht. Die Erkenntniß eines durchaus neuen, großartigen Fortschrittes legte ihm, wie er selbst gesteht, die innere Pflicht auf, über diese Erlebnisse ein schriftliches Denkmal zu hinterlassen. Zu diesem Zwecke unternahm er, wie der Verfasser im dritten Abschnitte zeigt, schon während der Belagerung Carthago's Reisen nach der Westküste Afrikas und ward auch später nicht müde, den Westen Europa's, die spanischen und gallischen Küstenlande der Kunde seiner Zeitgenossen näher zu bringen. Nachdem er den Frieden seines Vaterlandes durch eine neue Gesetzgebung gesichert sah, scheint dieses große Werk seine Thätigkeit vielfach in Anspruch genommen zu haben, und wenn ihn die In-

treffen des Peloponneses nach Kleinasien, Aegypten und auf die Inseln des Mittelmeeres führten, so konnte er zugleich auch hier Nachrichten und Anschauungen sammeln, welche für den Ausbau seines universalhistorischen Entwurfes die schon gewonnenen Erfahrungen mannigfach ergänzten. Herr Dr. Nitzsch setzt aber keine von allen diesen Bemühungen und Unternehmungen vor die Belagerung Carthago's, weil bis jetzt wenigstens kein bündiger Beweis möglich scheint, daß auch nur die zwey ersten Bücher vor dieser Zeit abgefaßt seyen.

Der Zeitraum, dessen Schilderung sich Polybius zur Aufgabe setzte, umfaßt jene dreyundfünfzig Jahre vom Anfange des zweyten punischen Krieges bis zum Untergange des macedonischen Königreiches durch die Römer. Schwer lastete auf ihm selber in den ersten Jahren seiner Verbannung das ganze Gewicht dieses fast unbegreiflichen Umschwunges der Dinge, und in dem Beyspiele des Perseus und der Rhodier Dinon und Polyaratus führte er selbst aus, welch' eine Angst vor Roms neugeschaffener Allmacht gleich nach dem Siege des Aemilius Paulus alle Staaten und Menschen erfaßte. Die Eigenthümlichkeit seines Stoffes hatte für ihn einen außerordentlichen Reiz, und wie er, von der Bedeutung des Werkes durchdrungen, allen weitern Schmuck verschmähte, so ergiebt sich ihm auch die Eintheilung des Ganzen einfach. Die Geschichte, welche überall die beste Lehrerin ist, soll hier von der wunderbaren Fügung des Geschickes sprechen, durch welches in einem halben Jahrhunderte die alte Welt unter Rom sich vereinigte. Um diesen Umschwung der Dinge klar zu machen, wird eine Einleitung oder ein Prolog über die zunächst vorhergehenden Ereignisse in Libyen, Sicilien und Griechenland vorangeschickt und nach der Darstellung jener denkwürdigen dreyundfünfzig Jahre auch der nächste Zeitraum in einem dritten Theile oder Epilog hinzugefügt.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844. Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Dr. G. C. Th. Franck, Exercitationum Niebuhrianarum liber I. De urbis origine. Kiliae 1841.

Dr. H. Weissenborn, Hellen. Beyträge zur genaueren Erforschung der altgriechischen Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Topographie. Jena 1844.

Vic. de Beaumont-Vassy, Histoire des états européens depuis le congrès de Vienne. T. 1. 2. Paris 1843.

B. de Thiebault, Relation de l'éxpedition du Portugal faite en 1807 et 1808. Paris 1817.

E. T. Sylvius, De rebus gestis Joannis II, Lusitanorum regis. Ulyssiponae 1689.

Reflexoès sobre a conspiração descuberta e castigada em Lisboa no año de 1817. Lisboa 1818.

J. M. Jo. de Portugal, Vida do infante D. Luiz. Lisboa 1735.

Fernando de Menezes, Vida e acçoens del'rey Dom João I. Lisboa 1677.

Pedro de Mariz, Dialogos de varia historia, em que se referem as vidas dos Senhores reyes de Portugal. Lisboa 1674.

Fr. Manuel, Epanaphoras de vaira historia Portugueza a El. Rey Nosso Senhor D. Afonso VI. Lisboa 1660.

Roque Ferreira Lobo, Historia da Feliz acclamação do Senhor rei D. João o quarto. Lisboa 1803.

F. Homem, Resorreiçam de Portugal, e morte fatal de Castella. Nantes s. a.

Damião de Goes, Chronica do sereniss. principe D. João. Coimbra 1790.

Seraph. de Freitas, De justo imperio Lusitanorum asiatico. Vallisoleti 1625.

J. B. Domingues, Vida do principe D. Theodosio. Lisboa 1747.

D. Nic. Fern. de Castro, Portugal convencida. P. 1. 2. Milano 1648.

D. Anton Furio, Memoria historica del levantamiento de los comuneros mallorquines en 1520. Palma 1841.

Ch. Romey, Histoire d'Espagne depuis les premiers temps jusqu'a nos jours. Vol. 6. Paris 1843.

Dr. B. Aldrete, Varias antiguedades de España, Africa y otras provincias. Amberes 1614.

Neue römische Briefe von einem Florentiner. Th. 1. 2. Leipz. 1844.

Carlo Troya, Storia d'Italia del medio evo. Vol. I. p. 3—5. Napoli 1843.

Guis. del Re, Cronisti e Scrittori sincroni Napoletani, dalla fondazione della Monarchia fino alla venuta di Carlo III. Dispensa 1—10. Neapel 1843.

Fr. Scaciga della Silva, Storia di Val d'Ossola. Vigevano 1842.

M. J. de Petigny, Etudes sur l'histoire, les lois et les institutions de l'époque Mérovingienne. T. II. Par. 1843.

Etienne Gallois, Les Ducs de Champagne. Mémoire pour servir d'introduction à l'histoire de la Champagne. Par. 1843.

Exposé historique et analytique des questions relatives à la rémuneration des services civils. Par. 1841.

Simonde de Sismondi, Histoire des Français. Continuée par Amédée Renée. Vol. 30. Paris 1844.

Jean de la Gesée et Jean de Lery, Relations du Siège de Sancerre en 1573 etc. Bourges 1842.

Mémoires du Comte de Coligny-Saligny et mémoires du Marquis de Villette, publiés pour la société de l'histoire de France, par M. Monmerqué. Par. 1841—44.

M. Capefigue, Louis XVI, son administration et ses relations diplomatiques avec l'Europe. T. 1—4. Par. 1844.

Aimé Champollion-Figeac, Louis et Charles Ducs d'Orléans, leur influence sur les arts, la littérature et l'ésprit de leur siècle, d'après les documents originaux et les peintures des manuscrits. P. 1—3. Par. 1844.

Ch. L. Gerling, Beyträge zur Geographie Kurhessens und der umliegenden Gegenden. Heft. 1. 2. Cassel 1839.

Dr. G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte. Bd. 1. Kiel 1844.

J. S. Grüner, Beyträge zur Geschichte der Stadt Eger und des Eger'schen Gebiets. Aus Urkunden. Prag 1843.

G. Göth, Das Herzogthum Steiermark. Bd. 1. 2. Wien 1841.

Dr. A. Wiesner, Russisch-politische Arithmetik. Streiflichter v. Tengeborski's Werk: Ueber Oesterreichs Finanzen rc. Th. 1. 2. Leipz. 1844.

J. B. von Scharberg, Die Verfassung des Großfürstenthums Siebenbürgen. Wien 1844.

P. A. Jäger, Tyrol und der bayerisch-französische Einfall im Jahre 1703. Innsbruck 1844.

R. Hinterhuber, Mondsee in topographischer, naturhistorischer und archäologischer Hinsicht. Salzburg 1839.

Dr. A. Fr. Riedel, Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. 2. Haupttheil oder der Urkundensammlung zur Geschichte der auswärtigen Verhältnisse 1. Band. Berlin 1843.

O. F. Karl, Danziger Sagen. Heft 1. 2. Danzig 1843.

G. B. Greenough, Memoir of a geological map of England. Lond. 1840.

Aug. Vidalin, Edouard III et le Régent, ou essai sur les moeurs du XII. siécle. Par. 1843.

A. Fryxell, Leben Gustav II. Adolfs, Königs von Schweden. A. Schwed. von T. Homberg. Th. 1. 2. Leipz. 1843.

Touchard-Lafosse, Leben Carl XIV. (Johann Bernadotte) König von Schweden und Norwegen. Quedlinb. 1839.

G. H. Mellin, Geschichte Schwedens von den ältesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten. A. d. Schwedischen übers. von Dr. Freese. Berl. 1844.

Dr. G. Hermes, Geschichte der polnischen Revolution der Jahre 1830 und 1831. Berl. 1843.

Mich. Balinskiego, Pisma historyczne. Warszawa 1843.

Dr. D. G. Sanders, Das Volksleben der Neugriechen. Mannheim 1844.

H. A. Hamaker, Réflexions critiques sur quelques points contestés de l'histoire orientale. Leide 1839.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1844.

Göthe. Zu dessen näherem Verständniß, von C. G. Carus. Beygegeben ist eine Reihe bisher ungedruckter Briefe Göthe's an den Herausgeber. Leipzig 1843.

Wer zum näheren Verständniß eines Schriftstellers, wie Göthe, Etwas beytragen will, der erregt die Erwartung, daß er für die Betrachtung desselben einen neuen und hohen Gesichtspunkt gefunden, daß er bisher ungesagte Wahrheiten sagen werde. Der Gesichtspunkt des berühmten Verfassers ist der „rein physiologische." Das ist aber für die Betrachtung einer menschlichen Persönlichkeit, einer geistigen Individualität ein unangemessener, viel zu beschränkter Gesichtspunkt.

S. 148:

„Ich habe Göthe zu schildern versucht, wie ich als Naturforscher gewohnt bin, irgend ein bedeutendes organisches Wesen — eine Pflanze, eine Palme, einen Adler, einen Löwen — zu betrachten und schildernd darzustellen; d. h. ich habe zu zeigen versucht, was er geworden und wie er gerade das werden konnte."

Die Pflanze freylich und das Thier sind immer gerade das, was sie aus angeborner Lebenskraft, nach ihrer Eigenart und gemäß den Umständen, unter denen sich diese entwickelt, werden konnten, sie sind immer, was sie seyn müssen, der Mensch aber soll. Was er seyn kann, erreicht er nur dann, wenn er will, was er soll; er ist nicht so, wie er ist, weil er so seyn müßte, sondern er soll seyn wollen, wie des Gewissens heiliges Gesetz es fordert, er soll sich über sich selbst erheben. Wenn der Verf. erzählt (S. 149), er habe bey diesen Zergliederungen und bey diesem Anschauen ganz die Freude empfunden, die ihm so oft geworden, wenn er einer merkwürdigen Pflanzenbildung, einer feinen und seltsamen Thierentwicklung mit Treue und Sorgfalt nachspürte, so findet Ref. diese Erfahrung in seinem Herzen nicht bestätigt. Denn so tief ihn auch die Betrachtung der innern Harmonie und Vollendung, der stillen Selbstgenugsamkeit eines solchen Lebens ergreift, so fühlt er sich doch immer noch mächtiger ergriffen, wenn er sieht, was der Mensch, wenn er will, über sich selbst vermag, was er sich abgewinnen, wie er sich selbst überwinden kann. Die Anerkennung dieser freyen sittlichen Kraft, die Bewunderung sittlicher Größe erweckt die Religion des Gewissens, die Ueberzeugung, daß Gott ist. Jacobi hat diesen Beweis trefflich geführt.

Die Beschränktheit und Unzulänglichkeit der rein physiologischen Betrachtung einer geistigen Individualität zeigt sich besonders in dem zweyten Abschnitt dieses Büchleins: „die Individualität Göthe's." Nachdem der Verf. in der Vorrede dieselbe „ihrer innersten Form nach" darzulegen versprochen, reducirt er alle geistigen und sittlichen Eigenthümlichkeiten unsers Dichters auf eine physiologische Eigenschaft. S. 54:

„Sollte ich zunächst hier eines als Grundeigenschaft seines Wesens aufstellen, so würde ich mich nicht bedenken, den Begriff einer nach menschlicher Weise durchaus vollkommenen Gesundheit als die eigentliche Basis seiner Individualität zu betrachten."

Dieser Gesichtspunkt gewährt keine neue Ansicht über Göthe's Individualität, eröffnet kein tieferes Verständniß als bereits gewonnen ist. Es ist ganz gewöhnlich, Göthe's geistige und leibliche Organisation als eine Normalbildung zu preisen; der Verf. selbst erinnert an Hufeland, der sich glücklich preist, Göthe persönlich gekannt zu haben, denn nie sey ihm ein Mensch vorgekommen, welcher zu gleicher Zeit körperlich und geistig in so hohem Grade vom Himmel begabt gewesen wäre, und auf diese Weise in der That das Bild des vollkommensten Menschen darstellte.

Für die Würdigung geistiger und sittlicher Vorzüge ist die Gesundheit eine untergeordnete Eigenschaft. Ist auch die Gesundheit des Leibes in gewissem Sinne der harmonische Inbegriff aller leiblichen Vollkommenheiten, so ist doch die geistige Gesundheit nur die formelle, die negative Voraussetzung geistiger und sittlicher Vortrefflichkeit. Nur Weisheit und Tugend haben einen selbstständigen, von der Anwendung unabhängigen, den rechten Gebrauch ihrer selbst in sich schließenden Werth.

Außer dieser Ueberschätzung der Naturanlage hängt mit jenem falschen Gesichtspunkte eine kleinliche und spielende Erklärungsmethode zusammen, die Alles, was von sich selbst zeugt, noch erklären, ja durch das Zusammenwirken äußerer Umstände die geistige Eigenthümlichkeit erklären will. „Die tüchtige, etwas pedantische, aber durchaus bedeutende und ehrenwerthe Natur des Vaters, die fein humoristische, ächt weibliche, bis ins hohe Alter fast übermüthig lebendige Natur der Mutter," — und dann „sein Hervortreten in einer alten freyen Reichsstadt, mitten in ihrem einfachen etwas langweiligen Bürgerleben," diese Einflüsse und Einwirkungen sollen diese einzige Erscheinung erklären. Wer den Einfluß äußerer Einwirkungen auf den Geist überschätzt, ist von der Wahrheit eben so weit und noch weiter entfernt, als es der ist, der diesen Einfluß läugnet und übersieht. Seit Jahrtausenden leuchtet vergebens die Sonne Homers. Wahre Eigenthümlichkeit ist ein selbstständiges Leben, schöpferischer Genius ist eine selbstständige Kraft, ein ursprüngliches, durch nichts Gegebenes erklärbares, durch seine Wirkung sein Daseyn erweisendes, in seiner That sich selbst bezeugendes Wesen.

Eine wahre Uebereilung scheint es uns, wenn der Verf. also fortfährt:

„Göthe war indeß nicht bloß ein gesunder, sondern auch ein eigenthümlich schön und mächtig Organisirter. — — Witz, Humor, Weltverstand und tausenderley Geschicklichkeiten können sich gewiß oftmals in einer dürftigen, ja verbildeten Organisation darleben, aber eine solche mächtige Gesinnung, eine solche Energie des Seelenlebens, eine solche welthistorische Productivität wie die Göthe's sind geradezu unmöglich (!) in einer dürftigen, ja nur gewöhnlichen körperlichen Erscheinung, sie fordern, ja, eigentlich zu sagen, sie erschaffen eine bedeutende und schöne körperliche Bildung."

Solche Uebertreibungen sind eben so sittlich empörend in ihren Folgerungen, als sie grundlos und oberflächlich sind. Zu sittlich empörenden Folgerungen müssen sie führen, wenn solche Sätze so allgemein, so ohne Einschränkung, so ohne Rücksicht auf die freye sittliche Kraft, so ohne Scheu vor dem Genius ausgesprochen werden. Wissenschaftlich sind sie völlig unbegründet und zwar um so mehr, je mehr sie durch Anwendung der inductiven Methode den Schein der Gründlichkeit usurpiren. Denn, wenn es sich auch von selbst versteht, daß der geistigen Eigenthümlichkeit nach bestimmten Gesetzen die leibliche Organisation und vorzugsweise die Schädelbildung entspricht, so fehlt doch der Wissenschaft ein ausreichender Maaßstab, um durch Beobachtung, Messung und Vergleichung der einzelnen Organe und ihrer gegenseitigen Verhältnisse eine solche Congruenz in allen Fällen und für alle einzelnen Functionen der geistigen und leiblichen Organisation nachzuweisen. Und zwar scheint dem Ref. die Unzulänglichkeit der inductiven Methode auf diesem Gebiete nicht bloß eine temporäre, durch den Fortschritt der Wissenschaft verschwindende, sondern eine in der Natur und im Wesen des Geistes begründete, eine sittlich nothwendige Schranke zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Polybius Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie.

(Schluß.)

Dieser sollte es seiner Zeit möglich machen, klar zu erkennen, ob die Herrschaft der Römer zu fliehen oder im Gegentheile anzunehmen sey, der Nachwelt aber, ob ihr Regiment Lob und Nacheiferung oder Tadel verdiene. Bey der Ermittlung der Ursachen dieser außerordentlichen Weltveränderung ward er von der Bewunderung des Geschickes, welches in so kurzer Zeit Großes bewirkte, auf die Betrachtung derjenigen geführt, welche es mit solchen Erfolgen gesegnet hatte. Es sind dieß die Männer von Geist und Ueberlegung, die Lieblinge der Götter. Wollte er beschreiben, wie die ganze bekannte Erde sich unter die Herrschaft Roms und die Geschichte der einzelnen Staaten sich zu einer allgemeinen Geschichte wunderbar vereinigt haben, so müßte er auf frühere Feldzüge und auf Roms Verfassung zurückgehen, worin zwar nicht der Anfang, wohl aber die Ursache dieser Machterweiterung zu suchen ist. Bey der Betrachtung der römischen Verfassung, bey der Geschichte des älteren Scipio, durch die Freundschaft des jüngeren befestigte sich in ihm die trostreiche Ueberzeugung, daß das Glück in dem blöden und rathlosen Treiben des übrigen Menschengeschlechtes die Helden des Geistes zu seinen Werkzeugen auserwählt. So vereinigt sich (S. 94) bey ihm unter der Hand des Geschickes alles Leben des Menschengeschlechtes zu einem lebendigen Organismus, den er in der Eigenthümlichkeit und Composition seines Werkes abzuspiegeln trachtet. Diese Auffassung der Universalgeschichte als eines wunderbaren Prozesses, in dem sich die Weltverhältnisse zu einer leiblichen Einheit verknüpften, mußte der Geschichtschreibung eine ganz neue Richtung geben, und ihr besonders die Darstellung des allseitigen Zusammenhanges von Ursache und Wirkung zur Pflicht machen. Indeß würde man sehr irren, wenn man an der Meinung festhielte, daß die Pragmatik des Polybius bloß in einer einseitigen Hervorhebung des Causalnexus, wie er bey uns im vorigen Jahrhunderte so beliebt, nachher so verachtet war, bestehe. Dieses Wort bezieht sich vielmehr nach der Ansicht des Hrn. Dr. Nitzsch auf die Händel (πράγματα) des einen Staates mit dem andern, in welchen sich der Mann von öffentlicher Tüchtigkeit (πραγματικός) bildet; diese konnten, nachdem alle Weltverhältnisse zu einem Leibe, wie er sagt, unter Roms Regiment sich vereinigten, nur in einer wahrhaft pragmatischen Geschichte beschrieben, nur dadurch klar gemacht werden, daß diese möglichst universal angelegt und durchgeführt ward.

Zwischen seiner Darstellung des Verfassungscyclus und der des Aristoteles findet ein ungeheuerer Unterschied statt, und die enge Begränzung, welche man dem Staate früher gab, lag der politischen Ansicht dieser späteren Zeit sehr ferne. Es ist die Autarkie einer innerlich möglichst geordneten Verfassung, welche Aristoteles, wie Plato, von dem Einfluße äußerer Politik und jeglichen fremden Verkehrs möglichst fern zu halten suchen. Die Geschichte des Polybius dagegen verkündigt das neugewonnene Bewußtseyn, daß die Größe des Staates darin bestehe, in den jetzt gewonnenen Weltverkehr eines allgemeinen Staatensystems einzugreifen und in ihm seine Stellung nach Außen vertheidigen zu können.

Der erste Theil seines Werkes zeigt die erste Anregung, der zweyte die vollkommene Durchbildung dieses neuen Staatensystems, der dritte endlich, wie man noch lange das Eigenthümliche der neuen Ordnung verkannt, und welche Bewegungen dieses Mißverhältniß veranlaßt hat. Die Gefahren, welche Staaten im Innern bedrohen, kann nach seiner Meinung derjenige, welcher die organische Fortbildung der Verfassungen beachtet, leicht abwenden, während es über die, welche von Außen drohen, keine sichere Kenntniß giebt (VI, c. 17). Jetzt aber war durch die große und gemeinsame Ordnung, in welche die Verhältnisse gebracht waren, die Anschauung aller äußeren Bewegungen sicherer geworden; es mußte sich herausstellen, was jeder Staat an angenehmen, schönen, förderlichen Zwecken zu verfolgen hätte, und die Vortheile oder Nachtheile

dieser Wechselbeziehungen mußten dann am deutlichsten hervortreten, nachdem die Nothwendigkeit derselben schon begründet war. In so ferne Polybius die praktische Bedeutung für das Leben und seine politische Ausbildung als höchsten Zweck der Geschichte nennt, kann man die letzten zehn Bücher, welche er selbst für den nützlichsten Theil des ganzen Werkes erklärt, als die am meisten pragmatische Parthie des Ganzen bezeichnen. Er hofft von diesem Theile die nützlichste Belehrung sowohl für die Herrschenden, als die Untergebenen, spricht aber die Ansicht aus, daß keineswegs bey allen Römern eine solche Politik beliebt war, wie er sie nach ihrer Verfassung für sie schicklich und möglich hielt (III, 4). Es sollte auch ihnen, da er sich eben so wohl Römer als Griechen als seine Leser dachte (XXXII, 8), diese wunderbare Fügung des Geschickes in seiner ganzen Bedeutung klar werden, es sollte ihnen unvergessen bleiben, daß man diese gewaltigen Kriege nicht bloß um des Herrschens und des Sieges willen begonnen; sie sollten erkennen, daß diese großen Erfolge durch die Besonnenheit und Energie der größten Männer gewonnen und gerade in dieser Weise benützt wurden.

Wenn Polybius die Wahrheit das Auge der Geschichte nannte (S. 105), ohne welche alles Uebrige für ihn seine Bedeutung verlor, so schien ihm diese Wahrheit nur möglich durch die ausgebreitetste Selbsterfahrung und eigene Anschauung des Schriftstellers. Aus dem ganzen Verlaufe seines Werkes ergiebt sich, daß er einerseits seine Zeit zur Förderung einer so begründeten Geschichte für besonders günstig hielt, andrerseits selbst für die historische Kenntniß jenseits dieser praktischen Richtung keinen Sinn hatte. Diese rein praktische Tendenz aber, welche den thatsächlichen Bestand der Geschichte für das Höchste achtete, gestattete zwischen der Erzählung für mannigfache Erläuterungen hinlänglichen Raum; in ihnen konnte er niederlegen, was er außer der Anschauung der Ereignisse an Lebensregeln für den Bürger, Staatsmann und Feldherrn erworben hatte. Diese Excurse sind hinlänglich bekannt und es scheint fast, als hätte sich gerade durch diese ungeschmückte Darlegung seiner Privatansichten die eigentlich historische Erzählung so rein gehalten. Daß er in der Abhandlung über Roms Verfassung sich von seinem und der Scipionen Urtheil bestimmen ließ, ist allerdings klar; aber anderwärts tritt seine Unpartheylichkeit deutlich genug hervor, besonders da, wo wir ihn mit Livius vergleichen können, wie überhaupt die Reinheit seiner historischen Berichte die höchste Bewunderung verdient.

Gieng nun die ganze Darstellung der Weltverhältnisse bey Polybius darauf hinaus, seine und seiner Freunde Politik als die einzig richtige und nach diesen Gesichtspunkten den Gang der Ereignisse als durchaus nothwendig und bewundernswerth nachzuweisen (S. 99), so gab diese offenbar einseitige Stellung der Schrift nothwendig einen polemischen Charakter, der sich denn überall um so entschiedener offenbart, je vollkommener Polybius sich bewußt war, auf seinem Standpunkte die litterarischen und politischen Gegner weit zu übersehen. Die ganze damalige historische Litteratur wurde durch die verschiedensten einseitigen Tendenzen bewegt, und einerseits zu den gewagtesten Annahmen, andrerseits zu einer heftigen Polemik gedrängt, mit der man die eigenen Hypothesen um so hartnäckiger verfocht, je weniger die wirkliche Welt den politischen Erwartungen der Autoren entsprach (S. 109). Schon durch diese historische Schwärmerey sah sich Polybius veranlaßt, nur auf die eigene Erfahrung und Anschauung seine Geschichte zu gründen, und wenn man ihn einseitiger Darstellung beschuldigt, so darf man nicht vergessen, daß die gepriesenen älteren Quellen, nach denen Appian und Zonaras besser als er berichtet haben sollen, von Parthey-Ansichten wenigstens nicht minder als er bedingt waren. — Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß Hr. Dr. Nitzsch der alten Geschichte auch ferner seine Aufmerksamkeit zuwenden und den vortrefflichen Abriß, welchen er uns über Polybius und seine Zeit gab, später zu einem ausführlichen Werke über diesen so wichtigen Gegenstand umbilden möge.

Uschold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1844.

Göthe. Zu dessen näherem Verständniß, von C. G. Carus.

(Fortsetzung.)

Es scheint dem Menschen die Einsicht in diesen Zusammenhang aus einem ähnlichen Grunde versagt zu seyn, als der Blick in die Zukunft. Wir können nicht in die Zukunft sehen, weil wir ohne Rücksicht auf den Erfolg handeln sollen, weil wir Gott vertrauen, in Noth und Tod Gott ergeben seyn sollen. Und wir sollen nicht von der Schädelwölbung auf des Menschen Innerstes schließen, wir sollen die Kranioskopie in ihrer Wichtigkeit anerkennen, aber nicht von dieser Wissenschaft eine Anwendung machen, die den Wahrheitssinn verletzt, die Tugend kränkt, das Gewissen empört.

Wenn Einer unter uns erschiene voll genialer Kräfte, voll Geduld und Wahrheit, voll reiner Güte, geistiger Anmuth und sittlicher Würde, aber er wäre nicht körperlich schön, die Entfernung der größten Wölbung am Stirnbein von der äußern Ohröffnung betrüge nicht 5 Zoll 6 bis 8 Linien, wie bey Göthe und Napoleon und andern diesen beyden verwandten Geistern, ja nicht einmal 5 Zolle, wie insgemein bey wohl und intelligent entwickelten Köpfen, oder auch seine Stirne wäre nicht so breit wie bey Schiller und insgemein bey philosophischen Talenten, ja die Breite seines Vorderhaupts betrüge nicht einmal 4½ Zoll pariser Maaß: — hätte der Verf. der „wissenschaftlichen Kranioskopie" eine solche Erscheinung nicht „für geradezu unmöglich" erklärt, ich würde ihn fragen, ob er einen solchen Menschen nicht trotz aller Theorie lieben, ob er ihm nicht vertrauen würde?

Der dritte Abschnitt enthält Göthe's Verhältniß zur Natur und Naturwissenschaft: sein tiefes wunderbares Naturgefühl, das seine Schilderungen, so wie Dichtungen durchdringt; seine naturwissenschaftliche Methode; seine Leistungen für die Naturwissenschaft. Da der Verf. hier auf seinem eigenen Arbeitsfelde sich findet, da er in gefühlvollem Natursinn, in ästhetisch sittlicher Naturanschauung mit Göthe sympathisirt, von der Idee der Pflanzenmetamorphose, von Göthe's Licht- und Farbentheorie ergriffen ist, hat dieser Abschnitt, ob er gleich, gemäß seiner Bestimmung, nur Bekanntes enthält, besondere Innigkeit und gleichsam persönliche Wahrheit.

Wie sehr Göthe des Verfassers naturwissenschaftliche Leistungen anerkannte und hoch hielt, welch' innigen persönlichen Antheil Göthe an des Verf. wissenschaftlichen Arbeiten, wie künstlerischen Beschäftigungen nahm, bezeugen Göthe's Briefe, die, in den ersten Abschnitt des Buches aufgenommen, beyder Männer persönliches Verhältniß beleuchten. Der erste Brief ist eine dankende Erwiderung auf die Zusendung der vergleichenden Anatomie, vom 23. März 1818.

„— — Da ich mich seit vierzig Jahren in diesem Felde merklich abquäle, so gehöre ich gewiß unter die, welche Ihr Werk höchlich schätzen. Nur wenige Stunden konnte bisher darauf verwenden, allein ich sehe schon auf jedem Blatt, auf jeder Tafel meine Wünsche erfüllt."

Zum neuen Jahre 1826 schreibt G. an Carus und d' Alton:

„Wenn ich das neueste Vorschreiten der Naturwissenschaft betrachte, so komme ich mir vor wie ein Wanderer, der in der Morgendämmerung gegen Osten gieng, das heranwachsende Licht mit Freuden anschaute und die Erscheinung des großen Feuerballs mit Sehnsucht erwartete, aber doch bey dem Hervortreten desselben die Augen wegwenden mußte, welche den gewünschten gehofften Glanz nicht ertragen konnten."

„Es ist nicht zu viel gesagt, aber in solchem Zustande befinde ich mich, wenn ich Herrn Carus Werk vornehme, das die Andeutungen alles Werdens von dem einfachsten bis zu dem mannichfachsten Leben durchführt und das große Geheimniß mit Wort und Bild vor Augen legt: daß Nichts entspringt, als was schon angekündigt ist, und daß die Ankündigung erst durch das Angekündigte klar wird, wie die Weissagung durch die Erfüllung." — —

Vom 16. August 1827:

„Es ist für ein großes Glück zu achten, wenn wir das alte Wort auf uns anwenden können: Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug. In vielen Fächern ist mir das gute Geschick geworden, besonders auch in diesem, welches Ew. Wohlgeb. mit so viel vorzüglichem Talent bearbeiten. Mit sehr angenehmem Gefühl erinnere ich mich der achtziger Jahre, als die vergleichende Anatomie mir das höchste Interesse und die Ueberzeugung einflößte, daß nur auf solchem Wege Einsicht in die lebende, ja in alle Natur, wie sie auch erscheinen möchte, zu erwerben sey. Campor hatte mächtig gewirkt; ich stand kurz vor seinem Ableben mit ihm in einigem Verhältniß; Sömmerings rasche Thätigkeit berührte mich mehr; Merk war auch in dieser Liebhaberey mein Geleitsmann. Und so darf ich mich meiner treuen, wenn auch unzulänglichen Bemühungen gern erinnern, jene Epoche mir klar und gegenwärtig denken, nach deren Verlauf ich das Geschäft in den besten Händen sah, um allmählig von der Mitwirkung abzulassen.

„Welchen großen Gewinn bringen mir aber nicht jene Arbeiten, wo sie mich zur Theilnahme alles dessen, was in der Wissenschaft gefördert wird, aufrufen, mich befähigen, solche zu prüfen, zu schätzen und mir zuzueignen, besonders mich an allem dem, was Ew. Wohlgeb. durch Meisterhand fördern und ausbilden, mich zu erquicken und zu beleben. Höchst erwünscht erschien mir so Ihr zweytes Heft, indem es eine wissenschaftliche Augensalbe enthält, die mich klarer und frischer in die Thierwelt hineinsehen macht, nachdem ich dieses Frühjahr und Sommer über veranlaßt worden, auf das ewige Bilden und Umbilden der Pflanzenwelt meine Aufmerksamkeit zu erneuern."

„Auch muß ich noch hinzufügen, daß ich durch neue und erneute Verhältnisse zu Graf Sternberg, Cuvier, Sömmering in die organischen Reste der Vorzeit wieder aufmerksam hineinzusehen gedrängt werde, da mich denn immer Ihre Lehre von den Urerscheinungen begleitete. Faßt man sie recht, so wird uns mit dem Begriff ein stilles heimliches Anschauen des Werdens und Steigerns, Entstehens und Entwickelns immer zugänglicher und lieber."

Unter dem 8. Juni 1828:

„Ein alter Schiffer, der sein ganzes Leben auf dem Ocean der Natur mit Hin- und Wiederfahren von Insel zu Insel zugebracht, die seltsamsten Wundergestalten in allen drey Elementen beobachtet und ihre geheimgemeinsamen Bildungsgesetze geahnt hat, aber, auf sein nothwendigstes Ruder-, Segel- und Steuergeschäft aufmerksam, sich den anlockenden Betrachtungen nicht widmen konnte; der erfährt und schaut nun zuletzt: daß der unermeßliche Abgrund durchforscht, die aus Einfachsten ins Unendliche vermannichfaltigten Gestalten in ihren Bezügen ans Tageslicht gehoben und ein so großes und unglaubliches Geschäft wirklich gethan sey. Wie sehr findet er Ursache verwundernd sich zu freuen, daß seine Sehnsucht verwirklicht und sein Hoffen über allen Wunsch erfüllt worden. Mehr darf ich nicht sagen, denn ich habe kaum einen Blick in das Werk gethan, der aber schon auf das Vollkommenste erhebt und befriedigt."

Der fünfte Abschnitt: „**Göthe's Verhältniß zu Menschen und zur Menschheit,**" — „um anschaulich zu machen, wie auch hier die Entwicklung einer so bedeutenden Individualität nur unter Einwirkung vielfältiger anderer bedeutender Persönlichkeiten als möglich gedacht werden konnte." Wie der Verf. auch im ersten Theil seines Systems der Physiologie sagt: „Es gehört zu den höchsten Aufgaben des Menschen, von der Menschheit als einem Ganzen, als einem ideellen Organismus einen Begriff zu erlangen, aufzuhören, sich als ein einzelnes Stück unter Einzelnen zu fühlen und gewahr zu werden, daß der Mensch nur als Glied eines höhern Ganzen eine bleibende und tiefere Bedeutung erreichen und behaupten kann. — — Der Maaßstab der geringern oder höhern Bedeutung des Einzelnen kann auch hier nur gegeben seyn durch den Grad,

bis zu welchem sich in ihm die Idee der gesammten Menschheit wiederholt."

Im J. 1775 schrieb Göthe von sich: „Das ist der Göthe, dessen größte Glückseeligkeit es ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben." Der Verf. hebt als ein solches Lebensglück unseres Dichters das Verhältniß zum Großherzog Carl August und zu Schiller hervor. Wenn er aber Merk und Herder nur als „wohlgesinnte Widersacher" bezeichnet, durch deren widerstrebende Wirkungen Göth'es Energie gestärkt worden wäre, so ist dieß völlig unhistorisch. Hat Herder durch sein hohes sittliches Beyspiel, durch bittern Ernst und bittern Spott, jede Eitelkeit und Selbstgefälligkeit des Freundes bekämpft, so hat er nicht minder positiv auf ihn gewirkt, hat ihm eine Fülle neuer Anregungen gegeben. Mit Göth'es herrlicher Schilderung ihres Zusammenseyns in Straßburg („Dichtung und Wahrheit," 10. Buch), können wir einen Brief Herders an seine Braut vergleichen, in dem er sagt: „Göthe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meinen ewigen Vorwurf gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sah; auch glaubte ich ihm, ohne Lobrednerey, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können." Das tiefe Naturgefühl, das Göth'es Dichtungen durchwogt, ist nicht minder ursprünglich und noch mächtiger, ergreifender in Herders „ältester Urkunde und im „Geist der hebräischen Poesie."

„Indeß, fährt der Verf. fort, der Mann bildet sich nur zum Theil an Männern heran; nicht minder wichtig ist die Heranbildung, welche ihm durch Frauen zu Theil wird." Ueber Göth'es Verhältniß zu Frauen gibt er nach seiner Weise folgenden Aufschluß:

„Sucht man nur den Lebensereignissen zu folgen, so weit es aus seinen Schriften, Briefen und sonstigen Mittheilungen möglich ist, und versucht man dann ein Resultat zu ziehen über die Eigenthümlichkeit seiner Begegnungen mit Frauen, so ergibt sich nach sorgfältiger Beachtung und Vergleichung alles Verschiedenartigen, wie mir scheint nur eine und eine von den gewöhnlichen Urtheilen sehr abweichende Wahrnehmung — nämlich bey durchgehendem lebendigstem Gefühl für Anmuth, Schönheit und Liebe, ein entschiedener überall wiederkehrender Zug von Entsagung. — Es geht dieser Zug von Entsagung auf eine sehr eigenthümliche Weise durch sein Leben hindurch und scheint mir nur dann erklärlich und nur dann vom rechten Standpunkte aufgefaßt, wenn wir bedenken, welcher Genius in seinem Innern waltete, und welchen geheimen Tempeldienst dieser Genius forderte, wenn sein Walten ungestört bleiben, und sein Ziel erreicht werden sollte."

Auch führt der Verf. die Worte des Kanzlers von Müller an: „Von Rom her datirt sich die ernste Maxime der Entsagung, die er sein ganzes späteres Leben hindurch geübt hat und in der er die einzig sichere Bürgschaft innern Friedens und Gleichgewichtes fand."

Aber „was versteht man unter Entsagung?" Nur keinen Stoicismus! den Stoikern ist der Verf. gar nicht gewogen; er schildert den Stoiker als einen Menschen, „der sich mit einem Mantel, mit einem Trunk Wasser und mit Wurzeln des Waldes begnügt" (S. 127), er nennt die stoische Entsagung „Wahnsinn" (S. 123), sondern,

„den ersten Begriff der Entsagung kann nur die Rücksicht auf inneres Seelenleben gewähren. Es verdient daher nur Entsagung genannt zu werden jene edle und freywillige Selbstbeschränkung, welche bey reiner Freude am Erfassen und Gebrauche aller Glücksgüter des Lebens, Alles und Jedes ausschließt, was für eine wahrhafte und schöne Entwicklung des in uns gelegten Göttlichen irgend behindernd und störend werden müßte, entweder weil es dasselbe in niedere Regionen herabziehen oder weil es mitten in dem wohl sehnlich gewünschten Uebermaaße augenblicklicher Lust ihm Fesseln anlegen würde, durch welche eine weitere und höhere Entfaltung fernerhin unmöglich bliebe."

Nur sollen wir nicht wagen, Menschen, die im Plane der göttlichen Weltordnung Selbstzwecke sind, bloß als Mittel unserer innern Selbstbildung zu benützen, nur sollen wir nicht sittliche und heilige Verhältnisse als solche Glücksgüter des Lebens betrachten, deren Genuß je nach dem Interesse unsrer ästhetischen und menschlichen Cultur wir uns erlauben oder versagen müssen. Wir trinken einen Becher Wein, wenn wir fühlen, durch den Genuß des Weines arbeitsfähiger zu werden, wir ver-

sagen uns diesen Genuß, wenn er uns nicht wohl bekommt. Freundschaft und Liebe dürfen wir unter diesen diätetischen Gesichtspunkt nicht bringen; sie sind nur sittliche Verhältnisse durch die gegenseitige Anerkennung der freyen Persönlichkeit, durch die uneigennützige Heilighaltung der Liebe und Treue.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

George Folson, The despatches of Hernando Cortes, the conqueror of Mexico, addressed to the emperor Charles V., written during the conquest and containing a narrative of its events. Now first translated into English from the original Spanish. New-York 1843.

P. Franc. Rogemont, Relacam do estado politico e espiritual do imperio da China pellos annos de 1659 até o de 1666. Lisboa 1672.

L. M. C. Pasquier, Précis de l'histoire de l'Hindoustan, contenant l'établissement de l'émpire mogol. Par. 1843.

H. de Mendoça, Jornada de Africa. Lisboa 1607.

Dr. K. H. Hermes, Die Entdeckung von Amerika durch die Isländer im 10. und 11. Jahrhundert. Braunschweig 1844.

Ant. Vic. Dellanave, Historia do descobrimento e conquista do imperio Mexicano. Rio de Janeiro 1821.

Dr. J. G. Büttner, Die vereinigten Staaten von Nordamerika. Th. 1. 2. Hamburg 1844.

Entwurf zu einer zeitgemäßen Verfassung der Juden in Preußen. Breslau 1842.

M. Flourens, Eloge historique de Pyramus de Candolle. Par. 1842.

Dr. L. Steinheim, Moses Mardochai Büdinger, Lebensbeschreibung eines israelitischen Schulmannes. Altona 1844.

Vic. de Chateaubriand, La vie de Rancé. Par. 1844.

Mittelalterliche Verzierungen Englands und Frankreichs. Heft 1. München 1843.

G. Kallenbach, Chronologie der deutschen mittelalterlichen Baukunst. Abth. 1. München 1844.

J. Kreuser, Kölner Dombriefe oder Beyträge zur altchristlichen Kirchenbaukunst. Berl. 1844.

Dr. W. Fuchs, Ueber den Einfluß der Gestalt des Terrains auf die Resultate barometrischer und trigonometrischer Höhenmessung. Wien 1843.

Dr. Fr. W. von Reden, Die Eisenbahnen in Europa und Amerika. Abth, I. Absch. 2. Die österreichischen Eisenbahnen. Berl. 1844.

J. F. Encke, Betrachtungen über die Anordnung des Sternensystems. Berl. 1844.

W. Fardely, Die Galvanoplastik. Mannh. 1843.

Dr. G. F. Schumacher, Die Krystallisation des Eises. Leipz. 1844.

A. Th. Nahl, Meteorologische und naturhistorische Chronik des Jahres 1842. Heft 1—3. Darmst. 1844.

H. Schröder, Die Siedhitze der chemischen Verbindungen als das wesentliche Kennzeichen zur Ermittelung ihrer Componenten. Th. 1. Mannheim 1844.

P. T. Meissner, Dr. Justus Liebig analysirt. Frankf. 1844.

Verhandelingen over de natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen. Afl. 21. 22. Land- en Volkenkunde No. 6. 7. Afl. 23. Botanie. No. 7. Afl. 24. Zoologie No. 10. Leiden 1844.

Dr. W. F. Erichson, Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1840. Berl. 1842.

The Zoology of the voyage of H. M. S. Sulphur, unt der the command of Captain Sir Ed. Belcher, during the years 1836—1840. No. 5. Ichthyology by J. Richardson. Part I. Lond. 1844.

Ph. Fr. de Siebold, Fauna Japonica. Pisces elaborantibus C. J. Temminck et H. Sehlegel. Decas V. Mammalia. Decas II. Lugd. Bat. 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.	herausgegeben von Mitgliedern	31. December.
Nro. 261.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1844.

Göthe. Zu dessen näherem Verständniß, von C. G. Carus.

(Schluß.)

Im letzten Abschnitte wird nicht geleistet, was die Ueberschrift: „Vom Verständniß der Werke Göthe's aus dem Verständniß seiner Individualität" verspricht. Und zwar folgt diese Art ganz allgemein gehaltener nur einige Werke Göthes berührender Besprechung aus der Natur des Princips, das dem Büchlein zu Grunde liegt. Denn aus dem Begriff der Gesundheit ist weder die bestimmte Mannichfaltigkeit der Göthe'schen Werke, noch ihr ethischer Geist und Gehalt zu deduciren. Daher diese verallgemeinernde, diese in der Anwendung auf Kunstwerke oberflächliche Methode. „Das erste Geheimniß, welches im Verhältniß Göthes zu seinen Werken sich verbirgt, heißt die organische Nothwendigkeit ihrer Hervorbringung — frey von allen Rücksichten auf Aeußerliches, Weltliches, Zeitliches (S. 160). „Das zweyte Geheimniß, im Verhältniß Göthes zu seinen Werken verbirgt sich in der merkwürdigen und so sehr zum Vollständigen anstrebenden Wiederspiegelung seines gesammten Wesens in denselben." (S. 162.) Das erste „Geheimniß" ist der allgemeine Charakter aller Werke der ächten Kunst und Wissenschaft: aber mit Recht hebt der Verf. hervor, daß sich nicht immer in den Werken ihres Urhebers Individualität so rein darstelle, als dieß bey Göthe der Fall ist, dessen Werke Darstellungen seines inneren Lebens, Selbstbekenntnisse sind. „Göthe's Werke sind einestheils nur so tiefsinnig, eigenschön und vielbedeutsam, weil sie abstammen von einer so nachhaltigen und großen Natur, andern Theils aber, wo sie schwächer und unzureichend erscheinen, geben sie auch dem Abdrucke schwächere, für diese Individualität ursprünglich nicht bestimmte Seiten."

Es ist schön und wohlgethan, daß der Verf. auf diesen wenigen Blättern Veranlassung nimmt, Göthe's „Maximen und Reflexionen" zu preisen.

„Weite Lebensereignisse liegen dazwischen und haben sich hier oft in wenig Worte zusammengezogen — ja selbst über diesen schwebt der Schreibende wieder in einer gewissen Lebenshöhe erhaben. — — Geht man diese Sachen im Einzelnen durch, so finde ich, daß man besonders Ursache hat, in dreyfacher Hinsicht ihnen die höchste Anerkennung zu widmen; zuerst in Hinsicht auf die Höhe und Reinheit der Gesinnung, die sich darin ausspricht, sodann in Beziehung auf scharfe Kenntniß menschlicher, Göthe selbst oft scheinbar fern genug liegender Verhältnisse, drittens in Bezug auf die freye und mächtige Beherrschung der Sprache."

Je mehr wir aber die Hoheit und Reinheit der Gesinnung in diesen goldenen Sprüchen erken-

nen, je mehr auch uns die Wahrheitsliebe das „erste und letzte" ist, desto mehr müssen wir uns verpflichtet fühlen, diese Aphorismen nicht mit passiver Verwunderung aufzunehmen, sondern mit selbstständiger Ueberzeugung. Viele unter diesen Maximen sind in sich beschlossen, evidente Wahrheiten, andere sind nur relativ, nur als Ausdruck momentan berechtigter Stimmungen wahr. Die lehrreichsten aber sind die, die uns nöthigen, durch selbstständige Charakterüberzeugungen die ruhigen kalten Reflexionen zu ergänzen und zu berichtigen. Wenn Göthe sagt, der Handelnde sey immer gewissenlos, nur der Betrachtende könne Herz und Gewissen rein erhalten, so müssen wir in unserem Herzen diesem Satz widersprechen, müssen fordern, daß es so nicht seyn dürfe, daß es so nicht bleibet. Bestätigt die Geschichte diesen Satz, so soll und muß es anders werden, er muß aufhören wahr zu seyn — die Geschichte der Zukunft würde ihn widerlegen, wenn er bis jetzt hätte gelten können.

Soll die Quelle der Liebe und der Begeisterung für unsern großen Dichter rein und lauter fließend erhalten werden, so müssen wir mit selbstständiger Ueberzeugung ihn bewundern, mit vorurtheilloser Liebe, mit freyem offenen Wahrheitssinne!

Nicht zu verkennen ist, daß des Verf. Styl eine unfreywillige Nachahmung des in Göthe's letzter Lebensperiode herrschenden Styles ist. Sehr störend sind leere Wendungen und besonders viel verheißende Uebergänge zu ganz einfachen, sich von selbst verstehenden Sachen. 3. B. S. 77: „Es ist mir schon oft sehr merkwürdig gewesen, was man von Fra Beato Angelico de Fiesole erzählt." — — S. 92 „Mir hat diese Stelle immer sehr merkwürdig geschienen" — (nämlich die Erzählung, wie der Knabe dem Schöpfer opfert.) S. 137. „Gewiß ist es aber, der Dichter — er, der diesen Namen wahrhaft verdient — der große Dichter — (was erwartet nun der Leser?) — steht überhaupt in einem eigenthümlichen und sehr merkwürdigen Verhältnisse zur Menschheit." S. 159. „Diese Stelle giebt überhaupt viel zu denken und — — — —" S. 177. „Es liegt für mich in dieser Nöthigung eines so bedeutenden Geistes, das Bild einer andern menschlichen Entwicklung mit dieser Deutlichkeit für sich aufzuzeichnen und auszuführen, etwas psychologisch äußerst Wichtiges." — Außerdem störet oft die falsche Verbindung nicht zusammenhängender Metaphern. 3. B. S. VII. „Darum aber beugen sich freylich weder Tacitus noch Cicero, weder Sophokles noch Euripides, und immer und immer wiederhallen von neuem ihre unsterblichen Worte in allen feinern Blüthen eines neu aufkommenden Geschlechts." Tacitus und Cicero, Sophokles und Euripides würden „die Erfüllung am Bau der Pyramide unsers Seelenlebens" (auf S. 128) nicht gutheißen. Und was sollen uns die „Götter"? Es fehlte Göthe nur Eines, „— um einen Sterblichen mit Allem zu krönen, was die Götter unter ganz besondern Constellationen dem Leben Herrliches einflechten." (S. 134) — Superlativische Uebertreibungen, wie „innerster Kern" (S. IX), „ganz eigendstes Seyn" (S. 78), oder (S. 110) „Kaum eine Einrichtung des alten römischen Lebens hat mir so tiefsinnig und bedeutungsvoll geschienen, als daß — den Triumphatoren Spottlieder entgegengesungen werden durften." Adelheid von Walldorf nennt der Verf. „das Urbild der weiblichen Verführung" und von Götz von Berlichingen versichert er, man müsse ihm „in jeder Beziehung einen durchaus herodoteischen Charakter zuerkennen."

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844. Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Dr. J. Ratzeburg, Die Ichneumonen der Forst-Insecten, in forstlicher, und entomologischer Beziehung dargestellt. Berl. 1844.

Dr. M. J. Schleiden, Beyträge zur Botanik. Bd. 1. Leipz. 1844.

Dr. H. B. Geinitz, Die Versteinerungen von Kieslingswalda und Nachtrag zur Charakteristik des sächsischen Kreidegebirges. Leipz. 1843.

— —, Ueber die in der Natur möglichen und wirklich vorkommenden Krystallsysteme. Dresden 1843.

Dr. J. Fröbel, Grundzüge eines Systemes der Krystallologie. Zürich 1843.

M. L. Frankenheim, System der Krystalle. Breslau 1842.

Dr. E. F. Germar, Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün im Saalkreise. Heft. 1. Halle 1844.

Al. Petzholdt, Populäre Vorlesungen über Agriculturchemie. Leipz. 1844.

W. A. Kreyssig, Die Menge- und Zwischensaaten der Feldgewächse. Braunschweig 1844.

Dr. A. v. Gonzenbach, Darstellung der Handelsverhältnisse zwischen der Schweiz und Frankreich während des Jahres 1840. Bern 1842.

Extracto historial del expediente que pende en el consejo real, y supremo des las Indias. Madr. 1736.

H. F. Osiander, Der Entwurf zu einem neuen Handelsgesetzbuch für das Königreich Würtemberg. Tübing. 1844.

J. O. Halliwell, Aelteste Urkunde der Freymaurerey in England. Uebers. von Dr. C. W. Asher. Hamburg 1842.

— —, Urgeschichte der Freymaurerey in England. Deutsch von H. Margraff. Leipz. 1842.

Dr. K. Schwenk, Mythologie der asiatischen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slaven. Th. 1. Frankf. 1843.

Ueber den Einfluss der classischen Studien auf sittlich religiöse Gesinnung. Cassel 1843.

J. H. Fichte, Ueber die christliche und antichristliche Speculation der Gegenwart. Ein philosophisches Gutachten. Bonn 1842.

Dr. J. Frauenstädt, Schelling's Vorlesungen in Berlin. Berl. 1842.

Dr. E. Ruth, Geschichte der italienischen Poesie. Th. 1. Leipz. 1844.

Dr. A. F. Ozanam, Dante und die katholische Philosophie des 13 Jahrhunderts. Münster 1844.

Ant. Ferreira, Poemas Lusitanos. T. 1. 2. Lisboa 1771.

Fr. Xav. Menezes, Henriqueida. Lisboa 1741.

Benj. Franklin, La science du bonhomme Richard. Par. 1827.

V. Cousin, Fragmens littéraires. Par. 1843.

K. Gaillard, Bilder aus Tscherkessien. Berl. 1843.

Fr. C. Grieshaber, Aeltere noch ungedruckte deutsche Sprachdenkmale religiösen Inhalts. Rastatt 1842.

Ludw. Ettmüller, Sechs Briefe und ein Leich. Zürich 1844.

Fr. Rückert, Herodes der Große. Stück 2. Herodes und seine Söhne. Stuttg. 1844.

— —, Kaiser Heinrich IV. Drama. Th. 1. Des Kaisers Krönung. Frankf. 1844.

B. Hüppe, Lieder und Sprüche der Minnesänger. Münster 1844.

J. F. Willems, Belgisch Museum voor de Nederduitsche Tael-en Letterkunde en de geschiedenis des vaderlands. Deel VIII. Gent 1844.

Ed. Edwards, The fine arts in England; their state and prospects considered relatively to national education. P. I. Lond. 1840.

J. Machado de Castro, Descripçao analytica da execução da estatua equestre erigida em Lisboa à gloria do Senhor rei D. José I. Lisboa 1810.

C. Gerber, Ueber Statistik und statistische Behörden. Merburg 1842.

Dr. J. Fallati, Ueber die sogenannte materielle Tendenz der Gegenwart. Tübing. 1842.

Th. Oelckers, Die Bewegung des Socialismus und Communismus. Leipz. 1844.

J. C. Bluntschli, Psychologische Studien über Staat und Kirche. Zürich 1844.

Ugo Foscolo, Scritti politi inediti. Lugano 1844.

Dr. J. F. G. Eiselen, Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besonderen Entwickelung. Halle 1843.

J. F. Becker, Ueber eine zweckmäßigere Einrichtung der Rentenanstalten. Berl. 1844.

P. Flourens, Examen de la Phrénologie. Paris 1842.

— —, Recherches expérimentales sur les propriétés et les fonctions du systéme nerveux dans les animaux vertébrés. Par. 1842.

Dr. Rud. Wagner, Handwörterbuch der Physiologie mit Rücksicht auf physiologische Pathologie. Bd. II. Braunschweig 1844.

Dr. H. Haeser, Historisch pathologische Untersuchungen. Th. 1. 2. Dresd. 1841.

Dr. Chr. Fr. Haentsch, Pathogenetisch-therapeutische Betrachtung der typhösen Katarrhal-Schleim- und Darmfieber. Zittau 1843.

Fr. A. Foecke, Historische Untersuchungen und praktische Beobachtungen über den Ileus, die Invagination und die crupartige Entzündung der Gedärme. Leipz. 1843.

Carmichael, Klinische Vorlesungen über die syphilitischen Krankheiten. Uebers. von Dr. L. Posner. Leipz. 1843.

Gem. Grimelli di Modena, Intorno alle injezioni spec. dell' Iride. Modena 1840.

Dr. A. Steinberg, Fragmente zur Ophthalmiatrik. Mainz 1844.

Dr. G. Hoering, Ueber den Sitz und die Natur des grauen Staares. Preisschrift. Heilbronn 1844.

G. Grimelli, Lettere chimico-mediche. Modena 1840.

Dr. O. Graf, Das Bromkalium als Heilmittel beleuchtet. Leipz. 1842.

L. A. Gosse, De la réforme des quarantaines. Genéve 1842.

Dr. Ad. Schnitzer, Praktische Anleitung zur Anwendung des magnetoelektrischen Rotations-Apparates. Berl. 1843.

Dr. W. Bergsträsser, Ueber Pflege und Wartung der Irren. Gekrönte Preisschrift. Leipz. 1844.

J. von Glöden, Das römische Recht im Ostgothischen Reiche. Jena 1842.

Dr. G. Geib, Geschichte des römischen Criminal-Prozesses bis zum Tode Justinians. Leipz. 1842.

H. Gräff, Vollständiges Repertorium über die in den v. Kamptzschen Jahrbüchern für die Preußische Gesetzgebung enthaltenen Verordnungen. Breslau 1840.

Gesetz-Sammlung für das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen. 1841. Sondershausen.

Der Stadt Hamburg Gerichts-Ordnung und Statuta. Hamburg 1842.

N. Falk, Die historischen Landesrechte in Schleswig und Holstein urkundlich. Kiel 1843.

Dr. E. Fr. Rößler, Ueber das Ausgedinge auf Bauerngütern. Prag 1842.

M. Pinard, Le barreau depuis 50 ans. Par. 1843.

Fr. N. Franklin, Memoria para servir de indice dos foraes das terras do reino de Portugal e seus dominios. Lisboa 1816.

J. Anast. de Figueiredo, Synopsis chronologica de subsidios ainda os mais raros para a historia e estudo critico da legislação Portugueza desde 1143 até 1549. T. 1. 2. Lisboa 1790.

(Fortsetzung folgt.)

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des achtzehnten und neunzehnten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1844, Band XVIII. und XIX.

Die römische Ziffer verweist auf den Band, die arabische auf die Seite des Bandes.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Historische Klasse:

Mathematisch-physikalische Klasse:

Sitzung vom 9. December 1843:

Sitzung vom 20. Januar 1844:

Sitzung vom 9. März 1844:

Sitzung vom 20. April 1844:

Sitzung vom 11. May 1844:

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.




Digitized by Google